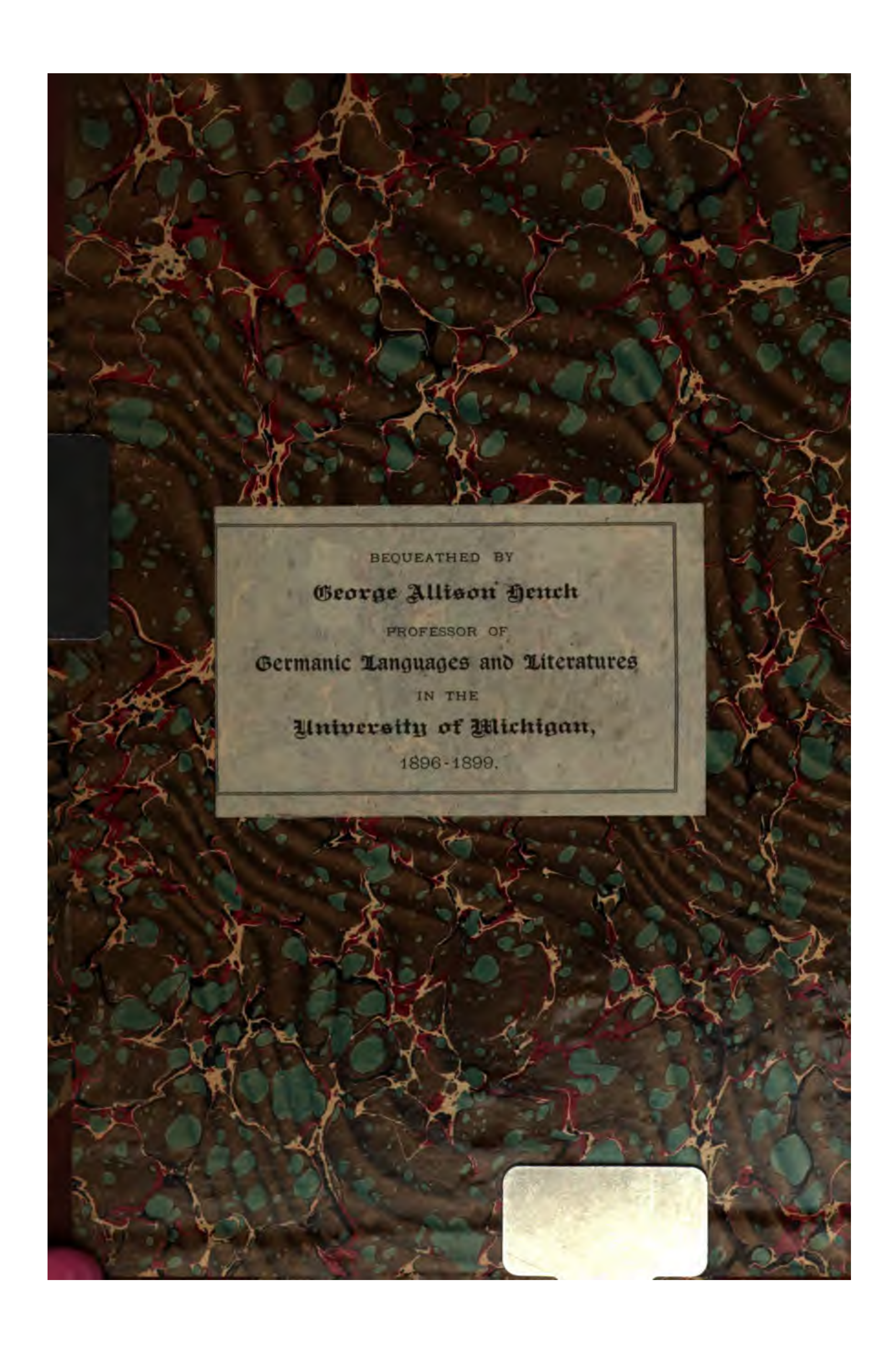
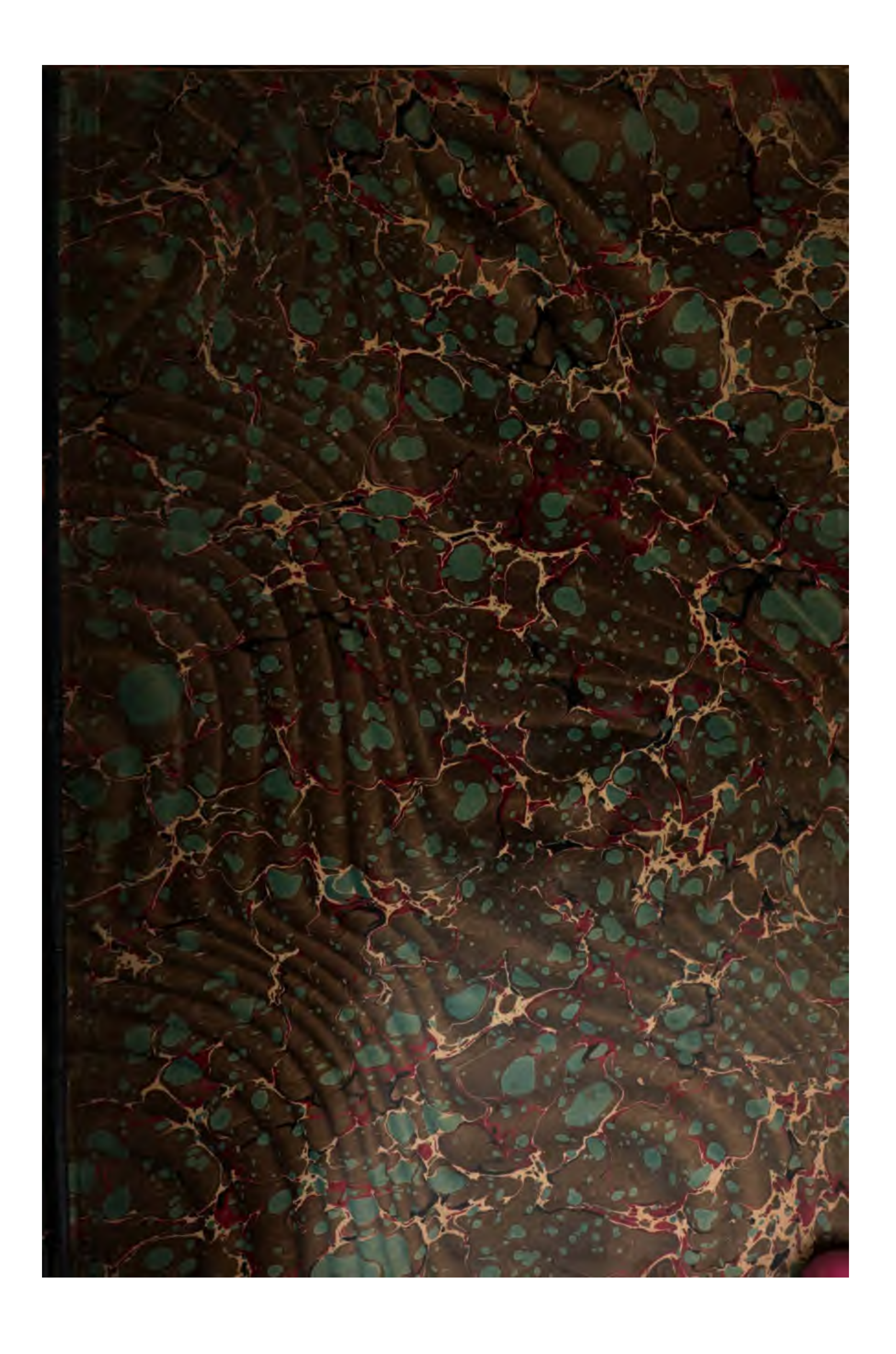
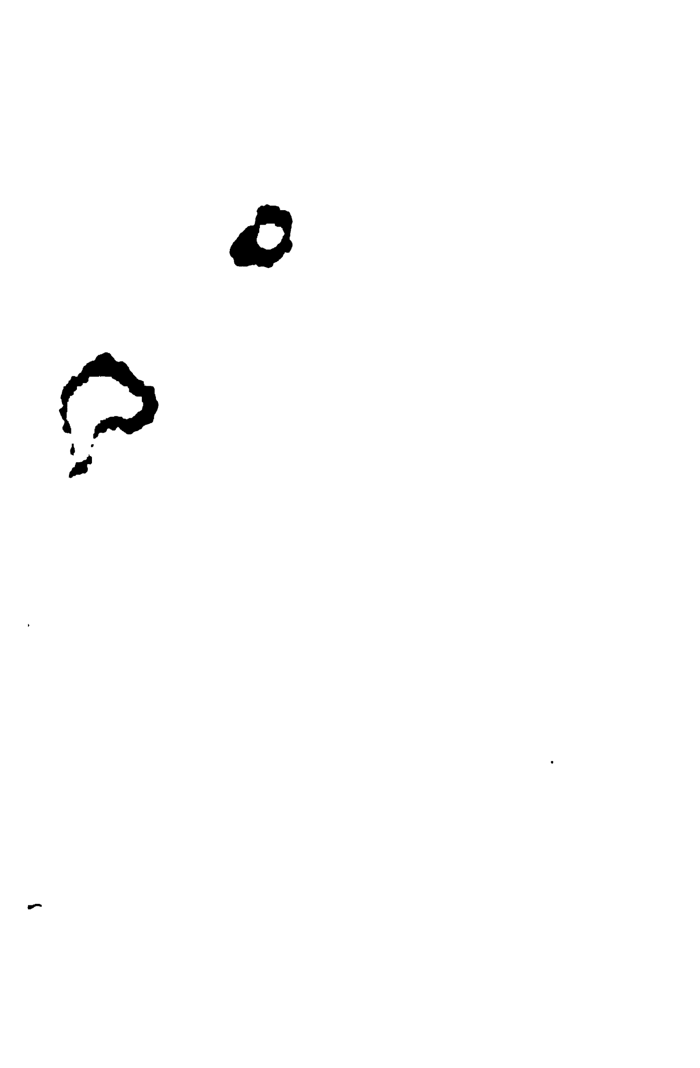



BEQUEATHED BY
George Allison Hench
PROFESSOR OF
Germanic Languages and Literatures
IN THE
University of Michigan,
1896-1899.





ABHANDLUNGEN

ZUR

GERMANISCHEN PHILOLOGIE.

FESTGABE

FÜR

RICHARD HEINZEL

VON

F. DETTER, M. H. JELLINEK, C. KRAUS, R. MERINGER,
R. MUCH, J. SEEMÜLLER, S. SINGER,
K. ZWIERZINA.

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER.
1898.

RICHARD HEINZEL

ZUR

VOLLENDUNG FÜNFUNDZWANZIGJÄHRIGEN WIRKENS AN DER

UNIVERSITÄT WIEN

IN

DANKBARER VEREHRUNG ÜBERREICHT.

Inhalt.

Verzeichnis der wichtigsten, für Zeitschriften und Sammelwerke gebrauchten Abkürzungen.

Aarbøger = Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie, Kopenhagen 1866 ff.

AfdA. = Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, hg. von Steinmeyer, Roethe und Schröder, Berlin 1876 ff.

Ark. = Arkiv for Nordisk Filologi, hg. von Kock, Christiania, Lund und Leipzig, 1883 ff.

BB. = Beiträge zur Kunde der idg. Sprachen, hg. von Bezzenberger und Prellwitz, Göttingen 1877 ff.

Beitr. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, hg. von Paul, Braune und Sievers, Halle 1874 ff.

BSB. = Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Classe der k. bayr. Akademie der Wissenschaften, München 1871 ff.

CIL. = Corpus inscriptionum Latinarum consilio et auctoritate Academiae regiae Borussicae editum. Berolini 1863 seqq.

CIRh. = Corpus inscriptionum Rhenanarum ed. Brambach, Elberfeldae 1867.

DLZ. = Deutsche Litteraturzeitung, hg. von Roediger u. A., Berlin 1880 ff.

DWb. = Deutsches Wörterbuch, hg. von J. und W. Grimm, Hildebrand, Lexer, Wülcker, Erdmann, Heyne u. A., Leipzig 1854 ff.

Fms. = Fornmanna sögur, hg. von Rafn, Rask, F. Magnusson, Sv. Egilsson und N. M. Petersen, Kopenhagen 1825—37.

Germ. = Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, hg. von Pfeiffer, Bartsch und Behaghel, Stuttgart und Wien 1856 ff.

IF. = Indogermanische Forschungen, hg. von Brugmann und Streitberg, Strassburg 1892 ff.

Korrbl. d. WdZ. = Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, hg. von Kettner und Lamprecht, Trier 1882 ff.

LB. = Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, hg. von Behaghel und Neumann, Leipzig 1879 ff.
LP. = Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis, von Egilsson, Hafn. 1844—60.
MSD. = Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, hg. von Müllenhoff und Scherer, dritte Auflage hg. von Steinmeyer, Berlin 1892.
NJb. = Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bremen 1876 ff.
PW. = Sanskrit-Wörterbuch von Böhtlingk und Roth, Petersburg 1855—75.
QF. = Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, hg. von ten Brink, Scherer, Martin, Strassburg 1874 ff.
Russ. fil. vêst. = Russkij filologi českij vêstnik, Varšava 1879 ff.
SSB. = Berichte der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, philologisch-historische Classe.
Tijdskr. = Tijdskrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde, Leiden 1881 ff.
WSB. = Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Wien 1848 ff.
ZfdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, hg. von Haupt, Müllenhoff, Steinmeyer, Roethe und Schröder, Leipzig und Berlin 1841 ff.
ZfdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie, hg. von Höpfner, Zacher, Gering und Erdmann, Halle 1869 ff.
ZfdU. = Zeitschrift für den deutschen Unterricht, hg. von Lyon, Leipzig 1886 ff.
ZföG. = Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, hg. von Seidl, Bonitz u. A., Wien 1850 ff.
ZfrPh. = Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von Gröber, Halle 1877 ff.

ZUR ERKLÄRUNG DER LAUSAVÍSUR DER EGILSSAGA.

Von F. Detter.

Die Egilssaga Skallagrímssonar liegt jetzt in einer mustergiltigen Ausgabe von Finnur Jónsson, Kopenhagen 1886—1888 (Samfund, Band 17) vor. Weiter hat derselbe Gelehrte seine Ausgabe für die Altnordische Sagabibliothek Nr. 3, Halle 1894, umgearbeitet. Gerade zur Interpretation der Lausavísur bringt die zweite Ausgabe manches Neue. Ueber die Lausavísur der Egilssaga hat F. Jónsson schon in den Kritiske Studier over en Del af de ældste norske og islandske Skjaldekvad, Kopenhagen 1884, gehandelt. Im Anschluss an die Samfund-Ausgabe hat Hjalmar Falk Beitr. 13, 359 ff. „Bemerkungen zu den Lausavísur der Egilssaga“ veröffentlicht, gegen welche F. Jónsson in der Vorrede zur Samfund-Ausgabe, S. XXXII ff. polemisiert.

Trotz diesen Arbeiten ist noch vieles in den Strophen ganz dunkel. Ich lege hier einige Vermutungen vor, die sich mir im vergangenen Sommersemester, als ich mit meinen Hörern die Egilssaga las, aufgedrängt haben.

v. 2 wird dem Vater Egils, Skallagrímr, in den Mund gelegt. Sie setzt den Kampf Skallagríms und Kveldúlfs mit den Brüdern Hallvarðr harðfari und Sigtryggr snarfari voraus. Die Samfund-Ausgabe schreibt S. 86:

Nús hersis hefnd
við hilmi efnd.
gengr úlfr ok ǫrn
of ynglings bǫrn.
flugu hǫggvin hræ
Hallvarz á sæ.
grǫn slítr *ara*
und snarfara.

In der Sagabibliothek schreibt F. Jónsson S. 84:

grár slítr ari
und Snarfara.

Die letztere Lesart ist unbedingt vorzuziehen, wenn auch der Reim unrein ist, denn sie schliesst sich genauer an die Hss. an: *grár slítr undir ari snarfara* MóK; *gráárr slítr ari undir snarfara* W. Dass der Adler *grár* genannt wird, ist nicht bedenklich. Mit Recht weist F. Jónsson auf *niðfǫlr* hin, wie Vǫluspá 43 (Hauksbók) der Adler heisst; R hat hier allerdings *neffǫlr*. Auch an *iarplitaðr* 'fuscus' in *ióð arnar iarplitaðs,* Geisli 29, kann erinnert werden. *grǫn,* wie F. Jónsson zunächst mit G. Pálsson schrieb, müsste an unserer Stelle die Bedeutung 'Schnabel' haben, wie Hǫfuðlausn 11: *vorut blóðs vanar* | *benmás granar.*

v. 3 hat bei F. Jónsson S. 98 (94) folgende Gestalt:

Miǫk verðr ár, sás aura
ísarns meiðr at rísa
(váðir Vidda bróður
veðrs) leggia skal (kveðia).
gialla lætk á gulli,
geisla nióts meðan þióta,
heitu, hrærikytiur
hreggsvindfrekar, sleggiur.

d. i. *Miǫk ár verðr ísarns meiðr at rísa, sás skal leggia aura. veðrs váðir kveðia Vidda bróður. lætk sleggiur gialla á heitu gulli, meðan hreggsvindfrekar geisla nióts hrærikytiur þióta.* „Sehr früh muss der Eisenschmied aufstehen, welcher sich Geld zu sammeln wünscht. Die Blasebälge fordern den Bruder Viddis (den Wind) auf. Ich lasse die Vorhämmer auf der glühenden Metallmasse schallen, während die windheischenden, den Strahlbesitzer (das Feuer) in Bewegung setzenden Hütten (die Blasebälge) heulen.“

H. Falk handelt über die Strophe a. a. O. S. 360. Er schlägt folgende Emendationen vor:

Miǫk verðr ár, sás aura
ísarn-, meiðr at rísa
váða Vilia bróður
veðrs, -sleggiu skal kveðia.

„Früh muss der Mann (*meiðr Vilia bróður veðrs váða* = *meiðr bryniu*) aufstehen, der die Metallbarren hämmern (*kveðia aura ísarnsleggiu* wie *kveðia lið oddum* 'milites mucronibus salutare', i. e. 'armis petere') soll (d. h. der Schmied).“

An F. Jónssons Deutung setzt Falk aus, dass für *leggia aura* 'lucrari' und *Vidda bróðir* 'ventus' Belege fehlen, dass *ísarnsmeiðr* eher 'Kämpfer' als 'Schmied' bedeuten müsse, und dass der ganze Ausdruck 'der Blasebalg verlangt Wind' höchst unnatürlich und anstössig sei.

Falks Emendationen entfernen sich zu sehr von den handschriftlichen Lesarten, um wahrscheinlich zu sein. Zu *leggia aura* verweist F. Jónsson mit Recht auf *félag*. *ísarnsmeiðr* fasst F. Jónsson gleichfalls sehr ansprechend als ein Wortspiel; die Umschreibung bedeutet allerdings 'des Eisens Baum, Krieger', aber der Dichter hat hier den Ausdruck mit Absicht gewählt, um damit einen Eisenschmied zu bezeichnen. Dagegen scheint mir F. Jónssons *veðrs* gegen *veðr* MW*ðε* und *beðr* K nicht notwendig, denn *veðr-váðir* entspricht dem *vind-belgr*. Ferner glaube ich nicht, dass *Vidda bróðir* 'Wind' bedeutet, sondern 'Feuer', 'Logi': „die Blasebälge rufen das Feuer hervor (*kveðia*)“. Wenn man für 'Wind' oder 'Feuer' eine Umschreibung findet, deren eines Glied 'Bruder' ist, so hat man an den Mythus von Forniótr und seinen Söhnen Kári, Logi (Eldr), Hlér (Ægir), und an Umschreibungen wie *bróðir Ægis* für Logi oder Kári zu denken, SnE. I, 330; II, 486.

Viddi ist offenbar eine Koseform. Wie *edda* 'Poetik' zu *óðr* 'Poesie', oder *edda* 'Grossmutter' zu mhd. *Uote*, *stedda* 'Stute' zu *stóð* 'Gestüt', so kann *Viddi* zu *víðir* 'mare' gehören, und ein Beiname Ægirs sein, wie *Hlér*. Der *bróðir Vidda* ist dann Logi oder Eldr.

Zur Verwendung von *gull* in der Bedeutung 'Metall' kann Vǫluspá v. 29 (R) verglichen werden, wo *miǫð* in *drekkr miǫð Mímir* auch nicht mit 'Met' übersetzt werden kann, sondern *miǫðr* ist hier so viel wie *drykkr*, und *drekka miǫð* = *drekka*.

v. 10 hat bei F. Jónsson S. 135 (126) folgende Form:

Ǫl ber mér þvít Ǫlvi
ǫl gervir nú fǫlvan,
atgeira lætk úrar
ýring of grǫn skýra.
ǫllungis kant illa
oddskýs fyr þér nýsa,
rigna gervir regni,
regnbióðr! Hávars þegna.

d. i. *Ber mér ǫl, þvít ǫl gervir Ǫlvi nú fǫlvan; lætk úrar atgeira ýring skýra of grǫn. kant nýsa ǫllungis illa fyr þér, oddskýs regnbióðr! regni Hávars þegna gervir rigna.* „Bring mir das Bier, denn das Bier macht jetzt den Ǫlvir blass; ich lasse den Staubregen des Speeres des Auerochsen (den Staubregen des Hornes, das Bier) über die Lippen fliessen. Du bist gar nicht vorsichtig genug, du Anbieter des Regens der Speerwolke (Anbieter des Schildregens, des Kampfes = tapferer Mann)! Jetzt regnet es mit dem Regen der Asen.“

Die von F. Jónsson schon in den Krit. Studier S. 127 vorgetragene Besserung des handschriftlichen *bar* in den Imp. *ber* ist sehr einleuchtend. *regn Hávars þegna* ʻRegen der Leute Óðins, der Asenʼ ist nach F. Jónsson der Skaldenmet; ʻes regnet mit dem Skaldenmetʼ soll heissen ʻich mache ein Gedichtʼ. Nach *dvergregn, dverga lá* usw. ist ja diese Auffassung wohl möglich, aber der Zusammenhang macht sie unwahrscheinlich.

Die Voraussetzung der Strophe ist das Gelage bei Bárðr. Egill sagt die Strophe auf, als Ǫlvir, sein Begleiter, betrunken aus dem Saale hinausgeführt worden war. Nach der Strophe fährt die Prosa fort: *Egill kastar horninu, en greip sverðit ok brá; myrkt var í forstofunni; hann lagði sverðinu á Bárði miðium, svá at blóðrefillinn hlióp út um bakit; fell hann dauðr niðr, en blóð hlióp ór undinni.* Wenn nun Egill in der Strophe sagt *ǫllungis kant illa fýr þér nýsa* ʻdu bist nicht vorsichtig genugʼ, so erwartet man eher die Aeusserung ʻjetzt will ich drein schlagenʼ, als die matte Bemerkung ʻich dichte eine Stropheʼ. *regn Hávars þegna* kann aber in der That ʻKampfʼ bedeuten; so hat den Ausdruck auch schon J. Þorkelsson aufgefasst. F. Jónsson bemerkt freilich, Krit. Studier S. 128, dass bei dieser Erklärung Indholdet vilde være en blot og bar Gentagelse af den anden Sætning *ǫllungis illa kannt nýsa fyr þér.*

Dagegen hat F. Jónsson gewiss Recht, wenn er bestreitet, dass *Hávars þegnar* 'Krieger' im allgemeinen bedeuten könne, und behauptet, dass diese Umschreibung 'Götter, Asen' ausdrücke, vgl. *hausa hasls* (= *hárs*) *rekkar* in der Íslendingadrápa von Haukr Valdísarsonr. Aber wenn der Begriff 'Kampf' mit *Gauts, Hárs, Hildar, Mistar regn,* oder mit *Þundregn* umschrieben wird, so ist auch *ása regn* = 'pugna' möglich. Alle Götter werden ja als Krieger gedacht, vgl. *sigtívar, valtívar. rigna gervir regni Hávars þegna* bedeutet also 'jetzt regnet es Hiebe'.

v. 17, F. Jónsson S. 174 (158):

> Gekk sás óðisk ekki
> iarlmanns bani snarla,
> þreklundaðr fell, þundar,
> þórolfr, í gný stórum.
> iǫrð grær, en vér verðum,
> Vínu nær of mínum,
> (helnauð er þat) hylia
> harm, ágætum barma.

d. i. *Jarlmanns bani, sás óðisk ekki, gekk snarla í stórum Þundar gný; þreklundaðr Þórolfr fell. iǫrð grær of mínum ágætum barma nær Vínu; þat er helnauð, en vér verðum hylia harm.* „Der Töter des Jarls, welcher sich vor nichts fürchtete, stürmte kühn vorwärts in dem gewaltigen Lärm des þundr (Kampfe); der mutige þórolfr fiel. Die Erde grünt über meinem herrlichen Bruder an der Vína; das ist Todeskummer; ich aber muss meine Trauer verbergen."

Die Strophe setzt die grosse Schlacht auf der Vínheiðr zwischen dem Schottenkönig Ólafr und Æðelstán voraus. Ueber den Namen *Vínheiðr* handelt F. Jónsson im Vorwort zur Samfund-Ausgabe S. LXXII. Er glaubt mit Munch und Steenstrup, dass diese Schlacht identisch ist mit der bei Brunanburg, oder, wie es in einer Quelle heisst, *apud Wendune. Vínheiðr* und *Wendun* bedeuten dasselbe, sagt F. Jónsson, denn *-dún* ist 'montana', also dasselbe wie *-heiðr.*

In der That können *-dún* und *-heiðr* einander gleichgestellt werden. Die Gleichstellung der ersten Kompositionsglieder ist aber wohl nur unter der Voraussetzung möglich, dass *Wendun* ein langes *é* hat. Nun heisst es aber Egilssaga S. 160: *á Vínheiði við Vínuskóga.* Der letztere Name setzt dasselbe Fem. *Vína*

voraus, das sich auch in der Strophe findet, und dasselbe ist offenbar ein Flussname.

Von einer englischen *Vína* ist aber, so viel ich weiss, nichts bekannt, und wo wir sonst in der nordischen Litteratur dem Namen *Vína* begegnen, bedeutet er die russische Dwina. In der Aufzählung der Flüsse, Grímnism. 28, die ja auch den Namen *Rín* enthält, ist das gewiss auch der Fall. SnE. I, 576, 577, wo *Vína* neben *Tems* und *Humra* steht, setzen wohl die Egilssaga voraus. Es ist mir wahrscheinlich, dass die englische Vina der Egilssaga nur einer Kombination ihr Dasein verdankt, welche das aus *Wéndún* entstandene *Vínheiðr* zu dem bekannten Flussnamen in Beziehung gebracht hat. Verhält es sich aber so, kann die Strophe kaum von Egill, der die Vínheiðr-Schlacht selbst mitgemacht hat, gedichtet sein.

v. 19, F. Jónsson S. 177 (161):

Hrammtangar lætr hanga
hrynvirgil mér bryniu
Hǫðr á hauki troðnum
heiðis vingameiði.
rauðmeldrs kná ek reiða,
ræðr gunnvala bræðir,
gelgiu seiðs á gálga
geirveðrs, lofi at meira.

d. i. *Bryniu-Hǫðr lætr hrammtangar hrynvirgil hanga mér á hauki troðnum heiðis vingameiði. ek kná reiða rauðmeldrs gelgiu á geirveðrs seiðs gálga; gunnvala bræðir ræðr at meira lofi.* „Der Panzer-Hǫðr (Krieger) lässt den klingenden Strick der Handzange (den klingenden Strick des Armes, den Ring) an meinem vom Habicht betretenen Habicht-Galgen (am Arme) hängen. Ich trage das Seil des Rotmehles (den Goldring) an dem Galgen des Speerwetter-Fisches (Galgen des Schwertes, Arm). Der Fütterer der Kampf-Habichte (der Fütterer der Raben, der Krieger) hat [dadurch] einen um so grösseren Ruhm."

Die fünfte Zeile schreibt F. Jónsson in der Sagabibliothek

rauðmeldis knák reiða,

nachdem Falk a. a. O. S. 360 auf das Bedenkliche der zweisilbigen Form *kná ek* aufmerksam gemacht hatte. Falk hatte vorgeschlagen

rauðmeldrar knák reiða,

oder

ryðmeitis knák reiða.

ryðmeitir 'gladius' vergleicht Falk mit *randa ryðfión* 'noxa ferruginis clipeorum, gladius'. Die letztere Konjektur wird von F. Jónsson S. XXXII der Samfund-Ausgabe abgelehnt.

Das schwierigste Wort der Strophe ist aber *vingameiði.* F. Jónsson übersetzt *heiðis vingameiðr* mit 'Baum des Habichts, Arm'; *vingameiðr* sei 'Baum Óðins, Galgen, Yggdrasill', weiter 'Baum' im allgemeinen. Er weist auch auf Hávamál 138 *veitk, at hekk* | *vindga meiði á* hin. Auch im Háleygiatal des Eyvindr skaldaspillir findet sich das Wort, v. 7:

> Ok náreiðr
> á nesi drúpir
> vingameiðr,
> þars víkr deilir,

hier offenbar in der Bedeutung 'Galgen'.

Eiríkr Magnússon, Odin's horse Yggdrasill S. 27 ff. hat über das Wort sehr ausführlich gehandelt. Er hält *vingi* für ein Appellativ in der Bedeutung 'one swinging, dangling, hanging, a hanged person'; *vingameiðr* ist 'the beam of the hanged one'. Magnússon vergleicht *vingsa* 'to toss', *vingla* 'by tossing or swinging to make dizzy, to confuse', *vingull* 'stalk, festuca'. Alle diese Wörter gehören wahrscheinlich zu unserm *schwingen,* so wie *schlecken* und *lecken* zusammengehören. Auch *Vingþórr* und *Vingnir* = Óðinn werden hierher zu stellen sein.

An *Vingnir* denkt man natürlich bei *vindga meiði á* und bei *vingameiðr* zunächst, aber da wäre eine Nebenform *Vingi* anzunehmen.

Jedesfalls ist auch auf die Worte Vingis . . . *meðan ek hegg yðr gálga,* Atlam. 39 zu verweisen. *vingameiðr* kann ein ursprüngliches *Vinga meiðr* 'Baum, welchen Vingi für einen andern bereitet' (vgl. *Sigars iór*) sein.

Der Ausdruck *hauki troðinn heiðis vingameiðr* bedarf aber noch der Erklärung. Eine Kenning 'Galgen des Habichts' für 'Arm' kommt, soviel ich weiss, sonst nicht vor. Wenn der Arm 'Galgen des Schwertes', oder 'Galgen des Ringes' genannt wird, so geschieht das deshalb, weil Schwert und Ring vom Arme herabhängen, aber der Habicht sitzt ja auf dem Arme; daher die Umschreibungen *hauka klif, lǫnd, fiǫll, nes, stallr* usw. Um die

Kenning 'Galgen des Habichts' für 'Arm' zu verstehen, muss man an die Kette denken, an welcher der Habicht gehalten wird. Der Arm mit der Kette geben das Bild des Galgens mit dem Strick, so wie der Galgen mit dem Strick das Bild eines Pferdes mit dem Zaum ergaben, s. Bugge, Studien S. 424.

Auffallend ist ferner die Sannkenning *hauki troðinn* neben *heiðis vingameiðr*. Dass in einer Umschreibung zweimal derselbe Begriff erscheint, kommt auch sonst vor: *meiðar morðheggs* ('Baum' zweimal), Gíslason, Udvalg S. 23, 122, oder *lautsíkiar lyngs landi* ('Land' zweimal), Gíslason S. 27. Aber im vorliegenden Falle wiederholt die Sannkenning im wesentlichen das Bild, welches dem *heiðis vingameiðr* zu Grunde liegt.

Für *vingameiði* in unserer Strophe kann angeführt werden, dass ihm im zweiten Helmingr *geirveðrs seiðs gálga* entspricht, wie dem *hrynvirgil* im ersten das *rauðmeldis gelgiu* im zweiten. Dieser Parallelismus verdient allerdings Beachtung. Trotzdem mache ich noch auf eine andere Möglichkeit aufmerksam, ohne aber eine Entscheidung zu wagen.

In v. 62 der Kormakssaga findet sich die Kenning *heiðis-hlíðar-land* 'Habicht-Hügel-Land' in der Bedeutung 'Schulter' oder 'Nacken', s. Möbius' Ausgabe S. 152. Wenn Kormakr sagt: Steingerðr! längst träumt mir davon,

> at axllimar yðrar
> auð-Frigg! muni liggia
> Hrund! á heiðis landi
> hlíðar mér of síðir,

so kann das nur heissen: „dass deine Arme mir endlich einmal auf der Schulter (oder 'auf dem Nacken') liegen werden".

Nun steht *vingameiði* nur in η, welche Hs. F. Jónsson, Fortale S. XXV auf folgende Weise charakterisiert: „Et af Brudstykkerne, η, har jeg endnu ikke omtalt. Det indtager nemlig absolut en Særstilling; det er åbenbart sammensat af to (måske alle tre) Recensioner, dog synes det mest at følge W. Redaktøren har desuden selv gjort forskellige Omredaktioner og Tilføjelser; jeg kan i så Henseende henvise til Varianterne". Dagegen haben MWK *unga*; das kann *uanga* sein. *heiðis vangar* = *heiðis lǫnd* 'Schulter, Nacken'; der *meiðr* des Habicht-Gefildes, auf welchen sich der Habicht setzt, ist der Arm, vgl. *axllimar, axla viðr* 'brachium'.

v. 23, F. Jónsson S. 181 (165):

> **Ókynni vensk ennis**
> **ung, þorðak vel forðum,**
> **haukaklifs, at hefia,**
> **Hlín, þvergnípur mínar.**
> **verðk í feld, þás foldar**
> **faldr kemr í hug skaldi**
> **Bergǫnundar, brúna**
> **brátt miðstalli at hváta.**

d. i. *Ung haukaklifs Hlín vensk ókynni; vel þorðak forðum at hefia ennis þvergnípur mínar. verðk brátt at hváta brúna miðstalli í feld, þás Bergǫnundar foldar faldr kemr í hug skaldi.* „Die junge Hlín des Habicht-Felsens (Hlín des Armes, Frau) beharrt in ihrer Zurückhaltung (Unvertraulichkeit) gegen mich; früher wagte ich es wohl, zu heben die querliegenden Zinnen der Stirne (die Brauen); jetzt muss ich schnell meine zwischen den Augenbrauen liegende Anhöhe (Nase) in den Mantel stecken, wenn mir, dem Skalden, der *faldr Bergǫnundar foldar* in den Sinn kommt.“

F. Jónsson übersetzt in der Sagabibliothek: ‘die junge Frau hält sich zurück (von mir) wegen der Unbekanntschaft’. Das scheint mir nicht dem Sinne zu entsprechen. In der Prosa heisst es: *Ásgerðr . . . tók lítit af ǫllu.*

Ueber den Ausdruck *faldr Bergǫnundar foldar* sind schon viele Vermutungen geäussert worden. Klar ist, dass er eine Umschreibung für Ásgerðr ist. Das zeigt die folgende Prosa (*Arinbiǫrn spurði, hver kona sú væri, er hann orti mansǫng um — hefir þú fólgit nafn hennar í vísu þessi*), und auch die Strophe 24, die Antwort Egils.

F. Jónsson wendet sich S. 380 der Samfund-Ausgabe mit Recht gegen die bisherigen Deutungsversuche.

Sv. Egilsson meinte, *Bergǫnundar fold* sei *Askr*, der Hof Bergǫnunds; *faldr* sei = *gerð, giǫrð* ‘cingulum, redimiculum capitis’; das ganze also = *As[k]gerð.* Aber die Gleichstellung von *As[k]gerð* und *Asgerðr* ist kaum einem Dichter zuzutrauen, einmal wegen der verschiedenen Quantität des *a* in *As[k]*- und *Ás*-, ferner, weil, wie Falk bemerkt, *gerð* ‘cingulum’ zu dieser Zeit noch *giǫrð* gelautet haben wird. Und wenn man auch davon absieht, sind die beiden Formen noch immer nicht gleich; man wäre genötigt ein -*gerð* neben -*gerðr*, wie -*ríð* neben -*ríðr*,

-unn neben *-unnr*, anzunehmen, denn, wie z. B. das *gammleið* = *Lopt*, Acc. von *Loptr* (Loki), in der Þórsdrápa zeigt, waren die alten Dichter sehr sorgfältig in der Wiedergabe der Form, s. F. Jónsson, Krit. Studier S. 171.

Scheving fasste *Bergǫnundr* = *bergbúi* 'Riese'; sein Land ist der *áss* 'Bergrücken'; *faldr* = *gerði* 'sepes'. Auch hier wäre die Wiedergabe ungenau, und das gleiche gilt auch von Falks Versuch, der auf *gerð* 'Kleidungsstück' verweist.

Ich schlage folgende Deutung vor: Zunächst halte ich an der Lesart *Bergǫnundar* fest. Die andern Hss. haben *bergóneris, bergonens, bergoñæris,* und in der Sagabibliothek hat F. Jónsson *Borgóneris* in den Text gesetzt. Aber das ist eine ganz abenteuerliche Form, deren Entstehung sich noch erraten lässt. Die Vorlage hatte *Bergon'* = *Bergonundar*, s. Håndskriftet Nr. 2365, 4to, hg. von Wimmer und F. Jónsson S. L; ein Abschreiber hat ' als *-er* aufgefasst, und, da ein Gen. und metrisch noch eine Silbe erforderlich war, entstand *Bergoneris*. Ich glaube ferner mit Scheving, dass der Dichter den Namen *Bergǫnundr* gewählt hat, um den Begriff 'Riese' auszudrücken. Nach *bergiarl, bergdanir, bergsaxar* konnte er das ganz wohl thun, besonders wenn er einen Doppelsinn erzielen wollte. Zudem haben wir allen Grund, nach der Bemerkung Arinbiǫrns hier eine ungewöhnliche Ausdrucksweise zu vermuten. *Bergǫnundar fold* ist *iǫtunheimr*.

faldr wird sonst in Umschreibungen für 'Helm' verwendet: *faldr Óðins, valmeyia,* oder *snáks faldr* = *ægishiálmr*. An unserer Stelle ist aber wohl *faldr* in einem andern Sinne verwendet. Der Faldr bestand in alter Zeit, wie heute, aus weissem Linnen, s. Keyser, Efterladte Skrifter 2b, S. 74. Für die alte Zeit bezeugen das die Epitheta *hvítfǫlduð, línbundin*, welche Frauen beigelegt werden, vgl. auch die Umschreibungen *Hlín línu, líneik* = *falda fold* 'Frau', und Þrymskv. 15 *brúðar líni*, 27 *laut und línu,* wo offenbar der Faldr gemeint ist, der von verheirateten Frauen getragen wurde. Der Faldr des Riesenlandes ist *Gerðr,* die Geliebte des Gottes Freyr, von welcher es SnE. I, 120 heisst: *þá lýsti af hǫndum hennar bæði í lopt ok á lǫg, ok allir heimar birtust af henni,* vgl. auch Skirnismál 6. Wie der Faldr vom Haupte einer Frau glänzt, so glänzt Gerðr vom Riesenlande. Man beachte, dass *fold* Fem. ist. Als Gemahlin des Gottes Freyr ist aber Gerðr auch eine Ásgerðr. Die Strophe enthält also sowohl einen Ausfall gegen Bergǫnundr, dessen Name

eine Riesen-Kenning abgeben muss, als auch eine Schmeichelei für Ásgerðr, die der schönen Gerðr gleichgestellt wird.

Auch v. 24, F. Jónsson S. 182 (166), die Antwort Egils auf die Bemerkung Arinbiǫrns *'hefir þú fólgit nafn í vísu þessi'*, ist noch nicht gedeutet:

Sef skuldar felk sialdan
sorg ey vita borgar
í niðierfi Narfa
nafn aurvivils drafnar,
þvít geir-Rótu gǫtva
gnýþings bragar fingrum
rógs at ræsis veigum
reifendr munu þreifa.

d. i. *Felk sialdan nafn í Narfa niðierfi „sef skuldar sorg ey vita borgar aurvivils drafnar", þvít geir-Rótu gǫtva gnýþings reifendr munu þreifa bragarfingrum at veigum rógs ræsis.* „Ich verstecke selten den Namen in dem Bier des Verwandten des Narfi (im Bier des Riesen [Suttungr], im Dichtermet, in der Dichtung)..., denn die Richter auf dem Ding der Kleider der Valküre (die Krieger, Leute) werden mit den Fingern der Dichtung (mit poetischem Gefühl) befühlen den Trank des Kampf-Fürsten (den Trank Óðins, die Dichtung)."

Es kommt also hier auf die Worte *sef skuldar sorg ey vita borgar aurvivils drafnar* an.

Es ist wohl zwecklos, die älteren Deutungsversuche zu erwähnen. F. Jónsson verzichtet auf eine Deutung und bemerkt bloss, dass *borgar* nur der Gen. von *borg* sein könne; *drafnar borg* könnte 'Meer' bedeuten; *ey* sei nicht sicher, die andern Hss. haben *at, léf, læ.*

H. Falk a. a. O. S. 361 schlägt vor: *Ǫrvífils borgar vita skuldar Drǫfn*; *Ǫrvífill* 'ein Seekönig', seine Burg ist das Meer; *skuldar-Drǫfn* 'die verwandte Drǫfn', wie *skuldar-fólk* 'Verwandte'; 'die verwandte Drǫfn des Feuers (*vita*) des Meeres' = 'die verwandte Frau' = 'Ásgerðr'. Die Bedeutung des Ganzen wäre hiernach etwa: „ich verhehle nicht den Namen der Geliebten in meinem Liede; ich dämpfe, unterdrücke (*sef* von *sefia* = *svefia* 'sopire') immer meine Sorgen, spreche sie nicht aus". Diesen Versuch hat F. Jónsson im Fortale zur Samfund-Ausgabe S. XXXII mit Recht abgelehnt. *Drǫfn* wird nicht in

Umschreibungen für 'Frau' verwendet, sondern bedeutet nur 'Welle, Meer'. Auch scheinen mir die beiden Sätze 'ich verhehle nicht den Namen der Geliebten in meinem Liede' und 'ich unterdrücke meine Sorgen' einander geradezu zu widersprechen.

In der Sagabibliothek schreibt F. Jónsson *ǫrmýils* statt des früheren *aurvívils*. Diese Konjektur scheint mir sehr glücklich zu sein; graphisch ist *uivils* aus *myils* ganz verständlich. Ich lese nur nicht *ǫrmýils*, sondern *aurmýils*. *mýill* ist 'globus, globulus'; *aurmýill* 'die feuchte, schlammige Kugel'; *aurmýill drafnar* = *flóðkorn, fiarðepli, vas undirkúla* 'Stein'. *sef-Skuld* d. i. 'Skuld junceti' ist Frigg, die *dróttning Fensala* 'Herrin der Sumpfsäle', wie sie SnE. I, 304 genannt wird. Ganz ähnlich heisst der Fenriswolf in der Þórsdrápa v. 4 *sefgrímnir* (*brúðr sefgrímnis mága* = femina gigas). Dass mit *Frigg* und *Hlín* Frauen-Kenningar gebildet werden, ist bekannt. 'Die Frigg des Steines' ist 'die Frau', vgl. *Gná steina, skers, dís dvergranns, Freyia eyleggiar, Skǫgul fiarðbyggs, Syn eirar geira* v. 61 usw. *felk sialdan nafn aurmýils drafnar sef-Skuldar* bedeutet also: 'ich verberge selten den Namen einer Frau'.

Es bleibt noch übrig: *sorg eyvita borgar*. *eyvita* = *ekki vætta* 'nichts, nicht', vgl. *eyvitar* Hávamál 94, *eyvitu* Hávamál 28. *borgar* ist nicht Gen. von *borg*, sondern die 3. Pers. Praes. Ind. des Verb. *borga aða* 'borgen', das aber hier noch die ältere Bedeutung hat, wie ahd. *borgên* 'sich in acht nehmen, sich hüten'. Der Satz, der als Stál zu betrachten ist, bedeutet also 'der (Liebes-) Kummer ist nicht vorsichtig', oder 'wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über'. Ob *eyvita* ein adverbialer Gen. in der Bedeutung 'nicht' ist, oder ob es von *borga* abhängig ist, sowie das ahd. *borgên* mit dem Gen. der Sache konstruiert wird (also: 'der Kummer nimmt sich vor nichts in acht'), lässt sich nicht entscheiden. Gegen den Einwand, dass *borga* hier in einer im An. sonst nicht belegbaren Bedeutung angenommen wird, verweise ich auf das sonst gleichfalls im An. nicht belegte *giálpa* = ags. *gylpan* in v. 36, ferner auf v. 42, wo *sauðr* in der Bedeutung 'Opfertier' erscheint, wie im Got., und endlich auf v. 62, mit ihrem auch im An. sonst nicht belegbarem *ekkia* = ahd. *encha* 'Schenkel'. Eine Bestätigung für meine Deutung finde ich darin, dass nach ihr der Dichter mit *sef-Skuldar* und *aurmýils drafnar* in demselben Bilde (ein Fluss mit sumpfigen Ufern) bleibt.

Der erste Helmingr der v. 24 ist also nach meiner Meinung so zu schreiben:

Sef-Skuldar felk sialdan
(sorg eyvita borgar)
í niðierfi Narfa
nafn aurmýils drafnar,

und der Sinn der ganzen Strophe ist: ich verberge selten den Namen der Geliebten in einem Gedicht, denn die neugierigen Leute bekommen ihn bald heraus, und ferner ist der Liebeskummer an und für sich nicht so geartet, dass er sich verbirgt.

v. 25, F. Jónsson S. 190 (173):

Þýborna kveðr þorna
þornreið ár horna,
sýslir hann of sína
síngirnð Ǫnundr, mína;
naddhristir! ák nistis
norn til arfs of borna.
þigg þú, auðkonr! eiða,
eiðsært er þat, greiða.

d. i. *„Horna þorna ár“ kveðr mína þornreið þýborna; hann, Ǫnundr, sýslir of sína síngirnð. naddhristir! ák nistis norn of borna til arfs; þat er eiðsært; þigg þú, auðkonr! greiða eiða.* „Horna þorna ár“ sagt, dass meine Trägerin der Dornnadel (Frau) von einer Sklavin geboren sei; er, Ǫnundr, ist befangen in seinem Egoismus. Speererschütterer! (Krieger!) ich habe eine Norne der Mantelnadel (Frau), die zum Erbe (echt) geboren ist; das kann ich mit einem Eide bekräftigen; nimm, reicher Mann! die klaren Eide entgegen.“

Egill spricht diese Strophe auf dem Gulaþing, wo er auf den Nachlass des Biǫrn, des Vaters seiner Frau Ásgerðr, Anspruch erhebt, nachdem Bergǫnundr, der mit einer Tochter Biǫrns aus zweiter Ehe vermählt ist, erklärt hat, Ásgerðr sei nicht erbberechtigt, weil ihre Mutter von Biǫrn gegen den Willen ihres Vaters entführt worden sei (*hernumin, en síðan tekin frillutaki*).

Die Worte *þorna horna ár* vermag F. Jónsson nicht zu deuten. *árr* (so!) sei wohl ein Teil einer Kenning für 'Mann', von welcher *þorna horna* wahrscheinlich der Rest sei. Dazu komme noch, dass die Zeile um eine Silbe zu kurz sei.

Falk schlägt a. a. O. S. 362 vor:

þýborna kveðr þorna
þornreið Ari hornu usw.

d. i. *þorna Ari kveðr mína þornreið* (*vera*) *hornu þýborna. Ari* = *Óðinn*; *þorna Ari* = *þorna Þundr* 'pugnator, vir'; *horna* sei das Fem. zu *hornungr,* und Falk verweist auf Frost. 8, 8: *horna ok hrísa ok dóttir þýborin.* Auch an *Ati* statt *Ari* könnte man denken, meint Falk, allein dieser Name sei, wie Möbius, Kormakssaga S. 111 nachgewiesen habe, richtig *Áti* zu schreiben. Das Metrum verlange aber hier ◡́× nach dem ´ ´ des ersten Fusses.

F. Jónsson weist, Fortale S. XXXII, diese Konjektur mit der berechtigten Bemerkung zurück, dass *Ari* = *Óðinn* sonst nicht bezeugt ist.

Jedesfalls wird man hier gut thun, sich strenge an die handschriftliche Ueberlieferung zu halten; die Reime *þorna* : *þorn-*, *sína* : *sín-*, *eiða* : *eið-* sind offenbar beabsichtigt. Ferner entspricht *ár,* oder eigentlich *áar,* der Gen. Sing. von *á* 'Fluss', metrisch vollkommen, und *horna á* ist eine Umschreibung für 'Bier', wie *horna sund* in v. 46, oder *horna fors,* oder *ýring úrar atgeira* v. 10.

Nun könnte man lesen:

þýborna kveðr þorna
þorn reið áar horna,

d. h. man könnte *reið þorna* 'Trägerin der Nadeln', also 'Frau', und *þorn áar horna* zusammenstellen. *þorn* ist 'gigas', vgl. *þorns niðiar* 'gigantes' SnE. I, 290, 2; *þorn áar horna* 'Riese des Bieres', oder 'Bier-Vertilger' könnte eine Umschreibung für 'Mann' sein, vgl. *iǫtunn vandar* 'Zweig-Vernichter, Wind'. Aber diese Umschreibung stünde ganz vereinzelt da; ferner ist es nach *eldreið, menreið* wahrscheinlich, dass auch *þornreið* zu lesen ist; und endlich legt das folgende *Ǫnundr* (nicht *Berg-Ǫnundr*) den Gedanken nahe, in dem dunkeln *þorna áar horna* das fehlende *Berg-* zu suchen.

Ich fasse deshalb *þorna* als den Gen. Plur. von einem Subst. *þorn* 'siccatio' (zu *þerra* 'trocken machen', *þorna* 'trocken werden'). Dieses Subst. kann ich allerdings in dieser Bedeutung nicht belegen, ich verweise aber auf *þorn* 'Tørrehus til Korn eller Malt', norw. *torn. þorna áar horna* wäre also 'siccationum cerevisiae'. Eine siccatio cerevisiae ist ein Zug, ein Schluck.

þorna áar horna-Ǫnundr ist der 'Schluck-Ǫnundr' und = *Berg-Ǫnundr. bergia,* ags. *byrȝan* 'geniessen' wird von Speise und Trank gebraucht, und bedeutet eigentlich 'einnehmen, schlucken', denn es gehört zu *bergen.* Vom grammatischen Standpunkt aus kann gegen diese Etymologie des Dichters kein Einwand erhoben werden, vgl. *skeggǫld* neben *skeggiǫld* (zu *skeggia* 'Barte'), s. Sievers, Beitr. 12, 487.

Es ist also zu schreiben:

> þýborna kveðr þorna-
> þornreið áar horna
> (sýslir hann of sína
> síngirnð) -Ǫnundr mína.

v. 26, F. Jónsson S. 193 (176):

> Erfingi ræðr arfi
> arfliúgr fyr mér svarfa,
> mætik hans ok heitum
> hótun, þyrnifótar.
> nérgis simla sorgar
> slík rán ek get hánum,
> vér deildum fiǫt foldar
> fold væringia, goldit.

d. i. *Arfliúgr erfingi Þyrnifótar ræðr svarfa arfi fyr mér — mætik hans hótun ok heitum* ... „Der lügenhafte Erbschleicher, þyrnifóts Sohn, enthält mir das Erbe vor — ich trotze seiner Drohung und feindlichen Rede" ...

Nur für den ersten Helmingr ist bisher eine einleuchtende Deutung gefunden. Für den zweiten giebt F. Jónsson mit sehr berechtigten Fragezeichen folgende Erklärung: hvornår jeg end kan gengælde ham sligt Ran af mit Gods (?). vi har stridt om Slangens Land (?).

Simli, vermutet F. Jónsson ohne jeden Anhaltspunkt, sei eine mythische Persönlichkeit gewesen, welcher der Reichtum auf irgend eine Weise Sorge gemacht habe, und deshalb habe der Dichter den Reichtum 'Simlis Kummer' nennen können. Vielleicht hänge dieser Simli irgendwie mit dem *Sumblus Phinnorum rex* bei Saxo zusammen. *deila* in Zeile 7 müsse dieselbe Bedeutung haben wie in Vafþrúðnismál 55, nämlich 'streiten um etwas'. *foldar fiǫt væringi* hält F. Jónsson für eine Umschreibung für 'Schlange'; nämlich *fiǫt* sei offenbar dasselbe Wort wie *fit* 'sid og fugtig Slette, især sådan, som strækker sig langs Vand eller

Vandlöb' (Fritzner); *foldar fiǫt* bedeute den äussersten Rand der Erde. Wenn *væringi* 'das umschliessende', oder 'Band' und dergleichen heissen könnte, so erhielte man eine treffliche Kenning für die Midgardsschlange und für 'Schlange' überhaupt, deren *fold* dann das Gold wäre.

F. Jónsson weiss selbst sehr wohl, dass hier so gut wie alles unsicher ist. Falk denkt a. a. O. S. 363, wie mir scheint, mit Recht an den in der Snorra Edda (I, 587) vorkommenden Ochsennamen *simull*. Dieses *simull*, und das *simul* Helgakv. Hund. I, 42 sind die einzigen Wörter, welche der vorliegende Wortschatz für *simla sorgar* an die Hand giebt. Ich kann ihm aber nicht folgen, wenn er meint, *simla sorg* bezeichne einen Gegenstand, der den jungen Ochsen (*simull* Diminutiv) Sorge verschafft, d. i. 'der starke Stier'; der Stier heisse aber auch *arfr*, wie dieselbe Namenliste der Snorra Edda lehre, und es liege somit eine auf Homonymie beruhende Umschreibung *simla sorgar rán* = *arfrán* 'Erbraub' vor.

Ich konstruiere: *ek get hánum goldit slík rán foldar simla sorgar, nærgis vér deildum væringia fold-fiǫt. simull* 'Ochse'; *simla sorg* ist zu vergleichen mit *álmsorg* 'dolor, noxa ulmi, ventus', *limsorg* 'dolor ramorum, ignis', vgl. auch *dalnauð, nauð boga* 'manus'. Darnach ist *simla sorg* so viel wie 'Feind der Ochsen', und dieser ist der Bär, *biǫrn*; *fold simla sorgar* = *fold Biarnar*. Biǫrn heisst ja der Vater der Ásgerðr, um dessen Nachlass, namentlich Grundbesitz, es sich in dem Prozesse zwischen Egill und Bergǫnundr handelt. *Væringiar* 'die Väringer', 'Krieger' im allgemeinen; die *fold Væringia* ist der *hólmr*, da auf ihm die Krieger zur *hólmganga* zusammentreffen; *Væringia fold-fiǫt* = *hólmganga*, nämlich *fiǫt* < **fetu* als Plur. von *fet* 'Schritt' gefasst, vgl. *siǫt* 'Sitz' < **setu*; 'die Schritte' ist soviel wie 'der Gang'. Sonst heisst der Plur. von *fet* allerdings auch *fet*; aber diese Form ist jünger als *fiǫt*, und hat ihr *e* durch Ausgleichung des Paradigmas erhalten. Ebenso steht neben *siǫt* auch der Plur. *set*. *deila* mit dem Acc. der Sache bedeutet 'sich mit etwas abgeben', speciell von Kampf und Streit, vgl. *deila heiptir*, Helgakv. Hund. I, 45, *er við Hrungnir deildum* 'als ich und Hrungnir kämpften', Hárbarðsliód 15; *deila Væringia fold-fiǫt* bedeutet 'eine Holmganga ausfechten'.

Somit ist der Sinn des zweiten Helmingr der Strophe: 'Ich werde ihm vergolten haben diesen Raub des Landes des Biǫrn,

sobald wir (= ich) die Holmganga ausgefochten haben werden'. Zu vergleichen sind die Worte, die Egill auf dem Dinge an Bergǫnundr richtet, S. 191 (174): *'Þá vil ek bióða þér hólmgǫngu, ok þat, at vit berimk hér á þinginu; hafi sá fé þetta, lǫnd ok lausa aura, er sigr fær, en þú ver hvers manns níðingr, ef þú þorir eigi'.* Die Strophe steht jetzt kaum an der richtigen Stelle. Ihr Platz ist nach *ef þú þorir eigi* und vor *Þá svarar Eiríkr konungr,* S. 191 (174).

Der zweite Helmingr der Strophe ist also zu schreiben:

> nærgis, simla sorgar
> slík rán ek get hánum,
> vér deildum -fiǫt, foldar,
> fold- væringia, goldit.

v. 32, F. Jónsson S. 209 (189):

> Þel hǫggr stórt fyr stáli
> stafnkvígs á veg iafnan
> út með éla meitli
> andærr iǫtunn vandar,
> en svalbúinn seliu
> sverfr eirarvanr þeiri
> Gestils ǫlpt með gustum
> gandr of stál ok brandi.

d. i.: *Stórt hǫggr iafnan andærr vandar iǫtunn út þel með éla meitli fyr stáli á stafnkvígs veg, en svalbúinn seliu gandr sverfr eirarvanr þeiri Gestils ǫlpt með gustum of stál ok brandi.* Das übersetzt F. Jónsson: 'Gewaltig und unablässig haut der Atemwütende Riese des Zweiges (der Sturm) das kalte Meer auf mit dem Meissel der Stürme vor dem Steven auf dem Wege des Steven-Stieres (auf dem Wege des Schiffes, auf dem Meere), und der frostige Wolf der Weide (der Sturm) dringt ohne Schonung ein auf den Schwan Gestils (auf das Schiff) mit Windstössen über Steven und Bugsprit'.

Die Uebersetzung von *þel* mit 'frigidum mare' rührt von Egilsson her, der das Wort als mit *þeli* m. identisch fasst. Abgesehen von formellen Bedenken ist diese Deutung auch deshalb nicht glücklich, weil sie den offenbar beabsichtigten Parallelismus der beiden Helmingar, und das in der Strophe angewendete Bild zerstört.

Der Sturm wird als ein Arbeiter, ein Zimmermann gedacht, der am Schiffe arbeitet. Im zweiten Helmingr feilt (*sverfr*), oder

drechselt er (vgl. schwed. *svarfva* 'drechseln') — F. Jónssons Uebersetzung 'dringt ein' verwischt das Bild völlig —; im ersten Helmingr haut er mit dem Stemmeisen (*meitill*) die Schiffsplanke — denn *þil* ist nach meiner Meinung zu lesen, vgl. *barði bára við borðþili,* Guðrúnarkv. 1, 7 — aus. Es entspricht ferner dem *með éla meitli* im ersten Helmingr das *með gustum* im zweiten.

Da *sverfa* 'feilen' sonst mit dem Acc. konstruiert wird, so wird *þeiri Gestils ǫlpt* von *eirar-* in *eirarvanr* abhängig sein; *eira* 'schonen' hat ja den Dat. bei sich. Mit Unrecht findet F. Jónsson das *þeiri* auffallend. Auch sonst kommt das Pron. in ganz abgeschwächter Bedeutung vor, z. B. Hymiskv. 20: *en sá iǫtunn | sína talði | litla fýsi, | at róa lengra,* wo *sá* sogar die Alliteration trägt.

v. 36, F. Jónsson S. 233 (210):

Urðumk leið in lióta
landbeiðaðar reiði;
sígrat gaukr, ef glamma
gamm veit of sik þramma.
þar nautk enn, sem optar,
arnstalls siǫtulbiarnar;
hnígrat allr, sás holla
hiálpendr of fǫr giálpar.

d. i.: *In lióta reiði landbeiðaðar urðumk leið; gaukr sígrat, ef veit glamma gamm þramma of sik; þar nautk enn sem optar arnstalls siǫtulbiarnar; hnígrat allr, sás giálpar holla hiálpendr of fǫr.* „Der hässliche Zorn des Landbegehrers (des Königs Eiríkr blóðøx) wurde mir verhasst. Der Kuckuck setzt sich nicht (auf die Erde), wenn er weiss, dass der Hund (?) auf ihn lauert (?). Da genoss ich nochmals wie öfter (früher) die Hilfe des Bären der Adler-Sitz-Anhöhe (des Bären des Steines, Arinbiǫrns); der sinkt nicht ganz, der gute Helfer auf der Reise besitzt (?)“.

Die Hauptschwierigkeit liegt in dem Satze *sígrat gaukr, ef glamma gamm veit of sik þramma. glamma gamm* ist von G. Pálsson als 'Glammis (des Seekönigs) Greif', d. i. 'Adler' aufgefasst worden. In der Reykjavíker Ausgabe wird die Vermutung vorgelegt, *glamma gammr* bezeichne einen Vogel, der den Kuckuck vor dem Angriff anderer Vögel schützt, wie Arinbiǫrn seinen Freund Egill gegen Eiríkr geschützt hat. Das trifft sicher nicht das Richtige, ebenso wenig aber auch F. Jónssons

Vermutung, der Sinn des Satzes sei: „man wagt sich nicht ohne Grund und leichtsinnig zu der Stelle hin, wo man weiss, dass sich ein mächtiger Feind aufhält". F. Jónsson fragt, ob *glamma gammr* nicht eine Bezeichnung für 'Hund' sein könne.

Dagegen glaube ich mit F. Jónsson, dass der Satz ein Sprichwort enthält, ebenso wie *hnígrat*... offenbar auch sprichwörtlich ist. Da aber *hnígrat*... von den Helfern handelt, die sich auf der Reise eines andern annehmen, und sich das offenbar auf das Verhältnis Arinbiǫrns zu Egill bezieht, so wird *sígrat*... nicht, wie die Reykjavíker Ausgabe vermutete, sich auch auf das Verhältnis Arinbiǫrns zu Egill beziehen. Der Parallelismus zwischen den beiden Helmingar ist nicht zu verkennen: *sígrat*... muss auf das in den beiden ersten Zeilen des ersten Helmingr angedeutete Verhältnis Egils zu Eiríkr blóðøx gehen, wie *hnígrat*... auf das in den beiden ersten Zeilen des zweiten Helmingr angedeutete Verhältnis Egils zu Arinbiǫrn. Wenn ferner in *sígrat*... von einem *gaukr,* einem schwachen Vogel, und von einem *gammr* die Rede ist, so ist wohl klar, dass mit dem *gaukr* Egill und mit dem *gammr* Eiríkr blóðøx gemeint ist.

glamm n. bedeutet 'strepitus'. Haustlǫng 2 wird das Wort vom Rauschen der Adlerfittiche gebraucht: *gemlis glammahamr* 'exuviae aquilinae strepituum, alae stridulae aquilinae'. *gammr* wird auch sonst zu Umschreibungen verwendet, vgl. *hergammr, hrægammr, sárgammr. glamma gammr* 'der Greif des Rauschens' ist der Adler, der auch *gallofnir* heisst (zu *gǫll* 'sonitus', einem Synonym von *glamm*). Das Verb. *þramma* heisst 'mit schweren Schritten gehen'; Húsdrápa 8 wird es vom Schiffe, das ins Meer gelassen wird, gebraucht:

Fullǫflug lét fialla
fram haf-Sleipni þramma.

An unserer Stelle ist *þramma* mit 'schweben' oder 'kreisen' vom schweren Flug des Adlers wiederzugeben. Der Sinn der ganzen Stelle ist also: der Kuckuck lässt sich nicht nieder (vom schützenden Nest auf die Erde?), wenn er den Adler über sich kreisen sieht'. So ist auch Egill durch den Zorn des mächtigen Königs beunruhigt. Vielleicht hat aber Falk Recht, wenn er auf die Lesart von K *singia* verweist, und *syngrat* statt *sígrat* vermutet, also: 'der Kuckuck singt nicht, wenn der Adler über ihm kreist'.

In Zeile 8 liegt offenbar das sonst im An. nicht belegbare Verb. *giálpa* = ags. *ʒylpan*, mhd. *gelfen* 'sich rühmen' vor. Aber die Conjectur *allr* für *hiállr* MW, *halur* K ist nicht glücklich. Es stand wohl ursprünglich *haltr* hier, was auch einen viel besseren Sinn giebt: „der Lahme fällt nicht, wenn er Helfer auf der Fahrt hat". Die dreifache Alliteration ist zufällig, und nicht vom Dichter beabsichtigt.

v. 42, F. Jónsson S. 244 (220):

Beitat nú, sás brugðum,
blár Dragvendill randir,
af þvít eggiar deyfði
Atli, framm, inn skammi.
neyttak afls við ýti
ørmálgastan hiǫrva;
iaxlbróður létk eyða
ek bar sauð með nauðum.

d. i.: *Blár Dragvendill, sás brugðum framm, beitat nú randir, af þvít Atli inn skammi deyfði eggiar; neyttak afls við ørmálgastan hiǫrva ýti; létk iaxlbróður eyða, ek bar sauð með nauðum.* 'Der schwarzblaue Dragvendill, den wir zogen, biss diesmal nicht den Schild, denn Atli der Kurze machte die Schneide stumpf; ich wandte meine Stärke gegen den geschwätzigen Krieger; ich liess meinen Zahn den ... mit Not umbringen'.

Die Strophe bezieht sich auf die Holmganga Egils mit Atli inn skammi, dem Bruder Bergǫnunds.

Ich glaube nicht, dass F. Jónsson das Richtige getroffen hat, wenn er *iaxlbróðir* als 'Bruder des Backenzahnes', d. i. wieder 'ein Backenzahn' auffasst, und *ørmálgastan* auf *hiǫrva ýti* (Atli) bezieht. Er bemerkt jedoch dabei ganz richtig, dass in der Saga kein Wort über die Geschwätzigkeit Atlis stehe. *ek bar sauð* hält F. Jónsson für verderbt und unverständlich.

Ich lese den zweiten Helmingr wie folgt:

neyttak afls við ýti,
ørmálgastan, hiǫrva;
iaxl bróður létk eyða;
ek bar sauð með nauðum,

und konstruiere: *neyttak afls við ýti hiǫrva; iaxl létk eyða ørmálgastan bróður; ek bar sauð með nauðum.* 'Ich wandte meine Stärke gegen den Krieger; ich liess den Backenzahn seinen sehr geschwätzigen Bruder (die Kehle) vernichten, ich bezwang das Opfertier'.

Nach der Prosa tötet Egill seinen Gegner auf die Weise, dass er sich auf ihn stürzt, ihn niederwirft, und ihm die Kehle durchbeisst: *kendi þá aflsmunar, ok fell Atli á bak aptr, en Egill greyfðiz at niðr, ok beit í sundr í honom barkann; lét Atli þar líf sitt,* S. 244 (220). Ferner war auf den Kampfplatz ein Stier gebracht worden, welchen der Sieger in der Holmganga opfern sollte: *þar var leiddr fram graðungr mikill ok gamall. var þat kallat blótnaut. þat skyldi sá hǫggva, er sigr hefði. var þat stundum eitt naut, stundum lét sitt hvárr framm leiða, sá er á hólm gekk,* S. 243 (219). Diesen Stier tötet nun Egill, nachdem er Atli bezwungen hat: *Egill hlióp upp skiótt ok þar til, er blótnautit stóð, greip annarri hendi í granarnar, en annarri í hornit, ok snaraði svá, at fǿtr vissu upp, en í sundr hálsbeinit. síðan gekk Egill þar til, er stóð fǫruneyti hans. þá kvað Egill,* und nun folgt die v. 42.

In der Vísa wird *barki* 'Kehle' umschrieben mit 'der sehr gesprächige Bruder des Backenzahnes'. Die Kehle heisst der Bruder des Backenzahnes, weil sie mit diesem beim Essen thätig ist. Das Adj. *ormálugr,* das auf Atli gar nicht passt, ist hier ganz angemessen. *bera* mit Dat. bedeutet 'mit etwas bezwingen, überwältigen', vgl. *bera e-n ofrliði.* Hier steht statt des einfachen Dat. die Präp. *með.* Das interessanteste Wort der Strophe ist aber *sauð* (Acc. von *sauðr*) in Zeile 8. *sauðr* heisst sonst im An. nur 'Schaf, Kleinvieh'; hier muss das Wort aber noch 'Opfertier' (= *blótnaut*) bedeuten, vgl. got. *sauþs* 'Opfer'.

v. 52, F. Jónsson S. 289 (261):

> Bǫrðumk einn við átta,
> en við ellifu tysvar;
> svá fengum val vargi,
> varðk einn bani þeirra.
> skiptumk hart af heiptum
> hlífar skelfiknífum,
> létk af emblu aski
> eldi valbasta kastat.

d. i.: *Bǫrðumk einn við átta, en tysvar við ellifu; varðk einn bani þeirra. svá fengum vargi val; skiptumk hart af heiptum hlífar skelfiknífum; létk kastat "valbasta eldi af emblu aski".* 'Ich kämpfte allein mit acht, aber zweimal mit elf; ich wurde allein ihr Töter; so gab ich dem Wolfe die Gefallenen. Hartnäckig und mit Bitterkeit tauschten wir [Hiebe] aus mit den

den Schild erzittern-machenden Messern (Schwertern); ich warf das Feuer des Valbǫst (eine Wurfwaffe) mit der Hand (?)".

Für die zwei letzten Zeilen versucht F. Jónsson in der Sagabibliothek keine Deutung. In den Anmerkungen der Samfund-Ausgabe bemerkt er: "*valbasta* (von *valbǫst* Fem., oder von *valbǫstr* Masc.) ein unbekannter Teil einer Waffe, dessen *eldr* = diese Waffe. *emblo aski* eine dunkle Umschreibung, welche Arm (Hand) zu bedeuten scheint. Diese merkwürdige Zusammenstellung erinnert an die zwei ersten Menschen Askr und Embla".

H. Falk macht a. a. O. S. 365 mit Recht darauf aufmerksam, dass *eldi* metrisch unrichtig, und dass *elds* oder *eld* zu lesen ist. Er fasst *elds-embla* = femina, vgl. *eld-Gefn, eld-Gerðr; valbasta askr* = pugnator, vir (*valbǫst* metaphorisch für 'Schwert'). Der Sinn der zwei Zeilen sei folgender: 'ich befreite die Frau von dem Krieger'. Das beziehe sich auf die im Kap. 64 erzählten Begebenheiten, nämlich die Geschichte vom Berserkr Lióтr, der die Tochter Friðgeirs wider ihren Willen heiraten will, aber von Egill im Zweikampfe erlegt wird.

F. Jónsson wendet sich im Fortale S. XXXIII gegen diese Auffassung. Der Ausdruck *kasta af* würde eine obscöne Situation voraussetzen, da er in der Bedeutung 'befreien' nicht zu belegen ist.

Ich glaube, dass ein Deutungsversuch von dem Gedanken ausgehen muss, dass hier der Mythus von Askr und Embla verwertet ist. Es kann unmöglich Zufall sein, dass diese beiden Namen hier nebeneinander stehen. Ich konstruiere: *létk kastat* (*verða*) *Emblu eld af valbasta Aski* 'ich veranlasste, dass das Feuer der Embla vom Schwert-Askr geworfen wurde'. *valbasta askr* 'pugnator, vir' wie *álms askr, drífu askr* u. s. w.; hier ist aber *Askr*, mit grossem Anfangsbuchstaben, zu schreiben, weil das Wort zugleich auch als der Name des ersten Mannes gesetzt ist. *eld* steht für *eldi*, Dat. von *eldr*, wie ja auch sonst bei langsilbigen häufig der Dat. endungslos ist, s. Noreen, Aisl. Gr.², S. 159. Das Feuer der Embla ist = *ǫnd* 'Atem, Leben', vgl. *ǫnd gaf Óðinn*, Vǫluspá 18. Dieser Kenning liegt der Vergleich zugrunde: Embla wird durch *ǫnd* lebendig, wie andere Baumstämme nach nordischem Sprachgebrauch durch Feuer 'lebendig werden'. Denn *tréit kviknar* kann sowol bedeuten 'der Baum wird lebendig', als auch 'der Baum entzündet sich'. *kasta Emblu eld*(*i*) ist =

verpa ǫndu 'seufzen, stöhnen'. Der ganze Satz bedeutet demnach: 'ich veranlasste, dass der Krieger (die Krieger) stöhnte (stöhnten)'.

v. 53, F. Jónsson S. 290 (262):

> Þverra nú, þeirs þverðu,
> þingbirtingar Ingva,
> hvar skalk manna mildra,
> máreitar dag, leita?
> þeira's hauks fyr handan
> háfiǫll digulsniávi
> iarðar giǫrð með orðum
> eyneglda mér hegldu.

d. i.: *Nú þverra Ingva þingbirtingar, þeirs þverðu máreitar dag; hvar skalk leita mildra manna, þeira er hegldu mér hauks háfiǫll digulsniávi fyr handan eyneglda iarðar giǫrð "með orðum".* 'Jetzt werden die, welche auf dem Ding des Ingvi (im Kampfe) glänzen (die Krieger, Männer), geringer an Zahl, die den Tag (Glanz) des Möwenlandes (Glanz des Meeres, Gold) zerstörten (freigebig verschenkten); wo soll ich solche freigebige Leute suchen, welche mir jenseits des mit Inseln benagelten Erdgürtels (jenseits des Meeres) auf die Hochfelsen des Habichtes (auf den Arm) den Tiegelschnee (das Gold) hageln liessen *með orðum.*

Die Strophe ist ein Beleg dafür, dass sich das poetische Vermögen in der skaldischen Dichtung hauptsächlich in der Fähigkeit äussert, die traditionellen Umschreibungen zu einem Bilde zu vereinigen.

Die Worte *með orðum* machen Schwierigkeit. Falk will *með virðum* 'unter den Männern' lesen. Da aber *orð* auch = *vísuorð* ist, und *með* häufig mit *við* wechselt, so kann wohl *með orðum* bedeuten 'für meine Dichtungen', vgl. *við hróðri* in v. 5 und *fœra orð at e-m* 'verba (carmen) adferre cui'.

v. 54, F. Jónsson S. 290 (263):

> Gerðak veig of virða
> vǫrð, þanns sitr at iǫrðu,
> (iðrumk þess) meðan aðrir,
> ǫrr Váfaðar, sváfu.
> hykk, at hodda støkkvi
> (hinig sóttak gram) þóttu
> (fýsinn) frœknum vísa,
> ferri, skáld in verri.

d. i.: *Gerðak ǫrr veig Váfaðar of virða vǫrð, þanns sitr at iǫrðu, meðan aðrir sváfu; iðrumk þess. hykk ferri (vera), at hodda*

stekkvi, fræknum vísa, þóttu skáld in verri; fýsinn sóttak gram hinig. 'Ich dichtete als behender Mann ein Lied auf den Beschirmer des Volkes, der das Land regiert, während andere schliefen; ich empfinde Verdruss darüber; ich glaube (jedoch) nicht, dass der freigebige, tapfere Fürst der Meinung war, dass die Skalden schlecht wären; es war mein eifriges Verlangen, den Fürsten hier zu besuchen'.

Die Strophe spricht der Skalde Einarr Helgason skálaglamm; *hann orti drápu um Hákon iarl, er kǫlluð er Vellekla, ok var þat miǫk lengi, at iarlinn vildi eigi hlýða kvæðinu, þvíat hann var reiðr Einari.*

at hodda stekkvi þóttu skáld in verri übersetzt also F. Jónsson mit: 'dass dem Fürsten die Skalden schlechter (als andere Leute) zu sein schienen, dass er sie für geringe Leute hielt'. Diese Uebersetzung ist wohl möglich, aber sie scheint mir nicht die nächstliegende zu sein, und auch der Situation wenig zu entsprechen. Der Jarl will Einar nicht hören, er behandelt ihn also schlecht, vgl. auch die folgende Strophe. Ich übersetze daher: 'ich glaube nicht, dass der Fürst der Ansicht war, dass es noch schlechtere Skalden (als ich) gebe (er behandelte mich wie den aller schlechtesten Skalden)'.

v. 55, F. Jónsson S. 291 (264):

> **Sækium iarl, þanns auka**
> **úlfs verð þorir sverðum.**
> **skipum borðróinn barða**
> **baugskiǫldum Sigvalda.**
> **drepr eigi sá sveigir**
> **sárlinns, er gram finnum,**
> **(rǫnd berum út á andra**
> **Endils) við mér hendi.**

d. i.: *Sækium iarl, þanns þorir auka úlfs verð sverðum; skipum borðróinn barða baugskiǫldum Sigvalda. sá sveigir sárlinns drepr eigi hendi við mér, er finnum gram; berum rǫnd út á Endils andra.* 'Ich werde den Jarl besuchen, der die Speise des Wolfes mit Schwertern zu vermehren wagt. Ich werde einen Platz einnehmen auf dem Schiffe Sigvaldis, des Ringschildträgers. Dieser Bieger der Wundenschlange (Krieger) stösst mich nicht von sich, wenn ich ihn aufsuche; ich trage meinen Schild hinaus auf Endils Schneeschuhe (auf das Schiff)'.

Auch diese Strophe wird Einarr skálaglamm in den Mund gelegt.

baugskiǫldum fasst F. Jónsson auf als Dat. eines Adj. *baugskialdr* = *baugskialdaðr* 'mit einem Schild versehen', und bezieht es auf *Sigvalda*. Auch hier scheint mir eine andere Auffassung näher zu liegen. *skipa barða baugskiǫldum* wie *skipa skálinn skiǫldum* 'den Saal mit Schilden behängen'. Wenn es hier heisst 'behängen wir das Schiff mit Schilden', so bezieht sich das auf die Sitte, die Schilde an den Schiffsseiten aufzuhängen, vgl. *barða liósgarð* in v. 56. *Sigvalda* ist dann natürlich Gen., von *barða* abhängig. Der Satz bedeutet also dasselbe wie *rǫnd berum út á Endils andra*, und wir haben hier einen Fall von der im Germ. beliebten gekreuzten Form AB AB, s. Heinzel, Stil der agerm. Poesie S. 10 ff. Nebenbei sei zu *baugskiǫldr* 'ein mit einem Buckel versehener Schild' (nicht 'Ringschild') verwiesen auf Ark. 13, 368 ff., und bemerkt, dass *rǫnd berum út á Endils andra* so viel heisst, wie 'gehen wir auf das Schiff', s. Heinzel, Stil der agerm. Poesie S. 24.

v. 57, F. Jónsson S. 393 (267):

> **Atkak erfinytia**
> **arfa mér til þarfan,**
> **mik hefr sonr of svikvinn,**
> **svik telk í því, kvikvan.**
> **vel mætti þess vatna**
> **viggríðandi bíða,**
> **er hafskíða hlæði**
> **hliótendr of mik grióti.**

d. i.: *Átkak arfa erfinytia mér til þarfan; sonr hefr of svikvinn mik kvikvan. telk svik í því; vel mætti vatna viggríðandi bíða þess, er hafskíða hliótendr hlæði grióti of mik.* 'Ich hatte nicht einen Sohn, der mir zu viel Nutzen brachte; mein Sohn hat mich im Leben betrogen; denn das nenne ich Betrug. Der Reiter des Pferdes der Gewässer (Seefahrer, Mann) hätte warten können, bis die Eroberer der Meerschneeschuhe (Eroberer der Schiffe, Männer, Leute) den Steinhügel über mich errichtet hätten".

F. Jónsson fasst *erfinytia* als Gen. Plur. von **erfinytiar* = *arfr* 'das Erbe'; *arfi* = 'der Erbe'; also *erfinytia arfi* 'der Erbe des Erbgutes' = Sohn; *til* zieht Jónsson zu *þarfan*, verstärkend = nimis, admodum; *átkak* soll für *áttakak* 'ich hatte nicht' stehen.

Falk a. a. O. S. 365 schlägt vor:

áttak erfinytia
arfs mér eigi þarfan.

Zum Pleonasmus *erfi-nyti arfs* verweist Falk auf *há-degi dags* u. s. w.

Jedesfalls hat Falk Recht, wenn er an F. Jónssons *átka* = *áttaka* Anstoss nimmt. Ferner ist ein Plur. *erfinytiar* 'Dinge, die vererbt werden sollen, das Erbe' sonst nicht zu belegen, wie F. Jónsson selbst, Krit. Studier S. 167, bemerkt hat. Ich glaube auch, dass kein Grund vorliegt, weshalb man *erfinyti* hier in einer andern Bedeutung annehmen müsste, als in der Sigurðarkv. III, 26 belegten, nämlich 'Sohn'. Ich lese *ákak* 'ich habe nicht' und konstruiere: *ákak mér þarfan erfinytia til arfa* 'ich habe keinen Sohn, der mir Nutzen bringt, zum Erben'. Der alte Egill dichtet die Strophe, als er bemerkt, dass das seidene Prunkgewand, das er einst von Arinbiǫrn erhalten hat, beschmutzt ist, und als er von seiner Frau erfährt, dass sein Sohn Þorsteinn dasselbe getragen habe. Mit Absicht ist hier für 'Sohn' der Ausdruck *erfi-nyti* gewählt; aus ihm und aus *til arfa* spricht die Kränkung Egils darüber, dass der Sohn seinen Tod nicht erwarten kann.

v. 58, F. Jónsson S. 294 (268):

Heyri fúss á forsa
fallhadds vinar stalla,
(hyggi) þegn (til þagnar
þinn lýðr) konungs mína.
opt skal arnar kiapta
ǫrð góð of trǫð Hǫrða
hrafnstýrandi hræra
hregna! mín of fregnask.

d. i.: *Heyri þegn konungs fúss á mína forsa fallhadds stalla vinar; þinn lýðr hyggi til þagnar. opt skal mín góð arnar kiapta ǫrð of fregnask of Hǫrða trǫð, 'hræra hregna' hrafnstýrandi!* 'Der Degen des Königs (Þorsteinn Þóruson) höre bereitwillig auf meine Giessbäche des langbehaarten Freundes der Opferaltäre (auf die Giessbäche Óðins, den Dichtermet, mein Lied); deine Leute mögen Schweigen beobachten. Oft wird meine gute Aussaat des Adlerschnabels (mein gutes Gedicht) auf Hǫrðaland gehört werden, o Seefahrer!'

Die Strophe wird in der Saga als der Anfang der Berudrápa zitiert, des sonst verloren gegangenen Gedichtes, das Egill auf

den Schild gedichtet haben soll, welchen ihm Þorsteinn Þóruson geschickt hatte.

fallhaddr erklärt F. Jónsson 'mit fallendem, niederhängendem, langem Haare' als Epitheton des alten Óðinn. Vielleicht hiess es ursprünglich *fallhatts*, das dem *Síðhǫttr* entspräche.

F. Jónsson vermutet wohl mit Recht, dass der dunkle Ausdruck *hrafnstýrandi hrœra hregna* ein Voc. ist, und 'Seefahrer' bedeutet. Þorsteinn Þóruson wird apostrophiert. *hrafn* ist ein Pferdename und heisst in der Umschreibung 'Pferd'; mit *hrœra hregna* muss *hrafn* eine Kenning für 'Schiff' bilden, und dessen *stýrandi* ist Þorsteinn Þóruson.

Falk schlägt a. a. O. S. 366 vor:

> hrafnstýrandi heyri
> hranna- mín of sannask.

Diese Konjektur entfernt sich viel zu weit von der handschriftlichen Ueberlieferung.

Ohne Konjektur wird man aber hier kaum auskommen, weil der nordische Sprachschatz für *hregna* nichts bietet. Ich lese *hreggia*, Gen. Plur. von *hregg* N. 'Wind'. *hreggia*: *fregnask* ist als Aðalhending ganz korrekt, denn „es finden sich auch bei den vorzüglichsten Skalden so oft Strophen, in welchen Geminata mit einfacher Konsonanz reimt, dass wir hierin notwendig eine bewusste Abweichung von der Hauptregel, mithin eine erlaubte Licenz erblicken müssen“, Hoffory, AfdA. 7, 199, s. auch Kahle, Sprache der Skalden, S. 19, und vgl. *brátt* : *hváta* in v. 23. Der reinere Reim *hregna* : *fregnask* kann erst später von einem Schreiber hineingebracht worden sein. *hrœrir* ist 'motor'; *hreggia hrafn* = *byrhrafn* 'Schiff'; *hreggia hrafn-hrœrar* 'motores navis, die Segel'; *stýrandi hreggia hrafn-hrœra* 'Lenker der Segel, Seefahrer'. Wenn es heisst *hrafn-stýrandi hreggia hrœra* für *hreggia hrafn-hrœra stýrandi* so liegt ein Fall von einer unlogischen Umschreibung vor, wie in *valkiósandi víns* für *vínkiósandi vals* oder *valvíns kiósandi*, s. Heinzel, AfdA. 14, 42 ff.

v. 60, F. Jónsson S. 316 (288):

> Vals hefk váfur helsis
> váfallr em ek skalla,
> blautr erumk bergifótar
> borr, en hlust er þorrin.

d. i.: *Hefk váfur helsis vals, em ek váfallr skalla, blautr erumk*

bergifótar borr, en hlust er þorrin. 'Ich gehe wie ein angebundenes Pferd, ich bin geneigt meiner Glatze zum Schaden zu fallen, meine Zunge ist lahm, und mein Gehör verschwunden'.

Die Erklärung von *borr bergifótar* 'Bohrer des Geschmacks-Fusses (Kopfes), Zunge' rührt von K. Gíslason (Bemærkninger om Skjaldedigtenes Beskaffenhed S. 28, Anm.) her, vgl. *axlar fótr* 'Hand'. Für *váfur helsis vals* liegt noch keine einleuchtende Deutung vor, denn Egilssons *helsis valr* 'Pferd des Halsbandes, angebundenes Pferd', *váfur helsis vals* 'das Schwanken eines angebundenen Pferdes' kann kaum als solche bezeichnet werden.

Ich fasse *helsis valr* als 'Pferd des Halsbandes', d. i. 'der Hals', auf dem das Halsband reitet, sitzt; *váfur helsis vals* 'Wackeln des Halses' ist ja eine charakteristische Eigentümlichkeit alter Leute. In der Strophe schildert der alte Egill seine Hinfälligkeit.

v. 62, F. Jónsson S. 317 (290):

Langt þykki mér,
likk einn saman
karl afgamall
firr konungs vǫrnum;
eigum ekkiur
allkaldar tvær,
en þær konur
þurfu blossa.

d. i.: *mér þykki langt, likk, afgamall karl, einn saman firr vǫrnum konungs; eigum tvær allkaldar ekkiur, en þær konur þurfu blossa.* 'Die Zeit wird mir lang; ich, ein alter Mann, muss hier allein liegen fern vom Schutze eines Königs; ich besitze zwei sehr kalte Witwen, und diese Weiber bedürfen Wärme'.

Es wird allgemein angenommen, dass das Wort *ekkia* 'Witwe' hier gewählt ist, als Synonym mit *hæll,* das sowol 'Ferse' als auch 'Witwe' bedeutet, vgl. *hæll er sú kona kǫlluð, er búandi hennar er veginn,* SnE. I, 536.

Nach einem Gespräche mit R. Much ziehe ich eine andere Erklärung vor: *ekkia* entspricht Laut für Laut dem ahd. *encha* 'Schenkel, Fuss', vgl. das verwandte nhd. *Enkel* und an. *ǫkkla* 'Fussknöchel'. 'Schenkel, Fuss' passt auch an unserer Stelle besser als 'Ferse', und nach *borga* in v. 24, *giálpa* in v. 36, *sauð* in v. 42 hat ein *ἀπ. εἰϱ. ekkia* 'Schenkel' nichts bedenkliches.

Der Dichter gebraucht also zunächst das Wort *ekkia* in der Bedeutung 'Schenkel, Fuss', dann fährt er mit einem Wortspiele und mit Beziehung auf das zweite *ekkia* 'Witwe' fort: 'diese Frauen bedürfen Wärme'.

Wenn überhaupt ein Zusammenhang zwischen dem *ekkia* in unserer Strophe und dem *hæll* 'Witwe' besteht, so ist er wohl so zu denken, dass wegen der doppelten Bedeutung von *ekkia* auch *hæll* 'Ferse' die Bedeutung 'Witwe' erhielt. *hæll* 'Ferse' ist offenbar mit ags. *héla* < **hanh-ilon-*, *hóh* 'Ferse' < **hanho-* (s. Noreen, Ark. 3, 20 und Sievers, Beitr. 16, 251) verwandt; für *hæll* 'Witwe' fehlt jedoch jede Etymologie.

Verzeichnis der erklärten Wörter und poetischen Umschreibungen.

á horna 'Bier', v. 24, S. 14.
Askr valbasta 'Krieger, Mann', v. 52, S. 22.
aurmýill drafnar 'Stein', v. 24, S. 12.
bergia 'einnehmen, schlucken', S. 15.
Bergǫnundar fold = *iǫtunheimr,* v. 23, S. 10.
borga 'sich hüten', v. 24, S. 12.
bróðir iaxls = *barki* 'Kehle', v. 42, S. 21.
deila 'sich mit etwas abgeben, auskämpfen', v. 26, S. 16.
ekkia 'Schenkel', v. 62, S. 28.
eldr Emblu = *ǫnd,* v. 52, S. 22.
eyvita = *ekki vætta* 'nichts, nicht', v. 24, S. 12.
faldr Bergǫnundar foldar = *(Ás-)Gerðr,* v. 23, S. 10.
giálpa 'sich rühmen', v. 26, S. 20.
glamma gammr 'Adler', v. 36, S. 19.
heiðis vangar (*heiðis hlíðar land*) 'Schulter, Nacken', v. 19, S. 8.
heiðis vingameiðr 'Arm', v. 19, S. 8.
helsis valr 'Hals', v. 60, S. 28.
hreggia hrafn = *byrhrafn* 'Schiff', v. 58, S. 27.
hreggia hrafn-hrærar 'Segel', v. 58, S. 27.
meiðr heiðis vanga 'Arm', v. 19, S. 8.
orð = *vísuorð,* v. 53, S. 23.
regn Hávars þegna 'Kampf', v. 10, S. 4.
sauðr = *blótnaut* 'Opfertier', v. 42, S. 20.
sefgrímnir = *Fenrir,* S. 12.
sef-Skuld = *Frigg,* v. 24, S. 12.
sef-Skuld aurmýils drafnar 'Frau', v. 24, S. 12.
simla sorg 'Bär', v. 26, S. 16.
sverfa 'feilen, drechseln', v. 32, S. 17.
Viddi = *Ægir, Vidda bróðir* = *Logi,* v. 3, S. 3.
Vína, v. 17, S. 6.
Væringia fold = *hólmr* v. 26, S. 16.
Væringia fold-fiǫt = *hólmganga,* v. 26, S. 16.
þorn 'siccatio', v. 25, S. 14.
þorna áar horna-Qnundr = *Berg-ǫnundr,* v. 25, S. 15.
þramma 'kreisen, schweben', v. 36, S. 19.

EIN KAPITEL AUS DER GESCHICHTE DER DEUTSCHEN GRAMMATIK.

Von M. H. Jellinek.

Die Schicksale des auslautenden *-e* im Nhd. haben des öftern bereits das Interesse der gelehrten Forschung erregt. Kluge hat den Widerstand des Südens gegen diese Endung in scharfe Beleuchtung zu rücken gewusst (Von Luther bis Lessing S. 131 ff.). v. Bahder hat sich bemüht die Lautgesetze und Analogiewirkungen bloss zu legen, die in der md. Literatursprache gewaltet haben, IF. 4, 352 ff. Burdach hat der Regelung der Apokope durch Opitz neue und interessante Seiten abgewonnen (Forschungen zur deutschen Philologie S. 291 ff.).

Meine Absicht ist es darzulegen, wie sich die älteren Grammatiker zu der *e*-Frage verhalten haben. Sieht man von wenigen Ausnahmen ab — in erster Linie wäre hier H. Rückert zu nennen — so sind die alten Grammatiken bisher vornehmlich als Sprachquellen benützt worden. Ich glaube, dass auch die Theorie der gesetzgebenden Grammatik der Erforschung wert ist. Sie bildet einen, freilich bescheidenen, Teil alten Geisteslebens und leitet durch so manchen Faden zu der modernen Sprachforschung über, die ja durchaus nicht ab ovo begonnen hat.

Vollständigkeit der Quellen zu erzielen war mir nicht möglich, doch glaube ich keinen wesentlichen Punkt der Entwicklung übersehen zu haben.[1]) Texte habe ich in den letzten Abschnitten nur selten zur Illustrierung herangezogen. Der ausführlichen Darstellung, die v. Bahder in Aussicht gestellt hat, ist also nicht vorgegriffen. Die alten Drucke, die ich im ersten

[1]) Ich bemerke, dass mir die Grammatiken von Girbert, Kromeyer, und Olearius wohl bekannt sind, doch schienen sie mir nicht einmal zu einer Erwähnung im Text Anlass zu geben.

Abschnitte verwertete, wird wohl nicht so bald ein anderer zur Hand nehmen. Es kam mir hier darauf an, Irrtümer zu berichtigen, von denen mir mein Gefühl sagt, dass sie weiter verbreitet sind, als man wohl direkt nachweisen kann.

I.

Das auslautende *-e* ist im Oberdeutschen und Fränkischen durchaus apokopiert worden. Allein es erscheinen vielfach sekundär entwickelte *e*-Laute dort, wo ursprünglich *-e* vorhanden war.

Am weitesten verbreitet ist dieses neue *-e* in den Endungen der starken Adjektivdeklination. Es ist hier aus *-iu* entstanden und hat sich vom Nom. Fem. auf den Acc. Fem., vom Nom. Acc. N. auf die gleichen Kasus des Masc. und Fem. ausgedehnt. Vgl. Behaghel, Pauls Grundr. I², 710. Eine Ausnahme bildet vielfach der Nom. Acc. Fem. von *ein, kein* und den Possessiva, aus leicht begreiflichen Gründen.

Z. T. ist das *-e* auch auf den Nom. Sg. aller Geschlechter und den Acc. Sg. Fem. N. der schwachen Adjectivdeklination übertragen worden. Vgl. Schmeller, Die Mundarten Bayerns, S. 54, § 224. Auch in Oesterreich erscheint hier stellenweise das (geschlossene *-e*), so regelmässig in Wien und Umgebung. Vgl. auch Sütterlin, Alsatische Studien II 91, § 97.

Abweichend vom Durchschnittsgebrauch des Mhd., aber wichtig für das ältere Nhd. ist die Uebertragung des *-e* in den Nom. Acc. Pl. der schwachen Adjectivdeklination. Sie hat im Schwäbischen stattgefunden, vgl. Kauffmann, Gesch. der schwäb. Mundart, S. 113, § 107 Anm. Auf fränkischem und südthüringischem Gebiet kann die Gleichheit der starken und schwachen Endungen lautgesetzlich entstanden sein, indem in der Endung *-en* das *n* ausfiel. Vgl. wegen dieser Dialektgebiete Spiess, Die fränkisch-hennebergische Mundart, S. 47; Hertel, Die Salzunger Mundart, SS. 95, 97.[1])

---

[1]) Im Bairischen sind im grossen und ganzen die starken und die schwachen Formen des Nom. Acc. Pl. getrennt, wenn auch lokal (vgl. Schatz, Die Mundart von Imst, S. 147) Zusammenfall eingetreten ist. Trotzdem sind in die Schriftsprache Baierns und Oesterreichs die *e*-Formen nach bestimmtem Artikel eingedrungen und leisten im 18. Jh., den *-en*-Formen, die ebenso der obersächsischen Schriftsprache, wie dem Dialekt der Hauptstädte

Dunkel ist die Herkunft oder Erhaltung des *-e* in Adverbialformen, die vereinzelt vorkommt, Schmeller a. a. O. S. 53 f., § 223.

Bei den Substantiven sind besonders vokalisch auslautende Formen der Adjektivabstrakta weit verbreitet, Kauffmann a. a. O. S. 115, § 108 g, Schmeller a. a. O. S. 53, § 219. Auch einige Concreta haben die gleiche Endung. Ausserhalb des Alemannischen und Bairischen [1]) kommen noch zahlreiche andere Feminina in Betracht, die der schwachen Deklination angehörten oder in ihre Analogie übergegangen sind. Sie haben im Nom. Sg. das *-en* der andern Kasus angenommen und dann lautgesetzlich das *n* verloren, also etwa *asche*, durch Analogie *aschen*, daraus *asche*. Vgl. Spiess a. a. O. S. 40, Hertel a. a. O. S. 21. Auch bei den ursprünglich schwachen Masc. erscheint im Nom. Sg. *-e*, wo die Schriftsprache jetzt *-en* hat.

Ja sogar im Nom. Acc. Pl. vieler st. Masculina ist in bestimmten Gebieten das *-e* durch sekundäre Prozesse wiederhergestellt worden. Nach Jardon, Grammatik der Aachener Mundart, S. 30 haben die *a*-Masculina im Pl. meist *-e*, einige Wörter dieser Gruppe sind endungslos, die *i*-Masculina haben nach S. 32 keine Endung, die *n*-Stämme haben nach S. 33 im Pl. *-e* (z. B. *hane*).

München und Wien gemäss waren, hartnäckigen Widerstand. Braun, Anleitung zur deutschen Sprachkunst, München 1765 bemerkt S. 91, es sei ein in Baiern häufiger Fehler, dass geschrieben werde *die fremde Wörter* u. dgl. statt *die fremden W.* und sagt Anm. i): 'Wir hören dieses *n* sogar in der Sprache der gemeinen Leute, wenn sie schon das *e* meistentheils verbeissen: sie sagen z. E. die schlechten Leut achtet man nicht'. Ganz ähnlich spricht sich Weitenauer aus, Zweifel von der deutschen Sprache[3], S. 53 f. Sonnenfels sagt in seinem Buch Ueber den Geschäftsstil, 2. Aufl., Wien 1785 S. 12: 'Die zweifelhafte Ansprüche aufgeben, die gegebene Befehle widerrufen, liest man noch oft bei Schriftstellern, die auch sonst nicht leicht über Unrichtigkeiten sich betreten lassen'. Im 17. Jh. waren die Formen auf *-e* statt *-en* auch im Osten Mitteldeutschlands verbreitet. Vgl. Krause, Der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein S. 335, Gueintz, Rechtschreibung S. 23, Stieler S. 95 und Blanckenburg, Studien über die Sprache Abrahams a S. Clara S. 82.

[1]) Analogiebildungen, wie die im folgenden besprochenen, sind zwar z. T. auch in diesen Mundarten eingetreten; aber die Entsprechung von *-en* ist hier deutlich von der von *-iu*, *î(n)* u. s. w. geschieden. (Nur lokal ist Zusammenfall eingetreten, vgl. Schatz a. a. O. SS. 69, 133, 137, 147). Beide Endsilbenvokale konnten daher kaum auf das traditionelle *-e* der Orthographie bezogen werden. Entscheidend scheint mir, dass Oelinger *-e* dem frz. *e masculin* in *Cité*, dagegen *-en* dem frz. *e féminin* gleichsetzt, vgl. p. 9 f. und p. 16.

Diese Verhältnisse sind natürlich nicht mit Jardon so aufzufassen, als ob *-e* einmal erhalten, das anderemal geschwunden sei, und als ob die schwachen Masculina in die Analogie der *a*-Stämme übergegangen wären. Vielmehr ist der Ausfall des *-e* lautgesetzlich, die schwachen Masculina sind der alten Flexion treu geblieben und haben *-n* lautgesetzlich eingebüsst, und die Hauptmasse der *a*-Masculina ist in die Analogie der *n*-Stämme übergegangen. Ganz ähnliches ist ja im Nl. geschehen, *dag*, Pl. *dagen*, in der Umgangssprache aber ohne *-n* gesprochen.

Auch beim Verbum ist in verschiedenen Mundarten *-e* aus *-en* entstanden in Formen, die mhd. *-e* hatten, vgl. Behaghel a. a. O. S. 710 f., Schatz a. a. O. S. 174.

Wenn, wie mir wahrscheinlich ist, auch mundartliches *-i* auf das traditionelle *-e* bezogen wurde, so ist hier auf die Endung der 1. 3. Conj. Praes. und der 1. 3. Conj. Praet. der schwachen Verba in schweizer Mundarten zu verweisen, vgl. Winteler, Kerenzer Mundart SS. 152, 158. Auf die Herkunft dieses *-i* kommt es hier nicht an; Kauffmann, Beitr. 13, 494 überzeugt mich nicht.

Was die süddeutschen[1]) Schriftsprachen anbelangt, so ist zu bedenken, dass a priori die alten *e*-Formen durch die blosse Macht der Tradition sich erhalten konnten. Besonders geschützt waren natürlich die Formen, in denen die Dialekte sekundär wieder *-e* entwickelt hatten. In andern Fällen freilich kann die Schriftsprache einen Zustand festhalten, in dem die Apokope bereits vollzogen, die sekundäre Einführung des Endvokals dagegen noch nicht erfolgt war. Wie sich dies im einzelnen verhält, ist noch zu untersuchen. Das eine aber lässt sich jetzt schon behaupten, dass die süddeutschen Schriftsprachen des 16. und der folgenden Jahrhunderte das auslautende *-e* je nach den Wortkategorien verschieden behandelten, und dass dabei unter den einzelnen Varietäten der Schriftsprachen in den Hauptzügen Uebereinstimmung besteht.

Für die Sprache der Wiener Drucke aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts[2]) gilt folgendes. Das *-e* der Substantiva ist beinahe durchwegs geschwunden (resp. beim Neutrum

[1]) Ich bediene mich der Kürze halber dieses Ausdrucks, um nicht immer 'oberdeutsch und westmitteldeutsch' sagen zu müssen.

[2]) In früherer Zeit sind Apokopen auch in denjenigen Wortkategorien häufig, die später *-e* bevorzugen.

nicht eingeführt), gleichgiltig, ob es flexivischen Wert hat, oder nicht. Eine ständige Ausnahme machen in den amtlichen Drucken gewisse Wörter: der Pl. von Land heisst immer Lande. In der Datierungsformel vnserer Reiche im ... (Jahr) ist das *-e* des Gen. Pl. Reiche konstant, ebenso im Titel Graue. Oefters kommt Stände und Räthe vor. Sonst ist *-e* ganz selten.

Beim Adjektiv ist dagegen *-e* im Nom. Acc. Pl. aller Geschlechter, wenn kein Artikel vorhergeht, das regelmässige, die Formen ohne *-e* werden gegen Ende des Jahrhunderts immer seltener. Dasselbe gilt in noch erhöhtem Masse für den Nom. Acc. Sg. Fem. wenn kein Artikel vorhergeht oder nach ain, khain und den Possessiven, also in Fällen wie gebürliche Einsehung, ain sondere Notturfft, khain Inficierte oder andere gemaine person, durch vnser nachgesetzte Obrigkhait. Kein *-e* haben im Nom. Acc. Sg. Fem. mit verschwindend geringen Ausnahmen ain, khain und die Possessiva, wenn sie attributiv gebraucht sind; bei substantivischem Gebrauch, ain z. T. auch wenn ein Ton auf ihm liegt,[1]) folgen sie der allgemeinen Regel.

Im Nom. Sg. Masc. und im Nom. Acc. Sg. Fem. und Neutr. nach bestimmtem Artikel und Demonstrativ kommen Formen mit und ohne *-e* vor. Doch sind die längeren Formen im Anfang sehr selten, gegen Ende des Jahrhunderts nehmen sie zu, bleiben aber doch im grossen und ganzen in der Minderzahl.

Doppelformen kommen ferner vor in der 1. 3. Conj. Die längern Formen überwiegen weitaus im Conj. Präs. und im Conj. Praet. der starken Verba und der Präteritopräsentia. Andere hierher gehörige Verbalformen sind in den amtlichen Drucken, die ich hauptsächlich untersucht habe, selten. Wo sie vorkommen, überwiegt *-e*, ausser im Ind. Praet.

Zur Erläuterung des Gesagten gebe ich einige statistische Nachweise.

Gerichts Proceß vnd ordnung des Landßrechtens des Hochlöblichen Ertzhertzogthumbs Osterreich vnnder der Enns von 1557.[2])

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. ein einziges *-e* neben zahlreichen[3]) apokopierten Formen. Gen. Pl. 3 *-e*, darunter 1 Lannde,

[1]) Z. B. aine oder die ander Parthey.

[2]) Der Druck ist nicht datiert; da jedoch der Drucker Hans Singriener der jüngere nur bis 1562 druckt (vgl. A. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte I 59), ist der in Betracht kommende Zeitraum sehr beschränkt.

[3]) Ich habe wegen der Menge der Belege das Zählen aufgegeben, der Druck umfasst 41 Blätter in gross 4°.

1 Reiche, 56 ohne *-e*. Feminina Sg. 13 *-e* (darunter 8 geuárbe), 77 ohne *-e*.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 88 *-e*, 12 ohne *-e* (darunter 3 allweg, was formelhaft geworden ist). Nom. Acc. Sg. Fem. nach ain u. s. w. 152 *-e*, 2 ohne *-e* (das formelhafte allzeit). b) schw. Formen 9 *-e*, 133 ohne *-e*.

III. **Verba.** Conj. Präs. 88 *-e*, 2 ohne *-e*. Conj. Prät. a) st. V. 62 *-e*, 9 ohne *-e*. b) schw. V. 37 (16)[1] *-e*, 13 (2) ohne *-e*.

Infection Ordnung von 1562[2].

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 2 (Räthe): 46[3], dazu 15 Neutra. Gen. Pl. 6 (darunter 4 Lande) : 11. Fem. Sg. 3 : 71.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 85 : 11. Nom. Acc. Sg. Fem. 56 : 4. b) schw. Formen 1 : 44.

III. **Verba.** 3. Conj. Präs. 43 : 0, 3. Conj. Prät. a) st. V. 11 : 1. b) schw. V. 8 (7) : 0.

Ordnung wie es ... mit den Apotheckern ... zu Wienn gehalten werden solle von 1564.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 0 : 3, dazu 7 Neutra. Gen. Pl. 1 (Reiche) : 0. Fem. Sg. 1 : 20.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 43 : 3. Nom. Acc. Sg. Fem. 32 : 2. b) schw. Formen 3 : 23.

III. **Verba.** Conj. Präs. 25 : 6. Conj. Prät. a) st. V. 7 : 3. b) schw. V. 6 (6) : 1.

Reformation ... der ... Policey Ordnung In irer Kay: Mt: Niderösterreichischen Landen von 1568[4].

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 1 (Räthe) : 14, dazu 4 Neutra. Gen. Pl. 3 (Lande, Räthe, Reiche) : 7. Fem. Sg. 3 : mehr als 21.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 42 : 9. Nom. Acc. Sg. Fem. 29 : 0. b) schw. Formen 12 : 26.

III. **Verba.** Conj. Präs. 8 : 0. Conj. Prät. a) st. V. 11 : 0. b) schw. V. 2 (1) : 2 (1).

---

[1]) Die eingeklammerte Zahl bezieht sich auf die Präteritopräsentia und ist inklusive zu verstehen.

[2]) Sine anno von Michael Zimmermann gedruckt, der 1565 starb. (A. Meyer a. a. O. I 73).

[3]) Die erste Zahl bezieht sich auf die Formen mit, die zweite auf die ohne *-e*.

[4]) Sine anno von Caspar Stainhofer gedruckt, der 1576 starb (A. Mayer a. a. O. I 102).

Marckht Ordnung der Statt Wien. 1569.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 0 : 18, dazu 1 Neutr. Gen. Pl. 1 : 3. Fem. Sg. 2 : 23.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 21 : 4. Nom. Acc. Sg. Fem. 15 : 5. b) schw. Formen 1 : 8.

III. **Verba.** Conj. Präs. 6 : 1. Conj. Prät. a) st. V. 6 : 3. b) schw. V. 2 (1) : 1.

General vnd Ordnung / wie es hinfüro mit der Traidt / Koll vnd Kalchmaß ... in ... Österreich Ob der Enns gehalten werden solle. 1570.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 0 : 7, dazu 1 Neutr. Gen. Pl. 1 (Reiche) : 4. Fem. Sg. 1 : mehr als 17.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 12 : 0. Nom. Acc. Sg. Fem. 19 : 0. b) schw. Formen 2 : 4.

III. **Verba.** Conj. Präs. 8 : 1. Conj. Prät. (schw. V.) 5(3) : 0.

Ordnung ... zu abstellung des ... fürkhauffs / Im Ertzhertzogthumb Österreich Ob der Ennß. 1571.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 0 : 28, dazu 4 Neutra. Gen. Pl. 2 (Lannde, Reiche) : 10. Fem. Sg. 0 : 11.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 44 : 2. Nom. Acc. Sg. Fem. 8 : 0. b) schw. Formen 5 : 14.

III. **Verba.** Conj. Präs. 8 : 2. Conj. Prät. (schw. V.) 1 (1) : 2 (2).

Ordnung die Traidfuer zu den Eisen vnnd Saltz Perckwerchen ... betreffend. 1571.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 2 (Lande) : 14, dazu 2 Neutra. Gen. Pl. 1 (Reiche) : 7. Fem. Sg. 0 : 5.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 22 : 2. Nom. Acc. Sg. Fem. 6 : 0. b) schw. Formen 0 : 10.

III. **Verba.** Conj. Präs. 7 : 1.

Ordnung ... wegen Abstellung des ... Fürkhauffs in Österreich vnder der Ennß. 1578.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 0 : 13, dazu 4 Neutra. Gen. Pl. 1 (Reiche) : 7.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 23 : 1 (in ander weg). Nom. Acc. Sg. Fem. 11 : 0. b) schw. Formen 3 : 9.

III. **Verba.** Conj. Präs. 3 : 1. Conj. Prät. a) st. V. 2 : 2. b) schw. V. 8 (5) : 2 (1).

Summarischer Bericht ... An alle ... Decanos ... dises ... Ertzhertzogthumbs Österreich vndter der Ennß. Durch Herrn Melchiorn Klesel. 1582.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 0:25, dazu 7 Neutra. Gen. Pl. 0:6. Fem. Sg. 1:mehr als 25.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 105:1 (allweg). Nom. Acc. Sg. Fem. 55:0. b) schw. Formen 27:33.

III. **Verba.** Conj. Präs. 27:7. Conj. Prät. a) st. V. 7:3. b) schw. V. 2 (2):3 (3).

Beschluß des ... Landtags / so ... im Augusto / September vnd October / des 1583. Jars / inn ... Österreich vnder der Ens gehalten worden. 1583.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 5 (Stände):26 (darunter 11 Ständt), dazu 7 Neutra. Gen. Pl. 6 (5 Stände, 1 Erblande):6. Fem. Sg. 2:23.

II. **Adjectiva.** Nom. Acc. Pl. mehr als 30:4 (darunter 2 in allweg). Nom. Acc. Sg. Fem. 21:0. b) schw. Formen 14:10.

III. **Verba.** Conj. Präs. 5:0. Conj. Prät. a) st. V. 4:0. b) schw. V. 6 (6):0.

Ob es war sey Das auff ein zeit ein Bapst zu Rom Schwanger gewesen ... Bericht ... Durch Georgium Scherer verfasset. 1584.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 4:48, dazu 24 Neutra. Gen. Pl. 3:13. Fem. Sg. 20:47.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 98:2, ausserdem öfters allweg. Nom. Acc. Sg. Fem. 74:2. b) schw. Formen 59:42.

III. **Verba.** Conj. Präs. 53:11. Conj. Prät. a) st. V. 20:0. b) schw. V. 41 (16):3 (3). 1. P. Präs. Ind. 14:7. Imp. a) st. V. 3:2. b) schw. V. 3:1. Ind. Prät. a) st. V. 1:6. b) schw. V. 1 (1):1.

Ein predig vom Gottsleichnambs Fest vnd Vmbgang ... durch Georgium Scherer. 1588.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 1:32, dazu 14 Neutra. Gen. Pl. 0:6. Fem. Sg. 13:mehr als 82.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. 66:0. Nom. Acc. Sg. Fem. 76:1 (allzeit). b) schw. Formen 49:29.

III. **Verba.** Conj. Präs. 42:6. Conj. Prät. a) st. V. 3:0. b) schw. V. 8 (4):2 (2). 1. P. Präs. Ind. 6:9. Imp. a) st. V. 2:6. b) schw. V. 3:3. Ind. Prät. a) st. V. 11:20. b) schw. V. 4 (1):13.

Leichpredig Vber die ... Begräbnuß ... Frawen Elisabeth ... Königin zu Franckreich ... Durch H. Melchiorn Khlesel. 1592.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 0:20, dazu viele Neutra. Gen. Pl. 0:6. Fem. Sg. 6:101.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. immer *-e*, nur 1 ander (dagegen 8 andere). Nom. Acc. Sg. Fem. 102:0. b) schw. Formen 56:53.

III. **Verba.** Conj. Präs. 16:3. Conj. Prät. a) st. V. 1:5. b) schw. V. 14 (8):7 (6). 1. P. Präs. Ind. 8:6. Imp. a) st. V. 4:7. b) schw. V. 2:0.

Leichpredig Gehalten ... den 20. Martii dieses lauffenden 1595. Jars / bey der ... Besingknuß ... Herrn Ernsten Ertzhertzogen zu Osterreich ... Durch Georgium Scherer.[1])

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 3 (2 Lande):20, dazu 8 Neutra. Gen. Pl. 0:5. Fem. Sg. 15:mehr als 53.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. immer *-e*. Nom. Acc. Sg. Fem. 49:0. b) schw. Formen 26:44.

III. **Verba.** Conj. Präs. 13:1. Conj. Prät. a) st. V. 5:0. b) schw. V. 8 (8):1. 1. P. Präs. Ind. 12:2. Imp. a) st. V. 6:3. b) schw. V. 4:0. Ind. Prät. a) st. V. 2:9. b) schw. V. 3 (3):9.

Lob vnd Danck Predig / Wegeū ... Eroberung der Haubtvestung Raab / gehalten ... Durch Georgium Scherer. 1598.

I. **Substantiva.** Nom. Acc. Pl. 3:22, dazu 12 Neutra. Gen. Pl. 3:5. Fem. Sg. 13:mehr als 63.

II. **Adjectiva.** a) Nom. Acc. Pl. immer *-e* mit éiner Ausnahme. Nom. Acc. Sg. Fem. 61:1. b) schw. Formen 47:26.

III. **Verba.** Conj. Präs. 13:0. Conj. Prät. a) st. V. 6:0. b) schw. V. 20 (9):0. 1. P. Präs. Ind. 13:3. Imp. a) st. V. 4:1. b) schw. V. 1:0. Ind. Prät. a) st. V. 16:8. b) schw. V. 5 (1):9.

---

[1]) Ohne Jahr gedruckt bei Franz Kolb, dessen Name nach 1602 nicht mehr erscheint (A. Mayer a. a. O. I 188).

Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen Denkmäler eines weit entfernten süddeutschen Gebietes. Für Luzern hat Brandstetter festgestellt, dass die Kanzleisprache beim Substantiv der Mundart in der Abwerfung des *-e* folge, dagegen beim Adjektiv und Verbum gegen die Mundart viele *-e* behalte, Geschichtsfreund 47, 289. Im einzelnen ist zu beachten, dass beim schw. Adjektiv Schwanken herrscht, a. a. O. S. 289, dass beim Verbum die 1. P. Ind. Präs. kein *-e* zeigt, sondern entweder endungslos ist oder auf *-en* ausgeht, dagegen die 1. 3. Conj. Präs. und Prät., sowie die 1. 3. Ind. Prät. der schwachen Verba in der eigentlichen Kanzleisprache das *-e* sehr selten entbehren, a. a. O. S. 304 ff. Beim Substantiv ist bemerkenswert das *-e* als Pluralzeichen der Nomina agentis auf *-er*, a. a. O. S. 301, und das dem mundartlichen *-i* entsprechende *-e* der Adjektivabstrakta, a. a. O. S. 299.

Ueber den Sprachgebrauch des Franken Paul Schede habe ich in meiner Ausgabe seiner Psalmenübersetzung S. CX ff. gehandelt. Schede liebt es zwar in seiner Prosa, überhaupt die längeren Formen zu setzen, doch ist zu beachten, das beim Masculinum und Neutrum des schwachen Adjektivs sich Ausfall und Bewahrung des *-e* die Wage halten, während beim starken Adjektiv Apokope beinahe nie vorkommt, und dass beim Substantiv die Bedeutung des *-e* als Pluralzeichen durch die im Singular so häufigen paragogischen *-e* eingeschränkt wird. Wichtig für die Beurteilung von Schedes Sprachgefühl ist seine Verwendung des Apostrophs als Zeichen der Apokope bei konsonantischem Anlaut des folgenden Wortes. Der Apostroph steht hier regelmässig beim starken Adjektiv, einigermassen häufig auch beim Conj. Präs. In diesen Fällen erschien also Schede die Apokope als eine besondere poetische Freiheit.

Ueber die spätere Entwickelung der süddeutschen Schriftsprachen bis zum endgiltigen Sieg der Gemeinsprache lässt sich bis jetzt wenig sicheres sagen. Aber manche Anzeichen sprechen dafür, dass die Substantiva den hartnäckigsten Widerstand gegen die *e*-Endungen leisteten.

In der Luzerner Kanzleisprache waren von Haus aus die *-e* beim Verbum ziemlich fest. Nur die 1. Ind. Präs. kannte diese Endung nicht.[1]) Hier dringt sie nach Brandstetter, Die

[1]) Vom Standpunkt des älteren Nhd. muss man vielleicht hinzufügen, dass das paragogische *-e* des starken Präteritums selten war. Von 1700 an wird es häufiger, ohne durchgeführt zu werden, Brandstetter, Reception S. 53.

Reception der nhd. Schriftsprache in Luzern S. 49 f. im 17. Jahrhundert ein und wird im letzten Viertel des Jahrhunderts herrschend, nur die Auxiliaria *haben* und *werden* bewahren längere Zeit die kürzere Form. Dagegen herrschen beim Substantiv die Formen ohne *-e* durchaus bis 1770, a. a. O. S. 54 f. Ueber die Adjektive macht B. keine Angaben.

Ueber suffixales *E* in Grimmelshausens Simplicissimus besitzen wir eine leider nicht ganz erschöpfende Abhandlung von Wiesner (Jahresbericht 1889 des Leopoldstädter Communalgymn. in Wien). Wenn der Schluss ex silentio gestattet ist, steht beim Adjektiv das flexivische *-e* im heutigen Umfange fest, mit Ausnahme von *der, das ander* S. 17. Was das Verbum betrifft, so verzeichnet W. nur ganz wenige Fälle der Apokope bei der 1. Ind. Präs. S. 18 und bei der 1. 3. Prät. S. 27. Oefter scheint der Ausfall im Imperativ vorzukommen S. 20 f. *-e* im starken Präteritum ist sehr häufig S. 31 f. Beim Nomen ist der Mangel des nicht flexivischen *-e* die Regel beim Masculinum und Neutrum des Substantivs S. 8 f., und beim Adjektiv S. 33 (ebenso in den Adverbien). Beim Femininum des Substantivs bestehen Doppelformen, so zwar, dass die längeren überwiegen S. 10. *-e* als Kasuszeichen fehlt oft im Nom. Acc. Pl. der Substantiva, überwiegend im Dativ Sing. S. 10 ff.

Die Angaben Blanckenburgs über die Apokopen bei Abraham a S. Clara sind nicht genügend einlässlich.[1]) Doch gewinnt

[1]) B. giebt sich redliche Mühe, sowohl der Tradition als dem lebenden Dialekt gerecht zu werden. Aber er unterschätzt die Bedeutung des ersten Faktors. So kommt er S. 73 zu der Meinung, dass die auslautenden *-e*, sogar in der 1. Ind. Präs., aus dem Ostmd. entlehnt seien, während doch alte Ueberlieferung vorliegt. Man darf bei der Beurteilung derartiger Fragen nicht verkennen, dass es innerhalb der Schriftsprache Analogiewirkungen u. dgl. gegeben hat. Wir können heute im Gen. Sg. der starken Subst. Masc. und Neutr. meist Formen auf *-es* und *-s* neben einander verwenden, aber nicht in dem gleichen Kasus der Pronomina (*Tages* und *Tags* aber nur *eines*, *meines*, *jedes*), ebenso ist im Nom. Acc. Neutr. der starken Adj. nur *-es* möglich. Die Wurzeln dieses Unterschieds reichen weit zurück. In der österreichischen Schriftsprache des 16. Jahrhunderts z. B. entspricht dem Wechsel von *-es* und *-s* beinahe ausnahmslos *-s* (*Tags*, nicht *Tages*, Ausnahme nur *Gottes*), dem durchstehenden *-es* dagegen Wechsel von *-es* und *-s*. Mit dem Dialekt ist hier nichts anzufangen, schon deshalb, weil er den Gen. überhaupt verloren hat. — Nebenbei bemerkt glaube ich nicht, dass die österreichische Schriftsprache vor der theresianischen Zeit nennenswerte Einflüsse aus Ostmitteldeutschland erfahren hat, dagegen ganz bedeutende 'aus dem Reich'.

man den Eindruck, dass das Hauptgebiet der Apokope wieder das Substantiv bildet, während beim Adjektiv mit Ausnahme von *ein, kein* und den Possessiven das *-e* feststeht und beim Verbum sehr häufig ist, vgl. SS. 29, 71 ff., 82, 84.

Zu dem was die Denkmäler lehren, stimmen die Angaben der älteren süddeutschen Grammatiker.[1] Laurentius Albertus bemerkt über die Adjektive p. 54 III: *Adiectiua cum substantiuis, aut cum articulo* Ein, *aut cum vtroque simul coniuncta mouentur in positiuo per* er, e, es; und IV *Cuiuscunque terminationis adiectiua positiua abstracta sint, si mouentur, masculinum in* Er, *foemininum in* e, *neutrum in* es *finiunt*, VI *Si comparatiui mouentur, . . . tum addunt masculinis* er: *foemininis* e: *et neutris* es, p. 56 XI *Superlatiuus potest etiam moueri per* er / e / es. Vgl. auch p. 48 (Paradigma von diser), 51 XI; 52 XVII; 64 XIII; 68 V 4; 71 VII 1; 72 VII 9, 10; 77 II; 91 (Paradigma von welcher); 120 f. (über die Motion und Deklination der Partizipien). — p. 79 IV werden die literae terminales der ersten Deklination aufgezählt; bei e heisst es *Omnia nempe adiectiua foeminina,* ein todte. — Keine Endung haben ein und kein bei adjectivischem Gebrauch, während sie sonst wie die Adjektive behandelt werden. Vgl. p. 47 II Ein / *est . . . adiectiuus, omnis generis* und III *Hic vero articulus* (es) *non mouetur, est enim omnis generis, sicut articulus* ein. p. 50 IX wird das Paradigma des Artikels ein gegeben; im Nom. aller Geschlechter erscheint ein, im Acc. Fem. eine vnd ein. — p. 52 XVII: *Negatiua vocula* kein . . . *mouet adiectiua,* als / kein Teutscher / kein Teutsche / kein Teutsches / *quae si mouetur ipsa nullum substantiuum asciscit, sed absolute ponitur:* als keiner / keine / keins: *prorsus sequens naturam hac in re articuli* Ein. Vgl. noch p. 63 (Paradigma von Einer, wenn im Fem. neben Eine contractè ein erscheint, so ist dies ebenso wie einr, einm als poetische Form gemeint). — Bei den Possessivpronomina ist nur die längere Form im Paradigma p. 92 f. berücksichtigt; aus der Bemerkung, dass diese Pronomina *moueri debent per tria genera et tres terminationes,* er / e / es haben wir natürlich nicht zu schliessen, dass Albertus ihnen auch bei adjektivischem Gebrauch diese Endung geben wollte, es liegt vielmehr einer der Fälle vor, wo

[1]) Ich muss hier alle in Betracht kommenden Angaben anführen. Auf die zusammenfassenden Bemerkungen der Grammatiker darf man sich nicht verlassen, sie besassen nicht den nötigen Ueberblick.

Albertus nicht das ganze des Sprachgebrauchs übersah und deshalb die Regel zu weit fasste. Mein im Acc. Sg. Fem. gegenüber Nom. Meine ist verdächtig.

Im Nom. Sg. der schwachen Adjektivdeklination ist für Albertus die endungslose Form Regel, doch wird für das Femininum auch die Form auf *-e* zugegeben, vgl. 51 XI und 80 VIII 3. Absatz.[1]) Dass ihm übrigens auch im Masculinum die längeren Formen nicht unbekannt waren, geht aus der Bemerkung über die 'Metathesis' im Superlativ 55 VIII hervor. — Vgl. noch 54 V; 72 VII 10; 81 IX; 120.

Beim Verbum sind für Albertus die Formen ohne *-e* die normalen. Er muss aber anerkennen, dass in der 1. P. Ind. Präs. öfters *-e* antritt. Die Bemerkung 98 II ist höchst interessant, wir sehen, dass die längern Formen für edler galten: *Obseruandum .., quod omnia simplicia primitiua verba, in prima indicatiui praesentis temporis persona, monosyllabica sint:* ich red .., ich ler .., ich streit ..: *quibus vel propter orationis numerum, vel propter rithmos et nostrum genus versuum, aut etiam in cantilenis, et nonnunquam ex consuetudine litera* e *accedit,* als ich Rede / Lere / Streite ... *quae litera in communi quotidianoque vsu dicendi non exprimitur, nisi orationis grauitas requirat.* Unbedacht fährt Albertus fort: *Idque seruatur in alijs omnibus verborum temporibus et personis, et in omnibus orationis partibus:* als / vnde als er jhne eigentliche gefraget hette / sprache vnde antworttette jener jhme hinwider / *quae ita simpliciter leguntur:* vnd als er jhn eigentlich gefragt hett / sprach vnd antworttet jener jhm hinwider. Sonst wird noch bemerkt, dass im Präteritum (starker und schwacher Verba) die kurze Form die eigentlich normale sei, dass aber nicht selten *-e* antrete 101 II.

Beim Substantiv erscheint *-e* als eigentliche Flexionsendung nur in éinem Paradigma, Farb, Pl. farbe ,p. 86 III. Herre als Vokativ zu Herr p. 79 V ist wohl Druckfehler, vgl. die Bemerkung 80 IX: *Vocatiuus substantiuorum in vniuersum conuenit nominatiuo.* Bei der 2. Deklination, die Masculina und Neutra umfasst, wird in den Bemerkungen über die Pluralbildung immer unterschieden, ob der Nom. Pl. auf *-er, -en* ausgeht, oder dem Nom. Sg. gleich

---

[1]) Es sei daran erinnert, dass bei Schede, dem Landsmann des Albertus, der Nom. Sg. Fem. nach Artikel immer auf *-e* ausgeht, während beim Masc. und N. Schwanken herrscht.

ist, eine Endung *-e* erscheint nicht, vgl. p. 84 f. Ebenso wenig weiss Albertus etwas von einem suffixalen *-e* mit kollektiver Bedeutung, p. 69 VI 6.

Die *-e*, die sich nun doch bei den Substantiven finden, werden 87 V in einer allgemeinen Betrachtung abgethan: *Saepe ... accidit metathesis:* als die leffel / vnd leffle. *Non raro etiam* e *litera multis omnium declinationum nominibus accedit, quam adimere necesse est, si etymologiam inquirere velis,* als die rede *pro* die red / *atque ea Proparalepsis vel Paragoge literae* e, *in rithmis plerumque contingit.*

Wir sehen, die Behandlung des *-e* bot Schwierigkeiten, deren Albertus nicht Herr geworden ist. Trotz seiner unbehilflichen Aeusserungen, nach denen es scheinen könnte, als ob *-e* beliebig auftreten oder fehlen dürfte, sind wir doch im Stande festzustellen, dass es in der starken Adjektivdeklination notwendig ist, in der schwachen vorkommen kann, dass beim Verbum und Substantiv Doppelformen bestehen, mit dem Unterschied jedoch, dass beim Substantiv das *-e* keine flexivische Bedeutung hat, da es auch im Singular in denselben Kasus auftreten kann wie im Plural.[1])

Oelinger giebt ausdrücklich auch dem Adjektiv nach bestimmtem Artikel *-e*, p. 25 *Articulata adiectiua ... desinunt in positiuo in* e / *in comparatiuo in* re / (*addito* re / *positiuo*) *in superlatiuo in* ste / (*addendo quoque* ste / *positiuo*) *per omnia genera.* Vgl. auch die Paradigmen pp. 26, 29 und pp. 59, 86.

Natürlich haben auch die in Betracht kommenden starken Formen *-e*. p. 27 heisst es von den *adiectiua inarticulata*[2]): *foeminina similia sunt* (scil. im Nom.) *articulatis adiectiuis.* Dem entsprechend steht im Paradigma Ein, kein, mein fromme, frömmere, frömmeste fraw. p. 60 finden wir im Paradigma des Adjektivs ohne Artikel im Nom. Acc. Sg. Fem. gegenwürtige fraw, im Nom. Acc. Pl. aller Geschlechter p. 61 gegenwürtige herren, frawen, menschen. Vgl. auch die Paradigmen p. 59 f. Keine Endung haben im Nom. Acc. Sg. Fem. die Possessiva und ein, kein; bei substantivischem Gebrauch haben sie die Endung der Adjektive pp. 27, 59, 79 f., 87.

---

[1]) Man beachte, dass red(e), von dem 87 V gesprochen wird, nach 86 II zur 3. Deklination gehört, deren Paradigma Farb ist.

[2]) Darunter versteht Oe. die Adj., denen *ein*, *kein*, und die Possessiva vorangehen.

Beim Verbum werden für die 1. P. Ind. Präs. Doppelformen angegeben. Die direkten Aeusserungen sind nicht ganz widerspruchslos. p. 97 heisst es: *tempus praesens indicatiui, quod formatur a suo infinitiuo abiecto* n *in fine ... vt a* lieben / ich liebe / *a* schreyen / ich schreye / *a* lesen / ich lise. Dagegen wird bei der Besprechung der einzelnen Conjugationen gesagt, dass sie ihr tempus praes. ind. bilden *abiecto* n *vel* en, pp. 119, 124, 133. Nur bei der 3. Conjugation fehlt der Zusatz '*vel* en' p. 127.

Ueber das Präteritum wird p. 97 bemerkt, dass es *formatur a praesenti vel addito* te / *vel mutato* (l. *mutando*) *tantum aliquid in penultima syllaba: veluti* Ich schreibe / ich schriebe / ich liebe / ich liebete. Damit stimmen die Angaben pp. 119, 124, 128, 133 überein. Es ergiebt sich daraus, wenn man die Doppelformen der 1. Ind. Präs. (= praesens) berücksichtigt, dass für das starke Prät. Formen mit und ohne *-e* statuiert werden, während für das schw. Prät. der Ausgang *-te* feststeht.

Der eigentliche Conj. Präs. wird in einem Anhang p. 152 als modus dubitatiuus behandelt. Er wird vom Infinitiv gebildet *in prima et tertia abiecto tantum* n. Also Ausgang auf *-e*.

Der Conj. Prät., der hier in der Maske eines Optativ Präs. und Imperf. auftritt, ist nach p. 103 dem Prät. gleich.

In den Paradigmen und Verzeichnissen der Vollverba p. 120 bis 147 finden wir in der 1. P. Ind. Präs. und im Ind. und Conj. Prät. Formen mit und ohne *-e*, jedoch überwiegen die längeren Formen. Der Imp. der st. V. ist endungslos: Schreib p. 122, Bind p. 126, Geuß p. 132, dagegen Höre p. 135. Im Paradigma des 'modus dubitativus' p. 153 haben die beiden Vollverba *-e*. Schwanken weisen die Hilfsverba auf. haben bildet die 1. Ind. Präs. immer endungslos, auch der Imp. erscheint als hab, Conj. Präs. als hab und habe, Ind. und Conj. Prät. haben immer *-e*. So weit man aus der Ind. und Conj. zusammenwerfenden Darstellung von werden klug wird, haben die 1. Ind. Präs. und Conj. Präs. und Prät. Doppelformen, auch warde kommt neben ward vor, der Imp. lautet werde. Neben war erscheint ware, neben were wer.

Bei den Substantiven spielt *-e* als Pluralzeichen gar keine Rolle. Die Ursache ist wiederum, dass einerseits im Plural apokopierte Formen erscheinen, anderseits im Sg. paragogisches *-e* antreten kann. Vgl. p. 66 *Tertia declinatio est, quae habet nominatiuum pluralis numeri similem singulari: veluti* der brieffe / die brieffe, und p. 71 *Nominibus huius declinationis non raro litera*

e *per omnes casus additur, praecipue in rithmis: vt* das theile / der Gotte / *pro* theil / Gott. In den Paradigmen dieser 3. Deklination finden wir zu stuck, nacht die Plurale stück, nächt, dem Pl. die briefe entspricht der Sg. der briefe, dagegen Dat. Acc. Voc. brief, ein weiterer Beweis dafür, wie gleichgiltig das Setzen und Weglassen des *-e* hier war. Vgl. noch p. 34.

Feststehend ist das *-e* der Adjektivabstrakta, vgl. unter den Geschlechtsregeln p. 42 *Item* (sind Fem.) *nomina in* e *longum quae apud Latinos in tas vel tudo desinunt.* Die anderen Feminina werden dagegen nach dem Endkonsonanten geordnet.

Zu einer klaren Erkenntnis des Gebrauchs des *-e* ist, wie es scheint, Oe. nicht gekommen, vgl. pp. 10 und 20.

Im wesentlichen auf dem gleichen Standpunkt wie die beiden ältesten deutschen Grammatiker steht im 17. Jahrhundert Schöpf.

Für das st. Adj. steht *-e* fest, vgl. p. 26 f. *si Indefinitum* (sc. *articulum*) *adiectiuis praepones, Masculinum terminabitur in* er, *Foemin. in* e, *Neutrum in* es, ähnlich pp. 81, 83, 84, 167. Die Possessiva haben die gleichen Endungen, *cum substantiue in oratione ponantur* p. 103. Unter den Numeralia werden p. 98 aufgeführt welcher / welche / welches, Ein anderer / e / es. An Pluralformen kommen an dieser Stelle vor Alle vnd jede, Etliche, Beid / beede / alle beid, das einzige Beispiel für Abfall des *-e* in einer st. Form. Vgl. noch p. 105 (dieser, diese, diß; jener, jene, jens). Ohne Endung ist wiederum der Nom. Acc. Sg. Fem. des unbestimmten Artikels, vgl. p. 24: *Infinitus . . . inseruit omni generi sub vna terminatione, vt* Ein *vnus, vna, vnum,* und das Paradigma p. 25. Das Zahlwort erscheint dagegen p. 95 als Einer / Eine / Ein, wozu die unbedachte Bemerkung gemacht wird *et hoc quoad declinationem nil differt ab articulo indefinito, cum etiam singulare tantum sit.* p. 98 finden wir Ein *et* Einer / e / es *vel* Eins *Vnus, a, um, quidam, quaedam, quoddam et aliquis, aliqua, aliquod.*

Das Schwanken des Sprachgebrauchs in der Setzung des *-e* beim schw. Adj. äussert sich in einer gewissen Unbestimmtheit der Angaben. p. 26 *Omne* (*genus*) *cuius articulus est,* der / die *et* das / *et huic generi tantum subiecta sunt nomina adiectiua vt* der / die / das Schöne. Im Paradigma der Adjektive mit Artikel p. 80 finden wir den Nom. der / die / dz Schön *vel* schöne, im Acc. Fem. und N. die *et* das Schöne. p. 83 heisst es ausdrücklich *Adiectiuum terminationis mobilis est, quod vel terminatur in* e ;

et sub hac terminatione omni generi inseruit apposito articulo finito vt: der / die *et* das Schöne, *vel* u. s. w., ähnlich p. 84 bei der Besprechung des Comparativs und Superlativs. Dagegen steht p. 96 die Bemerkung *Adiectiua Ordinalia formantur a Cardinalibus adiecta in fine consonante* t *a quatuor vsque viginti exclusiue ... a vigesimo vsque ad infinitum additur* st. Die aufgezählten Ordinalia bis 100 sind alle endungslos, dann kommt der Hunderst vnd Erst, der Hunderst vnd zweyte, ferner der Tausentst / Einhunderst vnd erste, der Hundert tausenst. Als ähnliche Bildungen werden bezeichnet der Oberste, der Vnderste u. s. w. alle mit *-e*. Die Angabe Der Ander / e / es *alter. a. um* p. 98 beruht auf einer Konfusion. p. 108 werden unter den Pronomina erwähnt derselb und derselbige ohne Bemerkung über das Fehlen und Vorhandensein des *-e*. In dem Abschnitt über die Partizipien werden p. 166 *e*-lose Formen angegeben.

Beim Verbum sind für Sch. die Formen mit *-e* die normalen. p. 111 bemerkt er, wohl im Anschluss an Oelinger, *A tempore praesenti Infinitiui modi formatur tempus Praesens Indicatiui modi abijciendo consonantem finalem* n *praeponendoque pronomen personale* Ich / *Ego, vt a verbo infinitiuo* Machen ... *fit* Ich mache. *A tempore praesenti Indicatiui modi formatur Imperfectum eiusdem modi vertendo* e *finale in syllabam* te / *vt ab* Ich mache *fit* Ich machte. Die kürzeren Formen werden daneben anerkannt; im Paradigma p. 137 steht Ich mache / *vel per apocop:* Ich mach und p. 138 findet man die Bemerkung *Prima persona singularis huius temporis praesentis terminatur in* e *vocalem quae tamen frequentissime eliditur, maxime in verbis bisyllabis vt hic in verbo* machē. Doppelformen finden wir dann noch im Paradigma beim Prät. (p. 139) Ich machte *vel* macht *per apocop:*, im Imp. (p. 145) mache du *vel* mach du (st. V. schreibe du, Falle *vel* fall du), im Conj. Präs. mache er *vel* mach er (p. 145), Ich mache *vel* mach, er mache *vel* mach (p. 149). Keine Doppelformen sind angegeben beim Conj. Prät. (Ich, er möchte, ich schriebe, ich fiele pp. 140 und 150); ferner beim Prät. Ind., wo es in der Verkleidung des Subjunctiv Imperf. erscheint (ich, er machte p. 149); das ist natürlich Zufall. Der Ind. Prät. der st. Verba hat paragogisches *-e* (schriebe, fiele p. 140). Im Paradigma der zusammengesetzten Verba p. 163 sind beinahe nur die *e*-Formen verzeichnet. Auch die Hilfszeitwörter haben meist *-e*, doch erscheint hab weit öfter als habe, werd kommt ein paar Mal statt werde vor, einmal steht ich hatt, wurde und ward

stehen nebeneinander, gegenüber vorherrschendem war findet sich einmal ware.

Beim Substantiv kennt Sch. keine Kasusendung *-e*, wie aus p. 73 ff. hervorgeht. Ganz vereinzelt ist die Bemerkung p. 75 der Hund... *plur.* die Hund... *vel* die Hunde. Es liegt hier vielleicht ein Druckfehler vor. Auch in der Wortbildung weiss Sch. mit dem *-e* nichts anzufangen. p. 45 sagt er: *In polysyllabis desinentibus in* e *ratio generis cognoscendi non habenda est, nisi abiecto* e *finali... Habet enim Vocalis ista* e *cum Consonantibus maximam symphoniam, ita vt omnibus ferme partibus orationis in fine accedi* (l. *accedere*) *et abesse possit, fitque plerumque elegantiae potius et metri quam necessitatis causa, cuius rei passim innumera obuia sunt Exempla.* Dazu vgl. man die oben S. 43 angeführten Worte des Albertus 98 II.

Eine wesentliche Abweichung finden wir bei Ritter. Hier erscheint, um das wichtigste zuerst anzuführen, *-e* auch als Kasusendung der Substantiva. p. 69 wird als Pluralendung der ersten Deklination E angegeben. Als Paradigma wird Baum aufgestellt. Der Dat. und Acc. Sg. ist dem Nom. gleichlautend, im Nom. und Acc. Pl. finden wir Bäume, dagegen im Gen. Pl. Bäum. Diese Genitivform beruht keineswegs auf einem Druckfehler; p. 70 wird ausdrücklich gelehrt: E *plurale in genitivo plurali locum non obtinet.* Wie diese Sonderstellung des Gen. zu erklären ist, weiss ich nicht. Ganz in Uebereinstimmung mit dem ostmd. Gebrauch wird ferner p. 70 bemerkt, dass die Wörter auf el, en und er kein *-e* annehmen. Wenn es p. 74 heisst *Anomalia est in voce* Hund, *cujus pluralis est* die Hund / *absque diphthongo: et in* Schuh / *cujus pluralis est* die Schuh, so liegt zum mindesten bei dem ersten Wort ein Druckfehler (Hund st. Hunde) vor.[1])

Mit dem Paradigma Baum stimmt das Paradigma Brust p. 75: Nom. und Acc. Pl. Brüste, Gen. Pl. Brüst. Auch hier die ausdrückliche Bemerkung (p. 74) *Secunda declinatio est nominum foemininorum, ejusque pluralis formatur in* e.

Die Bemerkungen über die Neutra sind wie vieles in der sonst trefflichen Grammatik, sehr nachlässig korrigiert. Als reguläre Endung der Neutra im Pl. wird er betrachtet. Ueber die Anomala heisst es p. 80: *Quaedam nomina formant suum*

---

[1]) Schuh kann richtig sein, auch ostmd. kommt hier die Verkürzung vor.

numerum pluralem, adjectione tantum literae e .... *Talia sunt* 1. *nomina, quae terminantur in* f. g. l. n. (*non* en)[1] .... (p. 81). 2. *Haec sequentia,* und nun folgen verschiedene Wörter, die auf andere Buchstaben ausgehen. Hier hat nun der Setzer beinahe regelmässig das *e* im Plural ausgelassen (Pferdt, Pfund, Brot, End, Roß, aber Netze, Worte). Dagegen wird das *-e* vom Autor ausdrücklich abgesprochen den Neutris auf en, el, er, lein, ausserdem aber auch den *verbalia quae ab initio habent syllabam* ge / *et semilatina in* endt (p. 81); unter den Beispielen finden wir Gebot und Element.

Wir haben früher bemerkt, dass bei Albertus und Oelinger die Nichtanerkennung eines Pluralzeichens *-e* mit dem paragogischen *-e* des Sg. zusammenhängt. Dem entspricht, dass bei Ritter von einem willkürlichen Antreten des *-e* an Singularformen des st. Substantivs keine Rede ist. Es sind nur ganz bestimmte Wörter, nämlich eine Gruppe der schw. Masc. und die Hauptmasse der schw. Fem. samt den mit ihnen verschmolzenen ō-Stämmen, die Doppel- oder vielmehr Trippelformen zeigen. Da R. die Subst. nach den Genera in drei Deklinationen teilt und als die normale Masculindeklination die starke betrachtet, sind ihm die schw. Masc. Anomala. Von ihnen heisst es p. 71: *Plurima hujus* (scil. *primae*) *declinationis nomina in nominativo et vocativo recipiunt literam* e *et syllabam* en / *tam in scribendo quam pronunciando liberam, eaque omnia in reliquis utriusque numeri casibus recipiunt* en *necessario: in genitivo tamen singulari post syllabam* en / s *non excludunt.* Als Paradigma erscheint Der Knod / Knode *et* Knoden. Dann folgt p. 72 f. ein Verzeichnis der Wörter, die im Nom. e und en *libere* annehmen. Ihnen werden p. 73 f. Wörter gegenübergestellt, die ebenso wie sie dekliniert werden *quamvis in nominativo* e *et* en *libere non recipiant.* Die in diesem Verzeichnisse neben lauter einsilbigen vorkommenden Formen Götze und Löwe sind natürlich fehlerhaft. Mustern wir die beiden Verzeichnisse, so finden wir, dass das erste beinahe durchweg solche Wörter enthält, die in der heutigen Schriftsprache entweder nur *-en* haben, oder zwischen *-e* und *-en* schwanken (Funcken, Glaube, Name), das zweite dagegen mit einer einzigen

[1]) Auch hier schon einige Druckfehler: Spiel, Bein, statt Spiele, Beine. — Dass übrigens Ritter hier wie sonst den Clajus benützt hat, ist sicher, aber er hat dies mit grosser Einsicht und Selbständigkeit gethan.

Ausnahme (Darm) Personen- und Tierbezeichnungen, also solche Wörter, die heute auf *-e* enden. Zur Erklärung erinnere ich an das oben S. 33 f. gesagte. Knob ist die lautgesetzliche Fortsetzung von *knote*, Knoben ist die Analogiebildung *knoten* in archaischer Orthographie, Knobe ist die aus *knoten* durch Abfall des *n* entstandene Form, die auf die alte Schreibung *knote* bezogen wurde. In der zweiten Gruppe dringt dagegen die kurze Form Aff durch, da hier keine dialektische Nebenform mit secundärem *-e* (aus *-en*) dem alten *affe* schützend zur Seite stand.

Aehnliche Angaben macht R. bei den Feminina. Den regelmässigen (das sind für R. die *i*-Stämme) werden u. a. entgegengestellt *Nomina quae in nominativo recipiunt* e *et* en *libere*, diese haben im Sg. en *libere*, im Pl. *necessario*. p. 76 ff. wird ein Verzeichnis dieser Wörter gegeben. p. 79 wird bemerkt, dass ebenso deklinieren *quamvis* en *in nominativo non habeant* Schalmey, Gränz, Höll, Beul, Seule, Genad, Fraw. Die Erklärung dieser Thatsachen ergiebt sich aus dem früher gesagten von selbst.

Eine besondere Stellung nehmen die Adjektivabstrakta ein. In dem Abschnitt über das Genus werden die Wörter nach den Endbuchstaben aufgezählt. Unter E werden nur aufgeführt (p. 29) die Masc. Friede, Garbe, See, Klee, Schnee, die Fem. Schle, Taube, Haube, Labe, Gnade und dazu wird bemerkt *plura quidem in* E *vocabula reperiuntur, quae tamen hic non sunt posita, propterea quod in illis* E *legendo et scribendo saepe omittitur, illa itaque in illis literis quae illud* E *praecedunt quaeras, verbi gratia in litera* D *reperies* Labe *et sic in reliquis.*[1]) Dagegen heisst es weiter: *Omnia abstracta a nominibus adjectivis concretis quantitatem aut qualitatem significantibus in* e *desinentia sunt generis feminini.* Hier wird also offenbar der Endung *-e* eine andere Stellung eingeräumt als in den Wörtern wie Labe.

In der st. Adjektivdeklination steht *-e* wieder im grossen und ganzen fest. p. 45 *Trium terminationum sunt* (sc. *adjectiva*) *cum habent praefixum articulum infinitum* ein (*vel pronomen aliquod possessivum* mein / dein / sein) *ac tum masculinum terminatur in* er .... *Femininum in* e.[2]) Im Paradigma der Pronomina

---

[1]) Aus dem Beispiel Labe geht hervor, dass die *e*-Formen Friebe u. s. w. nicht als ausschliesslich berechtigt gemeint sind. Nebenbei bemerkt ist diese Stelle z. T. das Vorbild von Schöpfs Bemerkung p. 45, vgl. oben S. 48.

[2]) Im folgenden muss eine Zeile ausgefallen sein, es fehlt die Angabe eines Beispiels für das Fem. und der Endung des Neutr., dafür folgt gleich

p. 95 f. steht im Nom. Sg. des Fem. und im Nom. Acc. Pl. aller Geschlechter *-e* (Diese, jene, im Acc. Sg. Fem. durch Druckfehler Dieser, jenem). Auch die Possessiva haben in den gleichen Kasus und im Acc. Sg. Fem. *-e* (meine, vnsere) p. 96 f., doch wird p. 97 ausdrücklich bemerkt E .. *finale in foeminino saepe omittitur: ut* mein Bitt.

Die Doppelformen des schw. Adj. sind ausdrücklich bezeugt. Vgl. insbes. p. 46 *Articulus finitus non impedire potest, quo minus ad adjectivum litera* e *libere accedat.* Das Beispiel stimmt wieder einmal nicht: die weiß Fraw statt die weise Fraw. Im Paradigma der 4. Deklination, das die Adjektive umfasst, steht im Nom. Fromme p. 82. Dass das *-e* nicht etwa bloss vom Setzer herrührt, beweist die Bemerkung, dass von dem Schema der Acc. Sg. Fem. und Neutr. abweicht, *qui* n *respuit.* Von den Beispielen stimmt nur das eine die reiche Fraw, dagegen nicht das weiß Hündlein. Endlich sei noch auf die Observatio p. 84 hingewiesen *Quando adjectivum est praedicatum, tum nominativus utriusque numeri*[1]) e *assumere nequit.*

Welches für R. die Normalformen des Verbs waren, ist nicht ganz leicht festzustellen. Die Ausdrucksweise ist nicht genügend bestimmt und auf die Beispiele ist bei dem höchst inkorrekten Druck kein Verlass. Vom Praesens heisst es p. 114 *Praesentis indicativi persona prima est ipsum thema: ut* Ich lern .. *hujus persona secunda formatur a prima adjectione* st / *sicut in tertia adjectione* t / *ut* du lernst / er lernt. Dann geht es weiter *Imperfectum formatur a praesenti adjecta ad finem syllaba* te / *ut* Ich lern / Ich lernete *vel* lernt. Die Form lernete setzt notwendig eine 1. Praes. Ind. lerne voraus. lernt ist Druckfehler für lernte, denn durch das Wort s y l l a b a ist der Ausgang -te festgelegt. Es geht dies auch aus der gleich folgenden Bemerkung hervor *Perfectum formatur a participio perfecto, hoc vero formatur ab imperfecto, adjecta* (l. *abjecta*) *vocali* e *et praeposito augmento syllabico* ge / *ut* Ich lernte .. *hinc fit participium* gelernt.

Der Imp. ist nach p. 116 gleich der 1. Ind. Praes., Beispiel lerne du (ebenso lerne er). Der 'Subjunctiv' ist gleich dem Ind., *nisi quod in tertia singulari* t *finale abjicitur, ut* Man sagt daß er

---

das Beispiel für das Neutr. In den Beispielen für Adj. nach Poss. ist das *e* vom Setzer weggelassen: Mein Weiß Cat.

[1]) Im Schema der 4. Dekl. hat nämlich der Nom. Acc. Pl. e, nicht en, ebenso nebenbei bemerkt bei Schöpf.

lerne p. 117. Der Conj. Praet., hier Optativ Praes. und Imperf. genannt, ist gleich dem Ind. Praet. Beispiel: Ach daß ich lernete p. 116.

Dass für R. die *e*-Form in der 1. Ind. Praes. die normale war, wird bestätigt durch die Bemerkung über die Bildung des Infinitivs p. 117 *formatur a praesenti indicativi adjecta litera* n.

Im Paradigma der schw. V. p. 122 ff. finden wir die 1. Ind. Praes. Ich liebe, die 1. Ind. Praet. Ich liebete *vel* liebte, 3. Ind. Praet. er liebete, 2. Imp. Liebe du, 1. Conj. Praes. (= Subjunctiv) (Daß ich) liebe, die 3. Conj. Praes. lautet, wo sie als 3. Imp. auftritt, liebe er, dagegen als 3. Subj. fehlerhaft er liebet, die 1. 3. Conj. Praet. (= Opt. Praes. et Imperf.) liebte.

Das Praet. der st. V. *desinit in* e *pronuntiando et scribendo liberum* p. 131, ähnlich in der Vorrede an den Leser Bl. 5b. Auch für den Conj. Praet. scheint das *e* nicht als notwendig angesehen zu werden, da p. 133 nur hinsichtlich des Wurzelvokals ein Unterschied vom Ind. konstatiert und p. 134 bemerkt wird, dass, wo in dem Verzeichnis der Verba secundae conjugationis kein 'Optativus' angegeben werde, er mit dem 'Imperfectum' gleichlautend sei. In diesem Verzeichnis geht die 1. Ind. Praes. und Praet. und die 1. Conj. Praet. teils auf *-e*, teils auf den Wurzelkonsonanten aus.

Wo in den Paradigmen Hilfsverba erscheinen, heisst es immer hatte, hette, würde und mit éiner Ausnahme were. Die 1. Ind. Praes. lautet immer hab, ebenso meist die 1. 3. Conj. Praes., nur einmal habe, Imp. habe; neben ich werde steht ich werd, 1. 3. Conj. und Imp. immer werde.

Zu erwähnen ist noch die Bemerkung über das Part. Praes. p. 121 *potest etiam* d *apponi ornatus gratia litera* e, *ut* stehende.

Wenn wir die vielen, guten Angaben R.'s über das Fehlen und Vorkommen des *-e* erwägen, werden wir ihm die etwas weitherzige Aeusserung p. 3 zu gute halten E *finale ut in pronunciando ita etiam in scribendo potest omitti*[1]) und keineswegs mit Burdach[2]) behaupten, dass Ritters Grammatik 'die volle Herr-

[1]) Das folgende ist wieder ein artiges Pröbchen der schlechten Korrektur: *ut* die gabe *pro* die gab.

[2]) A. a. O. S. 320. — v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 77 führt, nachdem er die Bemerkung R.'s p. 3 wiedergegeben hat, fort 'und so bildet er der stall — die ställ'. Aber dieses Beispiel steht p. 2 bloss zur Exemplifizierung des Umlauts, nicht der Pluralendung, es ist daher gegenüber den ausdrücklichen Angaben in der Lehre von der Deklination bedeutungslos.

schaft der westmitteldeutschen Vernichtung aller auslautenden *-e*' repräsentiere.

Brücker macht keine ausdrücklichen Angaben über die Bildung der Flexionsformen. Im Paradigma der Masc. und Neutra finden wir als Nom. Acc. Pl. von Schulmeyster und Pferdt Schulmeystere und Pferde (Gen. und Dat. Pl. Schulmeysternn, Pferdenn) p. 34 f., im Paradigma der Fem. erscheint Frawe als Acc. Sg. zu Fraw p. 35. Zu eyn anderer lauten Nom. Acc. Sg. Fem. eyne andere, der Nom. Acc. Pl. aller Genera andere p. 43. Auch bei mein, welcher, aller gehen Nom. Acc. Sg. Fem. und Nom. Acc. Pl. auf *-e* aus p. 43 ff. Beim Verbum sind die *e*-Formen beinahe ausnahmslos: 1. Ind. Praes., Imp., 3. Conj. Praes. liebe, lehre, schreibe, trage pp. 50. 52, 1. 3. Ind. und Conj. Praet. liebte, lehrte, schriebe, truge, trüge pp. 51. 52. 54. Bei den Hilfsverben steht *-e* immer dort, wo es auch heute üblich ist, nur ich hab kommt neben habe vor (beide Formen je einmal p. 51. 54). ware ist häufiger als war, neben einander erscheinen ward und wurde.

Im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts ziehen sich die Süddeutschen fast ganz vom Betrieb der Grammatik zurück. Ueber Harsdörfer, den treuen Anhänger des Schottelius, wird im folgenden Abschnitte zu sprechen sein. Die Regensburger Grammatik von 1687[1]) kenne ich nicht.

Von den im Ausland erschienenen, für Ausländer bestimmten (süd)deutschen Grammatiken ist mir nur die von Perger bekannt. P. verlangt *-e* sowol für die st. als die schw. Adjektivformen; p. 26 f. *Le nominatif tant singulier que plurier avec l'article* der, die, das, *ne prend jamais que la lettre e, dans tous les trois genres, mais avec l'adjectif* ein *il prend au masculin la syllabe* er, *au feminin la lettre e et au neutre la syllabe es. ... L'accusatif feminin et neutre tant singulier que plurier ne prend que la lettre e avec* der, die, das, *mais avec* ein *il prend au feminin la lettre e .... Le vocatif .. prend ..... au feminin la lettre e ... au plurier toûjours la lettre e.* Dazu stimmen die Paradigmen p. 28 f. (*Der, die, das reiche,* Voc. Fem. *o reiche,* Nom. Acc. Pl. *Die reiche,* Voc. Pl. *O reiche,* Nom. Acc. Sg. Fem. *ein reiche,* Pl. *etliche reiche*).

In den Paradigmen der Verba p. 100 ff. finden wir *Ich hab, wird, lieb,* aber im Imp. und in der 1. 3. Conj. Praes. *habe, werde,*

---

[1]) Vgl. v. Bahder, Die deutsche Philologie im Grundriss Nr. 809. Die Münchner Hof- und Staatsbibliothek besitzt das Werk nicht.

liebe, 1. 3. Ind. Praet. *hatte, wurde, liebte,* 1. 3. Conj. Praet. *hätte, würde, liebte.*

p. 125 bemerkt P. *Il faut remarquer que les verbes qui ont la lettre d ou t devant la syllabe -en de l'infinitif on quelque autre lettre qui peut rendre la prononciation trop rude à l'imparfait de l'indicatif, prennent au present du même indicatif la lettre e comme au subjonctif, laquelle reste aussi à l'imparfait pour en rendre la prononciation plus facile, comme ... Ich rede .. pour ich red, Ich töte .. pour ich töt .. Ich redete .. pour ich redte, Ich tötete .. pour ich tötte.*

In dem Verzeichnis der st. V. geht das Praet. immer auf *-e* aus, die 1. Ind. Praes. nur in *isse* (aber *fris*), *gilte, schilte, sihe, trite.*

Als Pluralzeichen des Subst. erscheint *-e* nicht. Es wird ausdrücklich bei den st. Masc. und Fem. die Gleichheit von Sg. und Pl. hervorgehoben pp. 57. 61,[1]) bei den Neutra erscheint im Paradigma p. 63 *schwein,* Pl. *die schwein.* Paragogisches *-e* im Sg. kennt P. nicht. *-e* als Suffix der Abstrakta (*Kälte, Wärme*) wird p. 48 konstatiert und p. 52 erklärt, dass alle Subst. auf *-e* Feminina sind. (Beispiele: *Kälte, Wärme, menge.*)

Fassen wir zusammen. Das auslautende *-e* wird von den süddeutschen Grammatikern je nach der Wortklasse verschieden behandelt. Es steht fest in den Endungen der st. Adjektivdeklination, es fehlt überwiegend im Nom. Acc. Sg. Fem. von *ein, kein* und den Possessiven. Schwanken herrscht im Nom. Acc. Sg. der schw. Adjektivdeklination und in den Verbalendungen. Dabei erscheinen dem einen Grammatiker die kürzern, dem andern die längern Formen als die normalen. Im weitern Verlauf wird *-e* auch hier fest, mit Ausnahme etwa der 1. Ind. Praes. (Brücker, Perger). Beim Subst. kennen *-e* als Endung nur Ritter und Brücker und zwar nur im Nom. Acc. Pl., nicht im Dat. Sg. und im Gen. Pl. In engem Zusammenhang mit dem pluralen *-e* steht das paragogische *-e* im Sg. starker Substantiva. Wo *-e* Pluralzeichen ist, fehlt das paragogische *-e,* wo das paragogische *-e* erscheint, giebt es kein Pluralzeichen. Eine gesonderte Stellung nehmen die Adjektivabstrakta ein, bei denen das *-e* im Gegensatz zu den übrigen Fem. meist feststeht.

---

[1]) Die p. 59 verzeichnete Pluralform *Bäume* ist dem Zusammenhang nach Druckfehler für *Bäumer.*

II.

Anders als in Süddeutschland musste sich das *-e* dem Sprachgefühl der Ostmitteldeutschen und der sich ihnen anschliessenden Niederdeutschen darstellen. Das *-e* mit flexivischer Bedeutung steht im 17. Jahrhundert im wesentlichen fest, in Einzelheiten besteht freilich Schwanken,[1]) wie ja auch heutzutage in gewissen Fällen glücklicherweise noch Doppelformen bestehen. Ich werde diese Punkte nur gelegentlich berühren und mich in der Hauptsache auf die Untersuchung beschränken, wie die Grammatiker das nicht flexivische *-e* behandelten, d. h. das *-e* im Nom. Sg. der schw. Masc., im Nom. Acc. Sg. der *j-* und *n*-Neutra, im Sg. der *ō-* und *ōn*-Feminina und in der unflektierten Form des Adjektivs. Mit Uebergehung der Grammatik des Clajus, die nichts theoretisch interessantes enthält, wende ich mich gleich zu Schottelius.

Schottelius spricht sich nicht in grösserem Zusammenhang über das nicht flexivische *-e* aus. In dem Verzeichnis der Stammwörter Ausf. Arbeit S. 1277 ff. erscheinen sehr viele Fem. ohne *-e* gegen den heutigen Gebrauch, bei den Masc. und Neutr. ist *-e* ganz selten. In dem Abschnitt über das grammatische Geschlecht sind die Stammwörter nach dem Endbuchstaben geordnet. Als Masc. auf *-e* werden S. 271 f. nur vier Wörter angegeben: *Erbe, Garte, Heuke, Bronne* (ein Teil des Hirschfusses), als Neutra S. 273 'alle von dem Vorwörtlein ge gedoppelte, und auf E ausgehende'. Fem. auf *-e* werden ziemlich viele erwähnt. Dagegen gehen auf Kons. aus die Masc. *Fried, Rüd, Aff, Greif, Off, Schnupf, Funk, Halunk, Hakk, Will, Daum, Gaum, Lerm, Nahm, Riem, Schem, Karp, Lapp, Klump, Rapp, Trapp, Haas* u. s. w., die Fem. *Begierd, Fehd, Freud, Herd, Zierd, Tauf, Bach, Lük, Mükk, Bull, Gall, Schul, Spul, Blum, -nahm, Bohn, Bühn, Henn, Pfann, Sonn, Spinn, Söhn, Kapp, Baar, Lehr, Eidex, Hex, Pflanz, Ritz, Schantz, Spitz, Sprütz* u. a. m., die Neutra *Gewelb, Gewerb, Geweb, Bild, Eingeweid, Elend, End, Gesind, Geschling, Geding, Geheng, Gelenk, Geschenk, Getränk, Gemerk, Gewölk, Glükk, Stük, Oel, Gebräm, Gemülm, Geschwürm, Gewürm, Gehirn, Gestirn, Gehör, Ohr, Gebläs,*

---

[1]) So in der Endung der 1. Sg. Ind. Praes., dem Nom. Pl. mehrsilbiger Adj. und der Subst. auf *-er, -el.* Im 18. Jh. wird die Frage viel behandelt, ob das *-e* des Dat. Sg., bes. in Präpositionalverbindungen, wegfallen dürfe oder müsse. Ueber die Imperative wird im Text gesprochen werden.

Glais, Geblüt, Gemüht, Geräht, Gericht, Gerüst, Gezelt, Glait, Gebäu, Heu, Geschrey, Antlitz, Gesetz, Hertz, Netz.

In der Lehre von der Deklination spielt bei Masc. und Neutr. das nicht flexivische *-e* gar keine Rolle: unter den Wörtern, die den Gen. auf *-en* bilden, werden neben und durcheinander Wörter mit und ohne *-e* aufgezählt, die *e*-Formen sind in der Minderzahl, S. 303. Die Neutra, die im Pl. *-er* oder *-e* annehmen, sind S. 313 ff. wieder nach dem Endlaut geordnet; Wörter auf *-e* erscheinen hier überhaupt nicht. Im Paradigma berücksichtigt ist nur das *-e* der schw. Fem. (Paradigma: *Rabe, Lade* S. 310.)

Auch in der Lehre von der Wortbildung kommt *e* nur als Endung der Fem. und zwar der Adjektivabstrakta in Betracht, S. 327. S. 341, wo Völkernamen aufgezählt werden, die nicht auf *-er* ausgehen, sind Formen mit und ohne *-e* wirr durcheinander gemischt: *Frantzos, Böheim, Schwede, Finne, Schotte, Hefs, Sachs, Frank* u. s. w.

Die allgemeinen Bemerkungen über Apokope und Paragoge stehen an den verschiedensten Stellen. S. 209 wird gerügt, dass das *-e* oft ungehörigerweise an das Nomen gehängt werde. (Beispiele: *Bande, Hande,*[1]) *Felde, Dinge, Helde, Munde*); bald darauf wird die Verlängerung der Suffixe *-inn, -nifs, -ung* getadelt. In ganz anderem Zusammenhang wird S. 309 bemerkt, dass mehrere Fem. wie *Blum, Henn, Mükk* u. a. m. bald mit, bald ohne *-e* vorkommen, was auf ihre Deklination Einfluss habe. S. 678 stehen *Ehre* statt *Ehr, Hirte* statt *Hirt, Gemühte* statt *Gemüht* als Beispiele für die Paragoge, die so definiert wird: '*Paragoge*, der Hinterzusatz ist, wan zu Ende eines Wortes eine sonst alda unhingehörige Letter oder Sylb gesetzet wird.' Also das *-e* von *Ehre, Hirte* gehört eigentlich nicht zum Wort, sollte nicht dastehen. Ueberall freilich scheint Sch. das Nominativ-*e* nicht für überflüssig zu halten. S. 781, diesmal in der Lehre von der Syntax der Adverbia, tadelt er 'die verstümlung und gesuchte Einsilbigkeit der Wörter', es sei falsch zu sagen *Ob ein Zeug sein Red und Sag in Schrift tuhn könn,* es müsse heissen *Zeuge, seine,*

---

[1]) Diese Formen sollen angeblich bei Opitz im 2. Psalm vorkommen. Sch. hat diesen Vorwurf gegen Opitz aus der Sprachkunst von 1641 herübergenommen, obwol Tscherning, Bedenken S. 112 nachgewiesen hatte, dass diese Formen nur Druckfehler sein können. — An der entsprechenden Stelle der Sprachkunst S. 547 f. tadelt Sch. auch Opitzische Formen wie *Gemüte, Geblüte, Furchte, reine* u. a. m.

Rede, Aussage, Schriften, könne. Man sieht es werden hier ganz verschiedene Dinge unter dem Begriff der Verstümmelung zusammengefasst, und eine Regel, wann das Nominativ-*e* nicht weggelassen werden dürfe, wird auch hier nicht gegeben.

Dazu kommt, dass die Angaben einander öfters widersprechen. In der Lehre vom Genus gilt *Nahm* als ein Wort, das auf *m* endigt, aber in dem Verzeichnisse der Wörter mit dem Gen. auf *en* erscheint es in der Form *Nahme,* im Wörterbuch heisst es wieder *Nahm.* Nach den Geschlechtsregeln geht *Haas,* nach den Regeln über die Pluralbildung der Neutra *End* konsonantisch aus, im Wörterbuch sind diese Vocabeln als *Hase, ende* verzeichnet u. a. m.

Sch.'s eigner Sprachgebrauch ist in diesem Punkte ziemlich schwankend. Er schreibt S. 4 *Kunststükke,* S. 10 *Capellenstük,* S. 262 *Geschlecht,* auf derselben und auf der folgenden Seite *Geschlechte,* S. 270 *Geweb,* S. 296 *Gewebe.* Gelegentlich setzt er *Herberge, Hertze,* während das Wörterbuch nur *Herberg, Hertz* kennt.

Aus alledem dürfte klar geworden sein, dass in dem grammatischen Gebäude Sch.'s für das Nominativ-*e* der Masc. und Neutra kein Platz ist, und dass es bei den Fem. nicht immer als wesentlich betrachtet wird. Man sieht, dass ihm im ganzen der letzte Konsonant als der Auslaut eines Stammworts gilt; wenn ausserdem noch ein -*e* erscheint, so ist das eben ein blosser 'Hinterzusatz', der manchmal eintreten kann, aber beinahe niemals statthaben muss.

Wie ist nun dies alles zu erklären? Wenn v. Bahder, IF. 4, 352 meint, es liege eine der Sonderbarkeiten Sch.'s vor, der als Niederdeutscher die im wesentlichen md. Schriftsprache nicht völlig erfasst habe, so birgt diese Bemerkung einen wahren Kern,[1]) aber v. Bahder wird damit Sch.'s Bestrebungen nicht gerecht, die auf etwas ganz anderes abzielten als auf eine philologische Untersuchung ostmd. Texte.

Es ist richtig, dass es Sch. an lebendigem Gefühl für die gesprochene Sprache fehlt. Dieses war in jener Zeit sprachlicher

[1]) Schon im 17. Jh. bemerkte Gueintz, dass Sch. 'die Sachſsenzunge nach der Meiſsner Art nicht gewehnet', Krause, Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein S. 260. Es liegt mir übrigens ferne gegen v. Bahder einen Vorwurf zu erheben, es kam ihm wohl a. a. O. nur darauf an, eine Aeusserung Bojungas zu berichtigen.

Spaltung nur zu erwerben durch engen Anschluss an eine Mundart, Mundart im Sinne von lokal begrenzter Sprache der Gebildeten. Aber nach Sch.'s Ueberzeugung ist die hochdeutsche Sprache, der *communis Germaniae Mercurius,* in keinem Dialekt verwirklicht, der Meissner darf ebensowenig wie irgend ein anderer ein Sonderrecht auf das wahre Deutsch geltend machen. Mit der Vorstellung von der Schriftsprache als einem über den Dialekten stehenden Idiom hängt bei Sch. innig zusammen ein beinahe unbegrenztes Misstrauen gegen die Beobachtung des gesprochenen Wortes. Seine ganze Verskunst ist von dem Bestreben getragen die akustischen Grössen in begriffliche umzuwandeln, erst dann glaubt er die Metrik fest begründet, wenn der Dichter sich nicht mehr auf das *vacillans iudicium aurium* verlassen müsse.[1]) Für die feinen Untersuchungen der md. Poetiker über verschiedene Aussprache der gleichen Buchstaben hat er keinen Sinn. Es sei ganz unmöglich immer festzustellen, wie dieses oder jenes Wort hier oder dort ausgesprochen werde. Man würde nie zu einem 'Grund durchgehender Gewissheit' gelangen. Was dem einen weich, werde dem andern nach seiner 'Gehörmaas' scharf klingen (S. 862). Wenn Sch. auf diese Weise das Urteil der Ohren verschmäht bei einer Sache, die ganz auf das Ohr berechnet ist, wie viel mehr in der Grammatik. Die Aussprache kann für die Orthographie keine Norm abgeben, S. 187; man soll ähnliche Wörter nicht entsprechend der Aussprache in der Schrift zu scheiden suchen, denn 'nach solcher Ausrede ist alles ungewiss' (S. 686); es ist lächerlich, dass einige wagen, die deutsche Sprache 'nach ihrem Hörinstrument, und wie sie nach beliebter Einbildung jhre Ausrede dehnen, schlenken, schöbelen und kneiffen' zu verändern (S. 158). Für Sch. ist das Deutsche im wesentlichen eine geschriebene Sprache. Aber auch in Büchern und Schriften herrscht Schwanken, Unsicherheit und Widerspruch. Und doch ist Sch. davon überzeugt, dass es eine 'Grundrichtigkeit' der deutschen Sprache giebt, unabhängig vom Gebrauch und bestimmt ihm zur Norm zu dienen. Nicht etwa, dass er glaubte, es sei gut oder nützlich die Sprache regelmässig zu machen, für ihn ist die Regel von Natur aus da, und der Grammatiker soll sie finden. Schon bei Sch. sehen wir die Hypostasierung der Sprache, die Vorstellung, dass sie ein Wesen für sich sei,

---

[1]) Krause, Ertzschrein S. 281.

neben denen, die sie sprechen. Es ist Sch. niemals klar zum Bewusstsein gekommen, dass seine 'Grundrichtigkeit' ein Teil des Sprachgebrauchs ist, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit stehen einander gegenüber und zwar sehr oft feindlich.[1])

So muss Sch. nach einem Mittel suchen sich unabhängig vom Gebrauch der Sprachrichtigkeit zu bemächtigen. Dieses Mittel glaubte er zu finden in der etymologischen Zergliederung des Wortschatzes. Stamm, Bildungssuffix, Flexionsendung, das sind die drei Stücke, die in deutschen Wörtern vorkommen können, was darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Sind die Stammwörter, die 'Hauptendungen' und die 'zufälligen Endungen' gefunden — und ihre Zahl ist eine fest bestimmte — so ist auch die Grundrichtigkeit gewonnen; wer die Teile hat, hat das Ganze.[2])

Kein Grammatiker hat vor Sch. in so umfassender Weise die deutsche Sprache zergliedert. Das grösste Interesse an derartigen Untersuchungen zeigte von den ältern Sprachlehrern Albertus. Auf Sch.'s Analyse scheint das Vorbild der hebräischen Grammatik von einigem Einfluss gewesen zu sein. Diese bezeichnete als radix diejenige Wortform, die alle Laute der übrigen, aber keinen mehr enthielt, also die 3.Sg.Praet.[3]) Aehnlich ging man bei den einzelnen 'Conjugationen' von der 3. Sg. aus, weil alle andern Personen ein Plus an Lauten haben. Von den

---

[1]) Man lasse sich nicht dadurch irre machen, dass sich bei Sch. mitunter widersprechende Stellen finden. Sein Standpunkt ist eben objektiv unhaltbar, er kann nicht zwei Schritte thun, ohne zu dem Gebrauch seine Zuflucht zu nehmen. Im Wesen ist das Verfahren aller gesetzgebenden Grammatiker immer das gleiche; aus dem Gebrauch werden durch mehr oder minder unvollständige Induktion Regeln abstrahiert und diese dann auf ähnlich scheinende Fälle angewendet, immer sollen die 'Ausnahmen' eingeschränkt werden. Aber für die Geschichte der Theorie ist es wichtig festzustellen, inwieweit die Grammatiker sich ihres Verfahrens bewusst waren.

[2]) Einen guten Einblick in Sch.'s Anschauungen gewährt das lateinische Schreiben an Ludwig von Anhalt bei Krause S. 298 ff. Vgl. auch die erste Lobrede. Uebrigens ziehen sich die oben geschilderten Anschauungen durch alle Werke Sch.'s. Vgl. auch die Bemerkung seines Anhängers Harsdörfer bei Krause S. 350: 'Woher sol man dan eine gewisheit in verfaſsung der Sprachlehre ergründen? Aus anfürung deroselben Stam- oder wurtzelwörter, der Vor- und nachsilben, benebens den bey- und fug-wörtlein, durch richtige anführung dieser haubtstücke werden die lehrsätze gemachet.' Aehnlich S. 360 f.

[3]) Nach Harsdörfer, Specimen p. 141 setzten einige Grammatiker die 2. P. Imp. als Wurzel an, was ihn in der gleichen Annahme fürs Deutsche bestärkte.

Vokalen wurde dabei abgesehen. Dieser Begriff von Wurzel oder Stamm nähert sich einigermassen dem unsrigen, insofern wir darunter den gleichbleibenden lautlichen Kern verwandter Wortformen verstehen, an den sich die materielle Bedeutung knüpft, er unterscheidet sich von dem unsrigen, da von der Wurzel verlangt wurde, dass sie zugleich eine individuelle Wortform sei. Für die ältere Grammatik ist dieser Punkt von grosser Bedeutung.

In welche der drei Gruppen sprachlicher Elemente sollte nun das *-e* des Nom. eingereiht werden? Als Kasusendung konnte Sch. es nicht auffassen, denn aus leicht begreiflichen Gründen war er der Ansicht, dass der Nom. das Wort an sich darstelle. Vgl. S. 298 *Nominativus Casus est ipsa prima vox, qua rem nominamus* und S. 300 *Casus rectus est, qui a nullo alio casu formatur. Obliquus Casus est, qui ex Recto formatur.* Ein Derivationssuffix verlangt eine bestimmte Bedeutung. Die war aber nur in den Adjektivabstrakten fühlbar und hier wird *-e* ja auch als 'Haubtendung' anerkannt. Aber welche gemeinsame Bedeutung liess sich etwa bei dem *-e* von *Hirte* und *Ehre* aufzeigen? Es blieb also nur übrig das *-e* als stammhaft zu betrachten. Dies widersprach aber Sch.'s Ueberzeugung, dass die deutschen Stammwörter einsilbig seien.

Die Lehre von der Einsilbigkeit der deutschen Wurzelwörter geht bis tief ins 16. Jahrhundert zurück. Sie findet sich zuerst bei Franciscus Irenicus. In seiner Germaniae exegesis (Hagenoæ 1518) lib. II. cap. 31. fol. 38b bemerkt er: *omnis imperatiuus, ac omnia pene germanica uocabula monosyllaba sunt ut brot, fuſz, diſch, der, dem, liſz, morn etc. et pene quicquid monosyllabam excedit, peregrinum ac non germanicum est, sicuti deller, externorum est, qui delir dicunt, ita vuaſſer, a peregrina lingua traductum, qua vuammaſei dicitur* u. s. w.

Ausdrücklich auf die Stammwörter beschränkt treffen wir dann die Lehre bei Cuspinian. Er bemerkt in seiner (1528 verfassten) Austria p. 8 der Ausgabe Frankfurt 1601: *Illud nullo piaculo praeterire possum ... Germanica nomina siue verba, dum non sunt composita seu deriuata, cuncta esse monosyllaba.* Es folgen dann Beispiele, darunter die Verbalformen geh, lauf, iß, trinck, ſte u. s. w., also anscheinend Imperative.[1]) Beatus Rhenanus sagt

[1]) Sicher ist das nicht, C. könnte auch die 1. Ind. Praes. meinen. — Er-

von der deutschen Sprache *gaudet vocibus primigeniis monosyllabis,* Rer. Germ. lib. II. p. 112 (Basileæ 1531). Auch Albertus stellt die Behauptung auf *quod linguae nostrae radices omnes primitiuae monosyllabae sint* p. 42 I, vgl. noch p. 67 I; 68 VI; 98 II. Hieronymus Wolf thut der Sache gleichfalls Erwähnung, Inst. gramm. Rivii, p. 595 (Aug. Vind. 1578). In Belgien hat Goropius Becanus die vorgebliche Einsilbigkeit der 'Kimmerischen' Stammwörter zu seltsamen Folgerungen verwertet, Hermathenae lib. II. p. 25 (Opera Antverpiæ 1580). Auf Cuspinian und Goropius Becanus weisen deutlich die Bemerkungen von Henisch zurück, Thesaurus Linguae et sapientiae Germanicae (Aug. Vind. 1616) Vorr. Bl. 3b. Bei Henisch findet sich zuerst die von Irenicus und vielleicht auch von Cuspinian angedeutete Lehre klar ausgesprochen, dass der Imperativ das Stammwort des Verbums ist.

Sowohl die Lehre von der Einsilbigkeit der Stammwörter als auch die Auffassung des Imp. als Verbalwurzel ist durch unvollständige Induktion aus der apokopierenden Sprache Süddeutschlands entstanden. Sie steht aber seit Sch. für die angesehensten Grammatiker bis auf Adelung fest.[1])

---

wähnung verdient folgende unmittelbar nach der Aufzählung der Verbalformen gemachte Aeusserung Cuspinians: *Immo infantes ipsi cum incipiunt lallare, monosyllaba natura enunciantes, aiunt, cum parentes vocant,* nenn / bett / *et cum cibum postulant,* pepp / mem / *et mille talia.* Der Sinn der Stelle dürfte sein, die Einsilbigkeit liegt den Deutschen so im Blute, dass sogar ihre Kinder einsilbig reden. Aber aus dieser Bemerkung ist später eine anthropologisch-glottogonische Begründung der Einsilbigkeit der Stammwörter erwachsen; ob schon bei Schottelius, darüber gleich später.

[1]) Rückert hatte Unrecht, wenn er Gesch. d. nhd. Schriftspr. II 271 die theoretische Forderung einsilbiger Imperative auf Opitzens Gebrauch zurückführte. Ein so gründlicher Opitzkenner wie Tscherning hat schon im 17. Jh. mit Hinblick auf Sch.'s Lehre erklärt, dass man bei Opitz 'in mehrern Imperativis das *e* beygesetzt, als weggeworffen finde,' Bedenken S. 126. Ich habe die in den Geistlichen Poëmata 1638 S. 1—284 enthaltenen Verse untersucht. Dabei stellte sich heraus, dass allerdings die Imp. der st. V. nach alter Weise einsilbig sind, auch dann wenn derselbe Stammvokal wie im Inf. steht. Oefters belegt sind *halt* (4 mal), *komm* (ca. 28 mal) und *laſs* (ca. 33 mal), ausserdem kommen noch vor *bind, schlag, stoſs, trag, treib.* Hin und wieder erscheint *-e*: je einmal in *fahre, falle, lade, meide, wasche, verzeihe* und sogar *ſtihle. siehe* (3 mal) ist häufiger als *sieh* (einmal). Schw. V. bilden ihre Imp. in keinem sichern Fall ohne *-e*, *e*-Formen sind ca. 67 mal belegt. — Schottelius bespricht die Einsilbigkeits- u. Imperativtheorie Ausf. Arbeit S. 61 (= Sprachkunst S. 87 ff.), S. 548 (= Sprachkunst S. 413), S. 1025. 1274 ff., vgl. auch S. 209 f. (ähnlich Sprachk. S. 548). S. 61 bemerkt er in Anschluss an Cuspinian: 'Man nehme den Anfang

Es konnte Sch. freilich nicht entgehen, dass es auch mehrsilbige Wörter giebt, die vom Standpunkt des Nhd. für nicht abgeleitet gelten müssen. Er hilft sich hier mit der Annahme, dass die alten Deutschen, wie z. T. noch die Niederdeutschen, diese Wörter einsilbig gesprochen haben. *Adler, Vater, Mutter, Himmel, Leber* hätten früher gelautet *Arndt, Vaer, Moer, Himl, Lefr.*[1]) Für Sch. handelte es sich übrigens nicht bloss um eine theoretische Ueberzeugung. Aus der Vortrefflichkeit einsilbiger Wurzeln hatte der wunderliche Goropius Becanus bewiesen, dass Adam und Eva niederländisch, also einen deutschen Dialekt gesprochen haben.[2]) So weit wagt Sch. freilich nicht zu gehen, für ihn ist das Hebräische die Ursprache, aber dass das Deutsche uralt und höchst vollkommen ist, lässt er sich nicht nehmen. Und einer der wesentlichen Vorzüge seiner Muttersprache ist ihm eben die Einsilbigkeit der Wurzeln.

Wir begreifen jetzt vollkommen, dass für Sch. ein *-e* am Ende eines Primitivums ein irrationales, grammatisch nicht ana-

---

der Natur alhie ab an den Kinderen, welche in Formirung der lallenden Zungen erstlich einsilbige Wörter hervor bringen lernen: Sintemal auch die Natur selbst näher dem Anfange zukommen nicht vermügen wird, als durch solche Grundartige Einsilbigkeit.' Und S. 548 sagt er vom Imp.: 'Es ist dieses gleichsam ein Anfang der natürlichen Rede, daſs man einem anderen etwas sage, gebiete, von jhm fodere, jhn bitte, und zwar aufs kürtzeste, mit einem Tohne oder Laute, wie in dem Kinderlallen auch abzunehmen ist, als: thu, iſs, hör, komm' u. s. w. Diese Worte ist man versucht dahin zu deuten, dass Sch. den Stammwörtern, bes. den Imp., historische Priorität zuschrieb, dass die ursprüngliche natürliche Rede, ebenso wie die der Kinder, aus Monosyllabis, bes. aus Imp., bestanden habe. Das würde aber seiner Meinung S. 70 widersprechen, wonach die Ableitungssuffixe zugleich mit den Stammwörtern entstanden sind. Es scheint also, wenn man bei Sch. überhaupt eine klare Vorstellung voraussetzt, dass die beiden Stellen symbolisch zu verstehen sind; die Stammwörter sind gleichsam die Grundlage der ganzen Sprache, sie haben einen Vorrang an Würde, nicht an Alter, und das natürliche der Rede der Kinder besteht darin, dass sie mit dem wichtigsten Teil der Sprache beginnt.

[1]) Ausf. Arb. S. 61 f. Sprachkunst S. 89 steht die Stelle auch, aber kürzer, und die Beispiele fehlen. Sch. ist vielleicht durch Harsdörfer, Specimen p. 144 auf sie geführt worden.

[2]) Sein Gedankengang war folgender: Adams Sprache muss höchst vollkommen gewesen sein. Die Allgüte Gottes kann nicht zugelassen haben, dass ein solches Kunstwerk verloren gehe. Unter den bekannten Sprachen muss also diejenige die Ursprache sein, die die vollkommenste ist, d. h. diejenige, die den Vorstellungen sowol den treffendsten als den kürzesten Ausdruck verleiht, Hermathenae lib. II. p. 24.

lysierbares Element ist, eine Paragoge, ein blosser 'Hinterzusatz'. Und wir verstehen, dass er, wenn Doppelformen vorhanden sind, die *e*-losen bevorzugt, die er in der Schriftsprache, die sich für ihn nicht mit dem Ostmd. deckt, in reicher Anzahl finden konnte. Es erscheint als Inkonsequenz, dass er den *-e* nicht überall so scharf entgegentritt wie beim Imperativ.

Neben der theoretisierenden Richtung Sch.'s läuft im 17. Jh. eine andere, die sich an den Namen August Buchners anknüpfen lässt und der Männer wie Titz und Tscherning angehören.[1]) Für die md. Poetiker ist das Hochdeutsche nicht ein Ideal, das über den Mundarten steht, vor dem das Fränkische, wie das Schwäbische, das Meissnische, wie das Schlesische gleichermassen ungerecht erfunden werden, sie stehen fest auf dem sicheren Boden der Heimat und sehen nur zu dem nächsten Nachbar hinüber, ihr Blick reicht nicht weit, ist aber um so schärfer. Sch. verachtet den Gebrauch als Lehrmeister der Sprache und dringt auf grammatischen Unterricht, ohne den kein Heil ist, die Poetiker setzen die Kenntnis der gebildeten Sprache schon voraus und wollen nur zeigen wie sie kunstmässig anzuwenden sei.[2]) Sch. ist misstrauisch gegen das schwankende Urteil der Ohren und strebt an die Stelle des akustischen Eindrucks die verstandesmässige Regel zu setzen, bei den Poetikern stossen wir auf die Versicherung, dass es unmöglich sei 'alles so genaw in Regeln einzufassen, daſs nicht das urtheil empfindlicher ohren in vielen fällen der beste Lehrmeister sein musse'.[3]) Andrerseits verzweifeln sie nicht daran zu ermitteln, was diesem und jenem hart oder lind klingen möchte, sondern erwägen sorgsam die Unterschiede der meissnischen und schlesischen Mundart in ihrer Wirkung auf die Reinheit des Reims. Freilich sind auch sie theoretischen Erwägungen nicht unzugänglich, ebenso wie Sch.

---

[1]) v. Bahder hat das Verdienst, die md. Poetiken zur Erhellung der Geschichte des Nhd. ausgiebig herangezogen zu haben.

[2]) Es ist wohl kein Zufall, dass die angesehensten deutschen Grammatiker Niederdeutsche, also eigentlich Sprachfremde gewesen sind. Der theoretisierenden Richtung wurde dadurch mächtig Vorschub geleistet; es ist leichter Schlüsse zu ziehen als zu beobachten. Es war ein eigentümliches Geschick, dass die berühmtesten Grammatiker und die berühmtesten Schriftsteller einander widersprachen, und es ist die historische Bedeutung Adelungs dies anders gemacht zu haben, freilich leider erst am Schlusse derjenigen Epoche, die er für die klassische ansah, also zu spät.

[3]) Titz Bl. S_3.

in Wahrheit ohne den Gebrauch nicht auskommen kann, aber für sie ist der Usus das erste und die Regel das zweite.[1]) Selbst der viel verschrieene Zesen ist im Grunde weniger gewaltthätig als Sch.; weil die Sprache sein Eigentum ist, kann er frei mit der Schrift schalten.

Obwohl nun einige Poetiker die Lehre von der Einsilbigkeit der Wurzeln annehmen, so hat dies auf ihre Beurteilung der *e*-Frage keinen Einfluss. Im besten Fall machen sie dem grammatischen Dogma eine Verbeugung, indem sie es in einen Konzessivsatz fassen, und gehen dann ihre eigenen Wege.

So Buchner S. 103: 'Wiewol nun sonst die simplicia und primitiva bey uns Teutschen ins gemein einsylbig seind, so wird doch in vielen biſsweilen auch das *e* gesetzt, daſs man also ein Wort ein- und zweisylbig setzen kan' und Tscherning S. 125: 'An den Modum Imperativum oder das Stammzeitwort, mag ich im verse das *e* hinten anhengen oder nicht, ob er schon die Stammbuchstaben in sich begreifft, und deswegen nach den regeln der Grammaticorum einlautend ist. Ein Poet muſs sich hier nicht binden laſsen, sondern vielmehr das ohren maas in acht nehmen'. Immer wieder wird betont, dass man im Verse das *-e* nur setzen dürfe, wo es auch in Prosa gesprochen werde, giebt es in Prosa Doppelformen, so darf man sie auch im Vers anwenden. Die Beispiele dienen nur zur Erläuterung, es wird vorausgesetzt, dass der Dichter seine Sprache schon kennt.[2])

---

[1]) Charakteristisch ist folgende Bemerkung Buchners bei Tscherning p. 21 f.: *Pluralivis Nominibus quae singulariter in ER aut EL desinunt τὸ e adjiciendum semper* (ein Steckenpferd des Schottelius!) *non puto. Pronunciatio enim et difficilis est et soni ingrati; quod fugiendum, quicquid Grammatici etiam praecipiant, quorum vita et spiritus in regulis vertitur.*

[2]) Ich bezweifle, dass v. Bahder IF. 4, 354 im Recht ist, wenn er behauptet, welche Formen zu apokopieren waren, sei nach Luthers Sprache zu beurteilen gewesen, die Opitz als die Lehrmeisterin der hd. Sprache galt. Für Opitz waren auch die Kanzleien die rechten Lehrerinnen des Deutschen. Von diesen Lehrerinnen war hier nichts zu lernen. Es ist auch nicht richtig, dass Formen wie *Hertze, Netze* und anderes Dialektische den Dichtern gewissermassen wider Willen entfahren seien. Das Prinzip, dass die Sprache der Dichtung sich nach der gesprochenen Sprache der Gebildeten richten solle, wird ganz unzweideutig ausgesprochen. Vgl. Titz S_2^a: 'In denen Worten aber, da das e auch ausser dem Verse von vielen, die sonst gut Hochdeutsch reden, entweder gar nicht, oder ja so sanfft, dass es kaum zu hören ist, ausgesprochen wird, mag man es auch in der gebundenen Rede entweder setzen, oder aussenlassen. So saget man fast ohn unterscheid, *das Hertz* vnd *Hertze*,

Nicht überall war man geneigt, die Einsilbigkeit auch nur grundsätzlich anzuerkennen. Innerhalb der Fruchtbringenden Gesellschaft finden wir in den vierziger Jahren eine lebhafte Kontroverse zwischen den Männern der Theorie, Schottelius und Harsdörfer, und den Anhängern des Usus, dem Fürsten Ludwig und Gueintz.

Zu den Fragen, die erörtert werden, gehört auch die nach den Stammwörtern. Der eigentliche Vertreter von Schottels Anschauungen ist Harsdörfer. Aus eigenem hat er die Hypothese beigesteuert, dass die Subst. von den Verben herkommen, was für ihn ein weiterer Beweis für seine Lieblingsmeinung von der Aehnlichkeit des Deutschen mit dem Hebräischen ist. Freilich giebt es Subst., die kein Verb neben sich haben, aber für sie lässt sich ideell eine Verbalwurzel ansetzen, z. B. für *Hund*; wäre ein Verbum *hunden* gebräuchlich, so müsste der Imp. *hund* lauten. Diese Ansichten vertritt H. in den Gesprächspielen [1]) wie im Specimen.[2]) Die Auffassung der Subst. als Ableitungen hätte es nahe gelegt ihr *-e* als Suffix zu fassen, aber diesen Schritt hat H. nicht gethan.[3]) — Seine Vorstellung von 'Wurzel' oder 'Stammwort' ist durch die Tradition der hebräischen Grammatik bedingt. 'Das Stamwort wird sein, welches alle Stambuchstaben hat, und keine vor- oder nachsylben,' Krause, S. 373. Seine Behauptungen verbrämt er mit scholastischen Gemeinplätzen wie *quo quid simplicius, eo etiam est prius*, Specimen p. 141.

Von diesen Theorieen sucht nun H. Gueintz und den Fürsten Ludwig zu überzeugen in einer Reihe von Briefen, welche die Behauptungen des Specimen gegen Einwürfe verteidigen sollten. Vgl. den — noch vor Ausgabe des Buches — geschriebenen Brief an Gueintz, Krause S. 350, und die Antwort auf dessen Gutachten über das Specimen, Krause S. 373, ferner das Schreiben an den Fürsten, Krause S. 360 f.

H.'s Bemühungen hatten nicht den geringsten Erfolg. Man wusste der Behauptung wenig mehr als die Negation entgegen-

---

der Hirsch vnd *Hirsche*, *fern* vnd *ferne*, *dort* vnd *dorte*'; ferner Buchner, S. 85 (handelt von der Synkope): 'jns gemein aber ist dieses wol zu mercken, dass man alzeit auf den gemeinen Brauch, und Ausrede sehen soll, dann wo daselbst solche Auslassung zuspüren ist, so kan ich sie auch in meinen Versen sicher gebrauchen'. Vgl. noch Tscherning, 26. Anm. und Zesen, Helikon $K_6{}^b$ ff.

[1]) Dritter Theil SS. 313, 318. [2]) Vgl. Disqu. VII, §§ 8, 9.

[3]) Einen Ansatz dazu könnte man in dem Brief bei Krause, S. 360 finden.

zustellen. Vgl. das Gutachten von Gueintz, Krause S. 368. In der Rechtschreibung S. 20 widerlegt Gu. die Imperativtheorie folgendermassen: 1. ist es in anderen Sprachen nicht so, 2. ist es unvernünftig, dass die erste Person von der zweiten herkommen soll, 3. wenn es wahr wäre, 'dass die wenigsten buchstaben den uhrsprung machen solten', so würde es auch in andern Sprachen so sein, 4. es ist nicht richtig, dass das einsilbige das erste sei, sonst müssten die Präpositionen Stammwörter sein. Für die richtige psychologische Analyse, die der Imperativtheorie zu Grunde liegt, hat Gu. kein Verständnis, wie andererseits H. kaum einen klaren Begriff von 'Wurzel' gehabt hat; es stossen in dem Kampf zwischen Gu. und H. einfach zwei Schultraditionen über das 'Thema' zusammen, die der lateinischen und die der hebräischen Grammatik.

Fürst Ludwig bezweifelt, dass alle Stammwörter einsilbig seien mit Rücksicht auf Wörter wie *Vater, Mutter* u. a. m., Krause S. 300, was H. im Specimen pp. 140, 144 zu widerlegen sucht, indem er zu der Annahme älterer einsilbiger Formen seine Zuflucht nimmt.[1]) Gegen die Imperativtheorie verhält sich der Fürst skeptisch, vgl. Krause SS. 300. 353, und äussert sich schliesslich dahin, man solle in einem Wörterbuch Inf., Ind. Präs., Imp. und Partizip nach einander aufführen. 'So mag dan ein ieder für sich die Stamwörter setzen und nehmen wohin oder woraus er wil', Krause S. 396.

Aus den Aeusserungen des Fürsten und Gueintzens blickt durch, dass sie wohl merkten, wie der Theorie zuliebe der Sprachgebrauch vergewaltigt werden sollte. Ludwig bemerkt anschliessend an Schottels Programmschrift, es sei zweifelhaft, dass alle Imp. einsilbig seien, Krause S. 300, und an anderer Stelle giebt er ein Verzeichnis von Imp., die zweisilbig und von solchen, die einsilbig zu gebrauchen sind, Krause S. 303 f. In diesem Verzeichnis stimmt beinahe alles zum heutigen Gebrauch, die *e*-Formen sind natürlich in der Mehrzahl. Anderswo wieder erklärt er sich gegen das 'verzwicken und auslassen' des *-e*, das erst aus den Niederlanden an verschiedene rheinische Höfe gekommen sei. Gewisse Imp. müssen das *-e* haben, Krause S. 352 f.,

---

[1]) Man beachte, dass der Fürst unter den zweisilbigen Stammwörtern neben vielen auf *-el, er* auch eines auf *-e, thüre* anführt. H. äussert sich nur über die Wörter auf *-el, er*.

vgl. auch S. 362. Und in dem Gutachten, Krause S. 395, bemerkt er: 'Ob die Stamwörter alle einsilbig in gut, hoch ungezwungen oder verzwickt deutsch, zu setzen seyen, das wird sich ... bald finden, wiewol ihrer sehr viel ... einsilbig sind'. Gueintz erklärt: 'Es kommen auch nicht alle Nenn- von den Zeitwörtern her, Drüm unnötig, das auch dieselben in Eine Sylbe gezogen und gezwungen werden,' Krause S. 368.

H. weiss auf den Vorhalt der zweisilbigen Imp. nichts zu sagen, als dass das *-e* eine Paragoge sei, und nach vielen Mundarten nicht gebräuchlich. Specimen p. 144,[1]) Krause SS. 350, 373.

Auch Zesen verhielt sich gegen die Imperativtheorie durchaus ablehnend. Harsdörfer führte in einem Briefe an ihn die gewöhnlichen Gründe ins Feld. Der Imperativ sei das Stammwort, weil er die kürzeste Verbalform und weil er der Anfang der natürlichen Rede ist, da die Kinder zuerst in Imperativen sprechen.[2]) Allein Zesen erkannte, dass die Theorie zur Begünstigung von Apokopen führte, die der meissnischen Mundart zuwider waren. 'Dafs man ... die weise zu gebieten darunter (sc. zu den Stammwörtern) rechnen solle, solches würd kein Meifsner oder anderer Landsman, der sie nicht alwege eingliederich schreibet, und aus-fpricht, zugåben wollen, und ich hab es denen jenigen, die nicht-gebohrne hochdeutschen sein, und die weise zugebieten allezeit mit eingliedrigen wörtern schreiben wollen, gar leichtlich abmårken können, dafs sie selbige fohr wurzeln ansåhen ... Ja unsere sprache ist eine zeitlang durch die jenigen, welche die eingliedrigen wörter nuhr alein fohr wurzeln gehalten haben, und daher auch die zweigliedrigen eingliederich haben machen wollen, so sehr verderbet und verhårtet worden, dafs man sie kaum mehr lesen, oder aus-fpråchen kan'.[3]) Noch schärfer spricht sich Zesen in einem Brief an Bellin aus.[4]) 'Der gelehrten al-gemeiner wahn, so sich meisten teiles aus des Goropius Bekanus seinem entsponnen hat, ist bisher dieser gewåsen; dafs die eingliedrigen wörter, und

[1]) In *pro nota præsentis Imperativi ponendum* ist *Imperativi* Druckfehler für *Indicativi*.

[2]) Etlicher der ... Deutsch-gesinneten Genossenschaft Mitglieder ... Sendeschreiben ... zusammen gelåsen durch Johan Bellinen. Hamburg 1647, 14. Sendschreiben.

[3]) 15. Sendschreiben (Antwort auf Harsdörfers Brief).

[4]) 8. Sendschreiben.

diese nuhr alein, der deutschen ſprache rechte wurzeln und grund-ſtåmme wåren: welcher grundsaz ... unserer ådelen ſprache hôchstes verdårben, verhårt- und verstůmmelung veruhrſachet hat. Dan es ist leider! zu beklagen, daſs man dem Bekanus zur folge und zur erôrterung seiner meinung nicht alein die nen-wôrter, welche doch zu allen zeiten zweigliederich sein ausgesprochen worden, als, ſoñe, lehre, friede, hôlle, hize u.a.m. mit gewalt zu eingliedrigen machen, und das *e*, welches ihnen doch die liebligkeit giebet, im schreiben (im reden kan es nimmermehr geschåhen) weg-wårfen wil; sondern man wil auch dergleichen mit allen zeit-wôrtern, welche die weise zu gebůten bedeuten, als liebe lobe du, u. a. m. und mit aller gewalt fohr wurzeln der andern sollen gehalten wården, anfangen; damit ja die Reimenschmiede auch einen schein-dåkkel bekommen môchten, wan sie ihre bånde durch die auslassung dås *e* so hart in einander schrauben, ... daſs einem ... das haubt fohr dem ůbelen klang gahr zerbårsten wil'. Auch gegenüber Rompler giebt Zesen seinen Abscheu vor den Konsequenzen der Einsilbigkeitstheorie zu erkennen.[1]) Im Helikon Bl. M_I^a warnt er mit Berufung auf seinen Brief an Harsdörfer vor der Verkürzung gewisser Subst. und Imp., und im Rosenmând 175 ff. wendet er sich wieder gegen die Becanische Lehre und ihre unheilvollen Einflüsse auf das Deutsche.[2]) Zesens Standpunkt in der *e*-Frage ist der aller md. Poetiker. Man hat sich einfach nach der üblichen guten Aussprache zu richten. Es giebt Imperative, die nur einsilbig sind, wie *komm, iss,* solche, die nur zweisilbig sind, wie *liebe, lebe, zweifle, handle* und endlich doppelformige, wie *trink* und *trinke, steh* und *stehe.* Ebenso bei den Subst.; so sage jedermann *mensch* und *mensche, kreutz* und *kreutze, glük* und *glükke.*[3]) Was die Wurzeln betrifft, so meint Zesen in seinem Brief an Harsdörfer, sie seien meist im Hochdeutschen gar nicht mehr vorhanden, aus praktischen Gründen müsse man an ihrer Statt gewisse Wortformen als Wurzeln ansehen, vor allem das Prät., demnächst

---

[1]) 13. Sendschreiben.

[2]) Zesen bemerkt gegen Becanus, wenn die Einsilbigkeit das Alter einer Sprache verbürge, so müsste das Chinesische die älteste Sprache sein, ein Einwand, den schon Lipsius erhoben hatte. Uebrigens hat ja thatsächlich John Webb das Chinesische als die Ursprache betrachtet, von dem Ruf hoher Altertümlichkeit, den das Chinesische wegen seiner Einsilbigkeit bis in unsere Tage genossen hat, ganz zu schweigen.

[3]) 15. Sendschreiben, Helikon M_I^a.

das Part. Prät. Auf diese Theorie, die innig mit Zesens orthographischen Tendenzen zusammenhängt, gehe ich hier nicht ein.[1])

Hatte Harsdörfer die Gegner auch nicht bekehren können, so blieb die Theorie des Schottelius doch die herrschende. Man erklärte, dass die Wurzelwörter eigentlich einsilbig seien, und mit dem abweichenden Gebrauche suchte man sich irgendwie abzufinden. Am meisten im Sinne des Schottelius spricht wohl Stieler, Lehrschrift S. 12, der zwar die *-e* in den Imperativen und in gewissen Substantiven, z. B. *Mensche, Sache,* neben den *e*-losen Formen anerkennt, sie aber als durch Unvorsichtigkeit und Irrtum, namentlich der Dichter, eingeschlichen brandmarkt. 'Die teutsche Sprache hat iederzeit einsylbige Wörter, zumal in den Grundwurzeln geliebet, darüm sie lieber gesagt und geschrieben: *Die Wies,* als *die Wiese, die Freud,* als *die Freude, die Gnad,* als *die Gnade, die Güt,* als *die Güte*; so doch ietzo meistens mit dem *e* geschrieben werden'. Also die kurzen Formen sind die älteren, die *e*-Formen die jüngern, durch Missbrauch enstandenen.[2])

Allmählich ändert sich die Wertschätzung des *-e.* Es wird zwar noch immer als späterer Zusatz betrachtet, aber die Verlängerung gilt nicht mehr als Missbrauch. Bödiker ist ein Repräsentant dieser Anschauung. Ich werde darüber, wenn ich zu Adelung komme, berichten. Hier erwähne ich nur, dass Bödikers Bearbeiter, Frisch, im Gegensatz zu den unklaren, doch immerhin die einsilbigen Imp. bevorzugenden Aeusserungen seines Vorgängers die heute geltende Regel aufstellt, dass nur

---

[1]) 8., 13. und 15. Sendschreiben, Rosenmånd S. 183. — Erwähnung verdient noch, dass Zesen infolge seiner unbefangeneren Sprachbetrachtung den Zusammenhang der Nominativendung *-e* bei Masc. mit der Pluralendung *-n* erkannte, Helikon Q_1^b.

[2]) Doppelformen erkennt Stieler auch an in der 1. Ind. Präs. *ich sitz* und *sitze, ich acht* und *achte, ich hab* und *habe.* Er erklärt ausdrücklich, dass diese Formen 'einen Beyfall Rechtens erlanget'. S. 12. In grellem Widerspruch steht dazu S. 137 f., wo ganz im Sinne des Schottelius die zweisilbigen Imp. *mache, sage, höre* für irrig und die einsilbigen 1. P. Ind. Präs. *hör, lieb, sag* für ganz unrecht erklärt werden. — Nach S. 67 sind die Wörter auf *-e* meist Fem., Masc. sind *Erbe, Friede, Garte,* Neutra, die mit *ge-* zusammengesetzten. Auch *Erbe* 'haereditas' wird erwähnt. Einige *e*-Neutra betrachtet St. übrigens als mit einem Suffix *de* abgeleitete, nicht nur *Gebeude, Gelübde,* sondern auch *Gesteude, Gesinde, Gefilde, Angezünde, Hemde* S. 101.

die den Vokal des Inf. ändernden Imperative einsilbig sein müssen. S. 72 f.[1])

Auf einige in zweiter Linie stehende Grammatiker hatte die Einsilbigkeitslehre einen noch geringeren Einfluss. In seiner — noch nicht zesianischen — Teutschen Orthographie von 1642 konstatiert Bellin wenigstens noch wie Buchner, den Unterschied von Theorie und Wirklichkeit,[2]) in seiner Syntaxis praepositionum (1661) geht er anders zu Werke. Hier setzt er bei den Masc. — bei den Fem. hatte es schon Schottelius gethan — das *-e* in Beziehung zur Deklination. Das konsonantisch ausgehende ***Mänsch*** hat im Gen. ***Mänschen***, das vokalisch ausgehende ***Knabe*** dagegen ***Knabens***. Doppelformen im Gen. wie ***Herren*** und ***Herrens*** gehören zu Nom.-Doubletten ***Her*** und ***Herre***, p. 18 f.[3]) Eine ähnliche Lehre werden wir später bei Aichinger finden. B. giebt ferner S. 44 ff. ein sorgfältiges Verzeichnis von Wörtern 1. die im Nom. auf *-e* ausgehen, 2. die kein *-e* haben, 3. die nach Belieben mit und ohne *-e* gebraucht werden können. Die Belege sind Opitzens Werken, namentlich den poetischen,[4]) entnommen.

Ganz frei von Spekulation hält sich Poelmann, vgl. über ihn den Anhang.

Steinbach erkennt zwar die Einsilbigkeit der Primitiva an, zieht aber daraus keine Konsequenzen. Er dürfte das *-e* der Subst. als Suffix betrachtet haben. Er kennt Masc. auf *-e*, z. B.

---

[1]) Frisch hat übrigens auch zweisilbige Stammwörter anerkannt, vgl. S. 260.

[2]) Vgl. S. 58: 'Wiewohl sonst die Primitiva bey uns Teutschen ins gemein einsylbig seyn; So wird doch zu vielen, auch in Nominativo, bißweilen das e gesetzet. Folgende habe ich im Opitz gemercket'. Und nun folgt eine Liste von Wörtern, Masc., Fem. und Neutra. 'Unter diesen werden auch ohne *e* gefunden: ***Creutz***, ***End***, ***Fürst***, ***Flamm***, ***Hertz***, ***Hirt***, ***Kron***, ***Mond***, ***Nahm***'.

[3]) Auch bei dem einen Neutr. ***Herz(e)*** wird eine entsprechende Doppelheit im Gen. [***Herzen(s)***] angesetzt p. 31. — Dass übrigens B. die Wirklichkeit gemeistert hat, geht u. a. daraus hervor, dass er selbst p. 18 bekennt, dass der von ihm aus dem hin und wieder vorkommenden Gen. ***Mänschens*** erschlossene Nom. ***Mänsche*** sich bei Opitz nicht finde.

[4]) Philologischen Sinn beweist B. durch seine Bemerkung p. 45, dass man aus den Gedichten 'die richtigkeit diser sache haben mus: weil sich darinnen das *e* nicht so leicht läßet hinanhängen oder wegwärfen; wo der vers seine föllige silben zal haben sol'. In den prosaischen Werken hätten dagegen Setzer und Korrektoren oft geändert.

Ochse, *Ochsens*,[1]) ebenso Feminina und Neutra; zu den letztern werden die mit *ge-* zusammengesetzten gerechnet, ausserdem *Netze*, *Bette*, *Stücke*, vgl. p. 25 ff. In anderem Zusammenhang werden *Backe* (Neutrum!) und *Auge* erwähnt, dagegen heisst es *Hertz* und *Ohr*.

Hervorzuheben ist, dass Steinbach sich so ziemlich von der Meinung emanzipiert hat, dass die Wurzel mit einer bestimmten Wortform identisch sein müsse. Die Nennform des Verbums ist ihm das 'Supinum', d. h. das Part. Prät., also etwa *geliebt*, *gesessen*, die Radix dagegen der Lautkomplex, der übrig bleibt, wenn man das Suffix und das 'Augment' weglässt, also *lieb*, *sefs*.[2])

Auch auf Körbers Bearbeitung der Bel'schen Grammatik hat die Theorie keinen allzu starken Einfluss genommen. Zwar lässt K. die Behauptung Bels, dass der Imp. immer einsilbig sei und niemals ein *-e* annehmen dürfe, unangefochten, vgl. pp. 99,

---

[1]) pp. 19, 22 wird das *e* als Charakteristikum der unserer schw. entsprechenden Deklination angesehen. 'sine *e* in fine' gehen so *Mensch*, *Herr*, *Narr*.

[2]) Unter den deutschen Grammatikern, die vor Fuldas umfassenden Wurzelforschungen schrieben, ist meines Wissens nur Popowitsch ähnlich vorgegangen. Für ihn ist das Stammwort der Infinitiv 'wenn man die Endung hinwegthut', S. 241. Ihm folgte später Hemmer. Volle Klarheit ist auch hier nicht. Wie lange sich übrigens die Vorstellung erhielt, dass eine bestimmte Wortform den Stamm vorstelle, geht daraus hervor, dass noch im Jahre 1826 Rask sich veranlasst sah, dagegen zu polemisieren, vgl. Samlede Afhandlinger 3, 194 f. — Bei den Erörterungen der ältern Grammatiker über das 'Stammwort' ist übrigens nicht zu übersehen, dass ganz verschiedene Dinge ins Spiel kamen, ohne dass man sich dessen bewusst war. Da die ältere Grammatik durchaus praktische Tendenzen verfolgt, kam es ihr zunächst darauf an, ein 'Thema' aufzustellen, eine Form, aus der sich die andern möglichst leicht bilden lassen, und da man sich wohl vorstellte, dass die Bildung jeder einzelnen Form eine besondere Arbeit sei, strebte man darnach, diejenige Form zu finden, die mit den meisten andern Aehnlichkeit hat. So wendet etwa Hemmer gegen die Imperativtheorie ein, dass man bei gewissen Verben vierzehnmal den Stammvokal verändern müsste (*sieh*: *sehe*, *sehen* u. s. w.). Zweitens war die Forderung lebendig, dass die Wurzel die kürzeste Wortform sei und von ihr bei der Bildung der andern nichts hinweggenommen werde. Drittens sollte das Stammwort gewisse begriffliche Vorzüge besitzen, und endlich sollte es früher existiert haben als die andern Formen, was dann zu Spekulationen über die dem Urmenschen notwendigsten Formen Anlass gab. Man sieht, das sind nicht Strahlen, die von einem Punkt ausgehen, sondern windschief über einander liegende Linien. Aber die Grammatiker waren sich darüber nicht klar. Lehrreich sind in dieser Beziehung die Erörterungen bei Hempel S. 467 ff., Weber S. 266 und Hemmer S. 263.

106, er erklärt sich auch ausdrücklich damit einverstanden, dass der Imp. als Thema angesehen werde,[1]) aber die Lehre vom Subst. wird in wesentlichen Punkten berichtigt. Bel giebt in der üblichen Weise eine Uebersicht über das Genus der Subst. nach den Endbuchstaben, wobei wie bei den früheren die Masc. als konsonantisch ausgehend aufgefasst werden,[2]) der Ausgang *-e* ist nur für *Erbe* und *Garte* angegeben, *e*-Neutra sind nur solche die mit *ge-* zusammengesetzt sind, und auch von diesen erscheinen viele als konsonantisch ausgehende. Ebenso fehlt bei mehreren Fem. das *e*. Körber dagegen giebt als Masc. auf *e* an *Glaube, Drache, Fincke, Friede, Ochse, Daume, Gaume, Hase, Käse, Nahme, Wille, Schade, Gedancke* — wie wir sehen werden, ist diese Liste auch von K.'s Standpunkt aus nicht vollständig — als Neutra *Auge, Habe* (!), *Hemde.* Die mit *ge-* zusammengesetzten und auf *-e* ausgehenden werden ausdrücklich als derivata bezeichnet, ebenso eine Reihe von Fem., die in Beziehung zu Verben stehen, wie *Sorge*; damit ist einer Menge von *e* grammatische Würde verliehen.

Was noch wichtiger ist, das Fehlen oder Vorhandensein des *-e* wird bei der Aufstellung der Paradigmen berücksichtigt.

Zu Körbers dritter Deklination gehören die Masc. und Neutra, die im Gen. Sg. auf *-es, -ens* oder *-en,* im Pl. auf *-en* ausgehen, d. h. im wesentlichen die schw. Masc. ohne *-e* und *Hertz*, die Masc. werden aufgezählt.[3]) Zur vierten Deklination gehören die Masc., die im Gen. Sg. *ns, n* oder *s* und im Pl. *n* annehmen, und zu dieser Deklination werden gerechnet *Masculina in e desinentia,* als Beispiele werden *Drache, Hase, Bule* gegeben, das einzige Wort auf *e*, das im Gen. *s* annimmt ist *Käse.* Ebenso gehören hierher die Neutra auf *e* wie *Ende,* eine Ausnahme bilden *Beschläge et derivata a ge- incipientia, quae in Pluralis Nom. invariata manent,* vgl. p. 53 ff. Das Fehlen oder Vorhandensein

---

[1]) p. 90, Anm. u). Die Begründung ist die wohlbekannte *cum naturae convenientius sit, quod a simplici initium fiat.* Aber besonders tief geht die Neigung für den Imp. nicht, denn gleich darauf heisst es *potest tamen a Praesenti quoque Infinitivi deductio fieri.* Es handelt sich eben nur um ein 'Thema'.

[2]) In der mir vorliegenden Ausgabe sind einige *e*-Formen fälschlich in den Text geraten. Als Masc. auf *d* erscheint *Friede*, als Neutra auf *b Gewölbe, Gewebe, Gewerbe*, p. 37.

[3]) S. den Anhang.

des *e* ist also massgebend für die Zugehörigkeit zu einer Deklinationsklasse.

Mit Uebergehung der ganz unselbständigen Arbeiten von Hentschel und Habendorf[1]) wende ich mich zu Gottsched, dessen *e*-Kanon lange Zeit die grammatische Spekulation beschäftigt hat.

Gottsched ist der Typus des Sprachtyrannen. Freilich besteht für ihn der mystische Begriff der 'Grundrichtigkeit' nicht mehr, er will nur wenige von der Aehnlichkeit abweichende Redensarten der Uebereinstimmung der meisten Exempel unterwerfen, Sprachkunst S. 6. Aber in der Gruppierung der 'Exempel' zeigt G., dass es ihm an grammatischem Instinkt vollkommen fehlt. Die wirklich bedeutenden Sprachlehrer des vorigen Jh.'s, ein Frisch und ein Adelung, haben zumeist ihre Vorschriften auf Gruppen gestützt, die psychologische Realität hatten; G. urteilt mechanisch nach den äusserlichsten Uebereinstimmungen.

Die Einsilbigkeit der Stammwörter steht für G. fest, S. 174,[2]) ebenso, dass der Imp., der bei den Alten einsilbig war, das Stammwort des Verbums ist. Das glottogonische Moment wird stark hervorgehoben, der Imperativ ist nicht nur die einfachste, sondern auch die älteste Form. Die Begründung ist anthropologisch: es sei wahrscheinlich, dass die Not, das Bedürfnis fremder Hilfe, dem früher sprachlosen Menschen den Mund aufgeschlossen habe, und zu einem Ausruf sei die einsilbige Form sehr geeignet, SS. 297. 312. Wir sehen den Faden, der über Schottelius zu Cuspinian führt, nur ist an die Stelle des lallenden Kindes der Urmensch getreten. Nun ist aber nicht zu leugnen, dass es jetzt zweisilbige Imp. giebt, das muss in Regeln gebracht werden. G. dekretiert, dass die 'richtigen' Verba den Imp. auf *-e*, die 'unrichtigen' einsilbig zu bilden haben — gegen den Sprachgebrauch, den Frisch im ganzen richtig erkannt hatte.

Beim Subst. liess sich nicht übersehen, dass das *-e* für die Feminina besonders charakteristisch war. Schottelius hatte ja trotz seiner Vorliebe für die Kurzformen ein eigenes Paradigma

---

[1]) Die Grammatik des Jesuiten Habendorf sollte ebenso wie die Arbeiten der Protestanten Fulda und Nast davor warnen, das Schlagwort vom lutherischen *e* fortzupflanzen. Habendorf hat keine Spur von den süddeutschen Apokopen, während sie die beiden Schwaben in ziemlich grossem Umfang verteidigen.

[2]) Als Ausnahmen werden nur ein paar Wörter auf *-er*, *-el* angeführt.

Lade aufgestellt. Clajus p. 31 und Stieler hatten bemerkt, dass die Wörter auf *-e* meist Fem. seien und Steinbach war ihnen darin gefolgt. Es war nur mehr der Schritt zu thun, dass man erklärte, alle Wörter auf *-e* sind Feminina. G. hat ihn gethan. S. 184 wird *e* als Suffix hingestellt und bemerkt, dass fast alle Wörter, die es haben, weiblich sind, und in den Geschlechtsregeln S. 211 wird gelehrt: 'Alle Wörter, die sich auf ein kurzes *e* enden, sind weibliches Geschlechtes.' Die Folge davon ist, dass der Ausgang *-e* bei Masc. und Neutr. für falsch erklärt werden muss. Bei den Neutris ist das Verdammungsurteil unbedingt, bei den Masc. muss freilich sogar G. zugeben, dass *Bube, Glaube, Knabe, Rabe, Same* eine Ausnahme zu bilden scheinen. Aber er versucht allerlei Auswege. Es sei noch zweifelhaft, ob es nicht *Glaub* wie *Raub* heissen solle, oder *Glauben* wie *Namen, Samen,* die eigentlich das *n* ihres Etymons *nomen, semen* behalten müssten, und ob *Bub, Knab, Rab* für Masc. nicht schicklichere Formen wären. Hätten doch die Alten *Knapp* und *Rapp* gesagt. Gar keine Gnade finden vor seinen Augen Formen wie *Franke, Franzose* oder gar *Grafe, Herre, Narre, Poete.* In dem Verzeichnis der Wörter der III. Deklination (Paradigma *Mensch, Ohr*) S. 235 ff. sind alle Wörter ohne *-e* gesetzt, auch *Bub, Knab, Rab.* Vgl. noch S. 534.

G. war mit seiner *e*-Regel nicht ganz originell. Im Jahre 1746 hatte der Philologe J. F. Christ im 16. Exkurs seines Villaticum (p. 185 f.) den Dichtern vorgeworfen, dass sie *-e* willkürlich setzen und auslassen. Wenn ihnen eine Silbe fehlt, so schreiben sie *per Misnicae plebis idiotismum* Hertze, Glücke, Geschicke, Geschencke, Geträncke, Geschlechte, Geblüte, Gemüthe, Gesetze, Netze, *parum videlicet periti sermonis nostri, in quo feminini generis plurima desinunt in* e *breue casu recto, neutri nulla.* Es sei richtig, dass selbst gelehrte Männer oft in diesen Fehler verfallen, aber er bleibe trotzdem ein Fehler, den sie bei reiflichem Nachdenken selbst einsehen müssten. Wenn ein Gebildeter *Gesetze, Gerichte, Bilde, Leide, Auge* schreibe, so habe er sich eben von dem Gebrauche des Pöbels verführen lassen. Von den Masc. sagt Christ nichts.

Wie wenig Gottscheds *e*-Regel dem Gebrauch seiner Umgebung angepasst war, wird am besten durch die Bemerkung v. Bahders, IF. 4, 364, Anm. 1 illustriert, dass G. selbst in seinen Gedichten die von ihm verpönten Neutra auf *e* (*Herze, Gesichte*)

gebraucht. Ich füge hinzu, dass er es bei den Masc. nicht viel anders macht. Er schreibt *Aberglaube, Däne, Erbe, Friede, Gatte, Inde, Knappe, Löwe, Sclave, Wille,* allerdings auch *Franzos, Goth, Preufs.*[1])

Man war in Mittel- und Norddeutschland keineswegs gewillt sich der Gottschedischen Regel zu unterwerfen. Justi schwärmt für die *e*-losen Formen der Masc., deren Vorzüge er durch ein neues Argument ins Licht zu stellen sucht.[2]) Aber er bekennt, dass man allenthalben *Knabe, Ochse, Narre* schreibe, und nimmt seine Zuflucht zu der jungen Generation, der er anrät, sich an einsilbige Schreibung dieser Wörter zu gewöhnen. Heinze erkennt S. 90 ausdrücklich Neutra auf *-e* an und führt als solche auf: *Gebäude, Getreyde, Geschmeide, Eingeweide, Geräthe, Gehäuse, Gemälde.* Zu tadeln seien dagegen mit Christ *Herze, Glücke, Geschicke, Geschenke, Getränke, Geschlechte, Geblüte, Gemüthe, Gesetze, Netze,* doch seien sie besonders in der Poesie stark eingerissen. Auch bei den schw. Masc. werden S. 92 solche unterschieden, die auf *-e,* und solche, die auf Konsonant ausgehen. Zu den ersten gehören *Knabe, Bube, Knappe, Ochse, Löwe* (denn so schreibet itzt noch iedermann diese Wörter, nicht ohne *e,* wie Hr. Gottsched will), *Rabe, Riese, Schwabe, Franke, Russe, Jude, Hirte.* Für die zweite Gruppe beruft sich H. auf Gottsched; von den Wörtern, die er übereinstimmend mit G. ohne *-e* setzen will, nenne ich *Aff, Brunn, Falk, Pfaff.*

Der Gegner Heinzes in den Gesammleten Briefen S. 53 erklärt darauf, es lasse ungereimt, wenn ein Masc. auf *-e* ausgehe,

---

[1]) Ich habe S. 345—452 des zweiten Teils der Gedichte, Leipzig 1751, untersucht. Was die Neutra betrifft, so fand ich 8 mal *Auge,* je einmal *Ende, Erbe, Gewerbe.* Apokopierte Formen kommen von diesen Wörtern nicht vor, dagegen heisst es S. 410 *Hofgesind.* Neben 13 mal belegtem *Glück* steht 2 mal *Glücke,* bei *Gemüthe* und *Gesichte* verhalten sich *-e* : 0 = 2 : 1, resp. 2 : 3; dass neben *Gerichte* S. 363 keine Kurzform erscheint, ist wohl Zufall. Dass G. auch sonst seinen Regeln entgegen schreibt, haben im 18. Jh. Aichinger SS. 211. 308, Dornblüth an verschiedenen Stellen und Heynatz, Briefe I 34, Anm. hervorgehoben.

[2]) Anweisung zu einer guten Deutschen Schreibart. 2. Aufl. Leipzig 1758. S. 18 f. J. meint, wenn man die Masc. ohne *-e* brauche, würde auch die Deklination regelmässiger. Sein Gedankengang dürfte gewesen sein: der charakteristische Kasus ist der Gen. Sg.; es wäre sehr hübsch, wenn man aus ihm mit Sicherheit den Nom. erschliessen könnte. Das ist der Fall, wenn kein Masc. auf *-e* ausgeht, man braucht dann nur das *-en* wegzulassen. Dagegen herrscht Regellosigkeit, wenn man vom Gen. bald *-en,* bald *-n* weglassen muss.

aber was er zur Beseitigung der Ausnahmen vorbringt, ist nur eine Wiederholung des Gottschedischen Geredes, Sprachkunst S. 212.

Heinze hatte unvorsichtigerweise gesagt, dass bei einigen *e*-Masc. die Poeten die Verkürzung brauchen. Flugs verdreht ihm 'Kunze' (J.J.Schwabe) das Wort im Mund und meint, daraus folge doch, dass nicht jedermann diese Wörter mit *-e* schreibe. Die *e*-Neutra werden einfach mit Christs Worten als Pöbelunfug erklärt, vgl. S. 136 f. Die Gottschedische Partei konnte nur den ewigen Refrain wiederholen, wenn die Sache nicht so ist, wie Gottsched sie will, so sollte sie doch so sein.[1])

Auch die Grammatiker Hempel und Heynatz machten gegen die *e*-Regel Gottscheds Front. Hempel berücksichtigt ebenso wie Körber sorgfältig das Fehlen oder Vorhandensein des *-e* in der Aufstellung seiner Paradigmen.[2]) Er betont, es könne nicht geleugnet werden, dass der fast durchgehende Gebrauch in Meissen *-e* auch bei Masc. und Neutris kenne, S. 247 f. Ebenso wie Gueintz dem Schottelius die Sachsenzunge vorgeworfen hatte, so beschuldigt Hempel Gottsched der Vorliebe für seine preussische Mundart, 'die freylich wohl etwas rauher klinget, als die Meifsnische.'[3]) Auch das *-e* der Adj. in unflektierter Form verteidigt Hempel S. 299 gegen Aichinger, in einer unglaublich albernen Weise.

Heynatz erklärt *Schwab* statt *Schwabe* für Gottschedische Spekulation, Briefe, V. Teil, S. 76, zu *Gezisch* und *Getös* ohne *-e* werden sich die Hochdeutschen schwerlich verstehen, ib., IV. Teil, S. 222. In seiner Sprachlehre giebt er ohne zu theoretisieren,

---

[1]) Erwähnt sei noch, dass Heinze S. 101 auf den Unterschied aufmerksam macht zwischen den Adj., die in der unflektierten Form auf *-e*, und denjenigen, die auf Konsonant ausgehen. Die auf *-e* sind selten. 'Hier sind etliche, denen man die übrigen beyschreiben mag: *bange, rege, träge, weise, unweise.*' Gottsched berücksichtigt diesen Punkt nicht, ohne sich doch direkt gegen die *e*-Formen auszusprechen. (Doch vgl. Sprachkunst S. 249.) Er selbst schreibt *weise.*

[2]) S. den Anhang. Hempel geht weit über das jetzt übliche an *e*-Formen hinaus.

[3]) Der Vorwurf hat denselben Grad von Berechtigung, wie der Gueintzens gegen Schottelius. Weil Gottsched kein Meissner war, liess er der ihm fremden Sprache gegenüber seinen schulmeisterlichen Gelüsten die Zügel schiessen, aber er hat nicht deshalb *Bub* u. s. w. verlangt, weil es seiner preussischen Mundart gemäss war. Denn sonst würde seine Praxis besser zur Theorie stimmen. Ich bemerke das auch gegen Wolff, ZfdU., Ergänzungsheft zum 8. Bd., S. 278.

aber mit Hinblick auf häufige Fehler einfach an, welche Wörter, seien sie nun Masc., Fem. oder Neutra, *-e* haben und welche nicht. — Von Heynatzens Ansicht über das *-e* der Adj. wird später zu sprechen sein.

Es ist nicht zufällig, dass Hempel wie Heynatz gegen die Einsilbigkeitstheorie skeptisch oder ablehnend sind, vgl. Hempel SS. 82. 140, Heynatz, Sprachlehre[3] S. 113, Briefe, III. Teil, S. 32. Die Imperativtheorie nennt Heynatz eine Grille Schottels und verwirft auch Gottscheds Forderung der Einsilbigkeit für die Imp. der st. V., Briefe V. Teil, S. 73 f., VI. Teil, S. 8, Anm.

Auf dem alten Gebiete der Gemeinsprache war für Gottscheds *e*-Kanon kein Raum. Um so wichtiger wurde er für das schriftsprachliche Neuland. In Gottscheds Zeit fällt der Eintritt Süddeutschlands in die literarische Bewegung und damit die Wiederbelebung der grammatischen Forschung der Süddeutschen. Dass der innere Wert eines Werkes nicht unbedingt entscheidend ist für seine historische Bedeutung, dafür liefert das Schicksal der Gottschedischen Sprachkunst den schlagendsten Beweis. Rein wissenschaftlich und zwar durchaus nicht nur vom heutigen Standpunkt aus betrachtet ist sie ein elendes Machwerk, aber an dieses Buch knüpft die gesamte grammatische Litteratur des Südens an. Bevor wir dies im einzelnen verfolgen, muss ein Punkt erörtert werden, der für das Verständnis der Periode nach Gottsched und für die Würdigung von Adelungs immer schroffer werdender Parteistellung von durchgreifender Bedeutung ist.

Man nennt oft Gottsched und Adelung in einem Atem und pflegt beide als die Vorkämpfer des Meissnischen hinzustellen. Es muss dann höchst auffällig erscheinen, dass Gottsched mit seiner *e*-Regel dem meissnischen Gebrauch geradezu ins Gesicht schlug. Allein Gottscheds Ansichten über das Verhältnis des Meissnischen zur Schriftsprache sind keineswegs bestimmt. Es wirkt bei ihm die alte Vorstellung nach, dass die Schriftsprache mit keinem Dialekt zusammenfalle. Die Schriftsprache sucht aus den Mundarten das beste heraus und des beste ist das analogische. Wenn die Provinzen uneins sind, hat die Analogie durch den Mund des Sprachlehrers zu entscheiden. Es können daher Fälle vorkommen, wo auch die 'beste Mundart', d. i. das Meissnische, Unrecht hat.[1])

---

[1]) Vgl. Sprachkunst S. 7, § 9 k. Instruktiv ist auch S. 331, § 5 b. Das

Hier setzen nun die Süddeutschen ein. Wird die Sprachrichtigkeit nach inneren Gründen entschieden, nun so kann ja gezeigt werden, dass die heimische Mundart in diesem oder jenem Punkte Recht hat und das Meissnische fehlt, oder dass beide gleichberechtigt sind. Welche Gefahren für die Einheit der Schriftsprache daraus entspringen konnten, sieht man leicht ein. Alle diese Erörterungen über die inneren Vorzüge der Dialekte schüttelte Adelung mit einem Ruck ab, indem er erklärte, Hochdeutsch und Meissnisch sind identisch, es giebt keine hochdeutsche Sprache, die aus den Mundarten das beste heraussucht, sondern nur eine hochdeutsche Mundart, die neben andern Mundarten steht, nicht der Gebrauch aller Provinzen ist das Substrat der Grammatik, sondern der des Meissnischen, nur wo das Meissnische mit sich uneins ist — die Mundarten unter einander sind es immer — hat der Sprachlehrer zu entscheiden. Eine Geschichte der nhd. Grammatik wird den Unterschied der Parteistellung Gottscheds und Adelungs eingehend zu würdigen haben.

III.

Wir haben im ersten Abschnitt gesehen, dass in den süddeutschen Schriftsprachen das *-e* der Adjektiv- und Verbalendungen festen Fuss gefasst hat.[1]) Die Gemeinsprache hatte daher, von Einzelheiten abgesehen, nur das Gebiet der Subst. zu erobern.

---

meissnische *kömmst, kömmt* wird nicht, weil es meissnisch ist, für richtig erklärt, sondern weil es besser zur Regel stimmt als das *kommst, kommt* anderer Provinzen. Ich betone aber, dass G. an anderen Stellen sich wieder anders äussert.

[1]) Es scheint wirklich bei manchen die Meinung zu herrschen, dass in den süddeutschen Schriftsprachen alle *-e* verschwunden sind, weil die südd. Maa. das *-e* 'lautgesetzlich' abstossen. Weidling bezeichnet alle Endungs-*e*, auch die durch Konsonant gedeckten, als mitteldeutsche oder sog. protestantische *e*, Clajus, Einl. p. XXII. — Man hüte sich davor Eigentümlichkeiten der poetischen Technik mit grammatischen Besonderheiten zu verwechseln. Opitz hat das gethan, indem er im selben Zusammenhang dem Melissus einerseits Kürzungen wie *Rot röſslein*, andererseits Verlängerungen wie *Helde* zum Vorwurf macht. Im ersten Fall hat Melissus mit vollem Bewusstsein eine von der prosaischen verschiedene Form angewandt, also wirklich gegen die Forderung der Identität von poetischer und prosaischer Sprache verstossen, im zweiten dagegen handelt es sich um eine Differenz im Sprachgebrauch; M. hätte sich nicht gescheut *helde* auch in Prosa zu schreiben. Die Anwendung auf unser Problem ergiebt sich leicht.

Und auch hier gewahren wir einen Unterschied zwischen dem Plural-*e* und dem -*e* des Sg., vor allem dem nicht flexivischen des Nom. und Acc. Auch nehmen die Fem. z. T. eine Sonderstellung ein, vgl. oben S. 41.

Das flexivische -*e*, bes. im Plural,[1]) wurde leicht begriffen, aber dem nicht flexivischen -*e* musste der Süddeutsche ratlos gegenüber stehen. Die Wörter, die es hatten, liessen sich unter keine Regel bringen, man musste sie rein gedächtnismässig erlernen. Begreiflich, dass dieses -*e* vielfach unrichtig angewendet wurde.[2])

Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, die süddeutschen Grammatiker hätten sich allen Substantiv-*e* gegenüber gleich verhalten. Dem Plural-*e* hat selbst der verbissenste Feind der Sachsen Konzessionen gemacht, das Singular-*e*, bes. das nichtflexivische, hat kein einziger süddeutscher Grammatiker, Katholik oder Protestant, in dem heutigen Umfang anerkannt. Man konnte sich ja auf den berühmten Gottsched berufen, der seine lieben Meissner wegen der unnötigen Anflickung des -*e* getadelt hatte, und die eigene Gewohnheit als 'richtiger' gegenüber der 'besten Mundart' preisen. Der Gottschedische *e*-Kanon leistete dem Partikularismus Vorschub.

Ein Jahr vor Gottscheds Sprachkunst erschien die erste Auflage von Antespergs Grammatik. Das flexivische -*e* steht hier beinahe durchaus fest,[3]) auch beim Subst. (Im Dat. erkennt er Doppelformen an.) Aber das nicht flexivische -*e* ist für ihn rein orthographisch; es wird wie das frz. *e muet* nicht gesprochen SS. 31. 267. Er fordert es namentlich für die Feminina S. 31; hier

[1]) Dem Dativ-*e* gegenüber zeigte man sich spröder. Dornblüth hat gar nicht begriffen, dass es so etwas überhaupt giebt, vgl. Observationes S. 266. Für notwendig erklärten es nur Popowitsch, Weber, Die Würzburger Regeln und Hemmer; die andern lassen Doppelformen zu.

[2]) Braun bemerkt S. 64, gegen die Regel, dass die Wörter, die im Dat. Sg. und Nom. Acc. Pl. -*e* haben, dieses -*e* im Nom. Acc. Sg. nicht zulassen (also nicht *der Feinde*), versündigten sich meistens die Halbgelehrten, und S. 66 erwähnt er Schreibungen wie *Gelde, Glanze, Kunste, Schulde, Liste, Sarge, Nachte*, die man in manchem Buche finden könne.

[3]) Die Ausnahmen betreffen den Imp.; *lieb* oder *liebe* S. 101, im Verzeichnis der unregelmässigen Verba S. 130 ff. viele apokopierte Imp. gegen den heutigen Gebrauch, aber nicht durchgängig. Apokope im schw. Praet. bei *dacht, wufst*, daneben werden die *e*-Formen angegeben (SS. 134. 151). Im st. Praet. ist paragog. -*e* häufig, für das übrigens auch der Ostmitteldeutsche Hempel noch eine gewisse Sympathie zeigt.

hatte er weniger gegen mundartliche Apokopen, als gegen Analogiebildungen wie *Glocken, Kirchen* anzukämpfen. Doch verwirft er es keineswegs bei Masc. und Neutris; unter den Wörtern, die das bloss geschriebene, nicht gesprochene *-e* am Ende haben, werden neben zahlreichen Fem. auch *Poete* und *Knabe* angeführt. Aber es ist keineswegs unbedingt nötig; als ein Paradigma der ersten Dekl. wird S. 26 *Knab(e)* aufgestellt, d. h. das *-e* kann stehen oder fehlen. S. 32 lautet im Paradigma der Nom. und Acc. *Aug*, dagegen der Dat. *Aug(e)*, im Nom. und Acc. wird also überhaupt kein *-e* anerkannt. Nach demselben Paradigma sollen gehen *Bett, Eck, End, Gesicht, Hemd, Ohr*. S. 50 ff. giebt A. Geschlechtsregeln nach den Endungen. Hier werden öfters Formen mit und ohne *-e* durch Einklammerung dieses Buchstabens ausdrücklich bezeugt. Wir finden die Masc. *Erb(e), Knab(e), Nam(e), Lay(e)* und die fehlerhaften *Trieb(e), Grad(e)*, die beweisen, wie unsicher A. seiner Sache war. Ohne *-e* erscheinen *Bub, Rab, Scherb, Fried, Schad, Aff, Karpf, Zapf, Bürg, Mensch, Funk, Daum, Brunn, Hahn, Lapp, Trapp, Rapp, Thor, Has, Ochs, Wais, Leist, Schmerz, Lenz, Nutz*. *-e* und *-en* wechseln bei *Saame*. Als Neutra auf *-e* werden angegeben *Ende*, dann *Vieh(e)* und *Glück(e)*, alle andern Neutra, die *-e* haben könnten, sind soweit sie im Verzeichnis vorkommen endungslos angeführt, darunter auch *Aug, Erb, Hemd*. Doppelformen sind übrigens auch bei den Fem. nicht selten: *Farb(e), Gab(e), Garb(e), Lieb(e), Grub(e), Stub(e), Sylb(e), Begierd(e), Herd(e), Sünd(e), Harpf(e), Hülf(e), Tauf(e), Leich(e), Kirsch(e), Ell(e), Eul(e), Ahl(e), Stimm(e), Wärm(e), Bühn(e), Pfann(e), Sonn(e), Kapp(e), Lipp(e), Supp(e), Hur(e), Lehr(e), Ameis(e), Bufs(e), Achs(e), Gant(e), Senft(e), Au(e), Klau(e), Reu(e), Hitz(e)*. Bei manchen fehlt das eingeklammerte *e* ganz, so bei *Straf, Herberg* u. a. m. Nicht immer ist A. in seinen Angaben konsequent; so steht S. 32 unter den Wörtern, die wie *Aug* dekliniert werden, *End*; S. 52 unter den Neutra, die auf *e* ausgehen, *Ende*, und S. 68 im Abschnitt über die Pluralbildung *End(e)*. Aehnliches findet sich noch öfters. Man sieht, A. ist mit dem nicht flexivischen *e* nicht zurecht gekommen. Die zweite Auflage von 1749, in der schon Gottsched benutzt ist, unterscheidet sich in diesem Punkt nicht wesentlich von der ersten.

Seit Burdach die Aufmerksamkeit auf Dornblüth gelenkt hat, hat sich die Forschung des öftern mit den Observationes dieses streitbaren Gegners der 'sächsischen' Litteratursprache

beschäftigt.[1]) D. erscheint als der *e*-Feind *κατ' ἐξοχήν*; sieht man aber näher zu, so sind es wieder die Substantiv-*e*, denen der Kampf gilt. Gegen das Flexions-*e* der Adjektive erhebt er keine Einwendung. S. 349 wird -*e* in Fällen wie *das nemliche* ausdrücklich anerkannt. (Doch vgl. Boucke S. 42, 5.) Ebenso verlangt er -*e* im Conj. Praes. und Praet. und im Ind. Praet. der schw. V. Das -*e* der st. Praet. verwirft er in Uebereinstimmung mit Gottsched, nur *ware* verlangt er zur Unterscheidung von *wahr*, dem Imp. soll man dem allgemeinen Brauch der nicht sächsischen Provinzen gemäss und um dem gebietenden Wort mehr Nachdruck zu geben, sein -*e* nicht entziehen (wobei nicht klar ist, ob D. auch die Imp., die den Vokal des Inf. ändern, mit -*e* bilden will), vgl. SS. 224 ff. 373 ff. Die einzige Verbalform, der er das -*e* gegen den ostmd. Brauch nicht zugestehen will, ist die 1. Ind. Praes. S. 371 ff., doch findet sich in dem Verzeichnis S. 373 *ich siehe*. Uebrigens scheint D. erst im Eifer der Polemik dazu gekommen zu sein, allen Verben, auch denjenigen, die den Vokal des Inf. im Ind. Sg. nicht ändern, das -*e* abzusprechen, denn S. 372 findet man eine Menge Formen mit -*e*, wie übrigens auch sonst D. sich derselben bedient.

Beim Subst. ist wieder der Unterschied zwischen Plural- und Singular-*e* zu beachten. Zwar verwirft D. das -*e* des Gen. Pl. unbedingt, aber nicht weil er apokopierte Formen vorzieht, sondern weil für ihn -*en* die Kasusendung ist, S. 269 f. Das -*e* des Nom. Acc. Pl. gefällt ihm zwar auch gar nicht (er selbst bedient sich desselben nur dort, wo das ostmd. kein -*e* hat, nämlich bei den Masc. auf -*er*), doch will er, um sich nachgiebig zu erzeigen, es dulden, wenn ein Konsonant darauf folgt. Das nicht flexivische ist dagegen nur statthaft, wenn die *e*-lose Form zweideutig sein könnte. Auch hier die Bedingung, dass das folgende Wort konsonantisch anlaute, S. 267.[2]) Uebrigens gebraucht D. selbst verschiedene Fem. auf -*e*.

Klar und deutlich wird die verschiedene Behandlung des -*e* je nach den Wortkategorien von Weitenauer bezeugt. Er unterscheidet S. 28 ff. dreierlei Gattungen von *e*, müssige, anstössige und unanstössige. Die müssigen sind, abgesehen von gewissen

---

[1]) Zuletzt wurden die Observationes behandelt von E. Boucke, Freib. Diss. 1895.

[2]) So glaube ich die Stelle verstehen zu sollen; es wäre freilich möglich, dass D. das Plural-*e* nur zugeben will, wenn nicht schon der Umlaut den Plural kenntlich macht.

obd. Eigentümlichkeiten, zu denen er in Gottschedischer Befangenheit auch das *-e* von Imperativen wie *halte*, *beisse* u. s. w. rechnet, die von Gottsched (auf den er sich beruft) verworfenen *-e* der Masc. und Neutra, die anstössigen, d. h. die im Süden Anstoss erregen, sind die Flexions-*e* der Substantiva, die unanstössigen, die überall von aufmerksamen Leuten gebraucht werden, so dass 'auch des Pöbels Ohren schon dazu gewöhnet sind', sind 'die Endungen des weiblichen Geschlechtes', z. B. *eine Gelegenheit, deine Feder, meine Aufrichtigkeit, die Stelle*; und die Flexionsendungen der Verba. Freilich spreche man im gemeinen Leben aus Uebereilung oft *ein Gelegenheit, ich hab, lieb, wollt* u. dgl. m. Man sieht den Grund ein, warum W. nichts von den sonstigen Adjektivendungen sagt; diese werden eben auch im gemeinen Leben nicht ausgelassen.

W. empfiehlt, die müssigen *e* abzuschaffen, die unanstössigen *e* zu hegen; was er von den anstössigen sagt, ist offenbar ironisch gemeint,[1]) seine volle Sympathie und sein eigener Gebrauch steht auf ihrer Seite.

So weit wäre alles ganz Gottschedisch; sieht man jedoch W.'s Orthographisches Wörterbuch an, so findet man gar manche 'müssige' *e* in Klammer oder auch ohne sie, d. h. als zulässig, und umgekehrt manches 'unanstössige' *e* durch die Klammer als unfest bezeichnet. In ungefähr 70 Fällen treffen wir Ansätze wie *Achs*(*e*), nur bei einigen waren die Doppelformen auch im Norden gebräuchlich. *Nath*(*e*) zeugt von einem Uebereifer für das *-e*. Wir finden nicht nur die, wenn auch widerwillig, von Gottsched anerkannten *Bub*(*e*), *Glaub*(*e*),[2]) *Knab*(*e*), *Name*,[2]) *Rab*(*e*), *Saame*,[2]) sondern auch *Aff*(*e*), *Ahn*(*e*), *Bürg*(*e*), *Bursch*(*e*), *Dän*(*e*), *Fried*(*e*),[2]) *Gatte*, *Hame*,[2]) *Holunk*(*e*), *Hase* (und *Haas*), *Haufe*, *Heyd*(*e*), *Jud*(*e*), *Karpfe* (und *Karpf*, *Karpen*), *Käs*(*e*), *Kaste*,[2]) *Klumpe*, *Knorr*(*e*), *Kolbe*, *Lapp*(*e*), *Lay*(*e*), *Lumpe*, *Nacke*,[2]) *Neff*(*e*), *Riem*(*e*),[2]) *Ries*(*e*), *Rücke*,[2]) *Scherbe*,[2]) *Scherg*(*e*), *Schinke*,[2]) *Sprosse*, *Will*(*e*),[2]) *Zeug*(*e*), ferner die Neutra: *Aug*(*e*), *Eingeweid*(*e*), *Ende*, *Gebäude*, *Gefild*(*e*), *Gehäg*(*e*), *Gelübd*(*e*), *Gemüs*(*e*), *Gerücht*(*e*), *Gesind*(*e*),

---

[1]) 'Was anstössig ist, wird sich keiner so leicht aufbürden lassen: und wer könnte es auch begehren, dass sich ein Mensch auf Unkosten seiner Ehre ein Schock *e* beylegen sollte?' In den Paradigmen der zweiten Abänderung S. 43 (*Feind*, *Hand*, *Pferd*) sind freilich die flexivischen *-e* eingeklammert.

[2]) Daneben auch die Form auf *-en*. — In einigen Fällen kann ein Fem. gemeint sein, so bei *Kolbe*, *Scherbe*, *Sprosse*.

Gestad(e), *Hemd(e)*. Dagegen fehlt *-e* bei *Farr, Fink, Genoss, Hirt, Ochs, Schulz*; *Both, Bull, Drach, Falk, Gefährt, Götz, Knapp, Löw, Path, Pfaff, Pohl, Rapp, Schütz, Sclav, Sparr*; ferner bei folgenden Neutris, die es heute haben: *Gebirg, Gedräng, Gelag,*[1] *Geleis, Gemäld, Geschmeid, Getös, Getreid, Gewerb, Gewölb*. Auch bei Adj. und Adv. werden mitunter Doppelformen angesetzt: *behend(e), blöd(e), bös(e), dicht(e), dreist(e), dünn(e), dürr(e), eng(e), fern(e), gäh(e), gerad(e), geschwind(e), heut(e), irr(e), karg(e)* [!], *leis(e), los(e), müd(e), mürb(e), öd(e), sacht(e), spröd(e), streng(e), träg(e), trüb(e), vorne* (und *vorn*), *weh(e), wüst(e), zäh(e)*; von denen, die kein (*e*) haben, erwähne ich *feig, fremd, gelind, gering, gern, mild, schnöd*.

Weitenauers Wörterbuch nimmt eine Mittelstellung ein zwischen Gottschedischer Spekulation und dem Durchnittsgebrauch Norddeutschlands. Wer sich nach ihm richtete, hat es wohl keiner Partei recht gemacht.

Der erste Süddeutsche, der nach Gottsched eine vollständige Grammatik veröffentlichte, ist Aichinger. Das 'anstössige' Plural-*e* der Subst. ist für ihn, wie für alle seine Nachfolger, grammatische Forderung, Apokopen wie *Gäst* und *Plätz* werden ausdrücklich als Deklinationsfehler bezeichnet, S. 222. Im Dativ werden Doppelformen anerkannt. Beim Verbum hat A. die Eigentümlichkeit, dass er für die st. V. mit stammhaftem *e* in der 1. P. Ind. Praes. *i* als Stammvokal und Einsilbigkeit verlangt, z. B. *ich brich, ich stirb*. Dagegen will er Formen wie *ich halt, ich lass* zwar leiden, aber nicht loben, S. 303. Genau so, wie die 1. P. Ind. Praes. wird der Imp. behandelt, beide Formen sind gleichlautend. Die Verba, die den Vokal nicht ändern, haben also zweisilbige Formen. Ganz ähnlich wie S. 303 heisst es S. 308: 'Alle imperatiuos der andern Conjugation einsyllbig zu machen will ich lieber gedulten, als erfodern.'[2]) Das *e* im st. Praet. fordert er für die Verba mit *t* im Praeteritalstamm, *litte, ritte, stritte*, S. 304.

Was das nicht flexivische *-e* betrifft, so steht es bei den Fem. fest; nur einige wenige erscheinen gegen den ostmd. Brauch

---

[1]) Noch von Adelung ohne *-e* angesetzt.

[2]) Aichingers Regeln sind aus der Verbindung von grammatischer Spekulation und Vorliebe für die heimische Mundart hervorgegangen. Er überträgt die Regel von Frisch über die Silbenzahl im Imp. auf die 1. Ind. Praes., weil dann die Gleichheit beider Formen, die bei den meisten Verben besteht, sich für alle durchführen lässt. Zugleich kommt dadurch die oberdeutsche Vokalisierung der 1. Ind. Praes. mit *i* zu ihrem Rechte.

ohne *-e*, und auch da werden z. T. Doppelformen zugegeben, S. 216.[1])

Bei den Masc. und Neutr. macht A. die Setzung des *-e* von der Deklinationsart abhängig. Gottsched sei mit den Masc. auf *-e* nicht zurecht gekommen, weil er die Genitivendung *-ns* übersehen habe. A. stellt die Regel auf, dass diejenigen Wörter, die im Gen. Sg. *-en* oder *-es* haben, im Nom. kein *-e* annehmen, dieser Ausgang ist dagegen notwendig mit der Endung *-ns* im Gen. Sg. verknüpft, SS. 175 ff., 216. Die Wörter, die im Gen. Sg. *-ns* haben, werden als eigene Deklinationsklasse betrachtet. Von Masc., die hierher gehören, werden S. 175 angeführt *Batze, Buhle, Daume, Friede, Fusstapffe, Gaume, Glaube, Gedanke, Funke, Hauffe, Karpffe, Lappe, Name, Nutze, Ohme, Planke, Ratte, Rieme, Saame, Schade, Schmerze, Trappe, Tropffe, Weihe* (der Vogel), *Wille, Zacke.* Einige dieser Wörter können auch endungslos sein, wie *Batz, Karpff, Lapp, Tropff,* aber dann müssen sie den Gen. auf *-en* statt auf *-ens* bilden. S. 216 wird umgekehrt für *Nef, Zapff* die Verlängerung gestattet, woran wiederum die Bedingung einer andern Genitivendung (hier *-ens* statt *-en*) geknüpft wird. Für das einzige Neutrum, das im Gen. *-ns* hat, wird der Regel zu Liebe *-e* gefordert: *Herze,* in allen andern Neutris, z. B. *Ende, Bette, Gemälde, Gerüchte, Gespräche,* ist *-e* überflüssig. 'Doch mag *Ende* der Gewohnheit zu Ehren behalten werden', S. 175. Trotz dieser Konzession wird in dem Verzeichnis der Wörter der zweiten Dekl. (Gen. Sg. *-es,* Pl. *-e*) *End* geschrieben, S. 209.

Natürlich beruht der enge Zusammenhang zwischen Nominativ- und Genitivendung z. T. auf Konsequenzmacherei,[2]) aber im Hintergrund steht die Thatsache, dass im grossen und ganzen die Wörter, die in der Schriftsprache im Gen. *-en* haben, in der Mundart apokopierte Nom. besitzen, während dort, wo die Schriftsprache den Gen. Sg. auf *-ens* ausgehen lässt, die Mundart meist die analogisch um *-en* erweiterten Formen aufweist. Im ersten Fall stimmte also der Gottschedische Kanon zur Mundart, während

---

[1]) Nämlich bei *Bahre, Brustwehre, Hure, Pfarre, Schule, Sultze.* Aus dem Verzeichnis der Feminina S. 215 sind an *e*-losen Formen noch zu erwähnen *Geschicht* und *Schmier. Birn* wird noch von Adelung als richtig anerkannt. — S. 182 steht als Fem. auf *-r Beer.*

[2]) An einen Zusammenhang zwischen den Theorien Aichingers und Bellins (vgl. oben S. 70) glaube ich nicht. Die Wörter, die nach Bellin *-ens* haben müssten, sind grossenteils Bezeichnungen lebender Wesen.

im zweiten die bloss der Theorie zu Liebe verkürzten Nom. fremdartig erschienen.[1])

Das *-e*, das die Meissner den 'meisten' Adjektiven in der unflektierten Form anhängen, wird S. 230 als überflüssig bezeichnet.

Eine Mittelstellung zwischen Gottsched und Aichinger nimmt Popowitsch ein. Die 1. Ind. Praes. hat immer *-e*, bei den Imp. bevorzugt er die Regel Frischens vor der Gottscheds, S. 316. Der Dat. geht auf *-e* aus, S. 62. Das Singular-*e* der Fem. steht fest, vor mundartlichen Apokopen wird gewarnt, S. 36. Die Masc. mit dem Gen. auf *-en* (Paradigma *Bub*) gehen mit éiner Ausnahme ('*Wais* oder *Waise*') konsonantisch aus, ohne dass dies ausdrücklich hervorgehoben würde, S. 56 ff. Dagegen erscheint *-e* bei den Wörtern der 5. 'Afterbiegung' *Name, Friede, Funke, Gedanke, Glaube, Haufe, Same, Schade, Wille* mit dem Gen. Sg. auf *-ens*. Man erinnert sich sofort an Aichinger. Aber während dieser auf seine Entdeckung der Genitivendung *-ens* sehr stolz ist, hält P. diese Deklination für einen neuerlich eingerissenen Missbrauch, besser sei es zu sagen *Namen* u. s. w. Von Alters her gehen nach der 'Afterbiegung' nur *Schmerz* und *Herz* — wie man sieht, giebt ihnen P. im Gegensatz zu Aichinger kein *-e*, vgl. S. 99 ff. Die Neutra, die nach dem Paradigma *Fuss* gehen, werden S. 66 ff. aufgezählt; hierher werden auch die alten *j*-Stämme gestellt, sie erscheinen alle ohne *-e* mit Ausnahme von *Gemälde*, das dem Verfasser wohl wider Willen entschlüpft ist. Eine Bemerkung über das Fehlen des *-e* findet sich auch hier nicht, dagegen wird in anderm Zusammenhang S. 90 beiläufig die Thatsache berührt, dass die Sachsen einigen Kollektiven wie *Gepräge, Gemälde* schon im Sg. das *-e* geben. Man sieht, P. lehrt den Gottschedischen Kanon, ohne seinen Urheber und dessen Begründung zu erwähnen.

---

[1]) Dass dies keine leere Vermutung ist, geht aus einer Aeusserung Aichingers über die Fem. hervor, bei denen analoge Verhältnisse statthaben. In der Vorrede **2b bemerkt er, man dürfe in Poesie wohl sagen *die Lieb ist blind, die Farb ist schön*, aber nicht *die Bind ist roth, die Wann ist weit*. Ein Franke, Schwabe, Baier kenne diese beiden Gruppen von Wörtern wohl auseinander. 'Die erstern spricht er allezeit abgekürzt aus: den letztern hängt er ein obwohl an sich unnöthiges *n* oder *a* auch in der einfachen Zahl an, und sagt: *die Binden, die Wanna.*' Vgl. auch die Bemerkung Schmellers, Die Mundarten Bayerns § 860.

Weber steht in der *e*-Frage ganz auf Gottscheds Standpunkt. Die st. V. sollen alle den Imp. ohne *-e* bilden, S. 301 f. Nur Fem. dürfen im Sg. auf *-e* ausgehen; die Bedenken, die Wörter wie *Portugiese, Franzose, Polake, Schwede, Sachse* machen, werden schliesslich zu Gunsten der allgemeinen Regel gelöst. Das *-e* der Fem. wird gegen vorauszusehende süddeutsche Angriffe gerechtfertigt. Das weitschweifige Gerede läuft in letzter Linie auf Gottscheds Begründung hinaus, vgl. SS. 59 f. 61. 63—68.

Auch Hemmer hatte sich in seiner Abhandlung über die deutsche Sprache (Mannheim 1769) ganz auf Gottscheds Standpunkt gestellt und in der Verteidigung jener Schrift (Mannheim 1771) an seinen Regeln festgehalten. Aber er liess sich später durch die Einwendungen, die dagegen erhoben wurden, belehren. In seiner Sprachlehre von 1775 wendet er sich ausdrücklich gegen Gottscheds Regel, dass die Imperative aller st. V. einsilbig sind, und fordert die Einsilbigkeit nur für die Verba, die das *e* des Inf. in *i* verwandeln, S. 305. Aber er beharrt bei Gottscheds *e*-Kanon für die Subst., obwohl die Kritik ihm auch in diesem Punkte widersprochen hatte.[1]) S. 85 sagt er, *-e* werde an Adj. und Verba gehängt, um aus ihnen Subst. zu bilden, ausserdem stehe es am Ende vieler Hauptwörter bloss des Wohlklangs wegen, nicht als Merkmal der Herleitung, z. B. *Beere, Herde, Leiche, Rose.* Alle diese Wörter seien Fem., es sei ein Fehler der Pfälzer, wenn sie hier *-e* auslassen;[2]) Masc. und Neutr. gebühre dagegen im Nom. kein *-e, Affe, Bothe, Geselle, Franzose, Sachse, Beschläge, Gemüse, Neze* klingen zu gekünstelt. Statt *Name* und einigen andern will H. *Namen,* vgl. SS. 86. 121. 426 f. In der Verwerfung des *-e* der unflektierten Form der Adj. schliesst sich H. Aichinger an, S. 201. S. 372 f. wird gegen das *-e* der Adverbia polemisiert, alle Adjektivadv. müssen der unflektierten Form des Adj. gleich sein, und diese darf kein *-e* haben. Was die andern Adv. betrifft, so wird *-e* in *ehe, nahe, sachte* als durch den Gebrauch festgelegt bezeichnet, *gern* und *heut* dagegen können trotz der Häufigkeit der *e*-Formen noch mit Ehren bestehen.

---

[1]) Vgl. Heynatz, Briefe V. Teil, SS. 41. 50. 76. — Gegen die einsilbigen Imp. wie *bitt* hatte Heynatz a. a. O. S. 59 und S. 73 Einspruch erhoben.

[2]) Die unrechtmässige Apokope des *-e* wird von Hemmer den Pfälzern nur bei den Wörtern zugeschrieben, die von Verben abgeleitet sind (z. B. *Liebe, Schneide*) und bei denjenigen, die das *-e* des Wohlklangs willen haben, nicht bei den Adjektivabstrakten. Vgl. oben S. 54.

An der Verwerfung des *-e* der Masc. und Neutra hält H. noch 1780 im Kern der deutschen Sprachkunst S. 12 fest.

Auch in Elementarbücher fand der Gottschedische Kanon, wenn auch z. T. modifiziert, Eingang. Die Würzburger Regeln von 1772 erklären S. 16 *-e* u. a. für fehlerhaft im Imp. der st. V., ferner im Nom. Sg. gewisser Masc. wie *Frank, Türk, Schwab* und in den mit *ge-* zusammengesetzten Neutris. In dem orthographischen Wörterbuch sind der Regel entsprechend die *ge*-Composita beinahe ausnahmslos ohne *-e* angesetzt, doch findet sich *Gebäude, Gebrülle, Gehäge*. Sonst steht *-e* noch in *Ende*, aber nicht in *Aug*. (Das Neutr. *Erbe* ist nicht verzeichnet.) Bei den schw. Masc., die lebende Wesen bezeichnen, überwiegt die endungslose Form, mit *-e* kommen vor *Gehilfe, Heyde, Laie, Neffe, Pathe, Weyse, Zeuge*, zu *Bub, Jud, Jung, Lapp* werden Nebenformen mit *-e* angegeben, *Hase* wird für besser erklärt als *Haas*. Ziemlich häufig erscheint *-e* in Bezeichnungen lebloser Dinge oder in Abstractis, nicht nur dort, wo es die heutige Schriftsprache hat, wie in *Friede, Funke, Glaube*,[1] *Haufe, Name*,[1] *Saame*,[1] *Wille*,[1] sondern auch bei Wörtern, die jetzt nur auf *-en* ausgehen oder Fem. sind, ich erwähne *Hame*,[1] *Hirse*,[2] *Huste, Klumpe*,[1] *Knorre*,[1] *Knospe, Scherbe*,[1] *Schinke*.[1] Bei den Adj., die jetzt noch in der unflektierten Form auf *-e* endigen können, sind meist Doppelformen angegeben (nicht bei *feig, still, weis*), gegen den heutigen Gebrauch auch bei *dreist*.

Die Warnung vor *-e* in Masc. und Neutr. findet sich ohne Einschränkung in einer Anleitung zur deutschen Sprachlehre zum Gebrauche der Nationalschulen in Hungarn und Kroatien von 1780, S. 42.

Eine selbständigere Stellung nimmt Braun ein.[3] Er unterscheidet ähnlich wie der stark von ihm benützte Weitenauer dreierlei *e*, ein überflüssiges, ein notwendiges und ein zierliches,

[1]) Daneben die Form auf *-en*.

[2]) Daneben *Hirs* und *Hirsen*.

[3]) Inwieweit Bodmer in seinen Grundsätzen der deutschen Sprache 1768 sich Gottsched anschliesst, kann ich nicht mit voller Sicherheit feststellen. Ich kenne das Werk nur aus der Besprechung von Heynatz, Briefe IV. Teil, S. 221 f. (vgl. auch Herder ed. Suphan IV 302). Darnach erklärt Bodmer *Name, Glaube, Haufe, Wille* (statt *Namen* u. s. w.) für 'eine Abweichung, die in Ansehen kommen will'. Den Wörtern, die mit *ge-* zusammengesetzt sind, ist es unnötig *-e* anzuhängen. Doch wird konstatiert, dass die Dichter sich erlauben *Geblüte, Gemüthe* zu sagen.

vgl. S. 63 ff. Aber wie die Namen sich nicht ganz mit den Weitenauerischen decken, so auch nicht der Inhalt der Kategorien. Aus der Kategorie der überflüssigen sind die *-e* vieler Masc. und Neutra ausgeschieden, die Plural-*e* der Subst. sind für Braun notwendig. Zu den zierlichen oder willkürlichen *-e* gehört das des Dativs und alle nicht flexivischen *-e* der Subst., seien sie welches Geschlechts auch immer, und der Adj. Von den Wörtern, welche dieses zierliche *-e* annehmen können, werden S. 73 ff. umfängliche, freilich nicht vollständige und auch nicht ganz fehlerfreie[1]) Verzeichnisse gegeben. Braun geht also über Gottsched hinaus, indem er *-e* auch bei Masc. und Neutr. für erlaubt erklärt, er bleibt hinter ihm zurück, da er es auch bei den Fem. nicht für notwendig hält. — Zu Gottscheds (und Weitenauers) Theorie stimmt die Verwerfung des *-e* im Imp. der st. V.

Am sprödesten gegen das nicht flexivische *-e* verhält sich Nast in seiner Abhandlung Die echte Lehre von der teütschen Declination u. Conjugation im Sprachforscher I. Er verwirft es bei allen Masc. und Neutris. S. 7 nennt er das sächsische *-e* eigenmächtig und bloss willkürlich; S. 28 Anm. erklärt er, der Deutsche habe nur bei den Adj. ein *e neutrale*; S. 56 bemerkt er, in Sachsen flicke man vielen Masc. der 4. Dekl. (d. i. die schw.) wider die Natur der Sprache ein 'weiblich *e*' an; z. B. *Affe, Knabe.* 'Dises ist eine von den bösen Gewonheiten eines Landes, das uns je und je mit dergleichen Neüerungen beschenkt.' Wider die Natur der Sprache ist dieses *e* offenbar deshalb, weil N. erklärt, dass die 4. Dekl. lauter männliche Wurzeln oder einsilbige Hauptwörter enthalte. In den Verzeichnissen der Subst. sind alle Masc. und Neutra ohne *-e* angesetzt. Auch bei den Masc., die zwischen *-e* und *-en* schwanken, nimmt N. das Recht, einsilbige Formen zu gebrauchen, in Anspruch. Wenn es dem Norddeutschen erlaubt ist, in *Gedanken, Friden, Glauben, Namen, Willen* das *n* zu apokopieren, so muss es dem Süddeutschen gestattet sein, die Apokope noch weiter zu treiben und *Gedank, Frid* u. s. w. zu sagen, zumal da er das Altertum auf seiner Seite hat. Dabei Berufung auf Luthers *Frid* und *Glaub*, S. 40. Ja selbst bei den Fem. ist die Anerkennung des *-e* keine unbedingte. Aehnlich wie Hemmer unterscheidet Nast S. 73 drei Gruppen von Fem. auf *-e*,

---

[1]) Vgl. *das Wange, der Ratze, Rieme, der Schecke, der Schnecke, der Schnepfe, karge, lichte* (die *e*-Form kommt allerdings bei Opitz vor).

solche die von Adj. abgeleitet sind wie *Breite, Güte,* solche die von Verben herkommen wie *Ernde, Freude,* und endlich Wurzeln, die das 'weibliche *e*' angenommen haben, wie *Blume, Farbe, Sache.* Das *-e* der ersten beiden Gruppen darf nie weggelassen werden, wenn es auch in Süddeutschland öfters geschieht, das *-e* der Wurzelwörter kann nach Belieben apokopiert werden. 'Dise Gränze mögen auch unsere sächsische Herren Sprachmeister merken, die uns one Unterschid wegen des ausgelassenen *e* tadeln, one in manchem Fall zu wissen, ob sie mit Recht tadeln oder nicht.'

Wir sehen, dass bei N. die alte Lehre von der Einsilbigkeit der Wurzeln kräftig hervortritt. Den Wurzeln gebührt eigentlich kein *-e,* sie können immer einsilbig gebraucht werden, höchstens kann *-e* als Genuszeichen des Fem. zugelassen werden. Aber bei allen andern ist es wider die Natur der Sprache.

Natürlich findet auch das *-e* der unflektierten Adj. keine Gnade vor N. Es ist eine Neuerung der Norddeutschen oder wenigstens der Meissner, ein Sprachfehler. 'Es ist zum Lachen, wenn man in sächsischen[1]) Sprachlehren list, wie sie sich Mühe geben, disem Bastart, der sich unter keine Regel beugen will, Regeln vorzuschreiben,' S. 89.

Was das flexivische *-e* betrifft, so sei hier nur erwähnt, dass für den Imp. der st. V., die den Vokal nicht ändern, Doppelformen gestattet werden, *bitte* und *bitt,* SS. 105. 116.

Toleranter als Nast war sein Mitforscher Fulda. In seinen Grundregeln der teütschen Sprache, Sprachforscher II, erklärt er das 'weibliche End-*e*' für notwendig nicht nur bei Ableitungen von Adj. und Verben, sondern auch bei einigen weiblichen Wurzelwörtern wie *Erde, Sache, Türe.* Bei andern Wörtern, besonders denen eines andern Genus, sei es ebenso wie im Dativ der Masc. und Neutra erlaubt, aber nicht notwendig, S. 190. Nasts unbedingtes Verdammungsurteil gegen das *-e* der Masc. und Neutra wird also nicht aufrecht erhalten. Ebenso wird das *-e* der unflektierten Adj. nicht verworfen. 'Der Fluss der Rede, und das gemeine Altertum, erlauben ein hinderes *e,* ich bin müde,' S. 196. Diese Worte geben einen Fingerzeig für die Erklärung von Fuldas Stellung. So sehr sein etymologisches System auf der

---

[1]) Wenn sächsisch hier im eigentlichen Sinn gebraucht ist, so weiss ich nicht, auf wen N. anspielt; sonst könnte Heynatz gemeint sein, s. unten S. 93.

Einsilbigkeit der Wurzeln ruht, so war es ihm bei seinen sprachhistorischen Studien doch nicht entgangen, dass das sogenannte sächsische *e* durchaus nichts neues war,[1]) und das musste ihn bei seinen antiquarischen Neigungen milder gegen dasselbe stimmen. Ja man möchte sich sogar wundern, dass F. nicht energischer für das *-e* der Masc. eingetreten ist, da er doch die ursprüngliche Gleichheit der schw. (von ihm bald adjektivisch, bald konkret, bald mit Anlehnung an Hickes emphatisch genannten) Dekl. bei Subst. und Adj. gern hervorhebt und *-e* als Adjektivendung für ihn feststeht. Allein Klarheit war eben seine Sache nicht, und trotz aller Bemühungen, die Sprachrichtigkeit nach historischen Gesichtspunkten zu bestimmen, bleibt er doch gar oft in der Befangenheit für die heimische Mundart stecken.[2])

Wir sehen also, dass die süddeutschen Grammatiker weit davon entfernt waren, das nicht flexivische, oder genauer gesagt, nicht funktionelle *-e* in dem Umfang, wie es in Norddeutschland fest stand, anzuerkennen. Die tolerantesten erklärten es für erlaubt, aber nicht für notwendig (Braun, Fulda, vgl. auch Antesperg und Weitenauers Wörterbuch), Nast schränkt diese Erlaubnis auf das Fem. ein, in der Mitte stehen die Gottschedianer, die es beim Masc. und Neutr. verwerfen und beim Fem. für notwendig halten (Aichinger, Popowitsch, Weber, Hemmer).

IV.

Die erste Aeusserung Adelungs über unser *-e* findet sich im Versuch des gramm.-krit. Wörterbuchs I, Sp. 1490 f. Es wird hier eine dreifache Funktion des *-e* unterschieden. Es dient 1) zur Flexion, 2) zur Bildung von Adjektivabstrakten und 3) zur Beförderung des Wohlklangs. Die hd. Mundart hält nämlich die Mitte zwischen der zu weichlichen niedersächsischen und der zu rauhen alemannischen Mundart. Um die Rauhigkeit dieser

---

[1]) In seiner Preisschrift S. 21 bemerkt er, der 'Vokalabfall' (d. i. die Verlängerung um einen Vokal) der Wurzel sei eine alte, allgemeine Art. 'Er füllte die Lüke vom End eines Worts bis zur Geburt eines neuen.' Als Beispiele werden Wörter wie got. *unte, faura, þanuh*, ahd. *thanne, anti, deru* angeführt.

[2]) F. hätte übrigens hier ebenso einen Ausweg gefunden, wie in der Lehre vom Adj., wo er *-e* im Nom. Acc. Pl. nach best. Art. gegen den sächsischen Gebrauch verteidigt, vgl. die Preisschrift S. 42.

letztern zu mildern, hat sie u. a. den Lauten b d g s, dem gelinden ß[1]) und w, die am Ende nur hart gesprochen werden können, ihre ursprüngliche gelinde Aussprache wiedergegeben, was nur durch Anhängung eines *e* geschehen konnte. Es werden nun eine Reihe von Subst. und Adj. aufgezählt, die unter diese Regel fallen, z. B. *Bube, Stube, Auge, böse.* Hierher werden auch die Imperative gerechnet, die auf einen der erwähnten Laute ausgehen, wie *liebe, büſse, klage.*

Dieser Regel folgen nun aber auch einige Wörter, die auf einen 'Hauch- oder Lippenbuchstab' ausgehen, 'vermuthlich, um den unangenehmen Hauch- und Lippenlaut dadurch zu zertheilen und zu mildern', z. B. *Affe, Gedanke, Schnepfe, Türke, Sache* u. s. w. *Glück, Geschick, dick, Graf, Gespräch* und andere 'bedürfen' dagegen dieser Milderung nicht. Euphonisch ist wahrscheinlich auch das *-e* der Gentilnamen wie *Däne.* Auch für einige einsilbige Adverbia wird die Anfügung des *-e* zugelassen, wenn sie am Ende einer Periode stehen.

Aus dem Gesagten soll nun erhellen, dass es sehr unrecht sei, *-e* an solche Wörter anzufügen, die nicht unter diese Regeln fallen. Es 'erhellt' aber nur in Fällen wie *spät*(*e*), *schön*(*e*) u. s. w., wo das Wort nicht auf einen Guttural oder Labial ausgeht, dagegen ist von Adelungs rationalisierendem Standpunkt aus nicht einzusehen, warum das *ch* von *Drache* der 'Zerteilung' bedarf, aber nicht das *ch* von *Gespräch*(*e*). Und umgekehrt hätte ein Zeitgenosse fragen können, ob denn nun das *-e* von *Pfanne* u. ä. verbannt werden sollte. Hier in dieser ersten Fassung der Lehre vom mildernden *e* sind noch alle möglichen Dinge zusammengeworfen, die Regeln sind wenig mehr als schematisierte Regellosigkeit. Doch ragen schon hier die Wörter auf stimmhafte Konsonanten vor den übrigen heraus.

A. thut sich auf die Entdeckung des *e* euphonicum etwas zugute. Es sei allen Sprachlehrern bisher unbekannt geblieben. Diese Behauptung ist nicht ganz richtig. Beachten wir zunächst, dass A. offenbar die apokopierten obd. Formen für die ältern galten, denen erst später *e* angehängt worden sei. Es ist dies dieselbe Ansicht, der wir schon öfters begegnet sind, und die im 17. Jh. am deutlichsten Stieler ausgesprochen hat. Man kann

[1]) Adelungs Ansichten über ſ, ß und ſſ haben sich im Laufe der Zeit geändert.

sagen, dass sie zur Zeit A.'s Gemeingut der Durchschnittsbildung war.[1]) Von Stieler unterscheidet sich A. zunächst nur dadurch, dass er das *-e* nicht durchaus für missbräuchlich, sondern für einen Vorzug der Sprache hält. Auch diese Ansicht war nicht neu. Derselbe Becanus, der die vielen einsilbigen Wörter des Nl. für einen Beweis seines Alters und seiner Vortrefflichkeit ansieht, bemerkt (Hermathenae lib.III. p.58): *Porro si quando monosyllaba vocula breuitate sua non satis expletura videtur aures, in fine E adiicimus, postrema consonante aliquando duplicata. Sic pro* **Bed / Bedde**; *pro* **Heb / Hebbe**; **Goot / Gode**. Auf deutschem Boden hatte Bödiker gelehrt, dass man bei den Stammwörtern auf das 'E des Wollauts' zu sehen habe. Er nennt es E diductionis oder euphonicum. 'Denn es findet sich oft, dass ein e zum einsylbigen Stamm-Worte gesezet und selbiges mit der Zeit um bessern Lauts willen damit vermehret ist. Und dennoch ist das nicht ein e Derivationis, auch nicht ein e Declinationis und Coniugationis; gehöret auch gar nicht zum Wesen des Stamm-Worts.' Ein solches *e* euphonicum ist das aller Stammwörter auf *-e*, z. B. *Seide, Taube, Friede,* ferner das der Endungen *-el, -er, -en.* Letzteres hatte schon Schottelius gesagt, aber während Sch. die Einsilbigkeit als Vorzug betrachtet, meint Bödiker, dass die deutsche Sprache ursprünglich, wie auch die lat. und griech., viel rauher gewesen sei. Uebrigens giebt B. gleich darauf zu, dass man *-e, -el, -en, -er* auch als Terminationes derivandi betrachten könne, S. 264 f.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass B. z. T. durch Morhof beeinflusst war, der gelehrt hatte, dass im allgemeinen die ein-

---

[1]) In der Allg. Deutschen Bibl., Anhang zu Bd. 1—12, S. 924 wird behauptet, dass die deutschen Stammwörter ebenso wie die aller alten Sprachen einsilbig seien. Mehrsilbige Wörter seien entweder keine wahren Stammwörter, oder es sei ein Vokal, der ursprünglich nicht vorhanden war, 'durch den Sprachgebrauch' hinzugetreten. So hätten die Fem. auf *-e* diesen Laut früher nicht gehabt, statt *Kehle, Tinte, Rolle* habe man früher *Kehl* u. s. w. gesagt. Heynatz nimmt eine Ausnahmsstellung ein, wenn er Briefe III. Teil, S. 32 mit Berufung auf das Ahd. die vulgäre Ansicht leugnet. Ganz originell ist Denst mit der Vermutung, dass die Alten viel mehr *-e* gesprochen hätten, als seine Zeitgenossen, ohne jedoch diese *-e* in der Schrift auszudrücken, Beilage I 37, 188. II 12. Wann ausserhalb Deutschlands die Meinung aufkommt, dass alle Wurzeln einsilbig seien, kann ich nicht sagen; im 18. Jh. finde ich sie deutlich ausgesprochen bei Court de Gébelin, Histoire naturelle de la parole, vgl. pp. 51. 108 f. der Ausgabe von Lanjuinais.

silbigen, von Konsonanten zusammengepressten Wörter älter seien, und dass die Lateiner und die Griechen den harten Klang der Monosyllaba, wie sie etwa im Oskischen vorliegen (*coel* pro *coelo*, *do* pro *domo*), 'durch zwischenschiebung einiger Vocalium und hinwegnehmung einiger Consonantium etwas gemiltert' hätten, Unterricht S. 80 f.[1])

Auch die Beziehung zwischen dem *e* euphonicum und den stimmhaften Konsonanten ist bei einer Gruppe von Wörtern schon vor Adelung betont worden. Heynatz hatte bereits 1772 in der zweiten Auflage seiner Sprachlehre, S. 168 f. gelehrt, dass man das *-e* bei unflektierten Adjektiven nicht allzuwohl entbehren könne, die sonst 'auf einen weichen Buchstaben oder s' enden würden. Man solle also *blöde, böse, feige, fremde, geringe, geschwinde, träge, trübe, weise* schreiben. Eine Ausnahme machen *greis, jung, lang, schräg, teig* u. a. Unnötig ist die Anhängung in Wörtern wie *dick, dreist, fest* u. s. w.[2])

---

[1]) Aus dem 18. Jh. liessen sich noch zahlreiche Aeusserungen anführen, die im allgemeinen die mehrsilbigen Formen für weniger rauh erklärten als die einsilbigen. Sie beziehen sich z. T. auch auf Flexionsformen. Vgl. Weitenauer S. 27. Hempel wirft denen, die das *-e* der schw. Masc. apokopieren, vor, dass sie nach Art der Alten die rauhe und harte Aussprache einer annehmlichern vorziehen. Die ältere Grammatik wusste die Sprachveränderungen nur in sehr wenigen Rubriken unterzubringen, und das Streben nach Wohllaut war eine der beliebtesten Erklärungen, wobei natürlich die gewohnte Form als die wohllautendere galt. Ein weisser Rabe ist Denst, der einmal bemerkt, dass die Vermehrung oder Verminderung der Konsonanten Wohlklang erzeugen kann, aber nicht zu diesem Zwecke vorgenommen wurde, sondern weil die Form, die der Mund von Natur aus oder durch die Gewohnheit des Sprechens hatte, solche Zusätze leicht machten. Beilage I 148.

[2]) Nur um zu zeigen, dass der Gedanke, das *-e* mit der Qualität des vorhergehenden Konsonanten in Beziehung zu setzen, in der Luft lag, führe ich eine Aeusserung Densts aus dem Jahr 1775 über das Dativ-*e* an, Beilage I 34: 'Es scheint des Bemerkens nicht unwerth, dass erstens die Substantive, welche unmittelbar nach Präpositionen das Dativ-*e* so oft behalten (zu Grabe gehen), im Nom. auf *b, d, f, g, s* und *sch* ausgehen; *b, d* und *g* aber lautet am Ende der Sylbe . . . anders als zu Anfange der selben. . . . Selbst das *s* scheint in *Haus* nicht so sanft, als in *Hause* zu sisseln. In *Hof* sprechen viele den Vokal kurz, die es im Dativ so wenig als im Genitiv thun.' Man beachte übrigens, dass Denst als Schlesier auch das *f* von *Hof* im Inlaut stimmhaft sprach. — Das was weiter folgt, bezieht sich auf den Zusammenstoss zweier Zischlaute am Wortende und Wortanfang. — Vgl. ferner I 36 'Die z. E. *mit Gesange* schreiben, mögen oft weder *mit Gesange* noch *mit Gesang* (wie *Gesang* im Nom. klingt), sondern *mit Gesang*' sprechen, und das *e* nur um der Aussprache des *g* Willen hinsetzen.'

Die Lehre vom mildernden *e* ist in den grammatischen Schriften Adelungs, seiner Deutschen Sprachlehre und dem Umständlichen Lehrgebäude, weiter ausgeführt. Die ältesten Sprachen bestanden aus lauter einsilbigen Wörtern, die in letzter Linie Schallnachahmungen waren, aber auch zur Bezeichnung der Handlungen oder Gegenstände benutzt wurden, von denen die nachgeahmten Schälle ausgingen. Anfänglich wurden die Beziehungen und Qualitäten der durch die Wörter bezeichneten Vorstellungen durch Gebärden ausgedrückt, später lernte man sie gleichfalls durch Laute bezeichnen, d.h. es entstand Wortbildung und Flexion. Auch die Flexions- und die ältesten Ableitungslaute ruhen auf onomatopoetischer Grundlage. Aber nicht immer wurde die Wurzel durch Ableitungssilben näher bestimmt, und so giebt es noch heute Wurzelwörter, die alles bedeuten, was in der Wurzelperiode ein Wort bedeutete, so *platz,* das sowohl Interjektion, als Imp. eines Verbs, als auch Subst. ist.

Schliesslich lockerte sich das Band zwischen Sprachlaut und Naturschall, infolgedessen waren die Konsonanten und noch mehr die Vokale der Willkür der Sprachwerkzeuge ausgesetzt. Wenn wir einen halbmodernen Ausdruck anwenden dürften, es kam die Periode der Lautgesetze. In diese Periode fällt auch die Anhängung des mildernden *e,* das also jünger ist als die Flexionsendungen.[1])

Dieses mildernde *e* hat nach S. 311 den Zweck, 'sowohl dem weichen Endbuchstaben seine weiche Aussprache zu erhalten, als auch die aus der Einsylbigkeit entspringende Härte mancher anderen Substantive zu mildern.' Die 'Zerteilung des unangenehmen Hauch- und Lippenlautes' ist stillschweigend fallen gelassen. Aber die neue Einteilung der Funktionen des mildernden *e* beruht auf keinem vernünftigen principium divisionis. Wenn *Bube*

[1]) Umst. Lehrg. I, 1. Abschnitt, 2. Kapitel, vgl. namentlich SS. 200. 212. 228. 230 ff. — Wenn Adelung annimmt, dass der Imp. die ursprüngliche Wurzel vorstelle, so ist das etwas anderes, als die naive Meinung, irgend eine Wortform müsse die radix sein. Es liegt auch nicht mehr die Vorstellung vor, dass die individuelle Bedeutung des Imp. älter sei, als die der übrigen Modi. Die Wurzel barg in sich alle später differenzierten Bedeutungen, das altertümliche des Imp. besteht nur darin, dass er bei der Ausbildung der Sprache kein besonderes Suffix erhalten hat. I 768 scheint freilich eine andere Auffassung obzuwalten, aber es liegt wohl nur einer der Fälle vor, in denen die Dunkelheit der Begriffe, die in der Sprachentwicklung nach A. eine so grosse Rolle spielt, auf seine Darstellung abgefärbt hat.

statt *Bub* gesagt wird, so ist hier ebenso die Einsilbigkeit weggeschafft wie in *Affe* statt *Aff.* Von A.'s unhistorischem Standpunkt ist es auch unbegreiflich, dass nicht alle einsilbigen Wörter, insbes. die auf weiche Kons., das *-e* annehmen. Hier muss nun die Erklärung herhalten, dass die Verfeinerung der Sprache nur nach dunkel empfundenen Grundsätzen vor sich gehe, eine Erklärung, die A. immer bereit hat, wenn etwas in seinem System nicht klappt.

Gegen Nast, der die Sachsen der Anhängung des weiblichen *e* an Masc. und Neutra beschuldigt hatte, wird S. 311 f. ausgeführt, dass das sogenannte weibliche *-e* im Grunde nichts anderes sei als das *e* euphonicum. Dies wird dann S. 318 f. noch einmal auseinandergesetzt. Dass S. 219 dieses weibliche *e* ganz anders aufgefasst worden war, hat A. offenbar vergessen. Uebrigens wird in den spätern Teilen des Buchs das weibliche *e* vom mildernden *e* getrennt gehalten. Der suffixale Charakter des *-e* der Adjektivabstrakta wird auch S. 320 gegenüber dem blossen euphonischen *-e* der übrigen Fem. hervorgehoben.

Wir müssen noch fragen, warum das *-e*, das den auf *b d g s* auslautenden Wurzeln angehängt wird, milderndes *e* genannt wird, und wieso es für die fortschreitende Kultur der Sprache zeugt. A.'s ursprüngliche und vorherrschende Meinung war wohl folgende: *b d g s* werden im Inlaut 'weich', im Auslaut 'hart' gesprochen. Wenn also durch das *e* euphonicum *b d g s* inlautend gemacht werden, so wird die 'harte' Aussprache in die 'weiche' verwandelt und darin liegt eine 'Milderung', denn ein 'weicher' Laut ist milder als ein 'harter'. Aber gegen Schluss des Umst. Lehrg. II 685 f. stossen wir auf die Bemerkung: 'Der Oberdeutsche, welcher, seiner harten Mundart zu Folge, *der Bub* (wie *Bup*) spricht, muss doch in der Deklination das *b* wieder weich sprechen, *des Buben, die Buben.* Der Hochdeutsche hat diese gedoppelte Aussprache eines und eben desselben Buchstaben in einem und eben demselben Worte in vielen Fällen dadurch weggeschaffet, dass er dem Nominative ein *e* anhängt, und dadurch das harte einsylbige Wort zugleich biegsamer, runder und wohlklingender macht.' Man sieht, das *e* euphonicum hat auch die Funktion, grössere Regelmässigkeit in die Sprache zu bringen, sie analogischer zu gestalten.

So unlogisch die Einteilung der mildernden *e* in solche, welche *b d g s* weich machen und solche, die bloss die rauhe

Einsilbigkeit lindern, ist, so fruchtbar wird sie für die Lehre von der Flexion. Die Mehrzahl der Neutra, bei denen *-e* überhaupt in Frage kam, sind Composita mit *ge-* und *be-*. Hier wird nun die Regel aufgestellt, dass kein solches Wort das *-e* bekommen darf, das nicht auf einen weichen Konsonanten endigt, SS. 413. 434 f. Es wird zugegeben, dass im gemeinen Leben noch andere Wörter missbräuchlich mit *-e* üblich sind, aber die edlere Schreibart soll es ihnen wieder nehmen. Anders steht es mit den Frequentativis, die ohne Rücksicht auf den Stammausgang die Endung haben, S. 435, doch wird an einer andern Stelle, S. 332, angedeutet, dass dieses *-e* nur nach stimmhaftem Kons. notwendig ist.

Andererseits liess sich sagen, dass beinahe alle neutralen Composita mit *be-*, *ge-* nach stimmh. Stammauslaut das *-e* annehmen müssen. Die Ausnahmen sind spärlich: *Gewand, Gelag, Gezeug,* S. 434. Die gleiche Dekl. wie die *ge*-Composita auf *-e* haben ferner *Erbe, Ende* und das Masc. *Käse,* S. 435, im Sg. auch *Auge,* S. 450.

Bei den schw. Masc. liess sich mit der Qualität des Stammauslauts weniger anfangen. A. muss sich begnügen, die Wörter auf *-e* in solche einzuteilen, die es um der gelinden Aussprache des Endkonsonanten willen haben, und in solche, die es annehmen, um die Härte eines einsilbigen Wortes zu vermeiden, S. 437. In die erste Gruppe stellt er irrigerweise auch *Ochse.* Aber die negative Regel ergiebt sich, dass beinahe kein Wort auf *b d g s* nach dieser Deklination geht, ohne *-e* im Nom. anzunehmen. Uebrigens drängt sich hier A. die Vermutung auf, dass in einigen schw. Masc. das *-e* suffixalen Charakter hat und aus der Wurzel den Namen eines konkreten Dinges bilden hilft, S. 439.

Die Theorie vom mildernden *e* wendet A. auch ausserhalb der Lehre von der Dekl. der Subst. an. *fünf, eilf* und *zwölf* bekommen um des gelindern Lautes des *f* willen gerne ein *-e,* andern substantivisch gebrauchten Zahlwörtern im Nom. ein *-e* anzuhängen ist falsch und beruht wahrscheinlich nur auf Missverständnis des mildernden *-e,*[1]) S. 575, doch wird es S. 559 gestattet,

---

[1]) Hier zeigt sich deutlich, dass für Adelung das wahre *-e* euphonicum an die Natur des vorhergehenden Kons. gebunden ist. Die Funktion, die Einsilbigkeit wegzuschaffen, wird ihm nur zugeschrieben, weil eine Menge *-e* ohne deutlich suffixalen Charakter sich sonst nicht unterbringen liessen. Wäre es A. mit der Bevorzugung der Mehrsilbigkeit Ernst gewesen, so hätte er Formen wie *viere, achte* nicht verworfen.

wenn das Zahlwort am Schluss einer Periode steht. Einige Adverbia (= unflektierte Adj.) bekommen wegen des weichen Endlauts das mildernde *-e*, z. B. *blöde, müde, lose, leise, weise, herbe, enge*, S. 610. Die Imp. der Verba, die den Vokal des Inf. nicht ändern, haben das mildernde *-e* angenommen, teils wegen des Endkonsonanten, teils um die Einsilbigkeit zu vermeiden, aber im zweiten Fall kann es im Affekt übergangen werden, nicht aber im ersten, SS. 768. 793.

Im Umst. Lehrg. zeigt sich anfangs kaum eine Spur von Kenntnis des wirklichen historischen Sachverhalts. S. 311 wird zwar gesagt, alle Sprachen strebten darnach, einsilbige stark betonte Wörter durch Anhängung eines Vokals mehrsilbig zu machen, und auch die deutsche Sprache habe sich auf diese Weise seit Keros Zeiten zu verfeinern gesucht, aber gleich darauf wird bemerkt, sie wandere auf demselben Wege weiter, während ihre Kultur in Oberdeutschland seit dreihundert Jahren stille stehe, und S. 319 heisst es, das weibliche *e* sei mit dem mildernden *e* identisch, das die deutsche Sprache von ihrer ersten Kultur an gebraucht habe, um die einsilbigen Subst. wohllautender zu machen. 'Die Hochdeutschen, bey welchen die Sprache fortfuhr, auf dem einmal betretenen Wege fortzugehen, wandten dieses *e* unter andern auch dazu an, die weiche Aussprache der Endlaute in allen Wörtern dadurch zu bezeichnen.'

Es ist also offenbar A.'s Meinung, dass das mit dem sth. Endlaut verknüpfte *e* eine Errungenschaft der letzten Jahrhunderte ist, dass die obd. Aussprache das ältere vorstellt. Gegen Schluss des Umst. Lehrg. II 686 finden wir dagegen schon die Bemerkung, dass man in den mittlern Zeiten *-o* statt des mildernden *-e* gebraucht habe.

A. muss in dem Jahre 1782, in dem das Umst. Lehrg. erschien, umfassendere historische Sprachstudien getrieben haben. In demselben Jahre veröffentlichte er im dritten Stück des ersten Jahrgangs seines Magazins für die Deutsche Sprache (S. 18 ff.) einen Artikel 'Von dem mildernden *e* der Deutschen', in dem der wahre Sachverhalt so weit erkannt ist, als dies einem so unhistorischen Kopf wie A. möglich war.

A. knüpft an den Vorwurf der obd. Grammatiker an, dass die Sachsen das weibliche *-e* an Masc. und Neutra hängen; er erwidert, dass die obd. Maa. in der Kultur — nicht stehen geblieben, wie es früher hiess — sondern zurückgegangen sind,

indem sie Härten in die Sprache wieder einführten, die die ältere hd. Schriftsprache schon abgelegt hatte. Es wird dann ähnlich wie im Umst. Lehrg. behauptet, dass alle Sprachen den Zusammenstoss der Konsonanten in den Wurzeln zu lindern suchen, u. a. durch Anhängung eines Vokals. 'In allen Sprachen' habe man dazu gern das *e* gewählt, weil es der gleichgiltigste Vokal sei. Folgen dann Beispiele aus dem Frz. wie *homme, monde* und aus dem Engl. wie *house, knife!* Auch im Deutschen habe man diese Verlängerung vorgenommen. Aber merkwürdigerweise habe man mit Vorliebe durch *o* verlängert (z. B. *Franko, guoto, gerno*), 'wovon man die Ursache in der rauhen Empfindungsart und in den ungeschlachten Sprachwerkzeugen zu suchen hat.' Da ausserdem auch 'die Kenntnisse noch sehr ungebildet waren', habe man sehr thöricht verlängert, nämlich nicht nur die Wurzelwörter, sondern auch die abgeleiteten. 'Die dunkele Empfindung sagte zwar, daſs Flüssigkeit und Wohlklang eine Verlängerung des Wortes erforderten; allein nicht, wenn und wie dieses geschehen müsse, wozu die Sinnen noch zu stumpf und das Gefühl noch zu roh war'. Ja man hängte den Vokal sogar an Flexionsformen, 'wodurch die Biegung nothwendig sehr verdunkelt werden muſste', z. B. *Franckono* 'die Franken' (!), *themo, thiu redinu* 'die Reden' u. s. w.

Zur Zeit der schwäbischen Kaiser wurde man civilisierter, verwendete daher *-e* statt der vollen Vokale und hängte es selten mehr an abgeleitete Wörter und nie an Flexionsformen. Als später die Kultur in Oberdeutschland zurückging, wurde auch die Sprache wieder rauher, das *-e* verlor sich, aus *Bube, Knabe, böse, Franke, Schwabe, schnöde* wurde wieder *Bub* u. s. w., wie diese Wörter vor der ersten Ausbildung der Sprache lauteten, 'es müſste denn seyn, daſs sich diese Art der Verfeinerung nie bis zu den niedern Mundarten erstreckt hat'.

Das neuere Hochdeutsch, das sich seit dem 16. Jh. in Obersachsen ausbildete, traf dagegen eine Auswahl aus den mildernden *-e*, mit denen es die ältere Schriftsprache überschwemmt fand. Es wurde aus allen Flexionsformen verbannt,[1]) aus allen abgeleiteten Wörtern, wie denen auf *-ung*, und aus allen Partikeln, weil ein angehängtes *e* ihnen für den Begriff, welchen sie be-

[1]) Als Beispiele werden *Gebrüdere, Bürgermeistere* angeführt, wo A. bei unbefangener Ueberlegung sich doch hätte sagen müssen, dass *-e* flexivisch ist.

zeichnen, zu viel Körper geben würde. Nur in *ohne* wurde *-e* beibehalten. Sonst ist das *-e* meist nur in Wurzelwörtern zu finden, Subst. Adj. und Imp., 'wo die Einsylbigkeit entweder zu einer falschen Aussprache verleiten, oder doch einen Übellaut verursachen kann'. Die Wörter der ersten Kategorie sind die auf *b d g s* auslautenden. Da diese Buchstaben am Ende hart klingen, in der Flexion aber weich lauten müssen, giebt man ihnen gleich anfangs dieses *-e*, um die richtige Aussprache nicht zu verfehlen. Also ungefähr die Auffassung wie im II. Teil des Umst. Lehrg. Ausserdem steht *-e* in verschiedenen Wörtern mit stammhaftem *h*: *Rehe* (Neutr.), *Sprehe, Schlehe, Wehe, Weihe* (Masc. und Fem.), *ehe, frühe, jähe, nahe, rehe, zähe,* Imp. wie *gehe, flehe, fliehe, ziehe, siehe, weihe, zeihe, verzeihe.* Ferner ist *-e* in andern Wörtern aus der ältern Sprache beibehalten worden, ohne dass ein weicher Endlaut vorherging, 'vermutlich die harte Einsylbigkeit zu vermeiden', es sind dies die schw. Masc., ausserdem *kirre* und das schon erwähnte *ohne.* Hierher gehören auch die Völkernamen auf *-e.* Endlich wird das *-e* der Numeralia besprochen. Nur *fünf, eilf, zwölf* ohne Subst. können es haben und auch diese nur — das ist eine Einschränkung gegen das Umst. Lehrg. — wenn sie am Ende des Satzes stehen.

Von dem neuen Standpunkt aus lässt sich ein Vorwurf gegen die hd. Schriftsprache entkräften, resp. der ältern Sprache aufs Kerbholz schreiben, nämlich dass nicht alle Wörter auf weiche Kons. das *-e* annehmen. Das moderne Hd. hat eben nur mit dem Gut an *-e* gewirtschaftet, das die Vorzeit ihm übermacht hatte. Ja Adelung nimmt sogar einen Anlauf, sich der unlogischen Doppelheit der Funktion des *-e* zu entledigen. Das *-e* wurde ursprünglich ganz unvernünftig dazu verwendet, die Silbenzahl zu vermehren, das neuere Hd. behielt es nur bei, wo es einen Zweck hatte, nämlich die Aussprache des Endkonsonanten gleichförmig zu erhalten. Aber es bleibt beim Anlauf — vgl. S. 35 — um das Prinzip durchzuführen, hätte A. die Fälle wie *Affe* als irrationale Reste der rohen ältern Sprache erklären müssen, dazu kann er sich aber nicht verstehen, und so widerruft er nicht die frühere, noch S. 31 wiederholte Ansicht, dass hier die Einsilbigkeit vermieden werden solle. Warum aber dann die ältere Zweisilbigkeit von *Narre* u. ä. aufgegeben werden soll, darüber spricht er sich nicht aus.

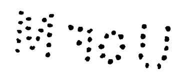
Die Wörter, die nach dem Aufsatz im Magazin *-e* haben,

sind im grossen und ganzen mit denen im Umst. Lehrg. identisch. Abweichungen sind z. T. durch grössere Vollständigkeit verursacht, so sind jetzt die Wörter auf *-he* dazu gekommen, ferner die Adj. (Adv.) vollständig aufgezählt: *bange, behende, blöde, böse, enge, feige, gänge und gäbe, gelinde, gerade, geringe, geschwinde, gestrenge, lange* als Adv. der Zeit, *lege* = niedrig, *leise, lose* = leichtfertig, *milde, müde, mürbe, öde, ſchnöde, ſchräge, ſpröde, ſtrenge, träge, treuge* = trocken, *trübe, weise, kirre.* Auch bei den Subst. sind einige neu hinzugekommen, ich erwähne insbes. die Erweiterung der Bemerkung im Umst. Lehrg. I 437, dass die griech. Fremdwörter (Masc.) auf *g* das *-e* haben müssen, auf alle fremden Subst., die sich auf einen weichen Kons. endigen. Seltener ist ein Wort im Magazin übergangen. Neu ist die Zulassung von Doppelformen bei *Ochs(e)* und die Verwerfung der längern Form bei *Hirt,* ferner die Ansetzung der einsilbigen Form *bleib.*

Einen wesentlichen Fortschritt hat die Theorie bei A. nicht mehr gemacht. Im Styl von 1787 I 237 f. und in der Orthographie von 1788 S. 137 f. sind die beiden Funktionen des *-e* in der alten unlogischen Weise neben einander gestellt. In die späteren Auflagen der Sprachlehre ist ein Abschnitt 'Ausbildung der Wurzelwörter und abgeleiteten Wörter' aufgenommen, der den Inhalt des Artikels im Magazin wiedergiebt. Aber das historische Moment ist auf ein Minimum reduziert. Neu ist die Fassung, dass das *e* ursprünglich nur Wurzelwörtern angehängt wurde, um die Einsilbigkeit zu heben, namentlich, wenn das Wort auf einen weichen Kons. ausging, dass es aber später auch auf abgeleitete ausgedehnt wurde, aber hier nur, um den Endkons. die weiche Aussprache zu sichern, Sprachlehre[3] S. 44. Zu dieser Aenderung wird A. durch die Erwägung veranlasst worden sein, dass Wörter wie *Beschläge* oder *Gemüse* doch nicht als Wurzelwörter betrachtet werden können. Der Artikel im Wörterbuch ist in der 2. Aufl. ganz flüchtig überarbeitet worden.

Wir haben jetzt noch die Frage zu erörtern, wie sich A.'s Regeln zum Gebrauch der von ihm als massgebend angesehenen Schriftsteller verhalten. Ich habe grössere Stücke aus Gellert untersucht, den A. zwar nicht als einen klassischen, aber als einen der korrektesten Autoren betrachtet. Es ergab sich folgendes[1]):

[1]) Ich benutzte die Ausgabe letzter Hand, C. F. Gellerts sämmtliche Schriften, Leipzig 1769, und zwar untersuchte ich I 1—302 (Fabeln), II Moralische



I. Schwache Masculina.

a) *-e*: *Affe* (1 + V), *Britte* (I), *Bube* (1 + III), *Bürge* (1), *Erbe* (IX), *Franzose* (1), *Friede* (III), *Gatte* (1 + II), *Gedanke* (18[1]) + VI), *Gefährte* (2 + I), *Gehülfe* (1), *Geselle* (I), *Glaube* (5 + X), *Hase* (1), *Heide* (1 + II), *Jude* (27), *Knabe* (1 + XIII), *Laffe* (1), *Löwe* (1), *Name* (7 + IX), *Ochse* (I), *Pathe* (2), *Pope* (4), *Russe* (3), *Saame* (1 + I), *Schade* (3 + II), *Schulze* (VI), *Schwede* (3), *Sklave* (3 + III), *Waise* (1), *Wille* (6 + X), *Zeuge* (3 + III).

b) ohne *-e*:

α) *Bär* (IV), *Christ* (9 + XXIII), *Fels* (I), *Fürst* (4 + XV), *Geck* (1 + V), *Graf* (oft in Prosa + III), *Held* (oft in Poesie), *Herr* (oft in Prosa und Poesie), *Mensch* (69 + XLIII), *Nachbar* (oft in Poesie), *Narr* (7 + XII), *Prinz* (18 + XV), *Schmerz* (5 + II), *Sklav* (1), *Thor* (VIII).

β) so regelmässig alle mehrsilbigen, auf der Endsilbe betonten Fremdwörter. Erwähnenswert ist *Period* V 174.

Formen mit und ohne *-e* hat also Gellert nur bei *Sklav(e)*. Hier verlangt Adelung *-e*, was ja auch bei Gellert das häufigere ist. *Gesell* setzt A. ohne *-e* an, *Pope* und *Period* fehlen im Umst. Lehrg., sonst stimmen A.'s Formen mit denen Gellerts überein.

II. Neutra.

1) mit *-e*:

a) α) *Auge* (9 + XX), *Ende* (13 + XI), *Erbe* (VI).

β) *Bette* (7 + VI), *Glücke* (XIV), *Herze* (4 + XVI), *Stücke* (IX).

b) α) *Gebäude* (I), *Gefolge* (1), *Gelübde* (2), *Gemälde* (4 + I), *Gepränge* (1), *Geschmeide* (3 + II), *Gewölbe* (1), *Gnüge* (1).

β) *Gebeine* (I), *Gebiete* (1), *Gedichte* (1), *Geleite* (I), *Gemüthe* (2 + IV), *Geräthe* (2 + I), *Geräusche* (2 + I), *Gerichte* (1 + I), *Gerüste* (I), *Geschäffte* (9 + IV), *Geschenke* (7 + II), *Geschicke* (II), *Geschmeiſse* (I), *Geschwätze* (I), *Gesetze* (II), *Gesichte* (7 + V), *Gespinste* (1), *Getränke* (2), *Gewäsche* (1).

2) ohne *-e*:

a) α) *Bild* (9 + XV), *Elend* (31 + IV).

β) *Antlitz* (I), *Erz* (II), *Glück* (185 + CLXV), *Unglück* (77 + VII), *Heer* (II), *Herz* (315 + CCLIV), *Heu* (1), *Kinn* (I), *Kreuz* (1 + X), *Meer* (II), *Netz* (III), *Ohr* (2), *Reich* (2 + III), *Stück* (7 + IX), *Vieh* (II).

b) α) *Gefolg* (I), *Gelübd* (III), *Gewerb* (I).

β) *Gebein* (II), *Gebet* (9), *Gedicht* (6 + XI), *Gefäſs* (1), *Gefühl* (10 + V), *Gehör* (2 + IV), *Gemüth* (1), *Gericht* (1 + XII), *Gerücht* (I), *Geschenk*

Gedichte, Vermischte Gedichte, Geistliche Oden und Lieder, III Lustspiele, IV 245—450 Leben der schwedischen Gräfinn von G., V Abhandlungen und Reden, mit Ausnahme von S. 76—95, die von Heyern aus dem Lat. übersetzt sind, im ganzen über 1450 Seiten. — Die eingeklammerten Ziffern nach den Wörtern geben die Zahl der Belege an, u. zw. die arabischen die in Prosa, die römischen die in den Versen vorkommenden. Composita sind im allgemeinen bei den Simpl. mitgezählt, eine Ausnahme ist nur bei einigen häufiger vorkommenden gemacht.

[1]) III 79 steht *keine Gedanke*, was nicht unbedingt Druckfehler sein muss.

(15 + II), *Gefchick* (III), *Geschirr* (4), *Geschlecht* (7 + III), *Geschöpf* (8 + IV), *Gefchrey* (1 + III), *Geschwätz* (I), *Gesetz* (4 + IV), *Gesicht* (9 + XXII), *Angesicht* (1 + IV), *Gespenst* (V), *Gespräch* (4), *Ungestüm* (1 + I), *Gewächs* (1), *Gezelt* (I).[1])

Adelungs Regel stimmt zu Gellerts Gebrauch, so weit sie das *-e* vorschreibt, denn die unter 2 b α verzeichneten Belege stammen alle aus poetischen Stücken und werden z. T. durch Belege aus 1 b α wettgemacht. Anders steht es mit Adelungs Verbot des *-e*. *Glücke, Herze, Stücke* kommen freilich nicht in Betracht, da die beiden ersten im Verhältnis sehr selten gebraucht werden und zudem das erste, ebenso wie das dritte, nur im poetischen Text erscheint. Die vier Prosabelege für *Herze* stehn alle in den Lustspielen, deren Diktion sich der Umgangssprache nähert. Aber *Bette* ist nur mit *-e* belegt. Die unter 1 b β verzeichneten Formen haben allerdings meist neben sich Formen ohne *-e*, oder sind so selten belegt, dass ihr ausschliessliches Vorkommen zufällig sein kann, das gilt aber nicht von *Geschäffte*.

III. Adjectiva und Adverbia.

In Uebereinstimmung mit Adelungs Verzeichnis im Magazin hat Gellert *-e* in *bange* (4 + IV), *blöde* (2 + II), *böse* (22 + V), *gerade* (1), *lange* Adv. (114 + XXVI), *lose* (1), *müde* (5), *spröde* (3 + V), *strenge* (7 + V), *träge* (5 + I), *trübe* (I), *weise* (17 + IV). Neben *gelinde* (2 + I) kommt I mal *gelind* vor, neben *geringe* (11 + IV) seltner *gering*. In *geschwind* fehlt das *-e* immer (11 + X).

Nach *h* herrscht Schwanken in *früh(e)* und *nah(e)*. Bei dem ersten Wort überwiegt die kürzere Form weitaus (in Prosa 1 *-e* : 13 0), bei dem zweiten die längere (in Prosa 22 *-e* : 4 0). In *ehe* ist die Apokope in Prosa ganz vereinzelt (1 : 48 *-e*), häufiger im Vers.

Gegen A.'s Vorschrift findet sich *-e* in *dürre* (1), *nütze* (1), *unnütze* (2), überwiegend in *helle* (6 + I gegenüber 1 + I 0), *sachte* (4 + I : I 0) und *süfse* (3 + III : I 0), nicht gerade selten ist es in *ftille* (6 + I : 8 + IX 0). Vereinzelt ist *-e* in *ferne* (2 + II), *feste* (I), *gerne* (ca. 3 + IV), *sanfte* (Adv. I).

In den übrigen *j*-Adj. und Adv. fehlt *-e* immer, so namentlich in den von Adelung speziell erwähnten *alleine, balde, elende, fremde, schöne, späte*.

Sonst ist noch zu erwähnen, dass Gellert in Uebereinstimmung mit Adelung immer *ohne* gebraucht, ferner *heute*, worüber A. im Magazin nicht spricht. (Umst. Lehrg. II 38 setzt er ohne Bemerkung *heut* an, im Versuch des gramm.-krit. Wörterb. II 1161 *heute* und *heut*, ebenso im Wörterbuch.) Das gleichfalls von Gellert gebrauchte *darinne, worinne* wird von A. Styl I 78 verworfen, aber unter Anerkennung, dass es allgemein üblich sei.

Adelung erklärt es Umst. Lehrg. I 312 für die Pflicht des Sprachlehrers, der Sprache da nachzuhelfen, wohin sie sich zu

---

[1]) Lässt man Dative ohne *-e* als Beweise für *e*-losen Nom. Acc. gelten, so ist noch zu erwähnen *Gespinst* (I). Von folgenden Wörtern, die auch im Nom. Acc. ohne *-e* belegt sind, kommen ebensolche Dative vor: *Elend* (1 + III), *Glück* (3 + XVI), *Unglück* (2 + IX), *Heer* (I), *Kinn* (I), *Kreuz* (1 + V), *Ohr* (I), *Reich* (III), *Stück* (I), *Vieh* (I); *Gefühl* (I), *Geschick* (I), *Ungestüm* (1 + III).

neigen scheint — wir würden sagen, die Regeln auf die kräftigsten Gruppen von Sprachvorstellungen zu stützen. Wenn der Erfolg entscheidet, so ist A. dieser Pflicht nachgekommen. Beim Subst. — nicht in dem Masse beim Adj. — sind seine Regeln durchgedrungen; wir schreiben nicht mehr mit Gellert *Bette* und *Geschäffte*. Ein einziges Neutr. hat gegen A.'s Regel *-e*, nämlich *Gerippe*. Bei ein paar Wörtern wie *Gefäll(e)*, *Gesenk(e)* schwankt der Gebrauch. Ebenso bei etlichen, die nach A. *-e* haben müssen, wie *Gebirg(e)*, *Gefild(e)*. In *Gelage* ist eine Form durchgedrungen,[1]) die A. nicht verlangt, die aber zu seiner Regel passt. Auch bei den schw. Masc. stimmt, wenn wir von den mehrsilbigen Fremdwörtern absehen, der heutige Gebrauch meist zu A.'s Ansätzen. Als Abweichungen wären anzuführen einerseits *Halunke*, anderseits *Nerv* und die neben den kürzern Formen vorkommenden *Buchstabe*, *Geselle*, *Hirte*, *Insasse*.

Ich bezweifle übrigens, dass A.'s Regeln sich in dem Masse, wie es der Fall ist, durchgesetzt hätten, wenn Obersachsen das Centrum der Litteratur geblieben wäre. Aber zu A.'s Zeit steigt die litterarische Thätigkeit der Süddeutschen, für welche die Schriftsprache in gewissem Sinn eine fremde war. In Kleinigkeiten, wie Setzung und Auslassung eines *-e*, ist man am ehesten geneigt, zu einer Grammatik seine Zuflucht zu nehmen. Dazu kommt der mächtige Einfluss des grammatischen Schulunterrichts.

Auf die Grammatiker nach Adelung einzugehen, liegt nicht im Plan dieser Abhandlung. Ich bemerke nur, dass das 'mildernde' *e* noch bei mehreren von Adelungs Nachfolgern erscheint. Die letzte auf ununterbrochene Tradition hinweisende Spur der Adelung'schen Regel finde ich bei K. F. Becker, der Ausführliche deutsche Grammatik (1836) I 101 bemerkt, dass bei Adj. *-e* nur 'nach einer Media und nach dem Spiranten *s*' vorkommt, und S. 119 konstatiert, dass die *ge*-Collectiva ihr *-e* meistens abgeworfen haben, 'wenn der Stamm nicht mit einer weichen Muta oder mit *s* auslautet.' Die historische Richtung der Sprachforschung schnitt hier, wie in vielen andern Fällen, den Faden der grammatischen Tradition durch. Dass Behaghel, resp. Bojunga die Adelungsche Regel neu entdeckt haben, ist bekannt.

Ich fasse nochmals kurz die Entwicklung zusammen. Auf obd. Boden entsteht im 16. Jh. die Theorie von der Einsilbigkeit

---

[1]) A. setzt *Gelag* an, aber die Analogiebildung auf *-e* hat schon Hempel.

der deutschen Stammwörter. Sie wird nach dem Norden getragen und lässt dort das nichtflexivische *-e* als eine blosse Paragoge, als einen grammatisch nicht analysierbaren, indifferenten oder gar missbräuchlichen Zusatz erscheinen. Gottsched findet für das nichtflexivische *-e* die Kategorie des Genuszeichens. Sein Kanon beherrscht die südd. Grammatik des 18. Jh.'s, da die von ihm geforderten Apokopen beim Masc. und Neutr. mit mundartlichen Gewohnheiten stimmen. Adelung endlich greift den Gedanken der euphonischen Erweiterung einsilbiger Wurzeln auf und bringt bei etlichen Wortklassen das *-e* in innige Beziehung zu der Qualität des vorhergehenden Konsonanten.

Anhang.

Im folgenden versuche ich einen Ueberblick über die Angaben der Grammatiker Poelmann (P.), Körber (K.), Hempel (Hl.), Heynatz (Hz.) im Vergleich zu denen Adelungs zu geben.[1]) Steht neben einem Wort keine Namensabkürzung, so wird es nur von Adelung angeführt. Die wenigen Fälle, in denen ein Wort nur von andern Grammatikern erwähnt wird, sind besonders kenntlich gemacht, sonst ist immer Adelung neben den durch die Chiffern kenntlich gemachten Grammatikern mitzuverstehen.

I. Schwache Masculina.

1. *-e*:

Barde
Bothe (alle)
Bube (P. Hl. Hz.)
Buhle (P. K. Hl., Hz. besser *Buhler*)
Bürge (P. Hz.)
Drache (alle)
Enke (P. Hl.)
Erbe (Hl. Hz.)
Ferge
Gatte
Gefährte (P. Hl.)
Gehülfe (Hl. Hz.)
Gespiele (P.)
Hase (K. Hl. Hz.)
Heide (Hl. Hz.)
Junge (P. Hl.)
Knabe (P. Hl. Hz.)
Kunde (Hz.)
Laffe (Hl. Hz.)
Laie (Hl. Hz.)
Lampe = der Hase
Lothse
Löwe (Hl. Hz., P. *Leue*)
Nachkomme
Neffe (Hl.)
Nerve
Pathe (P. Hl. Hz.)
Rabe (P. Hl. Hz.)
Riese (P. Hl. Hz.)
Robbe
Roche
Rüde
Scalde
Scherge (Hl. Hz.)
Sclave (Hl.)
Sprosse
Trappe (P. Hl.)
Waise
Zeuge (P. Hl. Hz.)
Ohme nur bei Hl., nicht bei Adelung.

[1]) Körber pp. 46 ff., 58 ff., Hempel SS. 167 f., 182, 238 ff., Heynatz, Sprachlehre[3] S. 128 ff., Adelung, Umst. Lehrg. I 429 ff., 434 f., 437 ff., 444 ff., Magazin für die Deutsche Sprache I, 3. St., S. 28 ff.

2. -*e* fehlt:

Altreifs	*Herr* (alle)	*Schöps* (A. auch st.)
Bär (P. K.)	*Insafs*	*Hofschranz*
Beck	*Mensch* (alle)	*Schultheifs* (P.)
Fürst (P. Hl. Hz.)	*Mohr* (P. Hl.)	*Spatz*
Geck (Hz.)	*Mond* (P. Hl.)	*Steinmetz* (Hz.)
Graf (alle)	*Narr* (P. Hl. Hz.)	*Thor* (P. K. Hl.)
Hagestolz	*Prinz* (alle)	*Tropf* (K., A. auch st.)
Held (P. K. Hl.)	*Psalm* (Hl., A. auch st.)	*Vorfahr.*

Von Adelung nicht erwähnt oder in andere Deklinationsklassen eingereiht: *Greis* (P.), *Pfau* (P.), *Widhopf* (K.), *Schwär* (Hl.), *Willkomm* (Hl.).

3. Schwanken:

Affe (Hl. Hz.) P. -*e* und *Ø*
Bulle (Hl.) Hz. † *e*[1])
Bursche A. auch ohne -*e*
Falke (P. Hl.) K. *Ø*, Hz. † *e*
Farre (Hl.) P. *Ø*, A. -*e* und *Ø*
Finke (K. Hl.), P. Hz. *Ø*, A. -*e* und *Ø*
Genosse (Hz.) P. *Ø*, A. -*e* und *Ø*
Götze (Hl. Hz.) P. *Ø*
Hirte (P. Hl.) Hz. -*e* gewöhnlicher als *Ø*, A. Umst. Lehrg. -*e* und *Ø*, später nur *Ø*
Knappe (Hl.) Hz. † *e*
Ochse (Hl.) P. K. -*e* und *Ø*, Hz. † *e*, A. Umst. Lehrg. -*e*, später -*e* und *Ø*
Pfaffe (Hl.) P. *Ø*, Hz. † *e*
Rappe (Hl.) P. *Ø*, Hz. † *e*
Schenke (Hl.) Hz. *Ø*, A. -*e* und *Ø*
Schöppe (P. Hl.) Hz. † *e*
Schulze (P. Hl.) Hz. -*e* gewöhnlicher als *Ø*, A. -*e* und *Ø*
Schurke (Hl.) Hz. † *e*
Schütze (P. Hl.) Hz. † *e*

Zehente A. besser als *Zehent*.

Christ (Hz.) Hl. -*e*, *Gesell* Hl. -*e*, Hz. *e* und *Ø*, *Halunk* (K.) Hl. -*e*.

Nicht erwähnt ist bei A. *Pfarr* (Hl.), Hz. besser -*er* als -*e*.

Eine gesonderte Betrachtung verlangen die Völkernamen. Ich führe nur die Abweichungen von Adelungs Vorschriften an. P. hat gegen A. endungslose Formen in *Franck*, *Franzos*, *Schwed*, *Wend*. Hl. und Hz. stimmen, soweit sie die Wörter erwähnen, zu A. Gegen A.'s Vorschrift hat Hl. -*e* in *Kalmucke*, *Kosake*, *Polake*, *Wallache*. P. hat wie A. *Polak*. *e*-lose Formen verlangt A. ferner noch, z. T. gegen den heutigen Gebrauch, in *Bosniak*, *Chrobat*, *Heidamak*, *Jakut*, *Israelit*, *Malabar* (so auch Hz.), *Ottoman*, *Ostiak*, *Pandur*, *Permiak*, *Raitz*, *Tscheremifs*, *Ulan*, *Uskock*; ferner *Búlgar*, *Tártar* (ebenso Hz.).

Kein -*e* dürfen ferner nach A. bekommen die aus fremden Sprachen entlehnten Wörter auf betontes -*ant*, -*ar*, -*ast*, -*at*, -*ent*, -*et*, -*ist*, -*it*, -*ofs*, -*ot* u. s. w. Hier giebt nun Hl. zahlreiche *e*-Formen an, z. B. *Adamite*, *Atheiste*, *Basiliske*, *Bassiste*, *Catholike*, *Chiliaste*, *Deiste*, *Dissidente*, *Elephante*, *Hussite*, *Jesuite*, *Patriarche*, *Poete*, *Soldate*, *Staroste*, *Studente*, lauter Wörter, bei denen A., z. T. auch Hz., ausdrücklich vor der Anfügung des -*e* warnen. K. hat *Comet*, *Elephant*, *Planet*, *Soldat*. -*e* ist nach A. nur erforderlich bei den Fremdwörtern, die auf einen weichen Kons. ausgehen.

---

[1]) Heynatz bezeichnet mit † Wörter, in denen er -*e* verlangt, die aber von vielen lieber ohne gebraucht werden.

4. Konkurrenz von *-e*, *Ø* und *-en*.

-e und *-en* werden von A. anerkannt, doch so, dass *-e* überwiegt, bei *Friede, Funke, Gedanke, Glaube, Hauffe, Nahme, Same, Schade, Wille.* Damit stimmt Hz. überein, mit der Ausnahme, dass er *Funken* und *Haufen* für besser hält. P. erwähnt *Friede* und *Frieden*, die andern *Friede* (K. Hl.), *Funke* (Hl.), *Gedanke* (K. Hl.), *Glaube* (K. Hl.), *Nahme* (K. Hl.), *Same* (Hl.), *Schade* (K.), *Wille* (K.).

Ohne ausdrücklich auf die Doppelheit hinzuweisen, erwähnt A. an zwei verschiedenen Orten *Sparren* und *Sparre*. P. hat *Sparr*.

-en ist nach A. üblicher als *-e* in *Gefallen* und *Karpfen*. *Ø* und *-en* wechseln nach A. in *Brunn* (*-en* üblicher A., edler Hz., beide Formen angeführt von P., die kürzere auch von Hl.), *Daum* (üblicher *-en* A., *-e* K., *Ø* Hl., *Ø*, *-en* Hz.), *Fels* (P. Hz.), *Gaum* (wie *Daum*), *Klump* (Hz. besser *-en* als *-e*), *Knoll, Lärm* (Hz.), *Nutz* (*Ø*, *-en* P., *-en* Hz., am häufigsten *-en* A.), *Pfriem* (Hz. *Ø*), *Rahm* (Hz. *Ø*, A. üblicher *-en*), *Reiff* (Hl. und Hz. *Ø*), *Riem* (Hz. *Ø*, A. üblicher *-en*), *Schmerz* (*Ø* üblicher als *-en* A., *Ø* K.), *Schreck* (Hz. *-en*, A. *-en* üblicher), *Striem, Streiff* (Hz. *Ø* gebräuchlicher). *-e*, *Ø* und *-en* in *Fufsstapf(en)* (P. hat hier *Ø*, Hl. *-e*). Umst. Lehrg. I 430 wird *-en*, I 445 dagegen *-e* für das üblichste erklärt. An der ersten Stelle werden auch für *Buchstab* die drei Formen angegeben und *Ø* der Vorrang zugesprochen, S. 445 wird *-en* als ganz veraltet hingestellt und *-e* dem Wort abgesprochen, P. hat *Ø*, Hl. *-e*, Hz. *-e* üblicher als *Ø*.

In folgenden Wörtern, die nach A. im Hd. nur *-en* haben, erklärt Hz. *-en* für besser als *-e*: *Balken, Bolzen* (Hl. *Ø*), *Garten, Haken, Kloben, Nachen, Rachen, Rasen, Schatten, Tropfen*. Dreifache Form verzeichnet Hz. bei *Muthwill(en)* und erklärt *-en* für das beste.

II. Neutra.

a) nicht zusammengesetzte.

Im Gegensatz zu A. erscheint *-e* in *Bette* (Hl. Hz.), *Habe* (K.), *Hemde* (K. Hl. Hz.), *Netze* (Hl., auch *Ø*), *Ohre* (Hl.), *Stücke* (Hl., auch *Ø*).

b) Composita mit *-ge*.

Hz. und Hl. haben gegen A. *Gefälle, Geläute, Gerippe, Gewäsche*; Hl. ausserdem noch viele andere, z. B. *Gedichte, Gefühle, Gehenke, Gehirne, Geleite, Gelenke, Geräthe, Gerichte, Gerüchte, Gerüste, Geschenke, Geschicke, Geschirre, Gesetze* u. s. w., wo Hz. ausdrücklich *Ø* vorschreibt, ja sogar *Gefiedere, Geklingele, Gemurmele*.

Verzeichnis der benützten Grammatiken und der abgekürzt citierten Abhandlungen u. dgl.[1])

Adelung. Deutsche Sprachlehre. Berlin 1781. 3. Aufl. Berlin 1795. — Neueste Auflage Wien 1828.
Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache. Leipzig 1782.
Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie. Leipzig 1788.
Ueber den Deutschen Styl. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1787.
Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart. Leipzig 1774 ff.
Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Leipzig 1793 ff.

Aichinger. Versuch einer teutschen Sprachlehre ... von Carl Friedrich Aichinger. Frankfurt und Leipzig 1753. [Wien Un.-Bibl.]

Albertus. Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus. Herausgegeben von Carl Müller-Fraureuth. Strassburg 1895.

Antesperg. Die Kayserliche Deutsche Grammatik. ... Ausgearbeitet von Johann Balthasar von Antesperg. Wien s. a. (1747) [Wien Hofb.] 2. Aufl. Wien (1749). [Wien Un.-Bibl.]

Bel. Matthiae Belii Institutiones linguae Germanicae, in gratiam Hungaricae iuuentutis editae, atque nunc ... auctae a C. A. Kôrbero. Editio tertia. Posonii 1755. [Wien Hofb.]

Bellin. Johannis Bellini Teutsche Orthographie Oder Rechte Schreibe-Kunst. s. l. 1642. [Wien Hofb.]
M. Joh. Bellini Syntaxis Præpositionum Teutonicarum Oder Deudscher Forwôrter kunstmâſsige Fûgung. Lûbek 1661. [München Hof- und Staatsb.]

Bödiker. Johann Bôdikers Grundsâze Der Teutschen Sprache. Mit Dessen eigenen und Johann Leonhard Frischens vollstândigen Anmerkungen ... vermehret von Johann Jacob Wippel. Berlin 1746.

[1]) Ich glaube manchem einen Dienst zu erweisen, wenn ich bei seltneren Werken angebe, welche Bibliothek das von mir benützte Exemplar besitzt. — Bei anonym erschienenen Büchern ist der Autorname eingeklammert.

(Braun.) Anleitung zur deutschen Sprachkunst. Zum Gebrauche der Schulen in den Churlanden zu Baiern. München 1765. [München Hof- und Staatsb.]

Brücker. Teutsche Grammatic .... durch Jacoben Brückern von Heydelberg. Franckfurt 1620. [Wien Hofb.]

Buchner. August Buchners kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst ... hervorgegeben durch M. Georg Gözen. Jehna 1663. [Wien Un.-Bibl.]

Clajus. Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus. Herausgegeben von Friedrich Weidling. Strassburg 1894.

(Denst.) Beilage zu Herr Heynatzens Briefen die Deutsche Sprache betreffend. Liegnitz. 1. u. 2. Abtheilung (von mir als I. citiert) 1775, 3. Abtheilung (= II.) 1776; vgl. Rüdiger, Neuester Zuwachs 4, 196. [Wien Un.-Bibl.]

Dornblüth. Observationes oder Gründliche Anmerckungen über die Art und Weise eine gute Ubersetzung .. zu machen .... von R. P. Augustino Dornblüth. Augspurg 1755. [Wien Hofb.]

Frisch s. Bödiker.

Fulda, Preisschrift. Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache. Eine Preisschrift von Herrn M. Friedrich Carl Fulda. (Abgedruckt im 1. Bd. von Adelung, Versuch eines gramm.-krit. Wörterbuchs.)

s. auch Sprachforscher.

Gesammlete Briefe über die Heinzische Widerlegung der Gottschedischen Sprachlehre. Leipzig 1760. [Göttingen.]

Gottsched. Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, ... bey dieser fünften Auflage merklich verbessert, von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1762. (G. hat seine Ansichten in unserer Frage nicht geändert.)

Gueintz. Die Deutsche Rechtschreibung ... Durch Christianum Gueintz ... verfasset ... ietzo zum andern mal an den tag gegeben von .. Johann Christiano Gueintz. Hall in Sachsen 1666.

(Habendorf.) Anleitung Zur Teutschen Sprache, Für die In den Schulen der Gesellschafft JESV Lehr-befliessene Jugend ... Von einem Priester der Gesellschafft JESV. Breslau 1744. [Berlin Kgl. B.]

Harsdörfer. Georgi Philippi Harsdorfferi Specimen philologiæ Germanicæ. Norimbergæ 1646. [Wien Hofb.]

Harsdörfer. Gesprächspiele .. Dritter Theil .. Verfasset durch einen Mitgenossen der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Nürnberg 1643. [Wien Hofb.]

Heinze.[1]) Johann Michael Heinzens .. Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre. Göttingen und Leipzig 1759. [Göttingen.]

Hemmer. Jakob Hemmers Deutsche Sprachlehre zum Gebrauche der kuhrpfälzischen Lande. Mannheim 1775. [München Hof- und Staatsb.]

Kern der deütschen Sprachkunst und Rechtschreibung aus des ... herrn Hemmer grösern werken fon im selbst heraus gezogen. Mannheim 1780. [München Hof- und Staatsb.]

Hempel. D. Christian Friedrich Hempels Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre. Frankfurth und Leipzig 1754. [Berlin Kgl. B.]

Hentschel. Salomon Hentschels .. Grundregeln der Hoch-Deutschen Sprache. Naumburg 1729. [Berlin Kgl. B.]

Heynatz. Briefe die Deutsche Sprache betreffend von Johann Friedrich Heynatz. Berlin. 1. Theil 2. Aufl. 1774, 2.—6. Theil 1772—75.

Deutsche Sprachlehre. 2. Aufl. Berlin 1772, 3. Aufl. Berlin 1777.

Körber s. Bel.

Kunze. Georg Christoph Kunzens .. Beleuchtung einiger Anmerkungen über ... Gottscheds deutsche Sprachlehre von Hrn. Johann Michael Heinzen. Brandenburg 1760. (Vgl. Waniek, Gottsched S. 544.) [Göttingen.]

Morhof. Daniel Georg Morhofen Unterricht Von der Teutschen Sprache und Poesie. Kiel 1682.

Nast s. Sprachforscher.

Ölinger. Die deutsche Grammatik des Albert Ölinger herausgegeben von Willy Scheel. Halle 1897. (Ich citiere nach den Seiten des Originaldrucks.)

Perger. La veritable et unique grammaire allemande, Exactement corrigée et augmentée .. dans cette nouvelle Edition. Par le Sieur Perger, Secretaire et Interprete du Roy, pour les Langues étrangeres .... Paris 1681. [Wien Hofb.]

---

[1]) So heisst der Autor, nicht Heinz, wie Waniek, Gottsched S. 543 schreibt. Er unterzeichnet sich Heinze in dem 'Schreiben über die Kunzische Vertheidigung der Gottschedischen Sprachlehre an den Herrn Verfasser des gelehrten Artikels in dem Hamburgischen Correspondenten'.

Poelmann. Isaac Poelmanns Neuer hoochdeutscher Donat. Berolini 1671. [Wien Hofb.]

Popowitsch. Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst von Joh. Siegm. Val. Popowitsch. Wien 1754. [Wien Hofb.]

Ritter. Grammatica Germanica Nova. .. Studio et opera M. Stephani Ritteri. Marpurgi 1616. [Wien Hofb.]

Schöpf. Institutiones in linguam Germanicam, sive Allemannicam .... Per Henricum Schoepfium. Moguntiæ 1625. [Göttingen.]

Schottelius. Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache. Ausgefertiget Von Justo-Georgio Schottelio. Braunschweig 1663.

Justi-Georgii Schottelii Einbeccensis, Teutsche Sprachkunst. Braunschweig 1641. [Wien Hofb.]

Sprachforscher. Der teûtsche Sprachforscher. allen Liebhabern ihrer Muttersprache zur Prûfung vorgelegt. Stuttgart 1777—1778.

Steinbach. Christ. Ernst Steinbachs kurtze und grûndliche Anweisung zur Deutschen Sprache. Rostochii et Parchimi 1724. [Göttingen.]

Stieler. Kurze Lehrschrift Von der Hochteutschen Sprachkunst. Anhang zu: Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz .. gesamlet von dem Spaten. Nürnberg 1691. [Wien Un.-Bibl.]

Titz. Johann Peter Titzens Zwey Bûcher Von der Kunst Hochdeutsche Verse und Lieder zu machen. Dantzig 1642. [Wien Hofb.]

Tscherning. Andreas Tschernings Unvorgreiffliches Bedencken ûber etliche miſsbrâuche in der deutschen Schreib- und Sprach-kunst. Lûbeck 1659. [Wien Hofb.]

Weber. J. G. H. Webers deutsche Sprachkunst. Frankfurt a. M. 1759. [Wien Hofb.]

Weitenauer. Zweifel von der deutschen Sprache ... durch Ignaz Weitenauer d. G. J. Augsburg und Freyburg im Breisgau 1768.

Würzburger Regeln. Regeln vom Schreiben, Reden und Versemachen in deutscher Sprache nebst einem Wôrterbuche zum Gebrauche der wirzburgischen Schulen. Wirzburg 1772.

Zesen. Filip Zesens ... Hoch-deutscher Helikon. (3. Aufl.) Wittenberg 1649.

Filip Zesens Rosen-mând. Hamburg 1651.

DAS SOGENANNTE II. BÜCHLEIN UND HARTMANNS WERKE.

Von C. Kraus.

Die wiederholt erörterte und verschieden beantwortete Frage, ob das sogenannte 2. Büchlein von Hartmann von Aue verfasst oder irgend einem Anonymus zuzuschreiben sei, hat bis heute keine vollkommen überzeugende Behandlung erfahren.[1]) Darin scheint mir der Hinweis gelegen, dass die Untersuchung bisher mit zu wenig Material geführt wurde. Die folgenden Ausführungen stützen sich auf vollständige Reimwörterbücher zu Hartmanns, Wolframs und Gottfrieds Werken; gelegentlich, wo es nötig schien, habe ich auch meine Reimwörterbücher zu Veldekes Eneide und Servatius, zu Reinbots Georg und Ulrichs Tristan zu rate gezogen.[2])

Ich beginne mit einigen sprachlichen Beobachtungen.

v. 17 f. reimt der Dichter des 2. Büchleins den Conj. Prät. *zerunne* auf *sunne* ('Sonne'). Dieser Reim ist ganz gegen die Sprache Hartmanns, der ausschliesslich die umgelautete Form *zerünne* kannte. Zur Begründung muss ich etwas weiter ausholen. Unsere Kenntnis[3]) von dem Verhalten Hartmanns in bezug

[1]) Vollständige Litteraturangaben bei Schönbach, Hartmann von Aue, Graz 1894, S. 343 ff.; dazu noch Vos, Diction and Rime-Technic of Hartman, New York, Leipzig, London 1896, S. 73; Saran, Beitr. 23, 1 ff.

[2]) Die benutzten Ausgaben sind folgende: für Hartmann: Lieder und Büchlein nach Haupt, Lpzg. 1842; Erec nach Haupt²; Gregorius und a. Heinr. nach Paul, Altd. Textbibl. 4 (berichtigt nach Zwierzina, ZfdA. 37, 411 ff.). 5²; Iwein nach Lachmann⁴; ferner Lachmanns Wolfram¹; Golthers Tristan; Behaghels Eneide; Pipers Servatius; Ulrichs Tristan nach Massmann; Reinbots Georg nach dem in meinem Besitz befindlichen hsl. Material mit der Zählung nach v. d. Hagen.

[3]) Vgl. z. B. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 201.

auf den Umlaut des *u* beruht auf den Anmerkungen Lachmanns zu Iw. 606; 1017; 1615; 7055, die in den thatsächlichen Angaben, wie fast immer, durchaus richtig sind, aber das Reimmaterial nicht vorlegen, und heute, wo mehrere neue handschriftliche Funde bekannt geworden sind, einer kleinen, aber principiell bedeutsamen Modification bedürfen. Nach einer jener Anmerkungen (zu 1615) wäre der Sprachgebrauch des Dichters ein schwankender gewesen. Dass dies unrichtig ist, soll im folgenden gezeigt werden.

Fassen wir zunächst die Reime auf *-unge(n)* ins Auge. Keinerlei Belege liefern Lied. und a. Heinr. Sonst finden wir folgende Reime, denen überhaupt kein Umlaut zukommt:[1]) Er. 196 *junge* : *handelunge*; Greg. 421 *junge* : *wandelunge*; 1471 *samenunge* : *junge*; Iw. 305 *samenunge* : *junge*; 389. 6479 *handelunge* : *junge*. — Er. 1264 *jungen* : *gelungen* (Part.); 4530 *betwungen* (Part.) : *gelungen* (Part.); 1. Büchl. 1351 *misselungen* (Part.) : *betwungen* (Part.); Greg. 1 *betwungen* (Part.) : *zungen*; 2005 *gelungen* (Part.) : *zungen*; Iw. 67 *sungen* (Ind.) : *sprungen* (Ind.); 1725 *betwungen* (Part.) : *gelungen* (Part.); 3605 *gesprungen* (Part.) : *bedwungen* (Part.).

Ebenso reimen nun auch Conjunctive, denen bei andern Dichtern der Umlaut zukommt, in all diesen Werken auf Formen mit *-u-*: Er. 6462 *handelunge* : *gelünge*[2]); 1. Büchl. 1153 *misselünge* : *wandelunge*; Greg. 2116 *gelünge* : *junge*; Iw. 3053. 5585 *handelunge* : *betwünge*; 4861 *betwünge* : *manunge*. Hartmann lässt also diese Conjunctive consequent ohne Umlaut.

Sehen wir nun nach den Reimen auf *-und-*. Immer ohne Umlaut sind folgende Reimwörter: 1. Büchl. 13 *begunde* (Ind.) : *gunde* (Ind.); 371 *grunde* : *munde*; 489 *munde* : *stunde*; Lied. 18, 13 *enkunde* (Ind.) : *stunde*; Er. 1616 *tavelrunde* : *stunde*; 2252. 6072 *stunde* : *begunde* (Ind.); 2300. 3290. 5028. 6326. 8190 *stunde* : *kunde* (Ind.); 4092 *kunde* (Adj.) : *stunde*; 4652 *kunde* (Ind.) : *munde*; 4942. 6086. 8156. 9424. 9624. 9666 *munde* : *stunde*; 5124 *stunde* : *engunde* (Ind.); 5166 *kunde* (Ind.) : *begunde* (Ind.); 7166 *hunde* : *stunde*; 9304 *begunde* (Ind.) : *enkunde* (Ind.); Greg. 403. 755. 2951 *begunde* (Ind.) : *stunde*; 839. 1569. 1985 *stunde* : *kunde*

[1]) Es ist ausserordentlich wichtig, auch die scheinbar bedeutungslosen Reime bei Untersuchungen dieser Art anzuführen, weil nur so ein Urteil über die jeweilig vorhandenen Reimmöglichkeiten gebildet werden kann.

[2]) Ich setze den Umlaut, um die Form besser kenntlich zu machen.

(Ind.); 883. 2563 *stunde* : *munde*; 1037 *kunde* (Ind.) : *munde*; 2877 *gunde* (Ind.) : *stunde*; 3023 *engunde* (Ind.) : *enkunde*; a. Heinr. 375 *ungesunde* : *kunde* (Ind.); 881 *stunde* : *enkunde* (Ind.); Iw. 23. 6457 *stunde* : *kunde* (Ind.); 875 *munde* : *hunde*; 2963. 4617. 5359. 6241. 7301 *kunde* (Ind.) : *munde*; 4533 *tavelrunde* : *stunde*; 4567 *tavelrunde* : *munde*. — Für *-unden* fehlen Belege im 1. Büchl. und in den Lied.; sonst: Er. 872. 4252. 4488 *verbunden* (Ind.) : *wunden* (Subst.); 886 *begunden* (Ind.) : *kunden* (Ind.); 912 *enbunden* (Ind.) : *enphunden* (Ind.); 924 *kunden* (Ind.) : *stunden*; 1020 *stunden* : *enbunden* (Ind.); 2994 *wunden* (Ind.) : *gunden* (Ind.); 4338. 10100 *stunden* : *funden* (Part.); 4418. 7208 *wunden* : *funden* (Part.); 4618 *wunden* (Subst.) : *stunden*; 5136 *gebunden* (Part.) : *wunden* (Subst.); 5404 *unden* (Adv.) : *gebunden*; 5582 *gebunden* (Part.) : *stunden*; 5594 *ungesunden* : *funden* (Part.); 5848 *engunden* (Ind.) : *kunden* (Ind.); 6670 *wunden* (Subst.) : *gewunden* (Part.); 7074 *überwunden* (Part.) : *stunden*; 7218 *wunden* (Subst.) : *kunden* (Ind.); 7506 *gebunden* (Part.) : *erfunden* (Part.); 8076 *stunden* : *begunden* (Ind.); 8244 *gebunden* (Part.) : *kunden* (Ind.); 8342 *begunden* (Ind.) : *stunden*; 8534 *funden* (Part.) : *phunden*; 9734 *funden* (Ind.) : *kunden* (Ind.); 9952 *gunden* (Ind.) : *überwunden* (Part.); Greg. 105. 3455 *wunden* (Subst.) : *stunden*; 139 *verbunden* (Part.) : *wunden* (Subst.); 1051 *vunden* (Ind.) : *bewunden* (Part.); 1327 *funden* (Part.) : *gebunden* (Part.); 1769 *stunden* : *funden* (Ind.); 2917 *unden* (Adv.) : *zeschrunden* (Part.); 3403 *funden* (Ind.) : *begunden* (Ind.); 3977 *überwunden* (Part.) : *gebunden* (Part.); a. Heinr. 317 *kunden* (Ind.) : *stunden*; 481 *enpfunden* (Ind.) : *begunden* (Ind.); 1231 *schrunden* (Subst.) : *gebunden* (Part.); Iw. 467 *stunden* : *geschunden* (Part.); 641 *begunden* (Ind.) : *stunden*; 1051. 5411 *wunden* (Subst.) : *enpfunden* (Part.); 1105. 3379. 6775. 7775 *stunden* : *wunden* (Subst.); 1361. 7231 *begunden* (Ind.) : *wunden* (Subst.); 3361 *stunden* : *vunden* (Ind.); 3627 *vunden* (Part.) : *ungesunden*; 3653. 4285. 5981 *überwunden* (Part.) : *vunden* (Part.); 3687. 4523. 7215 *stunden* : *vunden* (Part.); 4937 *unden* (Adv.) : *gebunden* (Part.); 4973. 5151 *stunden* : *gebunden* (Part.); 5423 *überwunden* (Part.) : *wunden* (Subst.); 6201 *kunden* (Ind.) : *wunden* (Ind.); 6991 *begunden* (Ind.) : *kunden* (Ind.); 7063 *überwunden* (Part.) : *stunden*.

Mit solchen Formen werden nun auch die betreffenden Conjunctive gebunden: 1. Büchl. 27 *kunde* (Ind.) : *befünde*; 173 *kunde* (Ind.) : *erfünde*; 261 *grunde* : *künde* (Prät.); Schlussgedicht 1646 ff.

begunde (Ind.) : *stunde* : *unkunde* (Adj.) : *erbunde* (Ind.) : *verswünde* : *ensunde* (Ind. Prät.) : *grunde* : *munde* : *enbünde* (Conj. von *enbunnen*) : *künde* (Prät.) : *verslünde* : *erwünde* : *befünde* : *hunde* : *gesunde* : *wunde* (Subst.); Er. 260 *begunde* (Ind.) : *vünde* (Conj.); 1598. 2420. 5292. 9002 *vünde* (Conj.) : *stunde*; 5236 *kunde* (Ind.) : *vünde* (Conj.); 5852 *munde* : *günde*; 7154 *vünde* (Conj.) : *hunde*; 7444 *stunde* : *künde* (Prät.); 7482 *künde* (Prät.) : *munde*; 9614 *überwünde* : *stunde*; Greg. 1077 *begünde* : *stunde*; 1209. 1871. 3301. 3725 *fünde* (Prät.) : *stunde*; 1387. 2639 *künde* (Prät.) : *munde*; a. Heinr. 9 *fünde* (Conj.) : *stunde*; 861 *künde* (Prät.) : *munde*; 945 *stunde* : *underwünde*; 1349 *fünde* (Conj.) : *munde*; Iw. 6397 *künde* (Prät.) : *pfunde*; 7899 *künde* (Prät.) : *munde*; 7945 *begunde* (Ind.) : *vünde* (Conj.); 8085 *stunde* : *günde*; 8117 *stunde* : *künde* (Prät.). — Er. 7802 *vünden* (Conj.) : *stunden*; Greg. 3227 *kunden* (Ind.) : *fünden* (Conj.); 3153 *kunden* (Ind.) : *günden*; a. Heinr. 983 *günden* : *funden* (Part.); Iw. 1265 *vünden* (Prät.) : *stunden*; 4115 *günden* : *überwunden* (Part.); 5615 *wunden* (Subst.) : *bünden* (Prät.); 7187 *vünden* (Prät.) : *underwunden* (Prät.).

Nach Ausweis dieser Bindungen wurden die umlautlosen Formen auch in folgenden neutralen Fällen gesetzt: 1. Büchl. 247 *künde* (Prät.) : *befünde*; 261 *fünde* (Conj.) : *künde* (Prät.); Er. 9566 *vünde* (Conj.) : *überwünde*; a. Heinr. 217 *fünde* (Prät.) : *künde* (Prät.); 537 *enfünde* : *günde*; Iw. 1523 *überwünde* : *vünde* (Prät.). — a. Heinr. 893 *günden* : *enkünden* (Prät.).

Dagegen bindet Hartmann folgende Wörter, denen Umlaut zukommt, immer nur miteinander: 1. Büchl. 1341 *sünde* (Subst.) : *künde* (Subst.); Greg. 579 *sünde* (Subst.) : *geschünde*; 1749 *künde* ('verkündige') : *sünde* (Subst.); 3097. 3303. 3671 *ünde* (Subst.) : *sünde* (Subst.). — 401 *schünden* (Inf.) : *sünden* (Subst.); 689 *sünden* (Subst.) : *künden* ('verkündigen'); 2483 *ünden* (Subst.) : *sünden* (Subst.). — 9. 3975 *sündet* : *schündet*. — Ferner wird die Unterscheidung Hartmanns bestätigt durch die Aufeinanderfolge der vier Reimwörter *fünde* (Prät.) : *stunde* : *ünde* (Subst.) : *sünde* Greg. 3301.

Dem würden nun zwei, bereits von Lachmann angemerkte Stellen widerstreben: im Greg. 3607 reimt *fünde* (Prät.) : *sünde* (Subst.): aber 3601—3608 sind nur in E überliefert, fehlen dagegen in A und G, und ebenso in K, so dass kein Zweifel bleibt, dass die Stelle lediglich eine Interpolation ist, weshalb sie auch schon Zwierzina, ZfdA. 37, 414 auf grund des Hss.-Verhältnisses

mit Recht gestrichen hat. — Die andere Stelle ist Lied. 14, 16, wo gereimt ist: *fünde* (Prät.) : *künde* ('verkündige') : *ünde* (Subst.). Gerade dieses Lied haben aber schon verschiedene Forscher (Wilmanns, ZfdA. 14,152; Saran, Hartmann als Lyriker S. 76 ff.) wegen seines Tones, wegen seiner Gedanken und Wendungen als sehr auffällig bezeichnet, und Burdach (Reinmar S. 78) bezweifelt aus diesen Gründen geradezu seine Echtheit; neuerdings erklärt freilich Saran (Beitr. 23, 25) diesen Ton für 'unzweifelhaft echt': aber ich denke, wo zwei so verschiedene Besonderheiten zusammentreffen, kann kein Zweifel bestehen: das Lied ist nicht von Hartmann. — Also auch bezüglich *-unde(n)* und *-ünde(n)* herrscht in Hartmanns Werken vollkommene Konsequenz.

Sehen wir nach den Reimen auf *-uge(n)* und *-üge(n)*. Greg. 1075 *züge* (Prät.) : *lüge* (Prät.); 2355 *gezüge* (Prät.) : *lüge* (Subst.); Iw. 7573 *trüge* (Prät.) : *züge* (Prät.); 7985 *müge* : *tüge*. — Er. 8910 *flügen* (Prät.) : *trügen* (Prät.); Greg. 1009 *lügen* (Subst.) : *betrügen* (Prät.) — Eine von Lachmann a. a. O. und von Haupt (zu Er. 7677) hervorgehobene Ausnahme würde Er. 7676 bilden, wo nach der Meinung dieser Gelehrten der Conj. Prät. *flügen* auf *bugen* (Ind. Prät.) gereimt ist: aber es heisst hier: *ir vedern stuonden sam si flugen*, und das kann auch Indicativ sein, vgl. Wolfdietr. B 904, 3 *in aller der gebære sam er lebendic was* und andere zu Wolfdietr. B 436, 1 gesammelte Fälle. — Auch die geringe Anzahl von Beispielen beweist, dass Hartmann in den hierher gehörigen Conjunctiven den Umlaut verwendete: wären die Laute im Ind. und Conj. gleich gewesen, so würde man weitaus mehr Reime finden, sobald sie sich aber unterschieden, konnte er nur Ind. mit Ind. und Conj. mit Conj. reimen, was sich viel seltener ungezwungen ergab, eine Wahrnehmung, die durch die Analogien bei Wolfram und Gottfried (s. unten) bestätigt wird.

Ebenso konsequent verfährt der Dichter nun auch bezüglich des Umlauts in Wörtern auf *-unne(n)* und *-ünne(n)*. Ich stelle die sicher umlautslosen Formen wieder voran: Iw. 569 *brunne* (Subst.) : *sunne* (Subst.). — Er. 1290. 10074 *gunnen* (Inf.) : *begunnen* (Part.); 5326 *berunnen* (Part.) : *gewunnen* (Part.); 5968 *erbunnen* (3. Pl. Ind.) : *kunnen* (3. Pl. Ind.); 7066 *gerunnen* (Part.) : *gewunnen* (Part.); 7548 *begunnen* (Part.) : *gewunnen* (Part.); 7666 *sunnen* (Subst.) : *gunnen* (Inf.); 7924 *erkunnen* ('kennen lernen', Inf.) : *gunnen* (Inf.); 9760 *gewunnen* (Part.) : *zerunnen*

(Part.); Greg. 1767 *gewunnen* (Part.) : *kunnen* (1. Pl. Ind.); 2893. 2911 *gewunnen* (Part.) : *brunnen* (Subst.); Iw. 767. 2531 *brunnen* (Subst.) : *(v)erkunnen* (Inf.); 937. 2647 *brunnen* (Subst.) : *gunnen* (Inf.); 2545. 2679 *brunnen* (Subst.): *gewunnen* (Part.). — a. Heinr. 803 *(ir) kunnent* (Ind.) : *(ir) gunnent* (Ind.).

Anderseits reimt Hartmann die Substantiva *künne* und *wünne* nur aufeinander: 1. Büchl. 729; Er. 1796. 9468. 9546; Greg. 3147; a. Heinr. 79. 387. 655; oder auf Conjunctive: Er. 5626 *wünne* (Subst.) : *gewünne*; 9948 *wünne* (Subst.) : *günne*; Iw. 3973 *künne* (Conj.) : *wünne* (Subst.); oder er verbindet zwei Conjunctive miteinander: 1. Büchl. 1091 *künne* : *günne*; Greg. 2101 *gewünne* : *entrünne*; nie aber reimt er mit diesen Wörtern ein *sunne, brunne.*

Die Thatsache, dass im 2. Büchl. *zerünne* mit *sunne* gebunden ist, genügt also zum Beweis, dass Hartmann nicht der Verfasser sein kann.

Der Vollständigkeit halber lasse ich alle sonstigen Stellen folgen, die für die Frage des *u*-Umlauts in Betracht kommen: wenn auch die Reimmöglichkeiten hier öfter zu gering sind, um entscheiden zu können, ob Hartmann Umlaut brauchte oder nicht (vgl. Pauls Bemerkungen über *bürde, würde* zu Greg. 503), so zeigen die Fälle wenigstens, dass auch hier nirgends ein Grund vorliegt, Hartmanns Sprachgebrauch für einen schwankenden zu halten. Ich ordne die Beispiele alphabetisch, und bemerke noch, dass jedesmal sämtliche Reime sowohl für *u* als für *ü* gegeben werden.

-uben: Er. 9116 *zerkluben* (Ind.) : *stuben* (Ind.).

-ucke(n) oder *-ücke(n)*: a. Heinr. 69 *rucke* : *brucke*; Iw. 1017 *stucken* : *zucken* (Inf.).

-ulte oder *-ülte*: Iw. 7151 *gulte* (Conj.) : *engulte* (Conj.).

-umbe: Greg. 347 *tumbe* : *umbe*; Iw. 2259 *stumbe* : *umbe* (nie *ümbe*).

-ür: Er. 8402 *erkür* : *verlür*; Greg. 3029 *tür* : *vür*; Iw. 457. 1269. 1289. 1479. 3293. 3327. 4019. 6741 *tür* : *vür*; 1083 *tür* : *verlür*; 4353 *verlür* : *kür* (Subst.); 7305 *kür* (Prät.) : *verlür*; dazu 1. Büchl. 407 *verkürest* : *verlürest*.

-urbe(n) oder *-ürbe(n)*: Greg. 117 *sturbe* : *verdurbe*; a. Heinr. 235 *erwurbe* : *sturbe*; Iw. 3815 *wurben* (Conj.) : *verdurben* (Conj.).

-urde oder *-ürde*: Greg. 39. 2285. 3691. 3839; Iw. 1615 *bürde* : *würde*.

-urte oder *-ürte*: Greg. 675 *gebürte* (Dat.) : *zantwürte*.
-uste(n): Er. 6792 *kuste* : *bruste*; 9310 *luste* (Prät.) : *bruste*. — 1. Büchl. 63 *gelusten* (Inf.) : *brusten*; Er. 5756 *kusten* ('küsste ihn') : *brusten*; 6112 *brusten* : *gelusten* (Plur.); 7354 *lusten* (Inf.) : *brusten*; 9112 *kusten* (Prät.) : *brusten*.[1])
-utze oder *-ütze*: Er. 7184 *nütze* : *geschütze*.
-uzze oder *-üzze*: Er. 1702 *güzze* (Conj. Prät.) : *flüzze* (Conj. Prät.).

Es wäre auch sehr auffallend, wenn Hartmanns Sprache in diesem Punkte geschwankt hätte: auch bei Gottfried und Wolfram lassen sich feste Regeln über den Umlaut bei den starken Verben ermitteln. Die durch das Heranziehen anderer Autoren hier und öfter entstehenden Abschweifungen sind geboten: 'auch die Beschränkung auf einen einzelnen Dichter führt dem Betrachtenden nicht genug Möglichkeiten vor', sagt Lachmann. Ich ordne die Belege wieder in derselben Reihenfolge wie bei Hartmann, und beginne mit Gottfried.

Reime auf *-unge(n)*, denen kein Umlaut zukommen kann, sind folgende vorhanden: 4787 *wandelunge* : *zunge*; 8031 *junge* : *bezzerunge*; 10539 *junge* : *widerunge*; 17373 *anderunge* : *zunge*. — 2091 *lernungen* : *zungen*; 2531 *zungen* : *jungen*; 3693 *gedrungen* (Part.) : *zungen*; 4737 *zungen* : *ersprungen* (Ind.); 7109 *gesungen* (Part.) : *twungen* (Ind.); 17213 *zungen* : *sungen* (Ind.); 17223 *zungen* : *klungen* (Ind.); 19403 *handelungen* : *zungen*.

Andere Reime finden sich nicht, ein vollkommen sicherer Beweis, dass Gottfr. *sünge, gelünge* u. s. w. sprach.

Reime auf *-unde(n)* mit unzweifelhaftem *u*: 99. 1735. 4165. 6477. 7101. 7833. 8643. 13987. 13995. 14927. 15061. 18485. 19197 *munde* : *stunde*; 1125. 2097. 2431. 3249. 3695. 3817. 4195. 5905. 6519. 6541. 7219. 7841. 7969. 8473. 11559. 12537. 12687. 13373. 16115. 19339 *kunde* (Ind.) : *stunde*; 1311. 19349 *stunde* : *enzunde* (Prät.); 2051. 2369 *gunde* (Ind.) : *stunde*; 2281. 3255. 3627. 4253. 4789. 4835. 4855. 7555. 7673. 7703. 7727. 7987. 8001. 8463. 8769. 18203 *kunde* (Ind.) : *munde*; 2355. 3581. 7397 *kunde* (Ind.) : *begunde* (Ind.); 2459. 3081. 8149. 11499. 13323. 14319. 15143 *stunde* : *begunde* (Ind.); 2757. 3441. 3447. 12873. 17295 *stunde* : *hunde*; 2773. 17255 *kunde* (Ind.) : *hunde*; 4103 *kunde* (Ind.) : *gunde* (Ind.);

---

[1]) Haupt schwankt hier in der Bezeichnung des Umlauts ganz unnötigerweise. Bemerkenswert ist, dass sich Hartmann dieser Reime später enthielt, vgl. Lachmann zu Iw. 462.

5283. 10113. 11201. 11255. 13891 *munde* : *begunde* (Ind.); 7531. 12357 *munde* : *grunde*; 8239. 10747. 14021 *grunde* : *kunde* (Ind.); 12563 *la blunde* : *tû le munde*; 12917 *gesunde* : *stunde*; 17891 *grunde* : *stunde*; 18157 *kunde* (Ind.) : *blunde*; 19115. 19249 *enzunde* (Prät.) : *begunde* (Ind.). — 2597 *kunden* (Subst.) : *gunden* (Ind.); 2641 *erwunden* (Prät.) : *gebunden* (Part.); 2649. 8375. 11857. 12995. 13463. 14667. 16501. 18679. 18779. 19127 *kunden* (Ind.) : *stunden*; 2699 *hunden* : *kunden*; 2777 *funden* (Part.) : *kunden* (Subst.); 3027. 3039 *hunden* : *funden* (Part.); 5587 *wunden* (Subst.) : *begunden* (Ind.); 7137. 7893 *wunden* (Subst.) : *unkunden* (Adj.); 7185 *wunden* (Subst.) : *unden* (Adv.); 7273 *kunden* (Ind.) : *wunden* (Subst.); 7899 *befunden* (Part.) : *wunden* (Subst.); 7993 *kunden* (Ind.) : *begunden* (Ind.); 9161. 9391. 10441. 11245. 15257. 16689. 16871. 17465. 17659 *funden* (Part.) : *stunden*; 9183 *funden* (Part.) : *wunden* (Adj.); 9335. 9421 *funden* (Ind.) : *begunden* (Ind.); 9437 *funden* (Ind.) : *wunden* (Subst.); 9665 *erfunden* (Part.) : *begunden* (Prät.); 10237. 12087. 15791. 16559 *stunden* : *gebunden* (Part.); 12861 *funden* (Ind.) : *kunden* (Ind.); 13723. 14269 *stunden* : (*un*)*ervunden* (Part.); 14355. 17325. 17625 *stunden* : *hunden*; 16045 *funden* (Part.) : *wunden* (Subst.); 16903 *stunden* : *tavelrunden*; 17247 *begunden* (Ind.) : *stunden*; 19029 *funden* (Part.) : *blunden*; 19385 *stunden* : *blunden*.

So werden auch Conjunctive mit Wörtern gebunden, die sicher *u* haben, aber nicht Conjunctive der starken Verba, sondern nur der Praeteritopraesentia; die Belege sind: 4607 *künde* (Conj. Prät.) : *munde*; 13667. 14361. 14475 *künde* (Conj. Prät.) : *stunde*; 14459 *günde* : *stunde*.

Dagegen werden folgende Wörter, denen *ü* zukommt, immer nur miteinander gereimt: 2426 *ünde* (Subst.) : *apgründe*; 4741 *fünde* (Plur.) : *künde* (Subst.); 14759 *urkünde* (Subst.) : *sünde* (Subst.). — 2443 *ünden* (Subst.) : *sünden* (Subst.); 15675 *sünden* (Subst.) : *künden* (Inf.). — Oder mit Conjunctiven Prät. starker Verba gebunden: 13815. 14261. 18609 *künde* (Subst.) : *befünde* (Conj. Prät.).

Es bleibt noch eine Reihe von Reimen übrig, wo Conjunctive starker Verba mit solchen der Praeteritopraesentia reimen: 12215. 17967. 18117 *fünde* : *künde*; 13191 *künde* : *günde*; 19527 *begünde* : *fünde*. — 15335 *künden* : *fünden*.

Aus den dargelegten Verhältnissen geht für mich folgendes hervor: zunächst, dass Gottfried es überhaupt vermied, solche

Conjunctive, die verschiedene Aussprache besassen, in den Reim zu setzen: bis Vers 12215 findet sich nur éin Beispiel, von da ab (also etwa im letzten Drittel) nicht weniger als 13; der Dichter wurde also im Verlauf seiner Arbeit nachlässiger. Ferner: sichtlich galt ihm die umlautlose Form der starken Praeterital-Conjunctive als unerlaubt: denn sie werden niemals auf Wörter mit sicherem *u* gereimt, was unmöglich ein Zufall sein kann, wie die Fälle bei Hartmann (s. o.) lehren. Man wird also sicherlich (gegen die Herausgeber) in den Beispielen der letzten Gruppe Umlaut zu setzen, und schwankenden Gebrauch Gottfrieds nur für die Conjunctive der Praeteritopraesentia anzuerkennen haben. Das analoge Verhalten Wolframs wird den letzteren Punkt weiter unten bestätigen.

-uge(n) und *-üge(n)*. Das Material ist ungemein dürftig. Formen mit sicherem *-u-* erscheinen nicht, ausser viell. 1947 *zugen* : *mugen* (wo jedoch auch Conjunctive vorliegen können).

Dagegen sind Formen mit Umlaut nicht selten: 4519. 9579 *züge* : *lüge* (Subst.); 7769. 10353. 10487. 14080. 14415 *tüge* : *müge*; 11343. 11641. 15467. 17017 *lüge* : *müge*; 12455 *trüge* (Subst.) : *gezüge*.

-unne(n) und *-ünne(n)*. Die Beispiele für sicheres *-u-* sind nicht selten: 253. 311. 1613. 8283. 9459. 11009. 12569. 16761. 17169. 17587 *sunne* : *wunne* (Subst.); 16743. 16887 *sunne* : *brunne* (Subst.); 17377 *wunne* (Subst.) : *brunne* (Subst.). — 555. 16747 *sunnen* (Subst.) : *brunnen* (Subst.); 4699 *gespunnen* (Part.) : *brunnen* (Subst.); 4873 (*si*) *gunnen* (Ind.) : *brunnen* (Subst.); 17579 *enbrunnen* (Part.) : *sunnen* (Subst.).

Dagegen fehlen Conjunctivformen vollkommen, was sich um so leichter erklärt, als Gottfried *wunne,* nicht *wünne,* sprach, zugleich aber deutlich zeigt, dass er jene Conjunctive umlautete.

Ich stelle zum Schluss noch die übrigen Fälle (wiederum vollständig) zusammen.

-ucke(n): 7059 (*von dem*) *zucke* : *stucke* (Subst.); 10085 *lucke* (Subst.) : *stucke* (Subst.). — 6865 *stucken* (Subst.) : *zucken* (Inf.).

-ucte: 9007 *gedructe* : *zucte.*

-ühtec: 16463 *frühtec* : *zühtec.*

-ulte: 8999 *ungedulte* : *vulte* (Prät.).

-umbe oder *-ümbe*: 6837. 9029. 10935. 16065. 17085. 17435 *ümbe* :

krümbe (Subst.). Ich halte hier den Umlaut für wahrscheinlicher, da sonst *umbe* wohl auch einmal auf *tumbe* oder auf das flektierte Adj. *krumbe* gereimt wäre.

-ür: 169. 1527. 5049. 7973. 16239. 18675 *kür* (Subst.) : *vür*; 3229. 8701. 13565. 13573. 14441. 16733. 16989. 17001. 17431. 17495. 18183 *tür* : *vür*; 7153 *verlür* : *vür*.

-urbe oder *-ürbe*: 1231 *erwürbe* : *erstürbe*.

-urde oder *-ürde*: 3791. 15277. 17847. 19065 *würde* : *bürde*.

-urte oder *-ürte*: 5961 *gegenwürte* : *antwürte* (Conj. Prät.); 15419. 15471 *gagenwürte* : *antwürte* (Subst.).

-uschen: 9031 *buschen* : *vertuschen* (Inf.).

-uste(n): 17249 *geluste* (Prät.) : *armbruste*; 17595 *geluste* (Prät.) : *kuste* (Prät.). — 14163 *kusten* (Prät.) : *brusten*.

-ute oder *-üte*: 19103 *bute* : *gebute*.

-usze: 17167 *duzze* (Subst. Sg.) : *fluzze* (Subst. Sg.).

Ganz so wie bei Gottfried liegen die Verhältnisse auch bei Wolfram.

Ich beginne wieder mit den Reimen auf *-unge(n)*. Sicheres *-u-* weisen folgende Wörter auf: Parz. 47, 15 *samnunge* : *junge*; 336, 1 *junge* : *schiffunge*; 451, 5 *erbarmunge* : *junge*; Wh. 199, 19 *samenunge* : *junge*. — Parz. 53, 11 *unbetwungen* (Part.) : *drungen* (Ind.); 69, 15 *rungen* (Ind.) : *klungen* (Ind.); 85, 15 *errungen* (Part.) : *zungen*; 99, 1 *gelungen* (Part.) : *sprungen* (Ind.); 148, 19 *unbetwungen* (Part.) : *gedrungen* (Part.); 198, 11. 450, 7 *betwungen* (Part.) : *gelungen* (Part.); 217, 27 *betwungen* (Part.) : *gedrungen* (Part.); 421, 7 *Nibelungen* : *unbetwungen* (Part.); 428, 5 *underswungen* (Part.) : *gedrungen* (Part.); 512, 29 *jungen* : *sungen* (Ind.); 555, 21 *betwungen* (Part.) : *gerungen* (Part.); 570, 29 *gedrungen* (Part.) : *klungen* (Ind.); 691, 27 *gesprungen* (Part.) : *erswungen* (Part.); 724, 3 *sprungen* (Ind.) : *drungen* (Ind.); 739, 21. 814, 29 *sprungen* (Ind.) : *(er)klungen* (Ind.); 742, 11 *erswungen* (Ind.) : *sprungen* (Ind.); Wh. 38, 23 *sungen* (Ind.) : *erklungen* (Ind.); 120, 13. 432, 3 *errungen* (Part.) : *jungen*; 147, 21 *geswungen* (Part.) : *gedrungen* (Part.); 167, 23 *misselungen* (Part.) : *jungen*; 182, 3. 276, 15 *jungen* : *drungen* (Ind.); 253, 24 *entsprungen* (Part.) : *jungen*; 296, 25 *gesungen* (Part.) : *jungen*; 358, 11 *entsprungen* (Ind.) : *jungen*; 372, 15. 382, 7 *jungen* : *(un)betwungen* (Part.); 383, 9 *klungen* (Ind.) : *jungen*; 391, 21 *getwungen* (Part.) : *jungen*; 396, 7. 424, 29 *erklungen* (Ind.) : *gedrungen* (Part.); 418, 3. 463, 23

unbetwungen (Part.) : *gedrungen* (Part.); 441, 19 *betwungen* (Part.) : *erklungen* (Ind.); 445, 15 *errungen* (Part.) : *betwungen* (Part.); Tit. 109, 1 *betwungen* (Part.) : *gerungen* (Part.); 118, 3 *betwungen* (Part.) : *jungen*. — Wh. 91, 29 *runget* : *betwunget*.

Dagegen reimen die umlautsfähigen Formen nie auf *junge* udgl., sondern nur aufeinander: Parz. 241, 27 *drünge* : *sünge*; Wh. 105, 3 *twünge* : *gelünge*; 265, 19 *gelünge* : *betwünge*.[1])

Es kann demnach nicht zweifelhaft sein, dass Wolfram diese Formen umlautete, sonst fänden wir einerseits Reime auf *junge* udgl. (s. Hartmann), und der Dichter hätte sich anderseits nicht so bemüht, die Conjunctive nur untereinander zu reimen, was sich keineswegs ungezwungen ergiebt (s. Hartmann und Gottfried, die keinen einzigen Reim dieser Art gebrauchen). Man wird daher, vor die Wahl gestellt, eine Abweichung von diesem durchgehenden Sprachgebrauch anzunehmen oder aber eine Freiheit im Modusgebrauch, sich unbedingt für das letztere entscheiden müssen, namentlich bei einem Autor wie Wolfram, der in seiner Sprache in den Grundzügen so beständig und im Modusgebrauch so frei ist. Der Fall, um den es sich handelt, ist Parz. 411, 13: Kyngrimursel hatte sich mit seiner Ehre verpflichtet, dass Gawan Sicherheit geniessen sollte, *ezen wær daz eines mannes lide In in kampfe twungen* : *jungen*. Man wird hier *twungen* um so beruhigter als Ind. fassen dürfen, als Parz. 443, 16 ein ganz analoger Fall mit sicherem Ind. vorliegt: *Munsalvæsche ist niht gewent Daz iemen ir sô nâhe rite, Ezn wær der angestlîche strite, Ode der alsolhen wandel bôt Als man vor dem walde heizet tôt.*

Dieselbe Konsequenz zeigt die Behandlung des Umlauts in den Wörtern auf *-unde(n)*. Sicheres *u* findet sich in folgenden Reimen: Parz. 17, 15 *munde* : *gesunde* (Adj.); 29, 29. 781, 1 *stunde* : *begunde* (Ind.); 36, 11 *stunde* : *kunde*; 55, 19. 104, 25. 631, 23 *kunde* (Ind.) : *begunde* (Ind.); 72, 19. 278, 21. 589, 27. 613, 17. 618, 13 *drunde* (Adv.) : *kunde* (Ind.); 366, 23 *stunde* : *unde* (Adv.); 481, 17 *kunde* (Ind.) : *verbunde* (Ind.); 575, 21 *munde* : *begunde* (Ind.); 602, 29 *unde* (Adv.) : *begunde* (Ind.); 616, 25 *kunde* (Ind.) : *wunde* (Subst.); 639, 29. 712, 3. 788, 19 *stunde* : *munde*; 714, 23. 744, 27. 766, 5 *kunde* (Ind.) : *munde*; 805, 19 *stunde* : *enzunde* (Prät.); Wh. 35, 15 *munde* : *hunde*; 78, 5 *kunde* (Ind.) : *gunde* (Ind.); 117, 27. 238, 21 *stunde* : *Gerunde*; 157, 1 *kunde* (Ind.) : *begunde*

[1]) Lachmann schreibt in all diesen Fällen *u*.

(Ind.); 192, 21. 208, 5. 349, 3. 447, 3 *munde* : *stunde*; 209, 5 *begunde* : *stunde*; 227, 23 *munde* : *wunde* (Adj.); 264, 27 *begunde* (Ind.) : *Gerunde*; 328, 13 *Gerunde* : *drunde* (Adv.); 356, 15 *kunde* (Ind.) : *Assigarzîunde*; 365, 17 *dar unde* : *kunde* (Ind.); 369, 9 *kunde* (Ind.) : *Gerunde*; 409, 29 *munde* : *unde* (Adv.); 465, 9 *unde* (Adv.) : *wunde* (Subst.); Tit. 90, 3 *kunde* (Ind.) : *stunde*; 150, 3 *Beuframunde* : *stunde*; 161, 3 *wunde* (Adj.) : *unde* (Adv.). — Parz. 20, 15 *schrunden* (Ind. Prät.) : *wunden* (Subst.); 38, 7 *funden* (Part.) : *überwunden* (Part.); 61, 23 *stunden* : *bunden* (Ind.); 123, 23. 669, 7 *gebunden* (Part.) : *unden* (Adv.); 138, 29. 584, 29 *funden* (Part.) : *wunden* (Adj.); 165, 5. 521, 19 *funden* (Ind.) : *wunden* (Adj.); 197, 11. 575, 13 *funden* (Ind.) : *wunden* (Subst.); 208, 7 *kunden* (Ind.) : *verswunden* (Ind.); 210, 21 *gebunden* (Part.) : *kunden* (Ind.); 219, 7 *stunden* : *gewunden* (Part.); 262, 7. 333, 9. 346, 5. 531, 29. 693, 3. 793, 23 *gebunden* (Part.) : *stunden*; 283, 27. 488, 29. 523, 7. 578, 11. 640, 15. 677, 29 *stunden* : *wunden* (Subst.); 390, 3. 482, 21. 484, 13 (*kunden* viell. Conj.); 579, 5. 624, 29 *wunden* (Subst.) : *kunden* (Ind.); 435, 5. 681, 3. 822, 1 *stunden* : *funden* (Ind.); 547, 23 *unden* (Adv.) : *verswunden* (Part.); 548, 29 *underwunden* (Ind.) : *stunden*; 572, 23 *überwunden* (Part.) : *stunden*; 573, 3 *wunden* (Subst.) : *begunden* (Ind.); 576, 7. 752, 6 *funden* (Part.) : *stunden*; 587, 5 *wunden* (Subst.) : *gesunden* (Adj.); 592, 11 *kunden* (Adj.) : *funden* (Part.); 599, 15 *wunden* (Subst.) : *funden* (Part.); 628, 3. 642, 19 *wunden* (Subst.) : *gebunden* (Part.); 641, 27 *begunden* (Ind.) : *kunden* (Ind.); 704, 5 *wunden* (Ind.) [1] : *kunden* (Ind.); Wh. 9, 1 *stunden* : *treimunden*; 40, 25. 154, 21 *wunden* (Subst.) : *gebunden* (Part.); 50, 27 *begunden* (Ind.) : *stunden*; 55, 5 *kunden* (Ind.) : *begunden* (Ind.); 58, 25. 99, 19. 167, 7. 426, 23. 451, 17 *stunden* : *wunden* (Subst.); 69, 25 *stunden* : *funden* (Ind.); 72, 1 *gesunden* (Adj.) : *wunden* (Adj.); 137, 17 *gebunden* (Part.) : *funden* (Ind.) [2]); 141, 5. 185, 19. 313, 17 *stunden* : *gebunden* (Part.); 152, 5

---

[1]) Der Satz lautet: *man giht iewederr stæche den andern ... daz die sprîzen ... sich wunden*: der Ind. *wunden* hat nichts auffallendes; vgl. Parz. 104, 10 *sî dûhte wunderlîcher site ... Wie ein trache ir brüste süge Und daz der gâhes von ir flüge, Sô daz sin nimmer mêr gesach*; vgl. Wh. 378, 22 (*was*).

[2]) Die Stelle lautet: *Mir wære diz und elliu swert Ummære um mich gebunden, Ob mich liezen unde funden In spotte die Franzoyser gar. liezen* und *funden* können hier nicht Conjunctive sein, denn das 'Verlassen' und *in spotte vinden* gehört bereits der Vergangenheit an: vgl. 136, 22 *Sît mir mîn dinc ist komen sô, Daz al die besten hie hânt lân* und 138, 9 *ich hân von im smæh unde spot.* Das Erfüllen der Aussage des Hauptsatzes ist also

stunden : *gewunden* (Part.); 181, 3. 250, 15. 272, 9 (*er*)*funden* (Part.) : *stunden*; 186, 27. 303, 17 *wunden* (Subst.) : (*un*)*verbunden* (Part.); 197, 29 *treimunden* : *funden* (Part.); 408, 13 *munden* : *enkunden* (Ind.); 415, 1 *unden* (Adv.) : *gebunden* (Part.); 426, 1 *geschunden* (Part.) : *erfunden* (Part.); 435, 21 *kunden* (Ind.) : *funden* (Ind.); 441, 25 *wunden* (Subst.) : *gesunden* (Adj.); 446, 9 *funden* (Part.) : *kunden* (Adj.); 449, 13 *funden* (Ind.) : *wunden* (Subst.); 455, 19 *verswunden* (Part.) : *kunden* (Adj.); 464, 3 *funden* (Part.) : *überwunden* (Part.); Tit. 127, 3 *erfunden* (Part.) : *gebunden* (Part.); 155, 1 *gebunden* (Part.) : *erwunden* (Part.). — Dazu noch folgende dialektische Reime: Parz. 182, 11 *stuonden* : *gebunden* (Part.); 326, 13. 385, 13. 493, 17 *stuonden* : *kunden* (Ind.); 471, 15. 684, 15 (*ge*)*stuonden* : *begunden* (Ind.); Wh. 182, 13 *stuonden* : *begunden* (Ind.); 208, 3 *stuonden* : *befunden* (Ind.); 278, 17 *stuonden* : *kunden* (Ind.); 308, 23 *gestuonden* : *funden* (Ind.). — Endlich: Parz. 417, 25 *begundet* (Ind.) : *kundet* (Ind.); Tit. 142, 1 *verbundet* (Part.) : *gehundet* (Part.).

So werden auch Conjunctive mit Wörtern gereimt, denen sicher *u* zukommt, aber, wie bei Gottfried, nicht Conjunctive der starken Verba, sondern nur der Praeteritopraesentia: Parz. 71, 3 *drunde* (Adv.) : *günde*; 403, 15 *begunde* (wohl sicher Ind.) : *künde*.

Dagegen werden folgende Wörter, denen *ü* zukommt, immer nur miteinander gereimt: Parz. 14, 1. 583, 3 *sünde* (Subst.) : *urkünde* (Subst.); 499, 19 *künde* ('verkünde') : *sünde* (Subst.); 759, 15 *sünde* (Subst.) : *künde* (Subst.); Wh. 8, 11 *künde* (Subst.) : *ünde* (Subst.); 324, 15. 376, 25. 450, 15 *künde* (Subst.) : *sünde* (Subst.); 392, 5 *künde* ('verkünde') : *ünde*; dialektisch: Parz. 398, 21. 468, 21. 516, 7 *stüende* : *künde* (Subst.); 798, 7 *stüende* : *sünde* (Subst.); Wh. 128, 27. 137, 21. 192, 17. 228, 7. 291, 19 (*ver*)*stüende* : *künde* (Subst.). — Parz. 448, 25. 511, 13 *künden* ('verkünden') : *sünden* (Subst.); Tit. 61, 1. 114, 1 *künden* ('verkünden') : *versünden* (Inf.).

---

nicht an den ganzen Nebensatz geknüpft, sondern nur an das Wort *gar*: infolgedessen stehn die Verba, da sie ein bereits eingetretenes Geschehen bezeichnen, im Indicativ. Es muss also übersetzt werden: 'Mein Schwert wäre mir wertlos, falls ihr im-Stich-lassen und Verspotten ein endgültiges war.' — Wollte man Conjunctive annehmen, und demnach übersetzen: 'mein Schwert wäre mir gleichgiltig, wenn sie mich vollständig verlassen und verspotten würden,' so käme gerade das Moment nicht zur Geltung, worauf es hier besonders ankommt, dass Willehalm über das bereits stattgehabte Verlassen- und Verspottetwerden so entrüstet ist, dass er zum Schwert greift, um die Fortdauer dieses unerträglichen Zustandes zu verhindern.

— Parz. 329, 21. 435, 1 *kündet* ('verkündet') : *sündet.* — Oder aber mit Conjunctiven starker Praeterita: Parz. 180, 11 *fünde* : *urkünde* (Subst.); 689, 17. 771, 7 *künde* (Subst.) : *fünde*; Wh. 113, 17 *enpfünde* : *sünde* (Subst.). — Wh. 246, 19 *fünden* : *sünden* (Inf.); Tit. 56, 3 *künden* ('verkünden') : *erfünden.*

In folgenden Fällen reimen Conjunctive starker Verba mit Conjunctiven der entsprechenden Praeteritopraesentia: Wh. 38, 9. 280, 23 *fünde* : *günde.*[1])

Aus diesem Material geht hervor, dass Wolfram die Conjunctive Prät. der starken Verba umlautete, sonst müsste der eine oder andre Reim mit sicherem *u* erscheinen, und dass er nur bezüglich der Conjunctive der Praeteritopraesentia schwankte, weshalb er es auch nahezu ganz vermied, letztere in den Reim zu setzen (im ganzen nur vier Beispiele). Sein Gebrauch stimmt also vollkommen mit dem Gottfrieds überein.

-uge(n) und *-üge(n)*: folgende Reime mit sicherem *u* kommen vor: Parz. 37, 25 *lugen* (Ind.) : *flugen* (Ind.); 739, 5 *bugen* (Ind.) : *vlugen* (Ind.); Wh. 360, 25 *zugen* (Ind.) : *betrugen* (Ind.). — Reime mit Umlaut: Parz. 104, 13 *süge* (Prät.) : *flüge* (Prät.); 278, 17 *flüge* (Prät.) : *züge* (Prät.); 349, 21 *trüge* (Prät.) : *vorvlüge* (Subst.); 439, 9 *lüge* (Prät.) : *trüge* (Prät.); 536, 11 *flüge* (Prät.) : *betrüge*; 575, 23. 700, 13 *züge* (Prät.) : *trüge* (Prät.); Wh. 170, 19 *tüge* (Präs.) : *flüge* (Prät.).

-unne(n) und *-ünne(n)*: die Beispiele für sicheres *u* sind folgende: Parz. 32, 23. 117, 3 *wunne* : *sunne.* — 2, 3. 186, 3 *brunnen* (Subst.) : *sunnen* (Subst.); 105, 7 *unversunnen* : *gewunnen* (Part.); 573, 23 *unversunnen* : *begunnen* (Part.); 580, 9 *entrunnen* (Part.) : *gewunnen* (Part.); 689, 7 *begunnen* (Part.) : *entrunnen* (Part.); 807, 13 *brunnen* (Ind.) : *begunnen* (Part.); Wh. 128, 29 *gewunnen* (Part.) : *sunnen* (Subst.); 216, 19 *brunnen* (Subst.) : *sunnen* (Subst.); 232, 11 *versunnen* (Part.) : *gewunnen* (Part.); 294, 29 *entrunnen* (Part.) : *gewunnen* (Part.); 318, 5 *entrunnen* (Part.) : *versunnen* (Part.); 326, 15 *kunnen* ('erproben') : *brunnen* (Subst.); 394, 27 *sunnen* (Subst.) : *gunnen* (Inf.); 419, 1 *gewunnen* (Part.) : *begunnen* (Part.); 430, 7 *unversunnen* (Part.) : *gewunnen* (Part.); Tit. 2, 3 *sunnen* (Subst.) : *enbrunnen* (Part.); 31, 1 *versunnen* (Part.) : *gunnen* (Inf.); 157, 1 *entrunnen* (Part.) : *gewunnen* (Part.).

---

[1]) Lachmann schreibt *funde, gunde.*

Davon strenge getrennt erscheinen folgende Reime mit Umlaut: Parz. 213, 15 *wünne* (Subst.) : *dünne*; 465, 1. 706, 15. 753, 27 *künne* (Subst.) : *wünne* (Subst.); 760, 13 *künne* (Subst.) : *dünne*; Wh. 1, 15. 8, 21. 94, 17. 101, 13 *wünne* (Subst.) : *künne* (Subst.);[1]) 40, 13 *künne* (Subst.) : *dünne*.

Nur mit diesen Wörtern werden die Conjunctive Prät. der starken Verba und die entsprechenden Formen von *gunnen* und *kunnen* gereimt: Parz. 63, 17 *brünne* : *dünne*; 71, 11 *künne* (Präs.) : *brünne*; Wh. 164, 19 *künne* (Subst.) : *günne*. — 39, 24 *künnes* (Gen.) : *verbünnes* (2. Sg. Präs.).

Zum Schluss mögen noch die vollständigen Belege für alle sonstigen im Hinblick auf den *u*-Umlaut in Betracht kommenden Reime folgen.

-uben: Parz. 263, 27 *schuben* (Ind.) : *zestuben* (Ind.).

-ucke(n) und *-ücke(n)*: Parz. 212, 23 *niderzucke* (Subst.) : *drucke* (Subst.); 423, 27 *rucke* ('Ruck') : *drucke* (Subst.). — Aber anderseits Parz. 313, 13 *rücke* ('Rücken') : *brücke* (Subst.); 718, 19 *stücke* (Plur.) : *lücke* (Plur.); 734, 23 *gelücke* (Subst.) : *stücke* (Subst.); Wh. 184, 29 *tücke* (Subst.) : *gelücke* (Subst.). — Wh. 357, 19 *voldrucken* (Inf.) : *gerucken* (Inf.); Lied. 7, 6

[1]) Man sieht, Wolfram wechselt nicht promiscue mit *wunne* und *wünne*: ersteres erscheint nur im Anfang des Parz.; ich erinnere, dass schon Behaghel (Germ. 34, 487 f.) darauf hingewiesen hat, dass die Reime *-unt* : *uont* u. dgl. erst von 180, 7 an auftreten. Aber auf thüringischen Einfluss darf man sie deshalb nicht zurückführen, wie das Pfeiffer (Freie Forschung S. 106) und Behaghel thun: das wird widerlegt durch Alberts Ulrich (hrsg. von Schmeller, München 1844); dieses inhaltlich und formell ganz wertlose, aber sprachlich höchst interessante Denkmal spiegelt nahezu in allen Punkten Wolframs Dialekt (nur in etwas jüngerer Gestalt) wieder: der Dichter reimt *mir*, *wir* : *schier(e)* 93. 536. 542; *gesiht*, *niht* : *licht* 590. 1031; *dinch* : *enphiench* 1238; *geviel* : *zil* 1460; er bindet *dort*, *wort* mit *gehôrt* 858. 1221 und *hôrte* mit *worte* 772, ja sogar mit *worhte* 1290 (vgl. *brâht* : *hât* 682); er kennt kein *gie*, *enphie*, sondern reimt diese Praeterita nur aufeinander 350. 452. 476. 524. 1153. 1252. 1540 und auf *dinch* 1238; er bindet *gît* (= *gibet*) mit *nît*, *wît*, *zît*, *sît* 23. 752. 1573; er gebraucht das seltene *goume* (vgl. Parz. 353, 30) u. s. w. Und so bietet er denn auch jene Reime von *u* : *uo*: *stuont* : *kunt*, *gesunt* 376. 764. 1193. 1536; *grufte* : *ruofte* 510; *bistuom* : *frum* 254; *sun* : *suon(e)* 882; und *û* : *uo*: *fuor* : *schûr* 812. Auch das 'thüringische' (Pfeiffer a. a. O., Bötticher, Germ. 21, 269) *sân*, das übrigens in Wolframs Werken ganz anders verteilt ist, als jene Reime von *uo* : *u* (Jänicke, De dicendi usu p. 32), bezeugen die Reime Alberts öfter: 191. 468. 1029. 1048; daneben, wie bei Wolfram, auch *sâ* 664. Den Ulrich wird aber gewiss niemand nach Thüringen setzen.

rucken (Inf.) : *smucken* (Inf.) : *drucken* (Inf.). — Anderseits: Wh. 440, 19 *lücken* (Plur.) : *tücken* (Inf.). — So nach Lachmanns Schreibung: ob die Ansetzung der umgelauteten Formen Berechtigung hat, ist bei der Geringfügigkeit des Materials mit Hilfe der Reime kaum zu entscheiden. — Sicher *u* wird zu setzen sein Parz. 144, 1, wo Lachmann *gezücket* (Part.) : *gebrücket* (Part.) schreibt, vgl. Parz. 579, 9 *gedrucket* (Part.) : *gerucket* (Part.); 757, 17 *verrucket* (Part.) : *gezucket* (Part.); Wh. 77, 15. 274, 21 *gezucket* (Part.) : *gedrucket* (Part.). — Parz. 260, 15 *ructe* : *pucte*; Wh. 311, 3 *dructe* : *ructe*.

-ufte und *-üfte(n)*: Wh. 377, 27 *lufte* (Dat.) : *gufte* (Dat.). — Wh. 16, 19 *lüfte* (Plur.) : *güfte* (Präs.). — Parz. 262, 19 *lüften* (Plur.) : *güften* (Inf.).

-umbe und *-ümbe*: Parz. 30, 9. 155, 19. 508, 3. 670, 13. 779, 7 *tumbe* : *alumbe*; 530, 9. 630, 17. 653, 9 *drumbe* : *tumbe*.[1]) — Parz. 241, 15 *krümbe* (Subst.) : *ümbe*.

-ümfte: Wh. 397, 17 *fümfte* : *kümfte* (Sing.).

-ummen: Parz. 571, 1 *gebrummen* (Inf.) : *trummen* (Plur.).

-umt und *-ümt*: Parz. 224, 1 *kumt* : *gevrumt* (Part.); 512, 11. 561, 3 *kumt* : *vrumt* (Präs.); Wh. 109, 11. 379, 11 *kumt* : *gevrumt* (Part.). — Parz. 616, 7 schreibt Lachmann dagegen *gevrümt* (Part.) : *kümt*.

-unken: Parz. 184, 11 *trunken* (Ind.) : *sunken* (Ind.); Wh. 177, 13 *gesunken* (Part.) : *ertrunken* (Part.).

-üppe: Parz. 790, 11 *gelüppe* (Subst.) : *gestüppe* (Subst.).

-ür: Parz. 19, 23. 44, 25. 231, 29. 236, 5. 240, 21. 408, 9. 546, 27. 549, 25. 569, 29. 571, 11. 588, 25 *für* : *tür*; 32, 3. 241, 25. 515, 29 *für* : *verlür*; 58, 9. 142, 1. 779, 25 (*ver*)*kür* : *verlür*; 84, 19. 162, 17. 191, 23. 204, 3. 452, 9. 493, 21. 509, 21. 584, 3. 688, 29. 807, 17 *kür* (Subst.) : *für*; Wh. 11, 23. 213, 19. 214, 17. 466, 11 (*v*)*erkür* : *verlür*; '113, 25. 129, 29. 147, 29 *für* : *tür*; 167, 11. 445, 27 *verlür* : *kür* (Subst.); 223, 1. 225, 19. 244, 13. 320, 21. 361, 21. 378, 23. 406, 25. 425, 23 *für* : *kür* (Subst.); 465, 7 *für* : *verlür*.

---

[1]) Dass dieser Reim nur im Parz. vorkommt, hat seinen Grund darin, dass das eine Reimwort ausser 155, 19 immer durch *der, diu tumbe* gebildet wird in Wendungen wie *des dunket ir mich der tumbe* u. dgl., die Wolfram später vermied.

-urben: Parz. 823, 13; Wh. 37, 19 *(er)wurben* (Ind.) : *(er)sturben* (Ind.). — Wh. 367, 5 *erwurben* (Conj.) : *ersturben* (Conj.).
-ürde: Wh. 79, 29 *würde* : *bürde*.
-urn und *-ürn*: Parz. 250, 9. 281, 25; Wh. 205, 5.[1]) 338, 3. 370, 9. 451, 5 *verlurn* (Ind.) : *(er)kurn* (Ind.). — Wh. 145, 25 *erkürn* (Conj.) : *verlürn* (Conj.); 429, 7 *erbürn* (Inf.) : *spürn* (Inf.).
-urren und *-ürre*: Parz. 69, 11 *wurren* (Ind.) : *kurren* (Ind.). — Parz. 718, 9 *gesnürre* (Subst.) : *würre* (Conj.).
-ürste(n): Wh. 385, 13. 439, 29. Tit. 123, 1 *fürste* : *getürste* (Subst.). — Parz. 147, 5 *fürsten* : *erdürsten* (Inf.); Wh. 210, 9 *fürsten* : *getürsten* (Plur.).
-urte: Parz. 246, 25. 611, 19 *antwurte* (Subst.) : *gurte* (Ind.); Wh. 404, 3 *hurte* (Imper.) : *furte*; 459, 5 *antwurte* (Präs.) : *furte*; Tit. 41, 3 *hurte* (Subst.) : *de la kurte*. — Dialektisch: Parz. 600, 3. Wh. 28, 9. 239, 23. 384, 15. 408, 17 *hurte* (Subst.) : *fuorte* (Prät.); Wh. 391, 9. 411, 23. 442, 1 *hurte* (Subst.) : *ruorte*.
-ürzen: Parz. 481, 15 *würzen* (Plur.) : *kürzen* (Inf.).
-uste und *-üste(n)*: Parz. 20, 27. 113, 1. 729, 19; Wh. 143, 9. 203, 27. 312, 29; Lied. 8, 21 *kuste* (Ind.) : *(ge)luste* (Ind.) — Wh. 51, 27 *flüste* (Gen.) : *brüste* (Gen.); 308, 21 *flüste* (Gen.) : *âküste* (Dat.); Tit. 25, 3 *brüste* (Dat.) : *flüste* (Dat.). — Wh. 167, 3 *flüstec* : *niderbrüstec*. — Hier ist der Umlaut bei *brüste* u.s.w. wohl sicher, da die Reime so streng geschieden sind.
-uten: Wh. 50, 17 *buten* (Ind.) : *suten* (Ind.).
-ützen: Wh. 223, 11 *schützen* (Subst.) : *unnützen* (Adj.).
-uzzen und *-üzze(n)*: Lied. 3, 13 *besluzzen* (Ind.) : *beguzzen* (Ind.). — Parz. 154, 1 *vergüzze* (Prät.) : *verdrüzze*; 533, 27 *verdrüzze* (Prät.) : *slüzze* (Prät.). — Parz. 208, 11 *schüzzen* (Plur.) : *genüzzen* (Prät. Conj.).

Es erübrigt, für zwei auf den ersten Blick auffällige Erscheinungen eine Erklärung zu versuchen: warum Hartmann *vunde, betwunge*, aber *gewünne* sprach, und warum gerade die Praeteritopraesentia bei Wolfram und Gottfried bald mit, bald ohne Umlaut erscheinen. Ersteres kann nicht lautgesetzliche Entwicklung sein, sondern ist offenbar das Resultat verschiedener Analogiewirkungen, und zwar wie ich glaube, folgender. Die Verbalklasse, der *vinden, betwingen, gewinnen* angehört, ist neben

[1]) In der ersten Ausgabe nahm Lachmann Conjunctive an, und setzte deshalb die ungelauteten Formen.

der ersten (*grifen*) die einzige, wo der Plural Prät. Ind. denselben Stammvokal aufweist, wie das Part. Prät. Infolgedessen wurden die Conjunctive an den Vokal der Indicative und Partizipien angeglichen, verloren also ihren Umlaut. Nur die Verba, deren Stamm auf *nn* ausgeht, wurden von dieser Angleichung bewahrt, weil ihnen die Praeteritopraesentia *kunnen* und *gunnen*, die keine alten Participia auf *-unnen* besassen, einen Halt gewährten: nach dem Typus *gan* — Ind. *gunnen* — Conj. *günne* blieb *ü* auch in (*began* — *begunnen* —) *begünne* und den übrigen Conjunctiven dieser Klasse erhalten. — Die Unsicherheit Gottfrieds und Wolframs bez. der Conjunctive *günde, künde,* die auch an ihrer sichtlichen Abneigung, diese Formen in den Reim zu setzen, kenntlich ist, erklärt sich einfach dadurch, dass *künde, günde* vom Sprachgefühl zur Gruppe *vünde, bünde* gestellt werden konnten, und dann den Umlaut bewahrten, ebenso aber auch zu Conjunctiven wie *zunde* ('entzündete'), was den Verlust des Umlauts nach sich zog.

Ich stelle zum Schlusse die wichtigsten der besprochenen Erscheinungen in einer Tabelle zusammen.

	Hartmann 26000 Verse	Gottfried 19500 Verse	Wolfram 39000 Verse
-unge mit sicherem *u*	6	4	4
-ungen mit sicherem *u*	8	8	41
Conjunctive mit sicherem *u*	6	—	—
Conjunctive miteinander gebunden . .	—	—	3
-unde mit sicherem *u*	47	87[1]	45
-unden mit sicherem *u*	65	52	91[2]
Conjunctive mit sicherem *u*	39[3]	5 Praet.-Praes.	2 Praet.-Praes.
Conjunctiv mit Conjunctiv gebunden .	7	6	2
sünde(n) mit *künde(n)* Inf. udgl. gebunden	11	5	24[4]
Conjunctive starker Verba mit *sünde(n)* udgl. gebunden	—	3	6
-ugen mit sicherem *u*	1	1 (?)	3
-üge(n) : *-üge(n)*	6	12	8
-unne mit sicherem *u*	1	13[5]	2

[1]) Die grosse Zahl der Fälle zeigt, dass Gottfried, da er die umlautlosen Conjunctive Prät. nicht kannte, zum Ersatz um so häufiger Indicative und Nomina auf *-unde* miteinander reimte.

[2]) Darunter 10 Reime *-unden* : *-uonden*.

[3]) Die Reime des Schlussgedichts im 1. Büchl. sind als éin Reim gezählt.

[4]) Darunder 9 *-ünde* : *-üende*.

[5]) Die Zahl ist relativ so gross, da Gottfried *wunne* sprach.

	Hartmann 26000 Verse	Gottfried 19500 Verse	Wolfram 39000 Verse
-unnen mit sicherem *u*	19	5[1])	19
künne (Subst.) mit *wünne* udgl. gebunden	8	—[2])	10
Conjunctive mit *wünne* udgl. gebunden	3	—[2])	4
Conjunctiv mit Conjunctiv gebunden .	2	—	—

Durch diese Ausführungen hoffe ich gezeigt zu haben, dass es ganz ausgeschlossen ist, Hartmann eine Form wie *zerunne* zuzuschreiben. Schon hierdurch erweist sich das 2. Büchlein als das Werk eines anderen Dichters.

v. 822 lautet *wil si mir sîn ze hêre,* im Reime auf *mêre, sêre, kêre, lêre, êre.* Auch das ist gegen Hartmanns Gebrauch, der niemals die *jo*-Form dieses Adjektivs in den Reim setzt, ebensowenig wie Wolfram und Gottfried sie gekannt, oder wenigstens im Reime sich gestattet haben. Um zu zeigen, wie bequem sich die zweisilbige Form dem Reim dargeboten hätte, bin ich wiederum genötigt, die Belege für die Bindungen auf *-êre* vollständig zu geben.

Reime auf *-êre* finden sich bei Hartmann an folgenden Stellen: 1. Büchl. 143. 205. 245. 413. 571. 599. 649. 667. 725. 757. 773. 903. 921. 969. 981. 1093. 1123. 1331. 1377. 1427. 1583. 1611. 1639. 1898. 1904; Lied. 18, 11; Er. 106. 122. 134. 208. 242. 584. 638. 788. 842. 1054. 1192. 1382. 1644. 2132. 2162. 2432. 2498. 2528. 2584. 2602. 2712. 2750. 2768. 2806. 2840. 2968. 3214. 3264. 3408. 3530. 3756. 3912. 4068. 4198. 4450. 4468. 4526. 4916. 5086. 5138. 5284. 5480. 5500. 5608. 5640. 5688. 5702. 5748. 5878. 6218. 6284. 6370. 6492. 6950. 8378. 8556. 8568. 8586. 8638. 8676. 9102. 9674. 9692. 10008; a. Heinr. 157. 241. 495. 719. 1225; Greg. 235. 245. 389. 461. 499. 1413. 1451. 1581. 1677. 1713. 1717. 1967. 2021. 2069. 2167. 2173. 2273. 2309. 2395. 2713. 3545. 3685. 3795. 3827; Iw. 3. 111. 167. 355. 373. 423. 557. 603. 749. 771. 851. 1071. 1195. 1769. 1793. 1929. 1991. 2287. 2415. 2441. 2527. 2577. 2587. 2627. 2723. 2797. 2903. 3135. 3315. 3499. 3785. 4061. 4133. 4457. 4577. 4615. 4739. 4789. 4831. 4875. 5087. 5209. 5255. 5367. 5441. 5531. 5703. 5853. 6133. 6219. 6549. 6557. 6607. 6679. 6863. 7009.

---

[1]) Die geringe Zahl der Beispiele lässt vermuten, dass Gottfried die Infinitive *gunnen, kunnen* umlautete.

[2]) Beispiele fehlen, weil Gottfried *wünne* nicht kannte.

7093. 7213. 7245. 7397. 7423. 7443. 7509. 7529. 7569. 7699. 7733. 8165.

Gottfrieds Tristan: 189. 227. 255. 487. 1049. 1243. 1413. 1479. 1689. 2065. 2087. 2301. 2313. 2503. 2511. 3225. 3577. 3667. 3785. 3925. 4385. 5063. 5169. 5215. 5339. 5605. 5799. 5915. 5935. 6007. 6105. 6127. 6137. 6851. 7217. 7715. 7735. 7855. 7921. 7967. 7983. 8005. 8021. 8137. 8225. 8373. 8423. 8561. 9035. 9079. 9131. 9565. 9715. 9769. 10045. 10215. 10311. 10557. 10793. 11333. 11647. 11771. 11809. 12025. 12141. 12149. 12523. 12705. 12759. 12919. 13151. 13455. 13651. 13719. 13747. 13869. 13945. 13975. 14263. 14289. 14407. 14467. 14497. 14583. 14823. 14845. 14887. 14993. 15027. 15289. 15323. 15333. 15519. 15541. 15611. 15783. 16211. 16335. 16585. 16881. 17093. 17313. 17499. 17639. 17701. 17713. 17885. 18131. 18383. 18401. 18607. 18739. 18745. 18789. 18855. 19223. 19327. 19345. — Dagegen erscheint *hêre* nur éinmal, und zwar nicht als unflektierte *jo*-Form, sondern als schwaches Adjectivum: 18017 *mâze diu hêre* : *êre.*

Wolfram: Parz. 2, 27. 5, 29. 11, 25. 28, 19. 44, 23. 82, 15. 88, 23. 107, 21. 149, 15. 161, 25. 171, 11. 173, 11. 175, 27. 179, 29. 214, 27. 224, 9. 228, 27. 258, 7. 269, 29. 290, 15. 291, 15. 308, 13. 321, 25. 323, 21. 390, 1. 401, 29. 428, 11. 436, 19. 449, 23. 460, 13. 474, 15. 478, 11. 480, 13. 485, 27. 490, 7. 491, 11. 506, 21. 509, 13. 511, 3. 515, 19. 523, 1. 526, 29. 536, 13. 549, 19. 575, 11. 576, 17. 579, 7. 595, 5. 607, 19. 608, 5. 612, 17. 614, 29. 624, 19. 625, 27. 642, 17. 645, 15. 646, 25. 648, 7. 657, 11. 675, 21. 679, 3. 686, 21. 696, 3. 698, 25. 705, 27. 717, 9. 719, 17. 742, 21. 750, 13. 756, 1. 765, 25. 773, 5. 815, 1. 820, 5; Wh. 6, 13. 9, 11. 19, 7. 21, 25. 24, 5. 27, 15. 40, 27. 43, 21. 44, 27. 61, 5. 107, 27. 120, 9. 130, 19. 160, 15. 164, 25. 169, 17. 176, 9. 182, 23. 187, 15. 191, 25. 196, 9. 205, 1. 208, 17. 222, 21. 224, 23. 243, 7. 261, 1. 271, 5. 284, 19. 290, 27. 299, 13. 314, 25. 317, 1. 320, 23. 331, 19. 334, 3. 342, 1. 368, 15. 374, 7. 378, 5. 388, 1. 405, 21. 413, 13. 418, 25. 435, 25. 466, 5; Tit. 32, 3; Lied. 6, 16.

Dagegen steht Parz. 25, 25 und Wh. 404, 15 die Form *hêre* im Reim. Dass diese Fälle jedoch keine Ausnahme bilden, lehrt eine einfache Erwägung. Die einsilbige Form *hêr* kommt bei Hartmann niemals im Reim vor, ganz natürlich, da dieser Dichter keine Namen auf *-êr* zu reimen hatte, und die Form *mêr* nicht in den Reim setzte, sondern nur *mê* und *mêre* (Benecke zu Iw. 8121). Auch Gottfried vermied *mêr*: er reimt es nur zweimal,

mit *ebenhêr* 4387, mit *Blikêr* 4689. Ganz anders Wolfram, der an *mêr* keinen Anstoss nahm,[1]) und Namen auf *-êr* ziemlich häufig zu reimen hatte: man findet bei ihm folgende Reime auf *-êr,* die kein *hêr* enthalten: Parz. 25, 9. 32, 7. 37, 11. 170, 17. 181, 13. 183, 25. 475, 15. 569, 5. 586, 13. 616, 23. 770, 19. 782, 11. 795, 27. 819, 29; Wh. 8, 29. 15, 29. 17, 13. 25, 15. 60, 25. 71, 11. 80, 17. 94, 1. 101, 25. 118, 3. 122, 25. 144, 17. 160, 5. 166, 17. 204, 15. 241, 11. 258, 1. 268, 1. 298, 21. 336, 29. 351, 1. 353, 3. 370, 13. 381, 5. 432, 13. 454, 21. Entsprechend häufig steht nun auch *hêr* im Reim: Parz. 6, 29. 13, 19. 43, 23. 48, 5. 52, 17. 136, 23. 201, 17. 250, 13. 273, 3. 274, 25. 298, 23. 309, 25. 328, 23. 379, 3. 399, 27. 425, 1. 431, 23. 446, 27. 532, 13. 534, 29. 550, 19. 604, 15; Wh. 11, 13. 14, 15. 142, 27. 147, 13. 156, 7. 182, 9. 218, 27. 293, 5. 300, 27. 319, 11. 352, 1. 396, 23. 450, 21. 450, 29. 458, 29. 463, 11. Diesem häufigen Vorkommen der einsilbigen Form gegenüber nehmen sich jene beiden Reime, die scheinbar flexionsloses *hêre* enthalten, auffallend genug aus: die geringe Anzahl der Fälle ist geradezu unerklärlich, wenn dem Dichter die *jo*-Form geläufig war. Sie erklärt sich aber sehr einfach, wenn man eine syntaktische Freiheit annimmt, was bei beiden Beispielen ohne Zwang geschehen kann: das eine, Parz. 25, 25, lautet *der wîse degen hêre,* und bietet demnach die schwache Flexion des nachgestellten *hêr,* wie öfter bei Wolfram, vgl. z. B. Wh. 404, 9 *diu schar grôze* oder Tit. 161, 3 *daz tier wunde* (Grimm, Gr. 4, 539); im zweiten Beispiel, Wh. 404, 15 *die gote hêre,* liegt die starke Flexion des

---

[1]) Dafür aber niemals *mê* gebraucht, obwohl es an Reimen auf *-ê* bei ihm nicht fehlt: Parz. 14, 5. 22, 9. 53, 1. 55, 25. 58, 3. 94, 15. 102, 13. 102, 23. 107, 5. 108, 21. 111, 21. 120, 5. 171, 19. 181, 17. 194, 13. 203, 11. 205, 25. 207, 5. 208, 19, 209, 15. 210, 11. 212, 21. 215, 27. 223, 19. 225, 1. 230, 11. 233, 29. 235, 11. 264, 29. 277, 5. 282, 19. 288, 1. 289, 9. 290, 7. 295, 7. 302, 11. 304, 23. 306, 13. 311, 3. 321, 13. 327, 27. 334, 19. 336, 7. 338, 19. 340, 3. 354, 3. 389, 9. 425, 13. 437, 7. 440, 11. 446, 5. 453, 15. 455, 25. 459, 1. 468, 5. 469, 13. 483, 5. 483, 27. 484, 17. 485, 11. 489, 27. 490, 11. 491, 5. 492, 23. 496, 27. 498, 9. 500, 21. 505, 11. 521, 27. 545, 21. 565, 11. 586, 15. 586, 21. 588, 5. 591, 9. 607, 11. 629, 21. 629, 27. 631, 5. 633, 15. 634, 29. 641, 29. 648, 27. 669, 25. 711, 9. 727, 1. 728, 15. 729, 3. 729, 27. 730, 27. 739, 23. 741, 1. 743, 29. 745, 25. 756, 27. 758, 25. 760, 7. 764, 11. 765, 17. 775, 5. 789, 9. 790, 7. 797, 9. 802, 1. 808, 7. 826, 27; Wh. 17, 27. 26, 29. 27, 7. 28, 27. 39, 27. 45, 29. 46, 19. 56, 21. 69, 11. 75, 13. 77, 25. 85, 7. 106, 29. 133, 1. 162, 1. 191, 11. 206, 9. 224, 27. 228, 25. 247, 9. 255, 11. 281, 29. 297, 11. 299, 7. 305, 25. 306, 25. 307, 25. 344, 7. 344, 13. 362, 7. 363, 3. 366, 5. 367, 21. 371, 3. 375, 23. 377, 5. 388, 7. 392, 9. 408, 1. 409, 7. 414, 7. 419, 3. 430, 19. 432, 29. 438, 13. 442, 23. 442, 29. 444, 15. 451, 9. 452, 29. 465, 19.

nachgestellten Adjektivs vor, wie z. B. Parz. 30, 22 *die fürsten wol geborne* oder Parz. 138, 7. 156, 30 *der knappe guoter* (Grimm, Gr. 4, 540; Weinhold, Mhd. Gr. § 524). So sind also die beiden Fälle syntaktische Freiheiten, ebenso wie jener Fall im Tristan, und können für die *jo*-Form nicht in Anspruch genommen werden. Ergänzend bemerke ich noch, dass auch Reinbot und Ulrich im Tristan *hêre* nicht kennen. Die Belege für die Reime auf *-êre* sind im Georg folgende: 84. 126. 2932. 3090. 3632. 4226. 5514. 5535a. 5710. 5726. 6038. — *hêr* steht im Reim: 448. 976. 1448. 1998. 2128. 2170. 2218. 2556. 2646. 2786. 3088. 3224. 3312. 3388. 3648. 4374. 4678. 4820. 5364. 5490. 5606. 5910. 5980. — Sonstige Wörter auf *-êr* sind miteinander gebunden: 352. 398. 1332. — In Ulr. Trist. fehlen Reime auf *-êr* überhaupt, die auf *-êre* endigenden Bindungen sind 512, 3. 545, 13. 561, 33.[1])

Um zu zeigen, wie häufig die *jo*-Form im Reim erscheint, falls sie der Sprache eines Dichters nur gemäss war, lasse ich die Belege aus Veldekes Werken folgen, wobei alle Fälle, wo man zweifeln kann (wie bei *Enêas der hêre* udgl.) beiseite gelassen sind: 611. 1083 *borch hêre*; 1801 *got vele h.*; 5417 *vorste h.*; 6563 (*ridder*) *h.*; 8171 *den helet h.*; 8177 *die koninginne h.*; 8541. 13339 *koninc h.*; 9517 *sô dûre end sô h.*; 9753 *der helet h.*; 13209 *vorsten h.*; 13501 *koninge h.*

Immerhin ist es auffällig, dass auch die flektierte Form von *hêr* bei Hartmann niemals gebraucht wird, und bei Gottfried nur éinmal. Ist der Grund, dass das Wort schon damals (über das spätere Veralten s. D. Wb. 4, 2, Sp. 789 f.) in der Umgangssprache ungebräuchlich war? Fast möchte man es glauben, denn an Reimen, die jene Form oder das Verbum *hêren* anzubringen ermöglicht hätten, fehlt es bei Hartmann nicht; vgl. ausser den schon oben gegebenen Reimen auf *-êre* noch die folgenden: *-êren* 1. Büchl. 1467; Er. 1312. 6260. 9752. 9844. 10112; Greg. 61. 253. 315. 1163. 1441; a. Heinr. 57. 805. 1431; Iw. 1591. 2649. 2893. 3203. 3749. 4667. 4807. 5539. 6057. 6161. 6251. 6953. 7175. 7281. 7644. — *-êret* 1. Büchl. 427; Er. 138. 3526. 6686. 9608. 9664. 9946.

---

[1]) Der Reim lautet *rief der künec sêre : nie ... mêre*: das ist sicher unrichtig, da Ulrich sonst die Form *mêre* nie anwendet (ebensowenig *mêr*), sondern nur *mê* in den Reim setzt, u. z. sehr oft (16 mal). Es wird also ein Fehler von H vorliegen (M fehlt, und die andern Hss. scheint Massmann nicht benutzt zu haben).

10098; Greg. 1481; a. Heinr. 81. 975; Iw. 195. 235. 1589. 1727. 2103. 3547. 3569. 4401. 6097. 6797. 6827. 7395. 7533. 7559. — *-ërte* Er. 3452. 4380. 4726. 5172. 5310. 6746; Greg. 745. 1105; a. Heinr. 249. 867; Iw. 781. 2559. 3041. 3879. 4371. 4839. 5329. 5353. 5799. 5935. 6773. — *-ërten* Er. 3630. 9956; Greg. 1835. — Gottfried gebraucht neben jenem einmaligen *hêr* und *diu hêre* noch dreimal das Verbum: 6077 *hêren*; 12681. 15757 *hêret*. — Bei Wolfram erscheint auch das Verbum häufiger: *gehêret* Parz. 44, 21. 107, 1. 129, 19. 242, 27. 350, 25. 558, 23; Wh. 63, 27. 441, 9. — *hêrte* Parz. 325, 27. 362, 9. — *hêrten* Parz. 507, 29. — Der Superlativ *die hêrsten* steht Parz. 236, 17. 240, 15.

Wie immer es sich bezüglich des letzten Punktes verhalten möge, so hoffe ich doch gezeigt zu haben, dass das Fehlen der unflektierten zweisilbigen Form in Hartmanns Werken unmöglich ein Zufall sein kann, und daher auch aus diesem Grunde das zweite Büchlein unserem Dichter abgesprochen werden muss.

v. 409 f. heisst es: *ichn müeze mir nemen daz ein Under übelen dingen zwein*: das ist wiederum gegen Hartmanns Gebrauch, der *daz eine* Iw. 4881 und *der eine* Er. 5446. 5506 auf *kleine* reimt (vgl. Lachmann zu Iwein 6319, wo jedoch das Beispiel aus dem Iwein übersehen ist). An Reimmöglichkeiten für *der, diu, daz ein* hätte es nicht gefehlt: Er. 174. 434. 624. 1068. 1298. 1406. 2338. 2560. 2754. 3018. 4286. 4784. 5434. 6714. 7436. 7838. 8018. 8284. 9298. 9408. 9720. 9856; Greg. 137. 737. 1071. 1605. 2977. 3007. 3087. 3167. 3247. 3381. 3599. 3645; a. Heinr. 1217; Iw. 87. 461. 581. 623. 637. 803. 915. 989. 1101. 1127. 1331. 1723. 2003. 2107. 2141. 2341. 2457. 2507. 2619. 2697. 2709. 2757. 2911. 2961. 2983. 2991. 3081. 3119. 3383. 3401. 3533. 3625. 3651. 3709. 3831. 3909. 3931. 3955. 4101. 4177. 4279. 4717. 4849. 4865. 5023. 5067. 5101. 5167. 5291. 5333. 5397. 5489. 6619. 6681. 6699. 6777. 6901. 7369. 7431. 7471. 7483. 7523. 7543. 7567. 7589. 7609. 7619. 7695. 7773. 7973. 8065. Ebensowenig wie Hartmann gestatten sich Wolfram und Gottfried jenes *daz ein*. — Nichts damit zu thun hat natürlich unflektiertes *ein* udgl., das Lachmann zu Iw. 105 (vgl. zu 4111) damit vergleicht: hier liegen ja syntaktisch andere Verhältnisse vor. Ueberdies verwendet Hartmann dieses unflektierte *ein* nur, wenn ein Genitiv davon abhängt, wie schon Paul, Beitr. 1, 298 bemerkt hat. Ich füge hinzu, dass auch diese Construction zu Hartmanns Zeit schon im Veralten begriffen gewesen

sein muss[1]): denn der in diesem Punkt so sorgfältige Dichter gebraucht sie im Erec noch viermal im Reim (4784 *sîner swestersüne ein*; 6714 *des wirtes garzûn ein*; 8284 *frouwen dehein*; 9408 *iuwer dinge dehein*), in den übrigen Werken aber niemals, was doch mindestens im Iwein kein Zufall sein kann, der (wegen der Namen *Iwein* und *Gawein*) mehr als dreimal so viel Reime auf *-ein* enthält, als der Erec. — Auch darauf darf man sich zur Verteidigung von *daz ein* nicht berufen, dass Hartmann *der mîn* (Iw. 4034) und *daz dîn, mîn* (1. Büchl. 1060; a. Heinr. 926; Iw. 4323. 7316) im Reime gebraucht (s. Lachmann zu Iwein 5322). Denn bei *ein* hat sich die unflektierte und die st. Form nach dem best. Artikel weit weniger fest behauptet als bei den Possessiven. Otfried z. B. (s. Kelles Glossar) sagt immer: *thaz mîn, thîn, sîn* (1, 9, 18; 2, 24, 29; 4, 7, 60) oder *thaz sînaz* (3, 16, 19 f.; 1, 1, 32) und *thes sînes* (5, 4, 56), *thên mînên* (4, 11, 48), *thie sîne* (2, 10, 10; 2, 4, 10), *thie thîne* (2, 9, 24); aber *ther eino* (4, 35, 35; 5, 7, 15), *thaz eina* (2, 3, 46; 5, 1, 5; 1, 24, 6), *thie einun* (5, 25, 81); dagegen nur éinmal *then einan* (4, 12, 21). Ebenso kommen im Tatian keine schwachen Formen der Possessiva *mîn, thîn, sîn* vor, s. Sievers' Glossar. Andere zahlreiche Beispiele, die zeigen, um wie viel fester die starke oder unflektierte Form bei den Possessiven war, bei Grimm, Gr. 4, 513 ff. und 340 (S. 407 des Neudrucks). Diesen Thatbestand ergeben auch die Werke der drei

---

[1]) Bei Wolfram finde ich folgende Beispiele: Parz. 116, 25 *ir nehein(ez)*; 377, 10 *der ... ein(e)*; Wh. 301, 20 *ir dechein(er)*; 369, 16 *iuwer dehein(er)*; 405, 17 *der schs vanen dehein(iu)*; bei Gottfried 5744 *der zwelf gesellen ein(er)*; 8655 *zweier ein(er)*; 10777 *tugenthafter herze dehein(ez)*; 12001 *der drîer ein(ez)*; 15836 *in aller dehein(ez)*; 18019 *al der dinge dehein(ez)*; aber daneben 2182 *aller der deheinem*; 13903 *aller valsche deheinen*; 17779 *irn ist niht deheiner*. — Beispiele aus andern Dichtern ausser bei Lachmann a. a. O. bei Behaghel zu En. 5033 und Grimm, Gr. 4, 455; Lanz. 729 *der schœnsten tohter ein(e)*. — Noch ungewöhnlicher muss damals bereits *ieglîch* in substantivischer Verwendung gewesen sein: Hartmann setzt das Wort in keinem seiner Werke in den Reim, und im Innern des Verses gebraucht er es nur im Erec häufig (s. Vos, a. a. O. S. 21; vgl. Haupt zu Er. 1965). Gottfried beschränkt den Gebrauch im Reime auf die Fälle, wo adjektivische Verwendung nicht möglich ist: 4563 *der vierer iegelîch(er)*; 4584. 11194 *iegelîch(er)*; 15503 *iuwer iegelîch(er)*; aber 18188 *ir iegelîche* (Nom. Sg. Fem.); 3490 *ir iegelîchen* (Acc. Sg. Masc.). Nur Wolfram gestattet sich einmal (Parz. 351, 28) *der zinnen ieslîch(er)*; sonst nur noch Wh. 260, 13 *ir ieslîch(er)*; aber Wh. 141, 9 *ir ieslîchen* (Acc. Sg. Masc.). — In Ulrichs Tristan und Reinbots Georg steht weder *iegelîch* noch *dehein* im Reime.

grossen Epiker. Während *ein* mit vorhergehendem Artikel immer nur mehr schwach flektiert wird, kennt Hartmann für die Possessiva noch ausschliesslich die starke (unflektierte) Form, erst bei Wolfram und Gottfried beginnen die schwachen Formen mit den starken zu kämpfen. Die Belege für *ein* bei Hartmann sind bereits mitgeteilt (natürlich mit Ausschluss der Fälle, wo es 'solus, derelictus' bedeutet, wie 1. Büchl. 1349 *den einen* und Greg. 3137 *der gnâdcn eine*); bei Wolfram finden sich folgende Belege: Parz. 367, 13 *diu eine*; Wh. 7, 13 *an den einen*; 102, 1 *der eine*[1]); bei Gottfried: 4881 *der selbe trahen der eine* (?); 12305 *diu eine* ('sola'); 17959 *daz obez daz eine* ('solus'). — Für die unflektierte Form der Possessiva sind die Belege bei Hartmann bereits oben gegeben; für die starke Flexion hat er nur éin Beispiel, Er. 9866 *die sîne.* Wolfram verwendet oft die unflektierte Form: Parz. 49, 14; Wh. 253, 16 *die mîn*; Parz. 74, 2. 694, 19. 787, 1 *die sîn*; 75, 2. 707, 27 *von* (*zuo*) *den sîn*; 173, 21; Wh. 100, 8 *daz mîn*; Parz. 173, 22. 749, 14; Wh. 430, 17 *daz sîn*; Parz. 358, 2 *der dîn*; 434, 1. 616, 30 *der mîn.* — Ebenso sind die Beispiele für starke Flexion zahlreich: Parz. 27, 7. 64, 3. 380, 7. 412, 3. 676, 16; Wh. 10, 10. 36, 29. 200, 22. 235, 29. 329, 3. 351, 28. 364, 17. 367, 30. 383, 25. 394, 29. 420, 26 *die sîne* (Plur. Masc.); Wh. 417, 16 *die mîne* (Acc. Plur. Masc.); Tit. 54, 4 *die sîne* (Acc. Sg. Fem.); dazu die an sich doppeldeutigen Dative Pluralis: Parz. 49, 9. 146, 15. 768, 9; Wh. 51, 18 *den mînen*; Parz. 222, 23. 479, 29. 731, 15. 764, 25; Wh. 17, 26. 23, 25. 214, 13. 360, 7. 431, 23 *den sînen*; und ein gleichfalls doppeldeutiger Acc. Sg. Masc. Parz. 355, 13 *in den sînen.* — Dem gegenüber sind die Fälle, welche schwache Flexion aufweisen ganz verschwindend an Zahl: es giebt hiefür nämlich im Ganzen nur zwei Beispiele, die aber nicht substantivirtes, sondern attributives, nachgesetztes Possessiv enthalten[2]): Parz. 498, 26 *der ane dîne*; Wh. 220, 21 *diu hôhe wirde sîne*; ein drittes wurde von Lachmann aus metrischen Gründen

[1]) Nur ohne Artikel begegnet Flexionslosigkeit: Parz. 377, 10 *er kôs im ein(e porten)*; 707, 23 *ich bestüende iuch nu wol ein*; vgl. das öfter vorkommende *wir* (*si*) *wâren ein.*

[2]) In dieser Stellung ist weitaus am häufigsten die flexionslose Form *mîn* u. s. w.; starke Flexion findet sich: Wh. 110, 22. 235, 30 *etlîche* (*die*) *mâge mîne*; neutral 9, 9 *an den goten sînen*; 51, 15 *in anderen stürmen sînen.* Dazu die merkwürdigen *sîne*: Parz. 300, 17 *von den witzen sîne* (gegen alle Hss.!); Wh. 124, 16. 414, 26 *der mâge sîne*; vgl. 50, 13 *der sîne* (Gen. Plur. Masc.). Wie man sieht, stammen mit éiner Ausnahme alle Beispiele aus dem Wh.

geschaffen, aber dann von ihm selbst wieder aufgegeben: Parz. 503, 12 *der sun sîne.* — Im Tristan ist unflektiertes Possessiv nach best. Artikel schon sehr selten: 3724 *der dîn*; 6979 *der mîn.* — Starke Flexion: 485. 1270. 19239 *die sîne* (Plur.); doppeldeutige Dative: 1569. 1665. 5219 *den sînen*; 8872 *den mînen.* — Schwache Flexion: 816. 1292 *daz sîne*; 12827 *daz mîne*; 1352 *der sîne*; 18564 *diu mîne.* Attributiv nachgesetzt: 9283. 10289 *tohter mîne* (Vocativ); 9284 *diu klâren ougen dîne.*[1])

Aus dem Dargelegten geht für mich hervor, dass einem Schriftsteller, der *daz mîn* udgl. gebraucht, deshalb noch nicht *daz ein* zugetraut werden dürfe. Und da die Reimbelege bei Hartmann für das erstere immer nur die unflektierte (oder starke) Form erweisen, für das letztere aber die schwache, so beweist auch jenes *daz ein* im 2. Büchlein, dass dieses Gedicht nicht von Hartmann herrühren kann.

v. 289 f. lauten: *an lîbe unde an sinne. Und wurde ich dar nâch inne.* Auch das widerspricht Hartmanns Gebrauch, der niemals *inne* (*werden*), sondern immer nur *innen* (*werden*) in den Reim setzt. Die Reimmöglichkeiten für *-inne* wären sehr gross: 1. Büchl. 81. 323. 471. 607. 779. 795. 869. 1115. 1291. 1425. 1591. 1830—1844; Lied. 20, 28; Er. 262. 694. 1336. 1876. 2930. 3692. 4020. 5160. 5228. 5244. 5880. 5984. 7646. 7710. 7736. 7976. 8012. 8448. 8474. 8870. 9106. 9184. 9486. 9550; Greg. 317. 323. 451. 1021. 1031. 1365. 1709. 1775; a. Heinr. 801. 811. 879; Iw. 1255. 1275. 1335. 1367. 1423. 1519. 1541. 1557. 1611. 1625. 1655. 2055. 2343. 2971. 2995. 3011. 3253. 3873. 4047. 4587. 6403. 6525. 6803. 7045. 7177. 7195. 7283. 7493. 7505. 7783. 7793. 7803. 7887. 7931. 7983. 8151. Die auf *-innen* endigenden Reime sind weit seltener: 1. Büchl. 851. 1387. 1569; Lied. 18, 5; Er. 814. 3674. 4862. 6318. 7848. 9052; Greg. 381. 3025. 3091. 3991; a. Heinr. 71. 201; Iw. 1767. 2885. 4575. 5369. 5719. 5731. 5895. 6117. 7293. 7835. Trotzdem sagt Hartmann immer (*werden*) *innen*: Er. 6742; Greg. 361. 1013. 1437. 3407; Iw. 3495. 7035. 7053. — Ebenso übrigens

[1]) In dieser Stellung ist ebenfalls die Flexionslosigkeit am häufigsten: aber die Beispiele dafür sind unvergleichlich seltener als bei Wolfram, ein Zeichen, dass auch Gottfried, wie Hartmann in seinen späteren Werken (s. Zwierzina, ZfdA. 40, 237), diese Nachsetzung als veraltet empfand und ihren Gebrauch einschränkte. — Starke Flexion: 870 *die trahte sîne*; 10290 *die herzeswære dîne.*

auch Wolfram: Parz. 570, 23 *innen* (*bringen*); Parz. 662, 3; Wh. 227, 20; Tit. 55, 1. 78, 4. 118, 2 *innen* (*werden*); Gottfried: 1061. 10447. 14567 *innen* (*werden*); 11834 *innen* (*bringen*); Reinbot: 1490. 1542. 1574. 2254 *innen* (*werden*). — Wer also das zweite Büchlein für ein Werk Hartmanns hielt, musste den Text bessernd schreiben: *innen: An lîbe und an sinnen,* wogegen nichts einzuwenden ist: mit diesem Plural findet sich der Vers wörtlich wieder im Greg. 1438, mit dem Singular *sinne* Greg. 1709; Iw. 3253.

Zu Iw. 617 und zu Walth. 98, 40 hat Lachmann die schöne Beobachtung gemacht, dass einzelne sorgfältige Dichter, vor allem die Liederdichter, alle oder gewisse Arten von Reimen vermeiden, die metrisch zweideutig sind. Für Hartmann gilt dies ohne jede Ausnahme von dreisilbigen Reimwörtern mit kurzer Stammsilbe und zwei durch *e* gebildeten Nebensilben, die durch Doppelkonsonanz getrennt sind.[1]) Wolfram gestattet sich solche Reime öfter; die Beispiele sind: *klagende* : *bejagende* Wh. 170, 1; *klagende* : *jagende* Tit. 132, 3. — *sagenne* : *bejagenne* Wh. 78, 7; *sagenne* : *klagenne* Wh. 450, 30. — *lebende* : *gebende* Wh. 64, 25. — *gebenne* : *lebenne* Parz. 373, 21; Wh. 259, 25; *gebenne* : *strebenne* Tit. 155, 3. — *lebennes* : *gebennes* Wh. 37, 21. — *ligende* : *gesigende* Parz. 539, 9. — *frumende* : *kumende* Parz. 610, 5. — Ebenso Gottfried: *tagende* : *jagende* 5511; *klagende* : *sagende* 9663. 14671. 18655. — *swebenden* : *lebenden* 2347. — *sehende* : *verjehende* 3985.[2]) — Und Ulrich im Tristan: *lebende* : *gebende* 524, 3. 537, 39. 584, 3. Nicht einmal nach Liquida der Stammsilbe erlaubt sich Hartmann solche Reime, wie Wolfram: *ze varne* : *sparne* Parz. 819, 11. — *unvarende* : *sparende* Wh. 58, 29. — *gernde*(*n*) : *wernde*(*n*) Parz. 530, 15; Wh. 155, 9. — *verholne* : *ze dolne* Tit. 158, 3. — Gottfried: *ze verberne* : *gerne* 17823. — Ulrich im Tristan: *wernde* : *enbernde* 542, 33. — Die einzige Ausnahme bei Hartmann würden die obliquen Kasus *tugende, jugende* bilden. Hier ist also sicher *tugent, jugent* zu setzen; thatsächlich behandelt auch der Dichter diese Reime immer als stumpfe mit éiner Hebung (nicht klingend, oder stumpf mit zwei Hebungen). Die Beispiele sind:

---

[1]) Das Verhalten Hartmanns bezüglich der Reimwörter des Typus *ebene* : *vergebene* lasse ich hier, als für die Frage nach der Autorschaft des zweiten Büchleins belanglos, unerörtert.

[2]) Die flektierten Infinitive fehlen, da Gottfried sie mit einfachem Nasal sprach: *segene* : *ze pflegene* 15683; *obene* : *lobene* 16711.

Er. 5900	beide schœne unde jugent. ich bin an der besten tugent.
9936	glîcher schœne, glîcher jugent, glîcher zuht, glîcher tugent.
Greg. 1177	er gesæhe von aller hande tugent nie so sinnerîche jugent
1817	swie sêre sî gescheiden diu jugent under alter und under tugent
2421	niewan von sîn eines tugent. nû waz mag im ze sîner jugent
a. Heinr. 59	mit aller hande reiner tugent. er was ein bluome der jugent.
721	dann ungeburt und untugent. unser leben und unser jugent.
Iw. 339	hie vant ich wîsheit bî der jugent, grôze schœne und ganze tugent.
1925	nû habet ir schœne unde jugent, geburt rîcheit unde tugent
2089	hât er die burt und die jugent und dâ zuo ander tugent,
2423	wol gelieben mit ir tugent. dâ was diu burt unt tiu jugent.
3137	her Iwein, sît mîn vrouwe ir jugent, schœne, rîcheit, unde ir tugent,
3517	mir hât getroumet michel tugent; ich hete geburt unde jugent,
6379	wir leiten riuweclîche jugent: wan sî sint ân alle tugent
6465	hôhe geburt unde jugent, rîcheit unde kiusche tugent,
6495	daz bî ir wünneclîcher jugent wonte güete und michel tugent.
6527	unde vreuten sich ir jugent und reiten von des sumers tugent
8141	schœne sinne unde jugent, ân ander untugent.

Scheinbare Ausnahmen bilden zwei Fälle: Greg. 865 *An rîcheit und an jugende, An schœne und an tugende.* Aber so lesen nur I K, während A bei jedem der vier Substantive den Artikel bietet, und E im ersten Vers *an der — an*, im zweiten *an ir — an ir* überliefert. Es kann also nicht zweifelhaft sein, dass hier A E zu folgen ist, zumal *an gebürte und an lîbe* unmittelbar vor-

hergeht, und *an zuht und an güete* folgt, sodass sich das angleichende Auslassen des Artikels leicht erklärt, während ein Grund für das Zusetzen desselben nicht zu finden ist. Man wird also etwa mit Lachmann, Bech und Paul (in der grossen Ausgabe) zu lesen haben:

an der richeit und an der tugent,
an der schœne und an der jugent.

Das zweite Beispiel würde a. Heinr. 33 f. liefern, wo es bei Paul heisst *Deheiner der tugende Die ein ritter in sîner jugende.* Aber A giebt *Dekeine,* B *Aller,* der Vers ist also sicher verderbt: dass er sich der Regel fügte, beweist der folgende Vers, der unmöglich dreihebig klingend gelesen werden kann.

Ueberblickt man die Beispiele, so sieht man, dass Hartmann über die Art, wie der Leser zu lesen habe, nirgends Zweifel gelassen hat. Abgesehen von den Fällen, wo Nom. oder Acc. Sg. von *jugent, tugent* aufeinander reimen, hat er entweder einen Nom. oder Acc. Sg. mit einem Kasus obliquus oder Plural verbunden, oder er hat mindestens éinen der Verse so gebaut, dass man ihn unmöglich dreihebig klingend auffassen kann (vgl. Er. 9936 f.; Greg. 865. 2422; a. Heinr. 34. 60; Iw. 6528). Von solchem Kunstverstand hat der Autor des zweiten Büchleins nichts; die Verse 519 f. lassen sich wohl vierhebig stumpf lesen: *diú an schœ́ne únde an*[1]) *júgent, án gebúrt únde an*[1]) *túgent,* aber man kann sie ebensogut oder besser dreihebig klingend auffassen: *diu an schœ́ne únde an júgende, an gebúrt únde an túgende.* Und — was noch sicherer gegen Hartmanns Weise ist — der Dichter reimt *ze klagenne* auf *ze tragenne* 337.

v. 653 f. heisst es: *müet sî daz sî mîn enbirt Und deiz sî mir gelîche swirt.* Schon Saran (a. a. O. S. 59) hat hervorgehoben, dass sich das Wort bei Hartmann nur in der älteren, sinnlichen Bedeutung 'physischen Schmerz empfinden' belegen lässt. Um dieses Argument genügend zu stützen, lasse ich eine Uebersicht aller der Reime folgen, in denen das Wort auftreten konnte:

---

[1]) *an* sichere Ergänzung Haupts.

	1. Büchl.	Lied.	Er.	Greg.	a. Heinr.	Iw.
-ar : *-ar*	6	6	67	18	5	42
-ër : *-ër*	2	—	26	5	—	28
-ërn : *-ërn* . . .	—	1	6	1	2	5
-ërne : *-ërne* . . .	1	—	2	—	6	—
-ërt : *-ërt*	5	5	14	3	1	20
-âren : *-âren* . . .	—	—	13	4	4	10
-œre : *œre*	22[1])	2	76	66	11	83
-œren : *-œren* . .	—	—	3	5	1 (652c)	—
-œret : *-œret* . . .	—	—	2	—	—	3
-ir : *-ir*.	14	1	16	10	12	25
-irt : *-irt*	—	—	3	1	1	2
-orn : *-orn* . . .	8[1])	2	32	14	4	33
	58	17	260	127	47	251

Trotz dieser Fülle (760 Beispiele) von Reimmöglichkeiten also hat Hartmann das Wort nie in moralischem Sinne gebraucht, obwohl das Substantiv und Adjektiv *swœre* in dieser Bedeutung bei ihm ungemein häufig vorkommt (im Reime: 1. Büchl. 24. 188. 395. 658. 1165. 1201. 1374. 1730. 1732; Lied. 9, 14. 16, 15; Er. 1329. 3009. 3447. 3579. 5328. 5465. 5865. 6247. 6347. 6375. 6611. 7241. 7479. 8179. 8235. 8861. 9309; Greg. 38. 408. 506. 1202. 1377. 1913. 2351. 2439. 2502. 2649. 2814. 2833. 3071. 3262. 3468. 3664. 3701. 3810. 3813. 4002; a. Heinr. 484. 546. 1043; Iw. 93. 891. 1132. 1143. 1319. 1429. 1835. 2080. 2687. 3241. 3982. 4051. 4264. 4304. 4455. 5073. 5164. 5559. 5921. 5980. 6075. 6830). — Die Beispiele, wo *swern* sinnliche Bedeutung hat, sind folgende: Er. 4212 *ein stich der ... niht enverswar*; 5136 *swem ez wart gebunden Über sîne wunden, Den geswar sî nimmer mêre*; Iw. 1354 *dan ob sî ein vinger swœre*; 1548 *ez ist der wunde alsô gewant, Si wellent daz si langer swer Dan von swerte ode von sper.* — Dasselbe scheint von Wolfram zu gelten, dessen Gebrauch ich allerdings nur hinsichtlich der Reime untersucht habe: Parz. 677, 30 *op sîne wunden sô geheilet wœren Daz die mâsen in niht swœren*; Wh. 25, 28 *als ob in ninder âder sîn Von deheinem strîte swœre*; 100, 18 *ich wœn dô ninder swœre Den marcrâven schuz noch slac*; im Versinnern Parz. 570, 13 *als ob in niender swœre lit.* — Dagegen in Gottfrieds Trist.: 763 *da von ir herze swœre*; 793 *waz Blanscheflure swœre*; 12249 *als ez uns danne riuwe birt Und innerhalp des herzen swirt*; in Ulrichs Trist.: 535,33 *den künec swœre ir swœre*; 550, 13 *ein swœre mich in dem herzen swirt.*

[1]) Im Schlussgedicht sind je zwei Reime als ein Paar gezählt.

Derselben Beschränkung unterliegt bei Hartmann der Ge-
rauch des Verbums *doln*. Die Reimmöglichkeiten sind wiederum
eträchtlich, wie die folgende Tabelle lehren mag.

	1. Büchl.	Lied.	Er.	Greg.	a. Heinr.	Iw.
-ol : *-ol*	—	3	61	31	10	44
-oln : *-oln*	—	—	—	1	—	1
-olne : *-olne* . . .	—	—	1	1	—	1
-olt : *-olt*	3	—	5	2	1	1
-olte : *-olte*	1	—	—	—	2	1
-olten : *-olten* . . .	1	—	—	—	—	3
	5	3	67	35	13	51

Das sind also 174 Reimpaare: Formen von *doln* kommen
ben nur in geringer Anzahl vor (4), und immer hat *doln*
innliche Bedeutung: Er. 552 *swie grôzen bresten ich nu dol*;
sô swære zuht ('Züchtigung') *die er dolt*; a. Heinr. 979 *daz*
n tôt durch iuch dol; Iw. 4110 *die drî der gewalt ich dol.*
ıerz udgl. empfinden' in moralischem Sinne drückt Hart-
ı aus durch *tragen*, vgl. z. B. *kumber tragen* 1. Büchl. 68. 517.
Greg. 2369; Iw. 7800. 8100; *leit* 1. Büchl. 1395; Greg. 807;
.... 1799. 2713. 4895; *schaden* 1. Büchl. 724; *schande* Iw. 4526;
[*smerzen*] 1. Büchl. 310; *kumberlichen strît* 1. Büchl. 20; *swære* Er.
3009. 6239; *vorhte* Er. 6650. — Oder durch *lîden*: *ez lîden* 1. Büchl.
994. 1118; Er. 4130. 6811; *kumber* 1. Büchl. 1645; Er. 3450. 3483.
3559. 7050; a. Heinr. 292; Iw. 5788. 7799. 7801; *laster* Er. 3253;
Iw. 4682; *leit* Er. 5318; *lêre* 1. Büchl. 577; *senede nôt* Lied. 21, 21;
riuwe Er. 3144; *swære gewonheit* Er. 9774; *kumberlîche zît* Er. 3881.
— Oder durch *dulden* (für Unkörperliches, das von aussen kommt):
haz 1. Büchl. 567; *schaden* Er. 3928; *schaden unde zorn* Iw. 2158;
schame Er. 993; *spot* Greg. 640. 1541. 7282; *spot unde schande* Iw.
5234; *ungewin* Greg. 2798; *zorn* Er. 3437. — Ebensowenig wie
Hartmann scheint Gottfried *doln* in übertragener Bedeutung zu
verwenden: im Reim wenigstens kommt es nie vor, obwohl Gott-
fried häufig entsprechende Reimwörter anwendet: 152 *-ol* : *-ol*;
1 *-olne* : *-olne*; 19 *-olt* : *-olt*; 24 *-olte* : *-olte*; 2 *-olten* : *-olten*; 1 *-oltest* :
-oltest, im ganzen also 199 Fälle. — Im Versinnern kommt das
Wort nach Ausweis der Wörterbücher nur éinmal vor, und da
hat es die ursprüngliche, sinnliche Bedeutung: 12602 *si dolte sô*
gemache ('liess über sich ergehen' von Brangäne in der Braut-
nacht). — Als Gegenstück zu Hartmanns und Gottfrieds ein-

geschränkter Verwendung von *doln* mögen die Beispiele folgen, die Wolframs Werke im Reim liefern, wobei ich die Scheidung zwischen sinnlicher und geistiger Bedeutung aufgebe, da beide öfter ineinander übergehn: *schamende arbeit* Wh. 315, 14; (*armuot*) Wh. 282, 26; *dienest* Parz. 277, 11. 774, 6; (*êrc unde gemach*) Wh. 130, 9; *freude und angest, jâmer* Parz. 302, 30. 672, 18; *gevancnusse* Parz. 387, 7; (*hunger*) Parz. 184, 17. 190, 4; *jâmer* Parz. 159, 25; Wh. 451, 14; *glüende koln* Parz. 459, 8; *kumber* Parz. 583, 18; Wh. 348, 13. 371, 21. 385, 8; *kurzwîle* Parz. 725, 19; Wh. 268, 10; *minne* Parz. 365, 2; Tit. 109, 4; *nôt* Parz. 342, 24. 607, 6; Wh. 231, 11; Tit. 158, 4; *pîne* Wh. 50, 15. 369, 23; *reise* Parz. 797, 12; *riuwe* Parz. 547, 26; *ruowe* Parz. 499, 30; *schaden* Wh. 20, 1. 94, 22; *schande* Wh. 437, 26; *schumpfentiure* Parz. 270, 27. 742, 9. 768, 8; Wh. 463, 14; *sorge* Wh. 7, 1; *spotten* Parz. 358, 7; *sterben* Parz. 617, 30; (*tôt*) Parz. 245, 15; *werdekeit* Parz. 311, 30; *wünne* Tit. 17, 1; *wünsche* Parz. 75, 21. 510, 26; *würfe* Parz. 569, 2; *zol* Wh. 113, 28; 'anzuhören' Parz. 462, 7; 'das Verschweigen des Namens' Parz. 608, 9; dazu vielleicht noch *prîs* Wh. 303, 6, wo allerdings Wackernagel *geholt* st. *gedolt* vorschlug. — Ausserdem gebraucht Wolfram noch das Substantiv *dol*, das Hartmann und Gottfried überhaupt nicht kennen: *gerndiu dol* Parz. 157, 16; *jæmerlîchiu, jâmers dol* Parz. 126, 30. 430, 10. 579, 28; *kumbers dol* Parz. 468, 2. 660, 26; *smæhiu dol* Wh. 181, 12; *sorclîchiu dol* Wh. 399, 8; *swachiu dol* Wh. 290, 30; *der brœden werke dol* Parz. 466, 30. — Von Wolfram haben dieses Substantiv Reinbot, Georg 771 *wê der jæmerlîchen dol* (= Parz. 126, 30), und Ulrich, Tristan: *kumberlîchiu dol* 512, 30. 517, 24. 568, 31. 571, 6; *kumbers dol* 530, 34; *siecheite dol* 535, 20.

Somit ist der Vers 402 im zweiten Büchlein (*den swæren kumber den ich dol*) gänzlich gegen Hartmanns Sprachgebrauch, ja vielleicht mittelbar oder unmittelbar durch Wolframs häufige Verwendung dieser Verbindung veranlasst: auf den Parzival deutet ja wohl auch v. 540 *manegen ungestapten eit*, ein Ausdruck, der Hartmann durchaus fremd ist, dagegen Parz. 498, 3 wörtlich wiederkehrt.

v. 30 *ich lêre in einen snellen list.* Hartmann gebraucht *list* ungemein häufig: mit Artikel oder Pronomen, ohne Adjektiv 1. Büchl. 151. 307. 712; Lied. 12, 18; Er. 1326. 4998. 6228; Greg. 54. 1653. 2437; Iw. 4125. 4421; *mit listen* Er. 416. 4410. 5010. 5458. 5530; Iw. 947. 5319; *mit deheinen listen* Er. 5266; er verbindet *list* mit

solher 1. Büchl. 221; *bezzer* 1418; *beste* 1615; Greg. 1192; *karger* Lied. 14, 14; *allen sînen* Er. 3154; *schœnen* 3842; *gnædeclîchem* 6070; *schœniste* 6230; *starker* 7598; *dem selben* Greg. 1195; *süezen* a. Heinr. 1364; *vil cleiner* Iw. 1299; (*allen*) *argen* 7681. 7927; *valschen* 7901; oder er lässt einen Genitiv davon abhängen: *deheines mannes* 1. Büchl. 48; *des hellehundes* Greg. 333; *der wîsen arzâte* a. Heinr. 182; *ir deheines* 578; *niemannes* Iw. 7877; oder er nimmt das Compositum *zouberlist* 1. Büchl. 1275. 1308; Er. 5168; Iw. 1284 (Plur.); oder er gebraucht den Plural: *kreftecliche liste* Er. 5240; *schœnen wîbes* 3940; *alsô schœnen* Iw. 626. Aber *snel* nennt er den *list* nirgends; dieser Umstand wird von Gewicht, wenn man erwägt, dass dieses Wort, das Hartmann überhaupt sehr selten gebraucht, nur éinmal (Er. 1642) in übertragener Bedeutung verwendet wird, vgl. Vos a. a. O. S. 31 und 10, wo 1 *snel*, 2 *snelheit* und 3 *snelle* (darunter 2 unsichere) aus dem Erec, und 1 *snelle* aus dem 1. Büchlein verzeichnet sind.

Im Vorstehenden habe ich eine Reihe von Erscheinungen sprachlicher, reimtechnischer und semasiologischer Art angeführt, die in den zweifellos echten Dichtungen Hartmanns nicht begegnen. Der Beweis gegen die Echtheit des zweiten Büchleins lässt sich auch noch auf eine andere Art führen: indem man zeigt, dass das Gedicht in die chronologische Reihe der echten Werke ganz und gar nicht einzufügen ist, da es auf der einen Seite durch zahlreiche Parallelstellen mit dem letzten Werke Hartmanns, dem Iwein, verbunden ist, also unmittelbar vor oder nach diesem entstanden sein muss, auf der andern Seite aber eine Reihe von Eigentümlichkeiten besitzt, die Hartmann sich nur in seinen früheren Dichtungen gestattet hat, nicht mehr auf der Höhe seiner formalen Kunst.

Ich beginne diesen Beweis mit einer Zusammenstellung der Parallelen, die sich zu Versen des zweiten Büchleins aus Hartmanns Werken beibringen lassen[1]): die augenfälligsten und darum wichtigsten hat bereits Saran S. 109 ff. seiner Schrift gesammelt; diese sollen hier nicht wiederholt werden. Ich habe in meine Liste viele Verse aufgenommen, denen ich entscheidendes Gewicht keineswegs beilege, von dem Gedanken ausgehend, dass es für den

[1]) Auch Wiederholungen im Gedichte selbst sind nicht selten: 135 ∾ 676; 155 = 465; 262 = 803; 463 = 481; 673 = 723; 697 = 753; 713 = 750; 747 = 757.

Leser leichter ist, die Liste durch Streichungen zu verringern, als durch eigene Lektüre zu vergrössern. Manche Parallelen sollen nur zeigen, wie sich der Dichter in Hartmanns Wortstellung, Reimgebrauch udgl. eingelebt hat, andere mögen gerade durch ihre Abweichungen für eine metrische Untersuchung von Interesse sein.

2. Büchl.	
2	Er. 7137
und gienge dehein wort mê	dar in gienc dehein tor mê
	Greg. 162
	deheiniu sünde mê
	Greg. 3107
	deheinen scherm mê
3	Iw. 7597
dem herzen sô nâhen	dem hazze alsô nâhen
9	Er. 9774
diu vil swære gewonheit	diu swære gewonheit
16	1. Büchl. 596
der ie herzeliep gewan	der in der werlt ie liep gewan
28	1. Büchl. 1606
sô nem er mich ze râtgeben	si nement dich niht ze râtgeben
32	Greg. 2381
er tuo als ich dâ habe getân	als ich hiute hân getân
39	1. Büchl. 311
daz erger kan ich, deist mîn slac	daz ist mîn aller meister slac
49	Greg. 1205
ernerte: und dem tôde erwerte	nerte: sîniu kint erwerte Dem bitteren [hunger
53	a. Heinr. 1452
die wîsen Loben unde prîsen	die wîsen Râten unde prîsen
67 f.	Greg. 2223
daz allerbeste ritters leben	daz ist daz aller beste leben
daz got der werlde hât gegeben	daz got der werlde hât gegeben
	(vgl. 1507)
75	Greg. 1172
sæligiu kint	als ein sæligez kint
79	Iw. 44
ûf daz selbe wunschleben	in alle wîs ein wunschleben
	a. Heinr. 393
	daz mir daz selbe wunschleben
81	Iw. 3779
in mîner frouwen gewalt	in der frouwen gewalt
	Er. 5374
	in unsers herren gewalt
84	1. Büchl. 1446
daz mîn genâde vienge	daz sî mîn gnâde gevienge
	1. Büchl. 86
	ob sî mîn genâde vienge

2. Büchl.	
88 gernowet unz an mînen tôt	Er. 10104 unz an sînen tôt
89 gekrœnet unde geêret	a. Heinr. 81. Er. 9946 geprîset unde gêret
780 gewirdet unde geêret	a. Heinr. 975 geliebet unde gêret
105 daz mir ze sælden ist geschehen	Greg. 2676 des im ze guote sî geschehen
114 swer nû sîn selbes ruochet	1. Büchl. 1135 und sîn selbes ruochet
122 daz ze disem lîbe	Greg. 3906 mirn möhte ze disem lîbe
123 niemen ist ein sælec man	Greg. 1690 er wirt vil lîhte ein sælic man
124 wan der nie sælden teil gewan	Er. 2667 der doch nie lasters teil gewan Greg. 2720 des er teil nie gewan
126 der weder grôz noch kleine	Greg. 3464 grôz unde kleine
131. 579 senediu nôt	Greg. 830. 851 u. ö. senediu nôt
139 aller sælden beste	Iw. 6119 aller liute beste
141 aller hande leit: gewarheit	Greg. 771 gewarheit: deheiner slahte leit
143 manne unde wîbe	= a. Heinr. 122; vgl. Er. 9471. 9512; Iw. 4399. 7211
144 ze sêle und ze lîbe	= Er. 569
149 er tuot dem lîbe starke wê	Iw. 2634 ez tete im an dem lîbe wê Greg. 1204 des wart sîm lîbe dicke wê
158 sazte sî enwâge	Er. 5478 du setzest enwâge
167 des sî mir liebes hât getân	Er. 4871 swaz ir mir liebes habt getân Iw. 2072 daz er mir leide hât getân 3132 daz er ir laster h. g. 5002. 7479 swaz ir im leides habt g. 7748 des ir mir guotes hânt g.
169 alle mîne tage	= Lied. 15, 16; Iw. 4603.

2. Büchl. 183	Iw. 2838
dâ hœret grôziu ahte zuo	dâ hœret grôz kumber zuo
	Greg. 3806
	dâ hœret danne gewalt zuo
195	Er. 4386. 8491
die sô gar undr in beiden	(dan) under in beiden
197	Greg. 2217
als diu werlt unde got	wider die werlt und wider got
199	1. Büchl. 1284
ze rehte solde begân	swer in ze rehte sol begân
200	Er. 2467
der darf den sin niht ruowen lân	der dorfte dougen niht ruowen lân
203 f.	Greg. 1585 f.
ob er ie liebes wart gewent, sô sich dar nâch sîn herze sent	sô man mich der buoche wente, wie sich mîn herze sente
212	Iw. 3012
ich bin sô kranker sinne	ich wære kranker sinne
220	1. Büchl.
dar zuo hân ich ze schœnen sin	dar under hân ich schœnen sin
222	Iw. 6029
enzwischen von in beiden	zwischen in beiden
228	Er. 3859
die sô gar sint âne sin	iedoch sô gar âne sin
242	Er. 507
wan daz mir behabet den strît	ich behabete den strît
246	Er. 1487
mîne juncfrouwen	sîne juncfrouwen
258	Er. 9527
swâ ir wille an geschiht	dâ ir wille an geschiht
261. 575	
got der guote	= Er. 3149. Greg. 920. 929. 2756
265	Iw. 2486
swâ sî immer kan	swâ er iemer kan
266	Iw. 2335
so enwære ich niht ein sælec man	sô wær ich ein unsælic man vgl. Greg. 3739
289	
an lîbe unde an sinne	= Greg. 1709. Iw. 3253; vgl. Greg. 1438
293	Er. 1174
als ab mir mîn herze seit	und als mir mîn gemüete seit
294	Iw. 6414
so weiz ich mit der wârheit	und wizzet mit der wârheit
295	Lied. 9, 2
od von gewissem wâne	bî ungewissem wâne
296	Er. 596
daz mîn frowe ist âne	daz ichs wurde âne
316	
etlîchen rât	= Greg. 469

2. Büchl. 319	Iw. 4118
swaz uns nû leides geschiht	swaz mir leides geschiht
328	Iw. 2869
und daz ir sî von herzen leit	wan ir ist von herzen leit
	814 ezn wær im doch von herzen leit
352	a. Heinr. 398
daz mir êre unde guot	daz si êre unde guot
358	a. Heinr. 776
dem si wol ir lîbes gan	dem ich wol mîns lîbes gan
367 f.	Greg. 2544 f.
von leide nâch entwichen	diu rôsenvarwe entwichen,
und mîn freude erblichen	diu schœne varwe erblichen
380	1. Büchl. 1516
daz ich der liute tôre bin	ob ich nicht gar ein tôre bin
386	Er. 4503; a. Heinr. 616; Iw. 1031. 2989
als ich iu bescheide	als ich iu (nû) bescheide
389	Er. 4365
unkumberlîche stât	unwilleclîchen stât
400	Greg. 1796
mîner kurzen tage	dîne kurze tage
416	1. Büchl. 244
als er vil manegen tuot	als er noch vil manegen tuot
	Iw. 1419
	als si manegem tuot
419	Greg. 556
nâhen gât	aller nâhest gât
425	Greg. 1790
sône wirt sîn nimmer rât	unde enwirt dîn niemmer rât
	Greg. 3982
	und wirt sîn nimmer mêre rât
430	Iw. 4392
der nie deheine swære gewan	der nie deheine nôt gewan
433	Iw. 7209
im ensî der wehsel bereit	onch was der wehsel sô gereit
434	
beide liep unde leit	= Er. 2831
435	Iw. 7485
liep bî leide	liebe bî leide
438	Er. 1779
ob winters niene wære	ob der mâne niene wære
444	Er. 4950
liep unde wert	liep ode wert
447	Iw. 1501
swes trûren alsô stât	swes sin aber sô stât
464	= Er. 4866. 8532. 8554. 9571; Greg. 1632
unz an disen tac	
472	Greg. 1711
hier an bin ich gar ein zage	unde bin ich aber ein zage

2. Büchl. 475	Iw. 6223
michels mê	michel mê
478	Iw. 6115
für die rehten wârheit	bî der rehten wârheit
	vgl. Greg. 2225. 3888
479	Greg. 1708
ein wol frumer man	ein rehte frumer man
	1856
	ein harte frum man
489	Iw. 6324
ichn sî in grôzen kumber komen	und sîn in disen kumber komen
492	Er. 9688
swâ mir an strîte gelanc	an dem strîte gelanc
496	Iw. 8077
habent sî wâr geseit	hâstû mir wâr geseit
	vgl. Greg. 1563. 2134. 2817
497	Greg. 1711
sô bin ich gar ein leider zage	unde bin ich aber ein zage
506	Iw. 5078
sô hân ich se unheiles gesehen	sî heten heiles gesehen
519 f.	Greg. 865
diu an schœne unde an jugent,	an (der) rîcheit und an (der) jugent,
an geburt unde an tugent	an (der) schœne und an (der) tugent
	vgl. Er. 5900; Iw. 1925
	schœne unde jugent
521	a. Heinr. 306 f.
ir nimmer entwiche einen fuoz	niemer entwîchen ... einen fuoz
	vgl. Lied. 22, 19
525	1. Büchl. 82
und dienet ir umbe ir minne	ir dienen umbe minne
527	Er. 3014
daz ich an ir arme gelac	an ir arme lac
532	Greg. 1762
als ich solte	als ich solde
535	Greg. 3621
der ich dâ bin	dâ mit ich dâ bin
538	Lied. 6, 18
dû minnest anderswar	sô wil ich dienen anderswar
539	Iw. 2979
sô swuor ich für die wârheit	wan ich sagt ez für die wârheit
542	Er. 7569
und swaz ich dinges mêre begienc	swaz er dinges begie
548	Greg. 662
bêde sinne unde lîp	diu beidiu sinne unde lîp
557	Iw. 277
und volgtes ouch ein wîle	dem volgte ich eine wîle
561	Er. 2722
immer nâch ir gwonheit	und nâch sîner gwonheit

2. Büchl. 569 f.	Greg. 2277 f.
und hât mich alsô alle wege	die tavel hât er alle wege
in sîner heimlichen pflege	in sîner heimlichen pflege
573	= Er. 7388; Greg. 2135; Iw. 7269, vgl. Er. 7520
alsô grôz als umbein hâr	
574	Greg. 6
sô weiz ich rehte für wâr	nû weiz ich daz wol für wâr
582	Greg. 1118
der gloubete vaste dar an	unde geloubent starke dar an
584	Iw. 3153
ein leit ode ein ungemach	daz si leit und ungemach
601	Greg. 3508
mîn freude unz ich ir wol enbir	wand ich der êren wol enbir
608	Greg. 3998
ezn sî daz ich ez noch gesehe	daz er iuch noch gesehe
622	
beide wip unde man	= Er. 8454. 8908; vgl. Greg. 3761
626	Greg. 3821
und wirt der Unsælden kneht	und wirt wider des tievels kneht
636	Er. 6042
sît mir mîn dinc ist alsô komen	sît mir mîn dinc alsô ist komen
642	Iw. 2493
swa er rehte od unrehte tuot	swâ er rehte tuot
644	Iw. 5000
ouch wil ich mit der wârheit	und wil sich mit der wârheit
646	Iw. 2431
sul wir beide lange leben	suln diu mit liebe lange leben
667	
spâte unde fruo	= 1. Büchl. 444. 548
671	a. Heinr. 636
daz herze brechen	mîn herze brechen
672	a. Heinr. 635
die ich dâ hœre sprechen	dan ich dich hœre sprechen
688	Greg. 2505
dâ stêt mîn untrôst aber an	und stuont ir trôst doch gar dar an
695	
daz ist daz mir den schaden tuot	= 1. Büchl. 88
713. 750	Iw. 578 f.
daz schadet ir an mir niht ein hâr	daz schadet ..... An ir schœne niht [ein hâr vgl. 1. Büchl. 1257
724. 777. 804	
diu guote	= Greg. 1963. 2235; Iw. 1681. 7691. 7941
732	Iw. 7459
si ensî mit stæte überladen	mîn herze ist leides überladen vgl. Greg. 804. 1682; Er. 5920
737	
deheiner slahte guot	= Greg. 2419

2. Büchl. 744	1. Büchl. 185
ê einiu spræche zuo mir	daz sî spræche zuo mir
747. 757	Greg. 1540
sô muoz sî (iz) ze allen zîten	sô muost dû ze allen zîten
759	1. Büchl. 1240
ob uns ouch daz niht helfen sol	daz ist daz dich noch helfen sol
775	
schaden unde spot	= Iw. 775
778	Iw. 7299
diu kiusche gemuote	diu suoze gemuote
785	= 1. Büchl. 637; Er. 5942; Greg. 269.
beide sêle unde lip	2647. 3935; a. Heinr. 735, vgl. 682
786	Er. 5943
alsô von rehte ein sælec wîp	als von rehte sol ein wîp
811 f.	Greg. 2363 f.
kleinez büechel, swâ ich sî,	zewâre, vrouwe, swaz ez sî,
sô wone mîner frowen bî	im wont ein grôziu swære bî
816	
ze allen zîten bî	= Er. 9431
821	
waz mac ich nû sprechen mêre	= Iw. 7529
823	Iw. 2798
sô minne ich sî ze sêre	der minnet et ze sêre

Die Reihenfolge der Werke Hartmanns halte ich nach den Beobachtungen Lachmanns und Haupts, sowie Zwierzinas (ZfdA. 40, 237. 239. 241; AfdA. 22, 189. 195) und teilweise auch Vos' (a. a. O.) für sicher ermittelt: 1. Büchl. und Lied., Er., Greg., a. Heinr., Iw. Wie die von Saran und eben von mir gesammelten Parallelen zwischen dem zweiten Büchlein und dem Iwein beweisen, müsste das Büchlein, falls man es Hartmann zuschreibt, in die nächste Nähe des Iwein gerückt werden, also unmittelbar vor oder nach diesem entstanden sein. Dazu würde auch die folgende Beobachtung nötigen.

Bekanntlich hat Hartmann im Laufe seiner schriftstellerischen Thätigkeit in dem Gebrauch gewisser Formen von *ich mac* geschwankt (vgl. Lachmann in Beneckes Anm. zu Iw. 8121; Haupt zu Er. 419). Die Belege für *mahte(n)* sind: Er. 419. 1545. 2321. 2973. 3443. 6317. 8126. 9985. 10021; Greg. 727. — *mähte* reimt auf *geslähte* Er. 4522; Greg. 1279. 1497. — *mege(n)*, *megt* findet sich: Er. 4687. 5769; Iw. 1043. 7144. 7203. 7405. — *mac* steht im Reim: 1. Büchl. 51. 89. 133. 218. 300. 312. 393. 537. 663. 842. 853. 1381. 1399. 1435; Lied. 10, 24. 13, 16. 13, 25. 16, 23. 21, 30; Er.

143. 267. 306. 491. 1091. 1134. 2680. 3289. 3571. 4538. 4626. 4684. 4856. 4867. 5165. 5361. 5559. 6399. 7570. 7639. 8122. 8438. 8532. 8555. 8581. 8707. 8796. 8873. 9153. 9210. 9571; a. Heinr. 795. 919. 1145. 1246; Iw. 26. 51. 270. 864. 1891. 2134. 2776. 2939. 3129. 4142. 4754. 4798. 4958. 5034. 5225. 5468. 5706. 7412. 7440. 7500. 7546. 7893. 8119. — *mohte(n)* findet sich: Er. 731. 893. 1348. 1836. 2274. 2593. 5717. 8602. 9144. 10120; Greg. 277. 1082. 1648. 3260; a. Heinr. 329. 591. 1019; Iw. 737. 812. 3765. 3875. 4944. 5813. 7115. 7295. — *möhte(n)* Er. 273. 7083. 9504; Greg. 2109. 2237. 2442; a. Heinr. 14. 552. 571. 890; Iw. 504. 1068. 1147. 1527. 5020. 6725. 7539. — *müge* Iw. 7985. — Aus diesem Material geht folgendes hervor: die Formen *mohte(n)*, *möhte(n)* hat Hartmann zu allen Zeiten gebraucht, ebenso den Conjunctiv *mege(n)*, dessen dialektische Natur dem Dichter wohl nicht bekannt war. Dagegen muss er auf die beschränkte Geltung der übrigen *a*-Formen aufmerksam geworden sein, sei es durch Aenderungen der Schreiber oder durch direkte Aeusserungen aus dem Kreise seiner Leser: denn von Greg. 1500 ab findet sich weder *mahte(n)* noch *mähte(n)*. Und, was noch auffälliger ist, der Dichter meidet im Gregorius auch die Form *mac* vollständig, die doch im 1. Büchlein unter je 137 Versen éinmal vorkommt, im Er. unter je 327, im a. Heinr. unter je 380 und im Iw. unter je 355, so dass für den Greg. 11—29 Belege zu erwarten wären. Einen inneren Grund, *mac* zu vermeiden, gab es nicht, und deshalb halte ich die Erklärung für sehr wahrscheinlich, die mir Zwierzina gab, der unabhängig von mir auf das Fehlen dieser Form im Greg. aufmerksam wurde: er meinte, dass Hartmann zur Zeit der Abfassung des Greg. von dem dialektischen Charakter der Formen *mahte, mähte* Kenntnis erhielt, und irrtümlicherweise auch *mac* wegen seines *a* unter die zu meidenden Formen rechnete. Auch das Fehlen des *mac* würde also dazu stimmen, dass Hartmanns geändertes Verhalten gegenüber den *a*-Formen in die Zeit fällt, wo er am Greg. arbeitete. Am spätesten endlich, nämlich erst im Iw., hat der Dichter sich der *u*-Form im Präsens bedient. — Im zweiten Büchlein nun kommt neben den neutralen *möhte* (711) und *mege* (323), sowie neben *mac* (40. 59. 152. 463. 481) auch *müge* vor (511), und damit stellt es sich neben den Iwein. — Es könnte befremden, dass Hartmann später *mahte, mähte* gemieden haben sollte, nicht aber *mege(n)*: aber denselben Sachverhalt zeigen Wolframs Reime: *megen* (*-et*) steht Parz. 674,12. 743,12. 783,11; Wh. 246,26. 394,22;

da daneben niemals *muge(n)*, *müge(n)* vorkommt, so war die *e*-Form sicherlich Wolframs Dialekt gemäss, aber er erlaubte sich erst vom Ende des 13. Buchs an ihre Verwendung im Reime. — *mahte(n)*, *mähte(n)* fehlen durchaus, obwohl genügende Reimmöglichkeiten vorhanden sind: er kennt nur *mohte(n, -er)* Parz. 129, 14. 211, 22. 328, 21. 358, 18. 383, 19. 480, 29. 527, 16. 666, 1. 703, 4; Wh. 35, 27. 66, 15. 91, 18. 96, 11. 154, 2. 187, 4. 222, 4. 234, 4. 250, 26. 413, 5; und *möhte(n)* Parz. 489, 11. 512, 5. 588, 30. 761, 25; Wh. 5, 27. 17, 7. 58, 23. 64, 3. 66, 2. 280, 29. 378, 27. — Gottfried dagegen gebraucht *mohte(r)* 373. 1878. 8652. 9033. 18703. 18910 und *möhte(n)* 1195. 9186. 10831. 13611 und daneben *mahte* 838. 11898. 15168. 15900 und *mehte* 1488, aber niemals *mege(n)*, sondern nur *mugen* (oder *mügen*) 1948 und *müge* 7770. 10353. 10487. 11344. 11642. 14079. 14415. 15468. 16427. 17018. — Sein Fortsetzer Ulrich reimt (abgesehen von *du maht* 580, 25): *mahte* 527, 12 und *mohten* 590, 3, *möhten* 552, 7. 558, 11; *mege(n)* 502, 28. 516, 26. 536, 28. 561, 37. 562, 40. 570, 1. 574, 11. 580, 35 neben *mügen* 516, 19. 544, 11. Der leichteren Uebersicht halber stelle ich die Formen wiederum in einer Tabelle zusammen.

	mac	*mahte(n)*	*mähte(n)*	*mohte(n)*	*möhte(n)*	*mege(n)*	*mugen*	*müge(n)*
1. Büchl.	14	—	—	—	—	—	—	—
Lied.	5	—	—	—	—	—	—	—
Er.	31	9	1	10	3	2	—	—
Greg.	—	1	2	4	3	—	—	—
a. Heinr.	4	—	—	3	4	—	—	—
Iw.	23	—	—	8	7	4	—	1
Gottfr.	15	4	1	6	4	—	1 (?)	10
Wolfr.	49	—	—	19	11	5	—	—
Ulr. Trist.	11	1	—	1	2	8	—	2

Eine noch engere Begrenzung ermöglicht die Beobachtung, dass im zweiten Büchlein v. 135 und 676 die Form *ich entstân* im Reime auf *hân* erscheint. Dadurch wäre man genötigt, das Gedicht vor den Iwein zu setzen. Zur Begründung muss ich wieder weit ausholen. Die Formen des Präs., des Inf. und Part. Prät. von *stân, gân* sind in Hartmanns Werken folgende.

Infinitiv im gesicherten Reim auf *-ân* (*lân, hân* udgl.). *gân*: 1. Büchl. 137. 534. 716. 736. 1097. 1284. 1337. 1871; Lied. 6, 22. 16, 10. 20, 15; Er. 681. 3430. 3471. 3930. 3953. 4005. 4099. 4806. 5991. 6380. 6696. 6842. 6912. 7979. 8149. 8196. 8260. 8751. 8867. 9028. 9381. 9525. 9565. 9914; Greg. 854. 1016. 1623. 1834. 2382.

2387. 3398. 3416; a. Heinr. 1186. 1291. 1502; Iw. 323. 351. 643. 721. 1152. 1512. 1747. 2806. 3244. 4100. 4238. 4246. 4374. 4509. 4638. 5262. 5288. 5311. 5592. 5973. 7124. — *stân* im gesicherten Reim: 1. Büchl. 192. 416. 510. 1869; Er. 216. 1019. 1029. 1222. 1397. 1483. 2045. 2838. 3039. 3053. 3078. 3131. 3632. 3726. 3836. 4573. 5272. 5286. 5497. 6453. 6833. 6837. 7023. 7086. 7820. 8061. 8111. 8169. 8331. 8348. 8575. 8665. 8669. 8792. 8902. 8968. 9004; Greg. 78. 467. 582. 921. 2053. 2346. 2736. 2997. 3582. 3642; a. Heinr. 679. 684. 847. 1277. 1496; Iw. 716. 1902. 2043. 2469. 2483. 3609. 3867. 4355. 4661. 4731. 4756. 4800. 4887. 4977. 5181. 5265. 5303. 5707. 6187. 6600. 6637. 6673. 6685. 6689. 6698. 6821. 7226. 7356. 7416. 8045. — Dazu folgende neutrale Reime, wo die Infinitive *gân* und *stân* miteinander gebunden sind: Er. 692. 832. 1366 (Haupt aus Versehen *gên, stên*). 3410. 4624. 5392. 6108. 6626. 7626. 8486. 8986. 9610; Greg. 2191; a. Heinr. 1205; Iw. 473. 1241. 5567. 6425. 6703. — Endlich *stân* (: *gegân*, Part.) Er. 5718; *gân* (: *ich stân*) a. Heinr. 1141.

Partic. Prät.: *begangen* 1. Büchl. 1876; Er. 442. 5414. 5441; Greg. 2905; Iw. 4918; *ergangen* Er. 1104. 2677. 4599. 5646. 9539; Greg. 985; Iw. 3145. 3298. 3748. 6814. 8091 (*unergangen*); *gegangen* Er. 1155. 1224. 8737; Greg. 516; Iw. 80. 785. 1705. 1738. 2077. 2248. 4380. 7476; *missegangen* Iw. 1130; *übergangen* Iw. 3087; *umbegangen* Er. 7135; *zergangen* Greg. 219; Iw. 6074. — *entstanden* Er. 1232. 9897. — *begân*[1]) Er. 2706; *ergân* 2852. 9635; Iw. 3694; *gegân* Er. 5719.

1. Pers. Präs. Ind.: *ich gân*[2]) Er. 4963; Greg. 2573 (*begân*). — *ich stân* Lied. 16, 12 (*entstân*). 20, 17; Er. 5791; a. Heinr. 746 (*bestân*). 1141. — *ich stên* Iw. 4184; 2111 (*Vriênes* : *ich verstênes*). — Daneben erscheint als dritte Form *ich bestê* im Greg. 1415 f.: *ich hœres weizgot niemer mê, Wande ich niht langer hie bestê.* Die Conjectur Lachmanns, die den Conjunctiv herstellt (*Wan deich iht l. h. b.*) liesse sich durch Hinweis auf Greg. 1731; Er. 4740 stützen, ist aber gegenüber der Uebereinstimmung der drei Hss. doch wohl zu kühn.

2. Pers. Präs. Ind.: *begâst* 1. Büchl. 58. 1195; a. Heinr. 942. — *stâst* a. Heinr. 1088.

3. Pers. Präs. Ind.: *gât* 1. Büchl. 338. 470. 648. 671. 823. 957.

---

[1]) Vgl. Benecke und Lachmann zu Iw. 3694.

[2]) Vgl. Lachmann zu Iw. 2112.

1121. 1619. 1771; Lied. 14, 9. 16, 11; Er. 713. 723. 1719. 2182. 7797; Greg. 34. 556. 697. 1519. 2718. 3000. 3957; a. Heinr. 774. 809; Iw. 627. 943. 3421. 4005. 4746. 5054. 6151. — *stât* 1. Büchl. 112. 285. 354. 536. 662. 760. 1009. 1101. 1132. 1140. 1773; Lied. 4, 28. 11, 5. 11, 26. 12, 2. 19, 9; Er. 337. 478. 501. 648. 1589. 2256. 2915. 3151. 3785. 4365. 5798. 5970. 6002. 6195. 6460. 7289. 7975. 8000. 8032. 8628. 8790. 9576. 9961. 10043; Greg. 4. 488. 531. 1162. 1560. 1662. 1784. 2601. 2987. 3400. 3522; a. Heinr. 918; Iw. 202. 1502. 1644. 2066. 2476. 3168. 3855. 4512. 4884. 5289. 5810. 6020. 6052. 6096. 6487. 7850. 8050. — *gât* : *stât* 1. Büchl. 95.[1]) 343. 451. 1069; Greg. 2847. 3987;[2]) a. Heinr. 1149; Iw. 2395. 4077. — Die *ê*-Formen könnte man im 1. Büchl. 1579 f. für gesichert halten, da das nächste Reimpaar auf *-ât* ausgeht (vgl. Lachmann zu Iw. 4842): aber auch 349 ff. und vielleicht 509 ff. (doch s. Lachmann zu Iw. 5522) folgen vier gleiche Reime aufeinander. Zudem kann man ebensogut die Conjunctive *verstê* : *ergê* einsetzen. Sicherheit ist hier also nicht.

1. Pers. Plur. Präs. fehlt.

2. Pers. Plur. Präs.: *ir gât* Er. 3618. — Neutral: *ir stêt* : *ir gêt* Iw. 4035; da man, wie der Beleg aus dem Erec zeigt, gegen Hartmanns Sprache auf keinen Fall verstösst, wenn man hier *stât, gât* schreibt, so würde ich dies gegenüber Lachmanns *ê*-Formen bevorzugen.

3. Pers. Plur. Präs.: *sî gânt* Er. 6337. — *sî stânt* Er. 8100; Iw. 509.

1. Pers. Sg. Conj.: *stê* Er. 1252; *bestê* Greg. 1731; Iw. 4793.[3]) Eventuell, wenn man Lachmanns Besserung annimmt, gehört auch Greg. 1416 hierher, s. oben unter der 1. Pers. Sg. Ind. — Neutrale Reime: *ich stê* (: *sî zergê*) Er. 8558; *ich gestê* (: *daz ergê*) Greg. 2047; *ich gê* (: *daz stê*) Iw. 4909.

2. Pers. Sg. Conj. fehlt.

3. Pers. Sg. Conj.: *gê* 1. Büchl. 229. 493. 1212. 1394; Er. 3376. 6888. 8359. 8494; Greg. 820. 1638; a. Heinr. 1265; Iw. 2160. 5487. — *stê* 1. Büchl. 439. 481. 1491; Er. 4740; Greg. 161; a. Heinr.

---

[1]) Haupt schreibt ohne Not *gêt* : *stêt*.

[2]) Hier geht ein Reimpaar auf *-ât* voraus; aber der Vierreim ist Absicht: er bezeichnet den Schluss der Erzählung.

[3]) Lachmann meinte (a. a. O.), hier liege 'vielleicht' Indic. vor; aber die Stelle lautet: *ich sage iu wie ich in bestê*, und ich sehe keinen Grund, hier den Conj. abzulehnen.

1095; Iw. 594. 1034. 4088. 4106. 6316. 7712. — Neutrale Reime: *er stê* : *er gê* 1. Büchl. 1485; *zergê* (: *ich stê*) Er. 8558; *ergê* (: *ich gestê*) Greg. 2047; *stê* (: *ich gê*) Iw. 4909.

1. Pers. Plur. Conj.: *gân* Er. 909.

2. Pers. Plur. Conj.: *ir stât* Er. 1281. 8513.

3. Pers. Plur. Conj.: *si bestân* Er. 7637.

Das Schwanken Hartmanns bezüglich der Form der 1. Pers. Sg. Ind. fordert eine Erklärung. Man darf schwerlich annehmen, dass der Dichter im ganzen Indicativ die *ê*-Formen gebraucht habe: sonst würde man im Iwein, wo ja für die 1. Person nur *gên* bezeugt ist, nicht *gân*, die andern Indicativformen von *gân*, *stân* immer nur aufeinander gereimt finden, statt mit derselben Häufigkeit wie in den andern Werken Reimen mit sicherem *â* zu begegnen. Wenn also gerade nur die erste Person *ê* erhält, so liegt es nahe, diese Erscheinung mit einer andern in Verbindung zu bringen, die sich naturgemäss auf die erste Person beschränkt, nämlich mit dem auslautenden *n*, das *gân*, *stân* (*tuon*, und durch Analogie auch *hân* und *lân*) aufweisen. Es fehlt nicht an Anzeichen, dass in Hartmanns Dialekt der singuläre Ausgang dieser Verba bereits Angleichungsversuchen ausgesetzt war. Ganz deutlich ist das bei *tuon*: Hartmann reimt in seinen älteren Werken *ich tuo* [1. Büchl. 659 *daz ab ich vil lîdecliche tuo*; 881 *daz ich ez noch widertuo*; Er. 4968 *mîn willen ich im wol schîn tuo.*[1])]. Hier hat also deutlich eine Uebertragung aus dem Conjunctiv stattgefunden. Dasselbe wird nun bei *ich stân, ich gân* der Fall gewesen sein; auch hier dürfte die Conjunctivform die Funktion der 1. Pers. Ind. übernommen haben: den direkten Beweis dafür würde jene Stelle im Greg. 1416 liefern, wo der Ind. *ich stê* im Reim bezeugt ist. Als Produkt aus diesem Nebeneinander von *ich stân* und *ich stê* bildete sich nun *ich stên*, das Hartmann in seinem letzten Werk ausschliesslich gebraucht. — Lehrreich ist auch das Verhalten des Dichters bezüglich *ich hân*. Er gebraucht diese Form ungemein häufig, und in allen Werken im Reim: 1. Büchl. 533. 559. 715. 735. 775. 855. 1077. 1149. 1409. 1457. 1863; Lied. 3, 6. 6, 20. 7, 21. 8, 6. 8, 17. 16, 13. 22, 23; Er. 452. 492. 522. 586.

---

[1]) In den andern Fällen, die Lachmann zu Iw. 2112; Haupt zu Er. 4967 anführen, können Conjunctive vorliegen: Er. 633. 4887 *ich sage iu waz ich tuo*; 4575 (*ich*) *sage iu war umbe ich daz tuo*; 6542 *swaz ich mînem wîbe tuo*; Greg. 2739 *diz sol diu jungest rede sîn, die ich iemmer wider iuch getuo*; a. Heinr. 197 *waz frumet, daz ichz iu kunt tuo?*

1222. 2112. 2764. 3334. 3930. 3966. 4088. 4428. 5230. 5462. 5638. 5790. 5946. 7226. 7336. 7488. 7978. 8446. 8460. 8526. 8546. 8866. 9406. 9524; Greg. 1141. 1435. 1513. 1721. 1737. 1843. 2054. 2345. 2573. 3095. 3581; a. Heinr. 633. 662d. 679. 683. 817. 1117. 1277. 1483. 1495; Iw. 727. 795. 925. 1989. 2227. 2303. 2741. 2805. 2833. 3141. 3423. 4029. 4227. 4245. 4269. 4341. 4547. 4661. 4731. 4755. 4799. 4893. 5103. 5121. 5707. 5723. 5945. 5973. 6821. 6839. 7747. 8045. Es ist klar, dass bei diesem Verbum das *n* geblieben ist, da die Conjunctivform *habe* zu stark aus dem Schema der kurzen Indicativformen herausfiel, als dass sie adoptiert werden konnte. Aber den Beweis, dass auch hier das *n* als singulär empfunden wurde, finde ich in der oft besprochenen Nebenform *ich hăn,* die Hartmann im Er. 240. 1604. 3304; im 1. Büchl. 1741 und wohl auch im Iw. 5522 (trotz Lachmanns Anmerkung zur Stelle) sich gestattet: sie beweist, dass Hartmanns Mundart das *n* in Verbindung brachte mit dem *n* von *ich gan, kan,* was die Kürzung des Stammvokals zur Folge hatte. — Waren auf diese Weise die Formen *ich gân, ich stân* durch die Conjunctive verdrängt, so konnte sich natürlich auch das nur nach ihnen gebildete *ich lân* nicht länger behaupten, sondern musste der Conjunctivform *ich lâze* weichen: deshalb findet sich *ich lân* nur im Er. 9348, nicht in den späteren Dichtungen. Ueberhaupt ist *lâzen* mit seinen verschiedenen Formen sehr geeignet, die von mir gezogenen Schlüsse zu bekräftigen. Hartmann gebraucht die kurzen Formen für die 1. Pers. Präs. Ind. (an jener Erecstelle), für die 2. Pers. (*du lâst* 1. Büchl. 521. 561. 562. 721. 1196; Er. 5800; a. Heinr. 420. 433; Iw. 149); für die 3. Pers. (*er lât* 1. Büchl. 148. 337. 353. 383. 469. 1131. 1586. 1781; Lied. 14, 6; Er. 608. 3934; Greg. 698. 1394. 3584; Iw. 201. 628); für die 2. Pers. Plur. (*ir lât* Er. 712. 3619. 4760. 7957; a. Heinr. 1332a); für die 3. Pers. Plur. (*si lânt* Iw. 510); ferner für die 2. Pers. Sg. Conj. (*dû lâst* 1. Büchl. 1025. 1159; Er. 5825); für die 1. Pers. Plur. Conj. (*wir lân* Er. 908); für die 2. Pers. Plur. Conj. (*ir lât* Er. 4617. 5677. 8413); für die 3. Pers. Plur. Conj. (*sî lân* Er. 7636); für die 2. Pers. Plur. Imper. (*lât* Iw. 2162); für den Infin. (*lân* 1. Büchl. 16. 560. 576. 762. 855. 888. 1207. 1208. 1410. 1873; Lied. 3, 8. 7, 15. 7, 23. 20, 14; Er. 41. 79. 344. 348. 516. 564. 963. 1006. 1012. 1050. 1342. 1482. 1889. 2467. 3205. 3258. 3267. 3334. 3414. 3470. 3590. 3633. 3736. 3952. 4134. 4360. 4475. 4532. 4553. 4572. 5438. 5451. 5475. 5817. 5990. 6281. 6381. 6452. 7008. 7489. 7525. 7948. 7958. 7998. 8460. 8742. 9371. 9493;

Greg. 1015. 1737; a. Heinr. 662c. 1185; Iw. 121. 174. 215. 226. 244. 352. 486. 524. 722. 1177. 1511. 1585. 1336. 1658. 1703. 2016. 2148. 2228. 2521. 2834. 3638. 4030. 4228.[1]) 4356. 4547. 4570. 4888. 4893. 4911. 4967. 4978. 5103. 5223. 5261. 5266. 5304. 5657. 5691. 5723. 5946. 6266. 6272. 6382. 6713. 6840. 6923. 7006. 7355. 7415. 7754. 7863. 7904. 7988. 8006); endlich für das Part. Prät. (*lân* 1. Büchl. 978; Lied. 6, 16. 12, 3. 21, 26; Er. 217. 412. 3967. 4275. 4799. 5066. 5157. 5491. 5669. 5947. 6098. 6832. 7945. 8043. 8275. 8330. 8574. 8779. 8793. 8969. 9582; Greg. 1843. 2147. 2269; a. Heinr. 848. 1006; Iw. 1296. 1370. 1712. 2484. 3131. 3142. 3712. 4156. 4322. 4373. 4510. 5154. 6599. 6903. 7182. 7225. 7378. 7442. 7480. 7693. 7717. 7837). Diese Formen bestätigen, dass Hartmanns *â*-Formen im Indic. von *gân, stân* seinem Dialekte gemäss waren: sonst hätten sich natürlich keine analogischen Formen beim Verbum *lâzen* bilden können. Weiter beweisen sie, dass Hartmann für die 1. 3. Pers. Sing. der Conjunctive von *gân, stân* nur die *ê*-Formen kannte: sonst müssten nach dem Muster von *ich, er* **gâ*, **stâ* auch Conjunctive *ich, er* **lâ* gebildet worden sein, die dann schwerlich im Reim gänzlich fehlen würden, während bei Hartmann nur die zweisilbigen Formen des Conjunctivs erscheinen (Er. 92 *wil du daz ich dichs erlâze*; 4191 *welt ir daz ich in lâze*; Iw. 6634 *sô gar gewâgen mînen lîp, daz ich mich slahen lâze.* — 3. Conj. Präs. Sg. Er. 3825; Greg. 63; Iw. 4791). Endlich bekräftigt die Abwesenheit der Indicativform *ich lâ* die oben gezogene Folgerung, dass Hartmanns Mundart, als *ich gân, stân* veraltet war, den Ersatz für diese Form aus dem Conjunctiv *ich gê, stê* beschaffte, und nicht etwa nach der Analogie der übrigen Indicativformen mit *â* ein *ich gâ, stâ* schuf. — Was *lâzen* betrifft, so ergiebt der beobachtete Parallelismus mit *gân, stân* die Erkenntnis, dass die einsilbigen und zweisilbigen Formen bei Hartmann nicht promiscue mit einander abwechseln, sondern dass die einsilbigen Formen nur dort (dann aber auch als die alleinigen) gebraucht werden, wo ihnen *â*-Formen von *stân, gân* zur Seite stehen, also im ganzen Ind. Präs. [mit der Beschränkung, dass die 1. Pers. *lân* verschwindet, sobald *stân, gân* durch *stê(n), gê(n)* verdrängt war[2])] und in den Conjunctivformen, die von denen des Indicativs in bezug auf den Konsonantismus nicht

---

[1]) Vgl. Zwierzina, ZfdA. 40, 240.

[2]) Hartmann gebraucht dafür neben jenem *ich lân* (Er. 9348) die zweisilbige Form *ich lâze* (Greg. 2410).

unterschieden waren [also in der 2. Pers. Sg. und der 1. 2. Plur.[1])], während die zweisilbigen nur dort auftreten, wo bei *stân, gân* die *ê*-Formen gelten, also in der 1. 3. Sg. Conj. — Das Bestehn von Doppelformen beschränkt sich somit auf Infin. und Part., wo ja auch bei *gân* [und *stân*[2])] Doppelformen vorhanden waren. Aber selbst hier herrscht kein regelloser Wechsel: Hartmann gebraucht nämlich die zweisilbige Form *lâzen* immer nur in prägnanter Bedeutung, niemals in der abgeschwächten, der auxiliaren verwandten: es ist bekannt, dass sich bei *haben, hân* ähnliche Unterschiede finden. Die Beispiele für die zweisilbige Form. des Infin. sind: 1. Büchl. 1367 *durch daz suln wir in lâzen*; Er. 878 *ir ietweder wolt ez lâzen*; 4393 *dô muosten si lâzen die zoume von den handen*; 6445 *nu mohte sis niht gelâzen*; a. Heinr. 159 *daz er sô manege êre hinder im müeste lâzen*; 797 *den bû den wil ich lâzen*; Iw. 3743 *daz jene muosen ... in den sige lâzen*; 6968 *möhten si nû ... den strît beide lâzen*; das Partic. *lâzen* kommt an folgenden Stellen vor: Er. 777 *der muote was erlâzen Idêrs*; 9127 *die zoume wurden lâzen*; Iw. 2025 *ich hân si übele lâzen*. Dazu kommt jene zweisilbige Form. des Ind., Greg. 2410 *dar zuo ich niene lâze, ichne vâr sîns willen*. Ganz unerhört aber wäre ein (*nû mugt ir mich daz*) *wizzen lâzen* oder (*nu wil ichz*) *varn lâzen* statt des in dieser und ähnlicher Verbindung so häufigen *lân*.[3]) In Haupts Text des ersten Büchleins liest man freilich 1207 *daz wil ich varn lâzen* im Reim auf *ouch maht dû dichs gemâzen*, aber die Hs. hat im zweiten Vers *dich sein gerner erlassen*, und so hat schon Bech, um der Ueberlieferung näher

---

[1]) Denen sich die 3. Pers. Plur. anschloss, deren Zweisilbigkeit (oder *ê* bei *gân, stân*) sich neben der Einsilbigkeit (oder dem *â*) der 1. 2. Pers. nicht halten konnte.

[2]) Denn dass *gestân* nicht belegt ist, kann leicht Zufall sein.

[3]) Es wird darauf zu achten sein, inwiefern andere Autoren denselben Gebrauch befolgen. Gottfried wendet *lâzen* auch nur in prägnanter Bedeutung an; die Stellen, wo der zweisilbige Infin. im Reim erscheint, sind: 3428. 6026. 10335. 12143. 13321. 16554; Part. 11027. Ebenso Wolfram; der Inf. *lâzen* kommt an folgenden Stellen vor: Parz. 34, 1. 44, 5. 127, 15. 225, 29. 367, 2. 405, 13. 412, 23. 436, 25. 489, 3. 514, 5. 564, 13. 776, 23; Tit. 86, 1; Lied. 8, 42; Wh. 402, 17; *erlâzen* Parz. 179, 25. 214, 5. 356, 9. 708, 19; das Partic. *lâzen*: Parz. 25, 7. 136, 25. 187, 9. 394, 29; Tit. 38, 1; Wh. 115, 23. 238, 3. 275, 7. 308, 27. 449, 1; *erlâzen* Parz. 283, 9; Wh. 246, 15; *verlâzen* Parz. 183, 3. Keine Ausnahmen sind Parz. 175, 25 *du solt di'n küssen lâzen* ('erlauben, dass er dich küsst') und Wh. 453, 5 *wil mich dîn prîs dir niht dienen lâzen* ('zugeben, dass ich dir diene').

zu bleiben, *dich sîn gerne erlân* geschrieben, und Paul (Beitr. 1, 206 f.) diesen Vorschlag mit der Aenderung *mich* für *dich* gebilligt.

Nach dem Gesagten stellt sich die Flexion der Verba *gân, stân, lâzen* bei Hartmann folgendermassen dar[1]):

	Ind.	Conj.	Ind.	Conj.	Ind.	Conj.
Sg. 1.	gân, *gê, *gên	gê	stân, stê, stên	stê	lân, lâze	lâze
2.	gâst	*gâst	stâst	*stâst	lâst	lâst
3.	gât	gê	stât	stê	lât	lâze
Pl. 1.	*gân	gân	*stân	*stân	*lân	lân
2.	gât	*gât	stât	stât	lât	lât
3.	gânt	*gân	stânt	stân	lânt	lân

	Imp.	Imp.	Imp.
2. Pl.	*gât	*stât	lât

Part. Prät.	Part. Prät.	Part. Prät.
gegangen, gegân	gestanden (gestân)	lâzen, lân

Inf.	Inf.	Inf.
gân, gên (?)	stân, stên (?)	lân, lâzen

Eine Uebersicht über die Zahlen, auf die sich diese Angaben stützen, geben die folgenden Tabellen. Wo zwei durch das Zeichen + verbundene Zahlen erscheinen, giebt die erste die Zahl der die betreffende Form sicher bezeugenden Reime an, die zweite besagt, wie oft die betreffende Form von *gân* (oder *stân*) mit der entsprechenden von *stân* (oder *gân*) gereimt ist, sodass über die Qualität des Vokals keine sichere Entscheidung möglich ist; sind nur zweifelhafte Reime vorhanden, so ist der Zahl ein Stern vorgesetzt.

		1. Büchl.	Lied.	Er.	Greg.	a. Heinr.	Iw.
Ind.	ich gân	—	—	1	1	—	—
	du gâst	2	—	—	—	1	—
	er gât	9+4	2	5	7+2	2+1	7+2
	ir gât	—	—	1	—	—	*1
	si gânt	—	—	1	—	—	—
Conj.	ich gê	—	—	—	—	—	*1
	er gê	4+1	—	4+1	2+1	1	2
	wir gân	—	—	1	—	—	—
Inf.	gân	8	3	24+12	8+1	3+2	21+5

[1]) Um augenfällig zu machen, wie den *ê*-Formen von *gân, stân* die zweisilbige Form von *lâzen* entspricht, und wie dem Schwanken zwischen *â* und *ê* bei jenen Verben, ein Nebeneinander der ein- und zweisilbigen Formen bei *lâzen*, sind die betreffenden Fälle gesperrt gedruckt.

		1. Büchl.	Lied.	Er.	Greg.	a. Heinr.	Iw.
Part.	gegangen	1	—	12	4	—	17
	gegân	—	—	4	—	—	1

		1. Büchl.	Lied.	Er.	Greg.	a. Heinr.	Iw.
Ind.	ich stân	—	2	1	—	2	—
	ich stê	—	—	—	1	—	—
	ich stên	—	—	—	—	—	2
	du stâst	—	—	—	—	1	—
	er stât	11+4	5	24	11+2	1+1	17+2
	ir stât	—	—	—	—	—	*1
	si stânt	—	—	1	—	—	1
Conj.	ich stê	—	—	1+1	1+1	—	1
	er stê	3+1	—	1	1	1	6+1
	ir stât	—	—	2	—	—	—
	si stân	—	—	1	—	—	—
Inf.	stân	4	—	37+13	10+1	5+1	30+5
Part.	gestanden	—	—	2	—	—	—

		1. Büchl.	Lied.	Er.	Greg.	a. Heinr.	Iw.
Ind.	ich lân	—	—	1	—	—	—
	ich lâze	—	—	—	1	—	—
	dû lâst	5	—	1	—	2	1
	er lât	8	1	2	3	—	2
	ir lât	—	—	4	—	1	—
	sî lânt	—	—	—	—	—	1
Conj.	ich lâze	—	—	2	—	—	1
	dû lâst	2	—	1	—	—	—
	er lâze	—	—	1	1	—	1
	wir lân	—	—	1	—	—	—
	ir lât	—	—	3	—	—	—
	si lân	—	—	1	—	—	—
Imp.	lât	—	—	—	—	—	1
Inf.	lân	10	4	48	2	2	54
	lâzen	1	—	3	—	2	2
Part.	lân	1	3	21	3	2	22
	lâzen	—	—	2	—	—	1

Durch diese Erörterungen hoffe ich gezeigt zu haben, dass das Eintreten der Form *ich stên* im Iwein an Stelle von *ich stân* (*ich gân*) in den früheren Werken Hartmanns keineswegs auf irgendwelche zufällige literarische Beeinflussung des Dichters zurückgeführt werden darf, sondern mit einer Reihe anderer sprachlicher Erscheinungen in natürlichem Zusammenhang steht. Da nun im zweiten Büchlein, wie erwähnt, noch *ich stân* vorkommt, so müsste man dasselbe, Hartmanns Autorschaft vorausgesetzt, und die aus dem Verhalten gegenüber den Formen von

mac gewonnene Alternative in Rechnung ziehend, unmittelbar vor dem Iwein entstanden sein lassen.

Zu derselben Einordnung würden die Reime *dâ von* : *gewon* 61. 705, aber *dâ vone* : *wone* 735 nötigen. Denn dieses Nebeneinander findet sich im Er. 5606 (*dâ* ... *von* : *ungewon*) und 3886 (*dâ vone* : *wone*) sowie im Greg. 429. 793. 1463. 2445. 3555 (*von* : [*un*]*gewon*) und 561 (*vone* : *wone*), vgl. 1. Büchl. 1547 (*dâ* ... *vone* : *wone*), aber nicht mehr im Iwein, wo nur die apokopierte Form gereimt wird (*dâ, wâ von* : [*un*]*gewon* 169. 2641. 3031. 5789. 6311. 7797). Ueber den Grund dieses geänderten Verhaltens s. Zwierzina, Beobachtungen zum Reimgebrauch Hartmanns und Wolframs.

Diesem Resultat widerspricht aber die Thatsache, dass v. 171 f. *wærlîche* (Adv.) mit *ungelîche* (Adv.) gebunden ist. Denn Hartmann gebraucht in seinen älteren Werken sowohl *-lîche,* als *-lîchen* für die Adverbialbildung, im a. Heinrich und im Iwein dagegen nur *-lîchen*[1]) (vgl. Lachmann zu Iw. 6405; Zwierzina AfdA. 22, 195). Zufall kann dabei nicht in Betracht kommen, denn die Reime sind sehr zahlreich: nach Zwierzina a. a. O. finden sich Adverbia auf *-lîche* im 1. Büchl. 1 mal, im Er. 31 mal, im Greg. 5 mal; solche auf *-lîchen* im 1. Büchl. 3 mal, im Er. 22 mal, im Greg. 2 mal (2106. 3242), im a. Heinr. 5 mal und im Iw. 11 mal. Diese Form auf *-lîchen* gilt jedoch nur für die Composita: das einfache Adv. *gelîche* erhält bei Hartmann niemals *-n*, sondern erscheint nur im Reim auf *-îche* : 1. Büchl. 909; Lied. 15, 11; Er. 782. 1981. 2458. 2898. 2940. 2960. 3173. 3336. 4396. 4858. 5095. 6526. 7968. 8117. 8563. 9124. 9740; Greg. 203. 2741. 2934. 3331. 4000; a. Heinr. 1509. 1515; Iw. 2218. — Demnach darf man an jener Stelle im Büchlein nicht etwa *wærlîchen* : *gelîchen* lesen, sondern muss bei der Ueberlieferung bleiben und müsste somit nach diesem Moment das Büchlein nicht bloss vor dem Iwein, sondern auch vor dem a. Heinrich entstanden sein lassen, wodurch man schon in Widerspruch gerät mit den Resultaten der früheren Beobachtungen.

Wiederum zu einer andern Einordnung des Gedichtes wird man durch den Umstand veranlasst, dass v. 572 die 3. Pers. Sg. *vervât* im Reim auf *rât* erscheint. Die Formen dieses Verbums bei Hartmann sind nämlich die folgenden[2]): 3. Sg. Präs. Ind. : *ver-*

[1]) Von den Formen mit Kürze des *i* kann ich hier absehen.

[2]) Vgl. Lachmann zu Iw. 3694. 6444.

vât 1. Büchl. 1769; Er. 906; *enpfâhet* (: *gâhet*) Greg. 155. — 1. Sg. Präs. Conj.: *vâhe* (: *vergâhe*) Er. 3372. — Inf.: *vervân* Lied. 5, 5. 20, 16; Er. 6229; Greg. 468; *enphân* Er. 3560; a. Heinr. 634; Iw. 1667. 3999. 7994; *enpfâhen* (: *versmâhen, sâhen*) 1. Büchl. 419; Er. 10011; (*ge*)*vâhen* (: *gâhen*) Er. 9277; Greg. 951; Iw. 1342. 1482. 2309. 3275; *umbevâhen* (: *gesâhen*) Iw. 7505. — Part. Prät.: *vervân* Lied. 8, 19; *gevangen* 1. Büchl. 1884; Er. 1105. 1154. 2051. 2676. 4598. 5397. 5415. 5440. 5647. 7134. 7328. 7845. 8941; Greg. 220. 986; Iw. 79. 1129. 1706. 1737. 3747. 4039. 4479. 4917. 5845. 6813. 8092; *enpfangen* 1. Büchl. 1878; Er. 1525; Greg. 515; Iw. 786. 2078. 2247. 4379. 6073. 7475; *bevangen* Er. 1566. 8736; Greg. 3430; Iw. 454. 3088. 4363; *umbevangen* Er. 9538; Greg. 371; *undervangen* Iw. 3146. Man pflegt seit Lachmann die einsilbigen Formen dieses Verbums als Contractionen zu erklären, die durch Ausfall des *h* wie in md. Mundarten entstanden seien. Das ist sicher unrichtig: wäre intervocalisches *h* in Hartmanns Mundart auf lautgesetzlichem Wege geschwunden, so müssten wir auch Reime finden, die ein *versmân, nân, geschên, sên, jên, vlên, lên, zien, flien* u. s. w. erweisen: das ist aber nicht der Fall. Ebensowenig ist daran zu denken, dass Hartmann jene einsilbigen Formen von *vân* aus der Dichtersprache entnommen habe, während die zweisilbigen seinem Dialekte angehörten: denn dann müssten wir auch einmal eine 1. Pers. Ind. oder 1. 3. Pers. Conj. *enphâ* finden, zumal hier die Reimmöglichkeiten sehr beträchtlich sind (im Er. 46 Reimpaare auf *-â*, im Greg. 9, im Iw. 25). Jene einsilbigen Formen sind vielmehr durch Analogie entstanden, u. zw. nach *gân*: wie neben dem Prät. *gienc* ein *gie* steht, so bildete sich in Hartmanns Mundart zu *vienc* die Nebenform *vie*[2]) heraus, und damit war der gemeinsame Punkt gegeben, von dem aus sich die Angleichung der Formen von *vâhen* an die von *gân* auch im Präsens vollzog. Natürlich kann demnach *vâhen* (ganz wie *lâzen* s. o. S. 157) nur dort die einsilbigen Formen bekommen haben, wo *gân â*-Formen hatte, d. h. also nicht in der 1. 3. Pers. Conj. Präs.: und da die 1. Pers. Ind. Präs. *ich gân* sowie *ich gê* und *ich gên* lautete, so kann Hartmanns Dialekt auch nur *ich vân* (neben *ich vâhe*) gehabt haben (wie *ich lân* und *ich lâze*). Den Beweis für die Richtigkeit dieser Erklärung erblicke ich darin, dass thatsächlich *ich vâ,*

[1]) Das einmalige *verzîen* (Er. 1338) kann natürlich ebensowenig jenen lautgesetzlichen Ausfall des *h* erweisen.

[2]) Die Reimbelege bei Zwierzina, ZfdA. 40, 241.

er vâ bei Hartmann niemals vorkommt, und ferner darin, dass die Verba *versmâhen, nâhen* keine einsilbigen Formen aufweisen: da diese Verba schwache Präterita bilden, so fehlte eben jene Verbindungsbrücke, die das Verbum *vâhen* zur Angleichung an *gân* hinüberführte. Ein weiterer Grund, der für diese Annahme spricht, ist endlich das Part. *vervân*, das sich durch lautgesetzlichen Ausfall des *h* nicht erklären lässt, sondern nur durch Analogie nach dem Part. *gegân*.[1])

Man könnte geneigt sein, gegen diese Erklärung das häufige *nâ* anzuführen, das schon Lachmann a. a. O. mit *vân* verglich. Die vollständigen Reimbelege für *nâch* und *nâ* bei Hartmann sind folgende[2]): *nâch* als lokales Präpositionaladverb, in Fällen wie *er reit im nâch*, findet sich im Reime auf *gâch*: Lied. 10, 23; Er. 164. 3602. 4118. 4148. 4924. 4946; Greg. 1361. 3703; Iw. 957. 4153. 4601. 4990. 5926; vgl. *werben dar nâch* 1. Büchl. 744; *gedenken dar nâch* Er. 7496; *dâ stüende bezzer lôn nâch* Iw. 3164; *er rief ir hin nâch* 3611; *er ranc dar nâch* 4188; temporales *dar* (*her*) *nâch*: Er. 4356. 5074. 5902; Greg. 1456. 1645; a. Heinr. 954; Iw. 828. 995. 2144. 5064; *nâch* ('beinahe'): Er. 2648. 6152; Iw. 2541. — *nâ* (im Reime auf *slâ, dâ, sâ, swâ*) als lokales Präpositionaladv. (*nâ gâhen* udgl.): Er. 160. 4894. 5379; Iw. 964. 3314. 5673. 5962; *nâ* in prägnanter Bedeutung als Adv.: *mîne lîbe gêt ze nâ* Lied. 15, 20; *daz si genifteln wæren nâ* Er. 9717; *ir bette stuonden alsô nâ* Greg. 294; *wan in was diu kampfzît alsô nâ* Iw. 6878; *nâ* als Adjektiv[3]): *sîn niftel nâ* Er. 1419. — Endlich findet sich

[1]) Man sieht demnach, dass Zwierzina, ZfdA. 40, 240 vollständig Recht hatte, wenn er erklärte, dass für die Beibehaltung des einmaligen *slân* im Iwein keine Berufung auf das analoge Vorkommen von *vân* statthaft sei.

[2]) Einzelnes schon bei Lachmann zu Iw. 3365. 5487; bei Zwierzina, AfdA. 22, 193.

[3]) Diese Verwendung ist in der alten Sprache noch ungemein selten und auf bestimmte Fälle eingeschränkt: in ganz alter Zeit kann es überhaupt keine Adjectiva *nâch* und *verre* gegeben haben : das Got. und An. kennt sie nicht; sehr begreiflich, denn das Wort bezeichnet eine Richtung, nicht eine Eigenschaft, (und zudem einen relativen Begriff nicht einen absoluten, 'relativ-verknüpfend' nach Behaghel, Syntax des Heliand § 119). Wenn wir heute sagen, 'er ging in ein nahes Haus', so darf dafür wohl selbst noch im Mhd. nur gesagt werden: 'er gieng in ein Haus, das in der Nähe war', oder 'er gieng nach der Nähe hin, kam von der Nähe her in ein Haus'. Es ist eben nicht eine Eigenschaft des Hauses 'nah' zu sein (so wie 'fest', 'alt' oder 'hoch'), sondern das Gehn erfolgt nach der Nähe u. s. w. Die Belege der ags. und mhd. Wörterbücher für den adjektivischen Gebrauch von

nâhen, nur in der Bedeutung 'prope': Er. 6827; Greg. 959; Iw. 7597. — Es bestehn also bei Hartmann für verschiedene Bedeutungen auch verschiedene Formen, wie schon Lachmann bemerkt hat: für 'paene' und 'postea' immer nur (*dar*) *nâch*, für 'prope' *nâ* und *nâhen*, für das Präpositionaladverb *nâ* und *nâch*. *nâch* ist natürlich ahd. *nâh*, got. *nehv*, und *nâhen* ist ahd. *nâhana*. Dagegen kann *nâ* nicht mit got. *nehv*, ahd. *nâh* identisch sein, da Hartmann sonst niemals Abfall des *h* eintreten lässt (also z. B. nie *gâch* mit den so häufigen *sâ*, *dâ* bindet, kein *versêch*, *lêch* mit *ê*, *mê*, *wê*, kein *sôch*, *vlôch* mit *dô*, *vrô*, *sô* u. s. w.). *nâ* ist also offenbar aus älterem **nâw* entstanden, mit grammatischem Wechsel nach Sievers' Gesetz. Dass es solche nach dem *hw* betonte Formen gegeben hat, beweist schon das ahd. *nâ*

'nahe' und 'fern' stützen diese Auffassung. Ein Adj. *néah* verzeichnen die ags. Wörterbücher überhaupt nicht (denn die beiden Belege bei Bosworth-Toller sind nicht einwandfrei), dagegen kommt im Andreas ein paarmal *ofer* (*on*) *feorne weg* vor: der Begriff des sich Erstreckens, der Richtung ist eben schon im Wort 'Weg' selbst ausgedrückt, was bei 'Haus' nicht der Fall ist; man vgl. unser 'ein weiter Weg', dem kein 'weites Haus' zur Seite steht. So ist also in der ältern Sprache ein 'ferner Weg' nicht ein entfernter Weg, sondern ein Weg, der sich in die Ferne erstreckt. Ebenso erklärt sich *diu verre vart* (Parz. 769, 4; Wh. 121, 19), *vil nâhe griffe* (Parz. 1, 28), *diu verre gelegenheit* ('das weit Auseinanderliegen', Trist. 17515), und *diu verre*, *nâhe sippe* (Nib. 1960, 1); auch die *verre* und *nâhe minne* Trist. 19370 ff., denn *minnen* ist ein 'Bewegungsverb.' — Anderseits findet sich adjektivisches *feor*, *verre* schon früh mit *folc*, *land* verbunden, weil hier der Begriff der Entfernung schon etwas ganz Charakteristisches an sich hat, den Charakter der Eigenschaft annimmt: man verbindet damit die Vorstellung des langen Weges, den man dahin braucht, der Sitten und Gebräuche u. s. w.: bei *nâch* oder bei einem einzelnen Haus, Menschen ist das weit schwerer der Fall, und daher erscheint gerade *verrez volc* und *lant* mit Vorliebe. Hierher gehört wohl auch *diu verre riterschaft* (Parz. 479, 2; Wh. 495, 26). — Endlich ist das Adjektiv erklärlich in einer Wendung wie *die nâhen und die verren* (Wh. 316, 20; Gr. Rud. G, 28; Kl. 140), wo das Relative des Begriffs ganz gleichgültig ist, denn welchen Standpunkt immer der Leser sich wählen mag, das Resultat bleibt immer unverändert, es sind immer 'Alle'. — Natürlich gilt das Gesagte nur vom Positiv: der Komparativ und Superlativ erfordern von vornherein die Angabe präziserer, festerer Ausgangspunkte (von denen aus etwas 'näher' oder 'entfernter' u. s. w. liegt), daher ist hier die Relativität des Begriffs kein Hindernis für die adjektivische Verwendung des Wortes (vgl. unser 'oberer', 'unterer' ohne Positiv). Von hier aus wird sich der adjektivische Gebrauch wohl auch in den Positiv übertragen haben, und auf diese Weise dürften die paar Belege aus Glossen und Uebersetzungen, die den modernen Sinn von 'nah' zeigen, zu erklären sein. — Aus diesen Gründen kann ich in Sätzen wie *er ist nâ* nur das Adverbium *nâ* finden.

(Graff 2, 999), und noch mehr mhd. *genouwe* (vgl. den schönen Artikel Hildebrands, DWb. IV, 1, 2, Sp. 3348 ff.). — Eine ähnliche Bewandtnis hat es wohl mit *hô* (vgl. Lachmann zu Iw. 617; als Adv. im Reim: Er. 1432. 7341. 10040; Iw. 7081; als Adj.: Er. 7661. 9015; Greg. 734; daneben éinmal das Adj. *hôch* : *vlôch* Iw. 3771). Auch Walther gebraucht *hô* und *nâ*, und wie sollte dieser zu Formen mit Abfall des *h* gekommen sein[1])?

So bleibt also für die einsilbigen Formen von *vân* die oben vorgebrachte Erklärung die einzig mögliche. Hartmann hat sich diese Formen aber nicht in allen Werken gestattet: mit der fortschreitenden Entwicklung seiner Kunst hat er die auffälligeren unter ihnen aufgegeben: nach den oben gebrachten Zusammenstellungen findet sich *vervân* als Partic. nur in einem Liede, *vervât* (3. Pers. Sg. Präs.) nur im 1. Büchl. und im Er., und nur *enpfân* (Inf.) kommt auch noch im a. Heinr. und im Iw. vor. Damit im Zusammenhange steht die Thatsache, dass Hartmann nach Zwierzinas feiner Beobachtung (ZfdA. 40, 241) auch die nach *gie* analogisch gebildeten Präteritalformen *vie* und *hie* in seinen späteren Dichtungen vermeidet: *vie* steht 9 mal im Er., 1 mal im Greg. im Reim, *hie* je 1 mal im Er. und Greg.: der a. Heinr. und der Iw. dagegen sind davon wiederum ganz frei. — So müsste also wegen der Form *vervât* das 2. Büchl. vor dem Greg. enstanden sein.

Ich füge der Uebersicht halber wiederum eine Tabelle bei; die eingeklammerten Ziffern geben die Zahl der Reimpaare an, die denselben Ausgang aufweisen, wie die betreffende Form von *vân*, ohne dass diese eines der Reimwörter abgiebt.

	1. Büchl.	Lied.	Er.	Greg.	a. Heinr.	Iw.
vervân (Part.)	— [26[2])]	1 [30[3])]	— [198]	— [33]	— [19]	— [150]
vervât (3. Pers. Sg.)	1 [36[4])]	— [24[3])]	1 [61]	— [59]	— [7]	— [50]
vân (Inf.)	—	2	2	1	1	3
gevangen	2	—	17	5	—	21
vâhet	—	—	—	1		—
vâhen (Inf.)	1	—	2	1	—	5
vie	— [5]	— [2[3])]	9 [53]	1 [24]	— [3]	— [32]
vienc[5])	1	—	17	6	1	16
hie	—	—	1	1	—	—
hienc[5])	—	—	2	—	—	1

Anmerkung [2]), [3]), [4]) und [5]) s. S. 166.

[1]) Dagegen setzen Wolfram und Gottfried nur *nâch* (Präpositional-Adv.) und *nâhen* ('prope') in den Reim, das Wort für 'paene' nie, ebensowenig *nâ*, *nâhe*, *hô*.

Zu dieser Einordnung würde auch v. 537 f. nötigen: *dîn sîn Der enist dir niht gar. Gesell, dû minnest anderswar.* Denn Hartmann gebraucht zwar in allen seinen Werken das Adverb. *gar* (im Reim: 1. Büchl. 94. 141. 226. 992; Lied. 6, 14. 11, 20; Er. 158. 238. 421. 466. 630. 797. 861. 891. 979. 1184. 1392. 1833. 1902. 2080. 2305. 2988. 3614. 3996. 4067. 4155. 4500. 4978. 5578. 5694. 6483. 7362. 8224. 8268. 8317. 8445. 8673. 8822. 8847. 8917. 9017. 9141. 9594. 9799; Greg. 1336. 1865. 2548. 3352. 3558. 3902. 3937. 3947; a. Heinr. 320. 391. 468; Iw. 360. 434. 452. 556. 1027. 1297. 1561. 1816. 2166. 2536. 2684. 2850. 3377. 3941. 4369. 4845. 5751. 5912. 6433. 7653), aber das Adjektiv nur in formelhafter Verbindung, attributiv und dem Substantiv nachgestellt (*diu massenîe gar* Er. 1517. 2066. 2371. 5092. 6343; Iw. 6897; *diu pfafheit vil gar* Er. 6343). Als reines Adjektiv dagegen, prädikativ gebraucht, findet es sich nur éinmal im Erec (732 *Idêrs was wol worden gar*), später nicht mehr. — Von besonderem Gewicht ist hier wieder das analoge Verhalten Wolframs, der das Adv. *gar* ungemein häufig in den Reim setzt: Parz. 1, 11. 14, 21. 22, 23. 23, 26. 53, 9. 57, 28. 94, 9. 104, 21. 119, 29. 120, 26. 138, 26. 170, 11. 173, 5. 176, 25. 177, 27. 178, 28. 186, 2. 190, 28. 191, 19. 254, 3. 256, 19. 300, 16. 336, 20. 340, 20. 350, 3. 356, 23. 361, 24. 366, 17. 386, 21. 391, 14. 400, 11. 435, 25. 439, 8. 443, 10. 452, 25. 468, 19. 476, 29. 483, 3. 485, 4. 497, 18. 554, 13. 555, 19. 560, 17. 565, 9. 569, 11. 572, 15. 584, 7. 591, 17. 600, 18. 607, 17. 626, 3. 637, 5. 644, 10. 691, 23. 698, 2. 699, 17. 728, 28. 763, 10. 769, 15. 785, 7. 800, 4. 805, 26. 809, 7. 813, 26; Wh. 3, 17. 17, 16. 20, 24. 59, 10. 69, 27. 72, 9. 73, 11. 74, 3. 81, 3. 83, 15. 84, 3. 85, 21. 103, 26. 113, 10. 126, 12. 127, 30. 132, 25. 137, 3. 137, 19. 144, 23. 146, 13. 164, 2. 173, 22. 227, 18. 239, 25. 250, 29. 261, 16. 264, 13. 265, 13. 271, 8. 276, 20. 283, 16. 289, 15. 312, 4. 328, 28. 360, 14. 364, 7. 365, 6. 366, 8. 368, 24. 372, 1. 375, 19. 376, 2. 382, 26. 385, 30. 386, 16. 388, 4. 391, 15. 394, 24. 395, 30. 400, 20. 425, 5. 427, 6. 460, 27; Lied. 4, 24. Ein paarmal kann man zweifeln, ob das Adv. vorliegt, oder nachgestelltes attributives Adj., nämlich Parz. 23, 12. 199, 5. 676, 13. 726, 3. Aber das präd. Adjektiv (in der Bedeutung 'fertig,

---

[2]) d. h. 25 Reimpaare und 7 einzelne Reime auf *-ân*.

[3]) Ich zähle hier die Zahl der Reim w ö r t e r.

[4]) d. h. 35 Reimpaare und 9 einzelne Reime auf *-ât*.

[5]) Diese Rubrik enthält alle die neutralen Fälle, also die Reime *vie(nc)* : *gie(nc)* : *hien(c)*.

bereit, gerüstet') findet sich niemals: denn Parz. 793, 14 liest man zwar *die sint vil dienstschaft iu gar,* aber die 1. Auflage von Lachmanns Ausgabe bietet dafür das Richtige: *diensthaft*, das auch Bartsch in seinen Text gesetzt hat. — Das Gegenstück dazu liefert Gottfried, der ein einzigesmal (gegenüber 124 Fällen bei Wolfram!) das Adv. *gar* in den Reim setzt (854), dagegen öfter das Adjektiv verwendet (5956 *ze wîge und ouch ze kampfe gar*; 8737 *gewâfent unde wîcgar*; 12639 *nû was ouch Isôt hantgar*). — Der Grund für das so vereinzelte Vorkommen des Adverbs bei Gottfried ist wohl der, dass die Form *(be)garwe* (im Reim 1297. 7773. 8147. 9093) die in seiner Sprache geläufige Adverbialform darstellte. Dieses *(be)garwe* hat Wolfram niemals, Hartmann bekanntlich (Haupt zu Er. 325; Vos a. a. O. S. 15) nur im 1. Büchl., Er. und Greg.

Noch schlimmer wird die Verwirrung dadurch, dass im zweiten Büchlein öfter das Wort *fruot* gebraucht wird: *der tôre und der fruote* (: *muote*) 174; *den rehten fruoten* (: *gemuoten*) 216; *der fruote* (im Versinnern) 180. Denn, wie schon Saran S. 58 bemerkt hat, findet sich dieses Wort bei Hartmann nur im 1. Büchlein (349 *unfruot*: *tuot*; 859 : *muot*; 1242 · *fruot*: *guot*). Da dieses Argument nicht die Beachtung gefunden hat, die es mir zu verdienen scheint, so wird es gut sein, dem Einwand, dass das Wort in den späteren Dichtungen nur zufällig fehle, durch einige nähere Ausführungen zu begegnen. Die Reimmöglichkeiten sind in diesem Fall ausserordentlich zahlreich. Die betreffenden Reime bei Hartmann sind folgende: *-uot* 1. Büchl. 87. 97. 113. 177. 183. 207. 243. 297. 351. 461. 465. 503. 539. 579. 611. 713. 771. 893. 915. 945. 1005. 1107. 1129. 1177. 1225. 1303. 1339. 1439. 1455. 1473. 1499. 1511. 1557. 1571. 1785—1805; Lied. 3, 2. 4. 5. 10. 12; 5, 10. 13; 7, 16. 17; 9, 21. 23; 10, 7. 9; 11, 28. 30; 13, 5. 7; 16, 25. 27; 17, 14. 16; 18, 9. 10; Er. 42. 284. 414. 580. 592. 618. 634. 660. 672. 718. 864. 898. 970. 982. 1230. 1354. 1578. 1808. 2016. 2128. 2150. 2186. 2280. 2348. 2422. 2730. 2844. 2924. 3002. 3120. 3200. 3220. 3230. 3362. 3518. 3596. 3688. 3702. 3764. 3780. 3810. 3828. 3936. 4128. 4304. 4350. 4442. 4688. 4738. 4758. 4818. 4868. 4970. 5054. 5126. 5242. 5772. 5776. 6006. 6102. 6224. 6262. 6290. 6408. 6544. 6946. 7010. 7186. 7374. 7458. 7960. 8048. 8104. 8252. 8436. 8482. 8566. 8730. 8878. 9036. 9418. 9438. 9514. 9548. 9786. 9940; Greg. 229. 251. 321. 611. 613. 615. 617. 623. 699. 753. 765. 1091. 1239. 1459. 1501. 1515. 1571. 1673. 1679. 1685. 1723. 2013. 2037.

2055. 2205. 2419. 2659. 2733. 2795. 3269. 3575. 3715. 3807; a. Heinr. 231. 247. 397. 451. 497. 561. 617. 652ᵃ. 662ᵃ. 717. 751. 891. 937. 951. 1177. 1235. 1315. 1331. 1439. 1455. 1487; Iw. 367. 475. 483. 635. 759. 791. 853. 905. 1059. 1175. 1379. 1419. 1505. 1509. 1715. 1785. 1861. 1867. 1883. 1923. 1987. 2023. 2101. 2155. 2305. 2477. 2493. 2505. 2555. 2655. 2693. 2699. 2731. 2905. 2909. 2953. 3077. 3097. 3125. 3409. 3491. 3691. 3727. 3799. 3807. 3899. 4281. 4767. 4811. 4841. 4859. 5005. 5217. 5357. 5407. 5517. 5581. 5603. 5749. 6131. 6297. 6309. 6351. 6643. 6667. 6981. 7147. 7191. 7337. 7393. 7467. 7657. 7687. 7891. 7989. — Reime auf *-uote* finden sich: 1. Büchl. 25. 1087. 1247. 1549; Lied. 18, 14. 16; Er. 388. 858. 1056. 2104. 2264. 2836. 3148. 3278. 3852. 3972. 4140. 4232. 4424. 4506. 4644. 4744. 5372. 5528. 5586. 5604. 5742. 6282. 6306. 6394. 6522. 7220. 7250. 7776. 8294. 9020. 9234. 9366. 9850; Greg. 279. 409. 607. 619. 621. 919. 929. 1879. 1889. 1963. 2091. 2235. 2617. 2715. 2745. 2755. 2815. 2945. 3787. 3945; a. Heinr. 139. 977; Iw. 5. 497. 1609. 1681. 1879. 1881. 2007. 2051. 2705. 2891. 2907. 3261. 3675. 3949. 5057. 5141. 5513. 5663. 5687. 5971. 6059. 7299. 7691. 7941. 8153. — *-uoten*: Er. 5394; Iw. 4925. — *-uoter*: Er. 1460. 5974. 10118; Greg. 2613; a. Heinr. 971. — *-uotes*: 1. Büchl. 965; Er. 1360. 5966. 9394; Greg. 127. 609. 2267. 3903; a. Heinr. 45. 77. 363. 403. 1015; Iw. 1997. 3211. 3581. 4387. 5645. — Um den Beweis, dass man es hier mit einem bewussten Vermeiden zu thun hat, zu verstärken, sei es mir gestattet, wiederum einige andere Dichtungen heranzuziehen. Auch bei Wolfram sind die Reimmöglichkeiten sehr zahlreich; *-uot* findet sich Parz. 1, 5. 2, 17. 3, 19. 11, 11. 17, 11. 30, 3. 53, 21. 54, 3. 57, 11. 64, 9, 68, 5. 81, 21. 89, 17. 97, 23. 105, 17. 112, 1. 116, 15. 124, 1. 128, 1. 129, 23. 155, 3. 171, 9. 172, 7. 201, 23. 231, 19. 240, 13. 251, 13. 257, 29. 261, 7. 267, 9. 270, 5. 290, 27. 291, 7. 297, 25. 313, 9. 319, 21. 338, 11. 353, 7. 353, 27. 356, 7. 357, 3. 357, 19. 376, 3. 378, 15. 378, 29. 386, 13. 389, 21. 403, 27. 452, 21. 464, 17. 471, 11. 475, 23. 477, 11. 479, 1. 480, 17. 482, 19. 502, 11. 515, 21. 533, 7. 572, 25. 580, 21. 596, 13. 614, 13. 618, 11. 628, 7. 634, 5. 642, 23. 644, 19. 675, 13. 686, 27. 719, 11. 722, 19. 722, 27. 736, 7. 737, 15. 740, 3. 742, 5. 749, 27. 769, 13. 771, 11. 780, 23. 792, 1. 819, 17. 822, 13; Wh. 18, 7. 23, 27. 24, 11. 28, 21. 46, 11. 51, 1. 76, 5. 83, 11. 98, 9. 99, 25. 162, 5. 165, 7. 166, 25. 171, 3. 177, 19. 178, 17. 180, 13. 198, 29. 228, 15. 229, 5. 243, 1. 248, 21. 250, 11. 257, 27. 262, 19. 265, 11. 273, 25. 275, 21. 280, 7. 283, 1. 289, 27. 296, 5. 302. 29. 320, 11. 321, 5.

342, 23. 346, 1. 348, 17. 357, 29. 360, 21. 377, 23. 389, 21. 393, 1. 397, 3. 343, 21. 458, 11; Lied. 10, 14. 17. — *-uote* Parz. 149, 9. 339, 1. 404, 9. 483, 9. 665, 21. 729, 1. 816, 11; Wh. 6, 5. 316, 11. 405, 25. 406, 23. 439, 15. — *-uoten* Parz. 812, 13. — *-uoter* Parz. 138, 7. 141, 13. 156, 29. 374, 21. 414, 7. 476, 13; Wh. 183, 27. 292, 3. Dagegen kommt *fruot* nur éinmal vor: Parz. 5, 15 *ez enwart nie niht als unfruot, Sô alter unde armuot*, und hier ist es nicht mehr in lebendiger Verwendung, sondern erstarrt; dieser Satz ist ein Sprichwort, vgl. Singer, Zu Wolframs Parzival. — Ganz dasselbe Ergebnis liefert eine Untersuchung des Tristan. Die Reimmöglichkeiten sind folgende: *-uot* 5. 7. 79. 91. 111. 143. 173. 181. 201. 265. 339. 413. 499. 549. 569. 745. 841. 857. 875. 1043. 1105. 1349. 1403. 1521. 1857. 2079. 2143. 2851. 3031. 3123. 3403. 3745. 3795. 3845. 4403. 4469. 4523. 4565. 4757. 4767. 4965. 4993. 5029. 5637. 5701. 5705. 5893. 5943. 6191. 6355. 6411. 6721. 6891. 7317. 7339. 7539. 7831. 7937. 8029. 8099. 8107. 8115. 8139. 8295. 8311. 8449. 8465. 8671. 8693. 8731. 9229. 9361. 9535. 9563. 9675. 9839. 9873. 10253. 10271. 10393. 10427. 10531. 10829. 11145. 11781. 11991. 12195. 12225. 12261. 12273. 12321. 12633. 12697. 12911. 13013. 13025. 13045. 13343. 13473. 13579. 13783. 13795. 13811. 13819. 13905. 13961. 14083. 14219. 14333. 15199. 15215. 15251. 15343. 15367. 15459. 15699. 15763. 16417. 16451. 16837. 16889. 16943. 16953. 17697. 17739. 17769. 17871. 17895. 17911. 18029. 18565. 18677. 18983. 19031. 19049. — *-uote* 141. 297. 515. 575. 625. 719. 1075. 1165. 1539. 1679. 1697. 2749. 3259. 3391. 3553. 3757. 3981. 4105. 4231. 4441. 4483. 4517. 4541. 4631. 5093. 5135. 5221. 5235. 5473. 5629. 5665. 5677. 5843. 5903. 6049. 9453. 10007. 10079. 10217. 10229. 10241. 10275. 10401. 10543. 11457. 12199. 13633. 13663. 14051. 15035. 15613. 15657. 16071. 16389. 17849. 17873. 17903. 17979. 18179. — *-uoter* 2587. 3955. 18635. — *-uotes* 2599. 3103. 4765. — *fruot* hingegen findet sich nur viermal, und immer in stehenden Verbindungen: *frech unde fruot* 641; *frî unde fruot* 13091; *frô unde fruot* 13461. 14059. — In Ulrichs Fortsetzung fehlt das Wort vollständig, trotz zahlreicher passender Reime: *-uot* findet sich 499, 7. 499, 35. 504, 25. 504, 37. 508, 9. 508, 35. 513, 35. 514, 25. 514, 35. 515, 39. 516, 9. 519, 15. 519, 21. 521, 17. 525, 35. 529, 39. 532, 29. 534, 13. 534, 27. 535, 17. 538, 17. 540, 31. 549, 3. 550, 29. 551, 25. 554, 23. 568, 37. 569, 9. 570, 7. 572, 9. 578, 13. 587, 21. 587, 23. — *-uote* 507, 13. 533, 31. 537, 17. 549, 17. 561, 23. — *-uoten* 513, 7. — Des Gegensatzes

halber mag Reinbot angeführt werden, der nicht gerade zahlreiche passende Reime gebraucht: *-uot* 80. 506. 796. 1276. 1370. 1538. 2352. 2970. 3654. 4044. 4146. 5838. — *-uote* 318. 584. 1174. 2728. 3770. — *-uoten* 1784. 3174. 4406. — *-uoter* 2540. 3236. — *-uotes* 200. 4954. 5304. Gleichwohl kommt dreimal *fruot* vor: *fruoter danne fruot* 3566; *edele unde fruot* 3862; *der degen fruot* 4764, wobei nur das letzte Beispiel formelhaft ist. — Besonders interessant aber ist das Verhalten Heinrichs von Veldeke. In seinen Liedern mit ihren 430 Versen begegnet *froet* relativ sehr häufig: MF. 60, 17; 60, 25 *edel ende froet*; 61, 25 *die man ensint nû niet froet*; 61, 33 *swer tô der minne es sô froet*; 65, 27 *des pleget niet der wîse froede.* Im Servatius dagegen (etwa 6000 Verse) und in der Eneide (13500 Verse) steht das Wort niemals im Reim, obwohl massenhaft geeignete Reime vorkommen: *-oet* Serv. 1, 63. 93. 111. 371. 881. 945. 1389. 1673. 2059. 2105. 3013. 3137. 3185. 2, 61. 211. 357. 441. 745. 805. 1173. 1307. 1329. 1677. 1745. 1857. 2085. 2297. 2367. 2881; En. 87. 619. 911. 1505. 1547. 1555. 1569. 1623. 1667. 1703. 1729. 1839. 1969. 2051. 2101. 2125. 2135. 2141. 2349. 2377. 2433. 2459. 2639. 2987. 3097. 3449. 3509. 3919. 4031. 4061. 4261. 4319. 4649. 4937. 5169. 5437. 5463. 5671. 5783. 5963. 6057. 6561. 6599. 6619. 6645. 6769. 7413. 7481. 8195. 8357. 8473. 8579. 8607. 8623. 8649. 8663. 8687. 8737. 8793. 9067. 9091. 9293. 9349. 9539. 9637. 9681. 9701. 9759. 9781. 9795. 9863. 9879. 9905. 9945. 10129. 10355. 10429. 10599. 10647. 10669. 10759. 10805. 10835. 11031. 11113. 11147. 11237. 11299. 11309. 11569. 11675. 11789. 11909. 11953. 12229. 12311. 12431. 12457. 12681. 12797. 12963. 13083. 13179. 13405. 13477. — *-oede*: Serv. 1, 307. 475. 649. 983. 1103. 1329. 1531. 1657. 2043. 2447. 3019. 2, 287. 531. 647. 703. 957. 981. 1129. 1575. 1765. 1965. 2075[b] (Münchener Fragment). 2271. 2609. 2827. 2837; En. 263. 385. 605. 1151. 1609. 3549. 3855. 4209. 4555. 4927. 5093. 5583. 5877. 6159. 6463. 6883. 6965. 7111. 7149. 7441. 7841. 7941. 8063. 8515. 8925. 8959. 9315. 9373. 9961. 10291. 10415. 11725. 11971. 12355. 12823. 12889. 13449. — *-oeden*: Serv. 1, 105. 1849. 2507; En. 771. 3217. 7809. 8463. 8945. — *-oeder*: 1, 217. 2, 2621. 2691; En. 47. 1365. 10157. 10707. 13487. — *-oederen*: Serv. 2, 1719. — *-oedes*: Serv. 1, 2055. 2, 2709; En. 3831. 5385. 11505. 12619. 12801. Wenn trotz dieser zahlreichen Belege *froet* nur in den Liedern im Reim steht, so kann daran nicht etwa bloss die grössere Schwierigkeit, Reimwörter zu beschaffen, Schuld sein, denn in anderen mittel-

niederländischen Dichtungen, die in Reimpaaren verfasst sind, ist *froet* sehr beliebt; so erscheint es im Caerl ende Elegast (Horae belgicae 4) in nicht ganz 1400 Versen 6 mal im Reim (383. 462. 481. 499. 606. 1366, s. Hoffmanns Glossar); im Esopet (Bibliothek van mnl. Letterk. 28) in etwa 1800 Versen ebenfalls 6 mal (8, 12. 28, 4. 33, 11. 51, 17. 54, 32. 59, 21, s. te Winkels Glossar); im Reinaert (hrsg. von Martin) in 7800 Versen 11 mal (331[a]. 482. 1013. 1891. 2046. 2506. 5256. 6575. 7269. 7606. 7735, s. Martins Glossar). Wenn also Veldeke das Wort in seinen Erzählungen nicht gebraucht, so kann das seinen Grund wohl nur darin haben, dass er Rücksicht auf deutsche Leser nahm. — Später wird *fruot* auch in Deutschland wieder gebräuchlicher, in dem Masse als die Schriftsteller in der Verwendung veraltender Wörter freier waren, als in der klassischen Zeit. — Ich füge der Uebersicht halber wiederum eine Tabelle bei, in der unter der Rubrik 'Reimmöglichkeiten' jene Reimpaare nicht eingerechnet sind, die *fruot* enthalten.

	Umfang.	Reimmöglichkeiten.	*fruot.*
Hartm. 1. Büchl.	1914	40	3
Hartm. übrige Werke mit Ausschluss der Lieder	gegen 24000	319	—
2. Büchl.	826	21	2
Wolfram	etwa 40000	152	1
Gottfried	19552	200	4
Ulr. Trist.	3728	39	—
Reinbot	über 6000	25	3
Veldekes Lieder	etwa 430	6	5
Serv. und En.	etwa 20000	221	—
Caerl	1380		6
Esopet	etwa 1800		6
Reinaert	7800		11

Das Vorkommen des Wortes im zweiten Büchlein würde also nötigen, dieses Gedicht in die allererste Zeit von Hartmanns dichterischer Thätigkeit zu setzen.

Die vorstehende Untersuchung hat in ihrem ersten Teil eine Reihe von Erscheinungen ergeben, die sich in Hartmanns Werken nicht finden, oder gegen den Sprachgebrauch des Dichters unmittelbar verstossen (die Conjunctivform *serunne,* die unflektierte *io*-Form *hêre,* ferner *daz ein* für *daz eine,* der Reimtypus *ze klagenne: ze sagenne, swern* und *doln* in übertragener Bedeutung, *sneller list*). Der zweite Teil bringt den Nachweis, dass

Erscheinungen, die bei Hartmann nur in genau bestimmten Perioden seiner dichterischen Entwicklung auftreten, im zweiten Büchlein ganz einträchtig neben einander stehen. Wer das Werk für Hartmanns Eigentum hält, müsste es wegen der Parallelstellen und wegen der Form *müge* neben *mege* unmittelbar vor oder nach dem Iwein entstanden sein lassen, wegen *ich entstân* und *dâ von* neben *dâ vone* vor dem Iwein, wegen der Adverbialendung *-liche* vor dem armen Heinrich, wegen *vervât* und wegen des adjektivischen *gar* vor dem Gregorius, und wegen *fruot* vor dem Erec. Auch Unterschiede in der Begabung, im Temperament, in den Darstellungsmitteln und in der Metrik sind vorhanden: aber 'sie fühlen sich leichter, als sie sich mit entscheidenden Gründen darthun lassen'.

All die beobachteten Thatsachen nötigen zu dem Schlusse, dass das vielumstrittene Gedicht nicht von Hartmann von Aue verfasst sein kann. Wer jedoch an der Autorschaft dieses Dichters nach wie vor festhält, dem liegt die Pflicht ob, in 800 zusammenhängenden Versen Hartmann'scher Poesie die gleiche Anzahl von prinzipiell bedeutsamen Erscheinungen nachzuweisen, denen sonst bei Hartmann nichts gleiches zur Seite steht, die dem anderweitigen Gebrauch des Dichters direkt widersprechen, die der angenommenen Chronologie in derselben Weise trotzen, und endlich in derselben Partie gleichfalls etwa 160 mehr oder minder wörtlich in den übrigen Dichtungen wiederkehrende Verse aufzuzeigen, und darunter so bedeutsame wie im sogenannten zweiten Büchlein.

Berichtigung.

S. 125, Z. 2 v. u. ist 'wie bei Wolfram' zu streichen.

ETYMOLOGIEN ZUM GEFLOCHTENEN HAUS.

Von R. Meringer.

Got. *-waddjus* ist längst richtig erklärt, aber es regt doch zu Fragen an. Es ist bei Wulfila nur in den Kompositionen *baúrgswaddjus* F. '*τεῖχος*, Stadtmauer', *grunduwaddjus* F. '*ϑεμέλιος, ϑεμέλιον*, Grundmauer', an éiner Stelle Masc. Gen., 2. Tim. 2, 19, vgl. Streitberg, Got. Elementarbuch § 235, *miþgardiwaddjus* F. '*μεσότοιχον*, Scheidewand, Scheidemauer' belegt.

Man setzt die Bedeutung des Simplex oft als 'Wall, Mauer' an, ich glaube, mit Unrecht. Wie das folgende zeigen soll, ist die Grundbedeutung keine andere als 'Wand', was einen beträchtlichen Unterschied ausmacht. Auf eine wirklich gemauerte Wand könnte uns *grunduwaddjus* hinführen oder doch auf mehr oder weniger regelmässig geschlichtete Steinmauern, auf denen auch gotische Häuser zur Zeit Wulfilas errichtet gewesen sein mögen. Bei *baúrgswaddjus* ist es schon zweifelhaft, an welche Art der Herstellungstechnik wir zu denken haben, und bei *miþgardiwaddjus* fällt jeder Zwang, an eine harte, gemauerte Wand zu denken, weg. Trotzdem halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass die Goten Wulfilas auch eine wirkliche aus Steinen oder Ziegeln mit Hilfe eines Bindemittels hergestellte Mauer *waddjus* genannt haben, d. h., dass auch dem Simplex schon jener Sinn gelegentlich zukam, der in *grunduwaddjus* vorzuliegen scheint.

Aber die Grundbedeutung von *waddjus* ist längst in einer ganz anderen Richtung gesucht und gefunden worden. Man stellt *waddjus*, vgl. Fick, Wb. 3³, 302, zu einer W. **wei* 'flechten'; Brugmann, Grdr. II, 301; I², 283; Uhlenbeck, Beitr. 22, 192; Et. Wb. d. got. Sprache s. v. *baúrgswaddjus*; Noreen, Abriss der urgerm. Lautlehre S. 161. Die unbestrittene Grundform ist **wójjuz*, **woí-ju-z* und die älteste Bedeutung 'Flechtwerk, geflochtene

Wand', wie sie auch Noreen a. a. O. angiebt. Wegen *jj*, *ij* vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. S. 61; Brugmann, Grdr. I[2], 283.

Unter den drei wulfilanischen Kompositen mit *-waddjus* würde *miþgardiwaddjus* den Kulturforscher am meisten interessieren. Leider scheint es bis jetzt unmöglich, in seinen volkstümlichen Sinn einzudringen und Gewissheit zu erlangen. Es findet sich Eph. 2, 14: *Sa auk ist gawairþi unsar, saei gatawida þo ba du samin jah miþgardiwaddju faþos gatairands αὐτὸς γάρ ἐστιν ἡ εἰρήνη ἡμῶν, ὁ ποιήσας τὰ ἀμφότερα ἓν καὶ τὸ μεσότοιχον τοῦ φραγμοῦ λύσας*. Lesarten sind *midgardiwaddju* A, *miþgardawaddju* B.

Mit *miþgardiwaddjus* erscheint hier in engster Verbindung *faþa* F. '*φραγμός*, Zaun, Scheidewand'. Zur Etymologie von *faþa* vgl. Kluge, Et. Wb.[5] s. v. 'Faden'. Die Bedeutung 'Zaun' von got. *faþa* liegt völlig klar vor. Mc. 12, 1: *weinagard ussatida manna, jah bisatida ina faþom jah usgrof dal uf mesa jah gatimrida kelikn, jah anafalh ina waúrstwjam, jah aflaiþ aljaþ ἀμπελῶνα ἐφύτευσεν ἄνθρωπος, καὶ περιέθηκεν αὐτῷ φραγμὸν καὶ ὤρυξεν ὑπολήνιον καὶ ᾠκοδόμησεν πύργον, καὶ ἐξέδοτο αὐτὸν γεωργοῖς, καὶ ἀπεδήμησεν.* Hier fällt nur der Plural *faþom* gegen *φραγμόν* auf. Luc. 14, 23: *usgagg and wigans jah faþos jah nauþei innatgaggan, ei usfulnai gards meins ἔξελθε εἰς τὰς ὁδοὺς καὶ φραγμοὺς καὶ ἀνάγκασον εἰσελθεῖν, ἵνα γεμισθῇ ὁ οἰκός μου.* Nur nebenbei will ich bemerken, dass man *φραγμός*, *φράσσω*, *δρύφακτος* zu lat. *farcio* stellt, Prellwitz, Et. Wb. d. griech. Sprache; Lindsay, Lat. Sprache, Uebers. von Nohl, S. 547, der *frequens* hierher stellt, was uns nicht weiter berührt.

Got. *faþa* und sein germanisches Ahnenwort kann nach dem, was in Kluges Et. Wb. beigebracht wird, kaum etwas anderes bedeutet haben, als die Stellung des aufrechtstehenden Mannes, der beide Arme wagerecht ausstreckt. Dabei ist auch die gotische Bedeutung 'Zaun' wohl erklärlich. Eine Anzahl senkrechter Pfähle, welche durch Querhölzer verbunden sind, können leicht eine solche Ideenassociation hervorrufen.

Aber *miþgardiwaddjus* passt schlecht im Sinne von Zaun, der Unterabteilungen der *faþa* schafft, denn man wird in ihm doch einen Hausteil suchen müssen, und *faþa* wird sich wohl kaum auf ein Ständerwerk, Fachwerk der äusseren Hausmauern beziehen lassen, obwohl diese Bauart am Balkan heute auch bei armseligen Häuschen wohl bekannt ist. Klar scheint mir zu sein, dass *miþgardiwaddjus* kein von Wulfila gebildetes Wort sein kann.

Wäre er in der Lage gewesen, erst eine Uebersetzung für *μεσότοιχον* erfinden zu müssen, dann hätte er wohl **midjawaddjus* gesagt. Aber wie ist das Wort zu trennen: *miþ-gardiwaddjus* oder *miþgardi-waddjus*? Darauf kommt viel an. Das an. *miðgarðr* scheint der letzteren Möglichkeit die Wahrscheinlichkeit zu verleihen, wenn auch im Gotischen, wo wir bloss *midjungards* '*οἰκουμένη*' finden, kein formell genau entsprechendes Wort vorliegt.

Dem Worte *miþgardiwaddjus* muss wohl im Gotenhause ein bestimmter Teil entsprochen haben. Da man kaum daran denken kann, dass der eigentliche Wohnteil des Hauses wieder schon nach Art des 'oberdeutschen' Hauses etwa in Küche und Stube geteilt gewesen war, so bleibt wohl nur die Annahme übrig, dass das Gotenhaus aus der *ubizwa* '*στοά*', der Vorhalle, und dem **miþgards*, dem eigentlichen Wohn- und Herdraum, bestand und dass die Wand zwischen beiden *miþgardiwaddjus* hiess, also sehr wohl die Bedeutung '*μεσότοιχον*, Scheidewand' wiederzugeben in der Lage war. In der obigen Stelle scheint allerdings das Wort bereits vom Hause losgelöst zu sein, denn für Wulfila kann *miþgardiwaddju faþos gataírands* wohl nur bedeutet haben: 'wegnehmend die Trennungswand des Zaunes', indem er an eine Hürde dachte, die in der Mitte geteilt war.

Das gotische Haus, das Wulfila kannte und dessen Bezeichnungen er benützte, werden wir uns ziemlich genau vorstellen können, wenn wir die heutigen bulgarischen Dorfhäuser ins Auge fassen. C. Jireček berichtet in seinem Werke 'Das Fürstentum Bulgarien' S. 158, wo mit ganz erstaunlicher Treue über das Haus gehandelt wird, obwohl das dem Verfasser nicht als eine der nächsten Aufgaben vorschwebte, dass die Wände gewöhnlich aus einem mit Lehm ausgefüllten Gerüst aus Holz mit Korbgeflecht bestehen. Nie fehle eine von Holzpfeilern getragene Vorhalle vor dem Hause. Das Innere enthalte gewöhnlich nur einen einzigen Raum mit der Feuerstelle.

Es liegt hier nicht auf meinem Wege, mich mit der *ubizwa*, der Vorhalle des gotischen Hauses, und den Bedeutungsverschiedenheiten der verwandten Wörter zu beschäftigen. Im Vorbeigehen nur die Bemerkung, dass die Etymologie anderswohin führt, als man erwartet. Wir finden ags. *efes, yfes* 'Dachtraufe', ahd. *obisa, obasa* 'Vorhalle' Graff 1, 101, Mhd. Wb. II, 1, 429[a], an. *ups* 'Vorsprung am Dache', bair. *Obsen, Obsten* 'Vorhalle der Kirche'

Schmeller 1, 21. Ueber die weiteren Zusammenhänge — ein genau entsprechendes Wort ausserhalb des Germanischen ist noch nicht gefunden — vgl. Johannsen, Beitr. 15, 239; Ehrismann, Beitr. 18, 227; Uhlenbeck, Et. Wb. d. got. Sprache S. 150; Noreen, Abriss der urgerm. Lautl. SS. 53. 149; Fick 3[3], 35. Ueber den Gegenstand im Norden vgl. Guđmundsson, Privatboligen SS. 142. 152; Kålund, Pauls Grdr. II, 2, 232. Ich führe *ubizwa* auf ein vorgerm. **upes-wō-*, eine Bildungsart, die allerdings nicht häufig ist, zurück und sehe den *s*-Stamm **upes* mit Abstufung auch im griech. Adv. *ὕψι* = **ups-i*, das seinerseits mit ai. *upa* (vgl. ai. *upa-stárana* 'Decke', *upa-stír* dass. R. V.) und mit seiner ganzen bekannten Sippe (vgl. Kluge s. vv. 'auf, ob, über') zusammenhängt.

Der etymologische Zusammenhang von got. *waddjus*, an. *veggr*, as. *wei*, ags. *wǣʒ*, afr. *wág* mit einer Wurzel, welche 'flechten' bedeutete, und mit Nomina, welche 'Rute, Gerte' bedeuteten, ist ganz ausser Zweifel. Es stellen sich also dazu ai. *vā váyati* 'weben', *vetrá* m. 'Rohr, grössere Art Calamus', lat. *vieo* 'binden, flechten', *vīmen* 'Geflecht, Rute', lit. *vejù vijaũ výti* 'einen Strick drehen, winden', aksl. *viją, viti* 'drehen, flechten', nslov. *vitra* 'Flechtreis', *vitva* 'Gerte', *vitel* 'Weberspule', serb. *vitica* 'Haarlocke'. Dem got. *waddjus* u. s. w. entspricht zunächst aksl. *povoj* 'fascia', bulg. *navoj* 'Fussfetzen', *povoj* 'Wickel', serb. *voj* 'Schicht', *zavoj, svoj* 'Wendung', czech. *podvoj* 'cardo', poln. *powoj, podwoj* 'cardo', kleinruss. *vôj* 'Zaunschichte'.

Auch die Bezeichnung der 'Weide' ist in den nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen mit diesen Wörtern. Ueber die Sache vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 6. Aufl. von Schrader, S. 568. Kluge, Et. Wb.[5] S. 399 nimmt eine Wurzel **wī* 'biegsam, dehnbar' an. Ich möchte doch lieber bei **wei* 'flechten' stehen bleiben, obwohl es schwer ist, zu entscheiden, ob das 'flechten' nach dem Baume, dessen Zweige sich dazu so gut eigneten, benannt wurde, oder der Baum nach der Verwendung seines Geästes. Rein formell müsste man sich für das letztere erklären. Die Verbreitung der Wortgleichung ist eine grosse: av. *vaêti* 'Weide', gr. *γιτέα ἰτέα* Hesych. (dazu G. Meyer, Gr. Gr.[3] S. 181), lat. *vītis*, air. *fēith* 'Sehne, wildes Geissblatt', cymr. *gwidd-fid*, an. *wīda*, mhd. *wīde*, an. *viđer*, lit. *žil-vìtis* 'graue Weide', *wýtis* 'eine Rute von der Weide', lett. *wītals* 'Weide', apreuss. *apewītwo* 'Strauchweide', vgl. Bernecker, Die preussische Sprache SS. 242. 281. 332, poln. *wić witwa* 'salix viminalis', *witka* 'Weidenrute'.

Die Etymologie des dem Sinne nach dem got. *waddjus* u. s. w. entsprechenden Wortes *Wand* ist dagegen noch bis heute zweifelhaft. Aus dem Germanischen ergiebt sich bloss éine Möglichkeit, nämlich Zusammenhang mit 'winden', was aber Kluge, Et. Wb.[5] S. 396 ablehnt mit dem Bemerken, dass diese Zusammenstellung keinen Sinn ergebe. Kluges Urteil ist aber nur ein subjektiv richtiges, d. h. von dem Standpunkte eines Mannes, der eben eine 'gewundene' Wand noch nie gesehen hat. Einen anderen Weg schlägt H. Paul, DWb. S. 532 ein. Er meint, dass 'Wand' wohl zu 'winden' gehört, aber er denkt, sie habe ihren Namen davon, dass sie etwas sei, wobei man sich wenden muss, nicht weiter kann. Gerade bei einem Manne wie H. Paul muss eine solche Erklärung auffallen, und ich glaube, dass kein anderer Gelehrter sie annehmen wird. Nur Unkenntnis der Sachen kann den Zusammenhang von 'Wand' und 'winden' bezweifeln.

Man kann von einer W. **wendh* 'winden, flechten' leicht die germ. Sippe ableiten: got. *biwindan σπαργανοῦν τινα*, *ἐνειλεῖν τινά τινι*, *ἐντυλίσσειν*, *dugawindan sik ἐμπλέκεσθαί τινι*, *uswindan πλέκειν τι*, *inwinds διεστραμμένος*, *ἄδικος*, *inwindiþa ἀδικία*, vgl. E. Schulze, Gotisches Glossar S. 432, an. *vinda*, ahd. *wintan*, as. *windan*, ags. *windan* und die andere Sippe von 'wenden, wandern, wandeln'. Von selbst stellt sich hierher got. *wandus* 'Rute, ῥάβδος', vgl. *þrim sinþam wandum usbluggwans was τρὶς ἐρραβδίσθην* 2. Kor. 11, 25, an. *vǫndr*; in lit. *wánta* 'Badequast, Sprengwedel' Fick, 3[3], 285 werden wir wohl ein altes Lehnwort sehen dürfen.

Begrifflich ist gegen die Zusammenstellung eines Verbums der Bedeutung 'winden, flechten' und eines Nomens, das 'Rute' bezeichnet, nichts einzuwenden, weil die Rute zu Flechtwerken seit ältesten Zeiten verwendet wurde, sowie Stroh, Pflanzenfasern und Tiersehnen, vgl. got. *snorjo* E. Schulze, Got. Glossar S. 319, das 2. Kor. 11, 33 *σαργάνη* 'Flechtwerk, Korb' übersetzt, aber mit 'Schnur' und seiner Sippe (ai. *snắvan*, *νεῦρον* 'Sehne' u. s. w.) aufs engste zusammenhängt, eine Annahme, die gewiss der Kluge'schen, vgl. s. v., vorzuziehen ist. Verf., WSB. CXXV, 2, S. 5; A. Noreen, Abriss der urgerm. Lautlehre S. 35; W. Prellwitz, Et. Wb. d. griech. Sprache S. 211.

Fick 3[3], 284 und auch Noreen, a. a. O. S. 211 haben got. -*windan* und Genossen mit *gawidan συζευγνύναι τι* 'verbinden' zusammengestellt. Dazu got. *diswiss ἀνάλυσις*, *gawiss ἁφή*, ahd. *wetan* 'binden, anjochen', weiter air. *fedan* 'Gespann, Geschirr',

ai. *vivadhá, vīvadhá-* 'Schulterjoch, Tragholz, Proviant'. Die Verwandtschaft dieser Wurzel **wedh* mit der früheren **wendh* liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass Fick 1[4], 129 Recht hat, wenn er zu 2. **wedhō* 'winde' av. *vad* 'sich kleiden', *fravađemna* Yt. 5, 126 'bekleidet', got. *-widan,* ahd. *wetan,* sowie ahd. *wāt* 'Kleid', an. *váđ,* ags. *wǽd,* as. *wād* stellt, eine Meinung, der sich auch Uhlenbeck, Et. Wb. d. got. Sprache S. 60 s. v. *gawidan* angeschlossen hat. Auch heute steht noch im Nhd. 'Gewand' neben 'Wand', die beide aus einer und derselben Wurzel hervorgehen, trotz ihrer grossen Bedeutungsdifferenz. Dass, wie Kluge meint, erst auf deutschem Boden 'Gewand' mit dem Sinne 'Kleidung' sich aus ahd. *giwant* 'Wendung, Windung' entwickelt hat, will mir dagegen nicht als notwendige Annahme erscheinen. Schon seit urgerm. Zeit kann 'Gewand' neben ahd. *giwāti, wāt,* mhd. *gewœte, wāt* stehen, wenn es sich auch erst spät literarisch nachweisen lässt. Vgl. auch mhd. *bewinde* 'bekleide'.

Nimmt man diese anscheinend uralte Verwandtschaft von **wedhō* (Ficks 2. **wedhō*) mit **wendhō* an, so fehlt es für die germ. Sippe von 'winden' auch nicht mehr an alten Beziehungen, die Kluge s. v. vermisst hat.

Zu 'Wand' gehört als altes Kompositum 'Beunde', ahd. *biunt* 'freies, besonderem Anbau vorbehaltenes eingehegtes Grundstück, Gehege', mhd. *biunde.* Kluge s. v. meint, dass mnd. *biwende* 'eingezäunter Platz' zeigt, dass ein ahd. **biwant* 'was sich herumwindet, Zaun' vorauszusetzen ist. In mhd. *biuntzūn,* Mhd. Wb. 3, 949, berühren sich die ihrem ursprünglichen Sinne nach so nahe verwandten Wörter 'Wand' und 'Zaun'.

Auf die Sippe von an. *vindr* 'schief, krumm', got. *in-winds* ἄδικος, *wind-* in '*windschief*' einzugehen, liegt hier kein Grund vor. Vgl. Weigand, Wb. 2, 1086.

Ich glaube, es steht nichts im Wege, auch an. *vandahús* in diesen ganzen Zusammenhang zu rücken und als eigentliche Bedeutung 'Rutenhaus' anzunehmen, wie Guđmundsson, Privatboligen S. 114 sagt: *fletværkshytter.* Guđmundsson scheint mir nur darin zu irren, dass er dem *vandahús* bloss ein durch Flechtwerk hergestelltes Dach zuschreibt. Die Belegstellen scheinen mir das nicht zu beweisen. Vǫluspǫ́ 38: *sá er undinn salr ormahryggjum* 'der Saal ist gewunden aus Schlangenrücken'; SnE. 1, 200: *hann er ok ofinn allr ormahryggjum sem vandahús* 'er

ist ganz gewoben (geflochten) aus Schlangenrücken wie ein Rutenhaus'. Klar ist, dass die Schlangenrücken die Bewegungen der Zweige des Flechtwerks symbolisieren.[1]) Klar ist auch, dass es vom *salr* heisst, er sei gewoben, gewunden, an der zweiten Stelle sogar, er sei 'ganz' so hergestellt. Mir scheint daraus hervorzugehen, dass wenigstens für Snorri ein *vandahús* ein ganz aus Rutengeflecht hergestelltes Haus war. Ob Guđmundsson weiter Recht hat, *vandahús* und *taugreptr salr* zu identifizieren, berührt uns hier nicht sehr. Tacitus, Germ. c. 46 sagt von den Finnen: *Nec aliud infantibus ferarum imbriumque suffugium quam ut in aliquo ramorum nexu contegantur: huc redeunt iuvenes, hoc senum receptaculum.* Auch hier ist in ganz zweifelloser Weise von Hütten die Rede, denn blosse Dächer hätten die hier erwähnte Art des Schutzes nicht gewähren können. So denkt wohl auch Kålund über die ältesten skandinavischen Häuser. In Pauls Grundriss II, 2, 230 äussert er sich dahin, dass es in Dänemark und Schweden seit alten Zeiten Häuser mit Lehm- und Flechtwerkwänden gegeben hat.

Sowohl got. *waddjus* als ahd. *want* — die untereinander nicht verwandt sein können — führen uns auf Hütten, die aus Flechtwerk hergestellt waren. Der Beziehung von got. *waddjus* mit 'Weide', von 'Wand' mit got. *wandus* 'Rute' sei noch besonders gedacht.

Mauern scheinen die Germanen erst durch die Römer kennen gelernt zu haben. 'Mauer, Kalk, Ziegel' sind lateinische Lehnwörter. *Ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus* sagt Tacitus, Germ. c. 16. Kluge hat mit Recht s. v. 'Mauer' auf den Genuswechsel des germ. Wortes gegen lat. *mūrus* hingewiesen und dafür ein altgerm. Wort ähnlichen Sinnes verantwortlich gemacht, wobei er an got. *waddjus* denkt. Kluge hätte seine Bemerkung zu einer völlig überzeugenden machen können, wenn er auf ahd. mhd. *want* Fem. hingewiesen hätte.

Römische Kultur hat angefangen, auf germ. Boden die Wand durch die Mauer zu ersetzen, ohne dass aber das erste Wort verdrängt worden wäre, weil eben die Sache noch blieb, die geflochtene Wand. Noch in mhd. Zeit kann man der Deutlichkeit halber von *mûrîne want* sprechen, Mhd. Wb. 3, 685.

---

[1]) Vgl. Atharva-Veda I, 27, 2 *vishūcy etu kṛntatí*, wo nach P. W. 2, 130 die W. *kṛt*, welche sonst 'Faden drehen, spinnen' bedeutet, 'von der sich windenden Schlange' gebraucht wird.

Noch eine alte Bezeichnung der Wand findet sich in ags. *weall*, engl. *wall*, as. *wal*, nl. *wal*, die aus lat. vallum 'Wall' entlehnt sind. A. Pogatscher, Zur Lautlehre der griech., lat. und rom. Lehnwörter im Altenglischen, Strassburg 1888, spricht zwar von dem Worte nicht, aber er wird wohl so wenig wie Kluge s. v. 'Wall' an Urverwandtschaft denken mögen.

Aus einer Grundform **ȝhordhis* ist dem Germ. eine Bezeichnung für das Haus erwachsen. Man wird **ȝhordhis* wohl zu einer Wurzel **ȝherdh* 'gürten' stellen dürfen, Kluge s. v. 'Gurt'. Es sei bloss auf got. *gaírdan* (*bigaúrdans περιζωσάμενος, ufgaúrdanai περιζωσάμενοι*) und *gaírda* Fem. 'ζώνη' hingewiesen. Das germ. **ȝarđiz* ist erst durch die Bedeutung 'Zaun, Gehege' zur Bedeutung 'Haus' gekommen. Die einzelnen germ. Sprachen zeigen noch klar diese Bedeutungsübergänge, die in der verwandten Technik der geflochtenen Wand und des geflochtenen Zaunes oder in anderen Abstraktionen begründet sein mögen, etwa wie wir das Wort 'Hof' in verschiedenen Bedeutungen gebrauchen können. Got. *gards* M. '*οἶκος, οἰκία, αὐλή*', an. *garđr* 'Zaun, Haus, Gehöft', ags. *geard* 'Zaun, Garten, Wohnung', as. *gard* 'Umzäunung, Wohnung' zeigen die Wandlungen des Wortsinnes. Dazu vgl. got. *ingardja* M. '*ὁ κατ' οἶκον, οἰκεῖος*', *þiudangardi* F. '*βασίλειον, βασιλεία*', *midjungards* M. '*οἰκουμένη*' und auch *garda* M. '*αὐλή*' (*in gardan lambe* J. 10, 1), wobei man aber wohl eher an eine Hürde im Freien als an einen Stall wird denken dürfen.

Zu diesem **ȝhordhis* und seinen germ. Abkömmlingen muss man nach dem, was Cosijn, Tijdschr. 13, 19 ff. ermittelt hat, auch ahd. *gerta*, mhd. *gerte* 'Gerte' stellen. Damit war ein alter und allgemeiner sprachwissenschaftlicher Irrtum beseitigt, und Streitberg, Urgerm. Grammatik S. 134, hat nach Uhlenbecks Vorgang, Beitr. 19, 519 f., die Sippe von got. *gazds* '*κέντρον*' abgetrennt und aksl. *žrŭdĭ* 'dünne Stange' herangezogen. Wir können also mit Zupitza, Die germ. Gutturale S. 173 ags. *gerd, gyrd*, ahd. *gerta*, mhd. *gerte*, mnd. *garde* (engl. *yard*) 'Elle', aksl. *žrŭdĭ*, russ. *žerdĭ*, poln. *żerdź* 'Stange' als Sippe von altem Adel anerkennen.

Miklosich, Et. Wb. S. 410 s. v. *žerd-* wird wohl im Recht bleiben, wenn er apreuss. *sardis*, lit. *žar̃dis*, lett. *zārds* als Lehnwörter aus dem slavischen Worte betrachtet. Lit. *žar̃dis* bedeutet 'Hürde, Rossgarten, umzäunter Weideplatz'; zu apreuss. *sardis* 'Zaun' vgl. Bernecker, Die preussische Sprache SS. 318. 245.

Bis in die letzten Jahre ist aksl. *gradŭ* 'murus' (Miklosich, Et. Wb. S. 73) missdeutet worden. Man sah es als Lehnwort aus dem Deutschen an, vgl. Brugmann, Grdr. I[1], 294 Anm.; Kluge s. v. 'Garten', es ist aber urverwandt mit got. *gards*, ahd. *gerta*, aksl. *žrŭdĭ*, und seine ganze Bedeutungsentwickelung in den slavischen Sprachen — 'Wand, eingehegter Raum, Garten, Burg, Stadt' — scheint für diese Auffassung zu sprechen. Miklosich, Et. Wb. S. 410 s. v. *žerd-* hat richtiger geurteilt als Miklosich, ebenda S. 73 f. s. v. **gordŭ*. Identisch mit aksl. *gradŭ* ist lit. *gar̃das* 'Hürde'. Aus dem Albanesischen würde sich *garϑ-δi* M. 'Hecke, Zaun' hieherstellen, über das aber G. Meyer, Et. Wb. d. alban. Sprache S. 120 eine rechte Auskunft zu geben nicht in der Lage ist. E. Zupitza, Die germ. Gutturale S. 201, sieht auch die Dinge in einem anderen Lichte, als es mir möglich ist, sie zu sehen.

Eine Grundform **ʒhort-* liegt zu Grunde in *χόρτος* 'Gehege, Hof', lat. *hortus* 'Garten', osk. *húrz*, wofür v. Planta, Gramm. d. osk.-umbr.-Dialekte 1, 437 eine W. **ǵher* annimmt, was mir ein Irrtum zu sein scheint. Lat. *cohors cohort-is* 'Gehege fürs Vieh' sammt seinen bekannten romanischen Nachkommen gehören hieher; ebenso air. *gort* 'seges', *lubgort* 'Gemüsegarten'.

Zweifelhaft kann sein, ob die germ. Wörter für 'Garten' aus einer Form **ʒhordh-* oder **ʒhort-* hervorgegangen sind: as. *gardo*, afr. *garda*, ahd. *garto*, mhd. *garte*. Es ist auch möglich, got. *aúrtigards* '*κῆπος*', *weinagards* '*ἀμπελών*' hieherzustellen, denn es ist ganz gut denkbar, dass das *-gards*, das sie enthalten, nicht identisch ist mit dem *gards*, das '*οἶκος*, *οἰκία*' bedeutet.

An der Wurzelverwandtschaft aller angeführten Wörter ist freilich nicht zu zweifeln. Sie zeigen uns eine ganz erklärliche Bedeutungsentwickelung 'geflochtener Zaun, Hürde, Haus, Stadt'. Ueber die Lehnwörter finnisch *kartano* 'aula, area juxta domum, praedium', ungar. *kert* 'Garten' vgl. W. Thomsen, Ueber den Einfluss der germ. Sprachen auf die finnisch-lappischen S. 141. Die vielleicht auffällige Bedeutungsveränderung von 'Zaun' bis zu 'Stadt' hat übrigens auch ein anderes Wort durchgemacht, worüber Kluge s. v. 'Zaun' zu vergleichen ist: ags. *týnan*, engl. *tine* 'umzäunen', mhd. *ziunen* 'flechten', Mhd. Wb. 3, 949, ahd. mhd. *zūn*, as. *tūn*, nl. *tuin* 'Zaun, Garten', ags. *tún*, engl. *town*, keltisch *-dunum* in Ortsnamen, air. *dún* 'Burg, Stadt', Brugmann, Grdr. II, 393.

Für das ai. *gṛhá-* 'Haus', aw. *geređa-* 'Höhle, Grube' wäre eine Urform **ǵṛdho-* anzusetzen, vielleicht auch ein **ǵhṛdho-*. Wackernagel, Ai. Gramm. 1, 250 nimmt Urverwandtschaft mit aksl. *gradŭ*, lit. *gar̃das* an. Auch Zusammenhang mit got. *gards* wäre demnach nicht ausgeschlossen, aber die Bedeutung des arischen Wortes 'Höhle, Grube, Haus' weist auf eine andere Herkunft hin oder auf Mittelglieder der Bedeutungsentwickelung von 'flechten' bis 'Haus' über ein Mittelglied 'Höhle, Grube', die anzunehmen mir abenteuerlich erscheint.[1])

Ein anderes altes idg. Wort für das Haus ist in **dō(m)* Neutr. bereits gefunden. Auch Einzelheiten seiner Flexion sind wohl endgiltig rekonstruiert worden. Man nimmt einen Gen. **dems, *dens* an, gestützt auf ai. *dampatis*, aw. *dəṅgpatōish*, *δεσπότης*. Einen loc. **dom* habe ich aus *ἔν-δον* erschlossen und freue mich, Wackernagels Zustimmung erfahren zu haben, vgl. Wackernagel, Vermischte Beiträge zur griech. Sprachkunde, Basel 1897, S. 40. Auch *δά-πεδον* 'Fussboden', *δάμ-αρτ-* 'Gattin' wurden als glückliche Funde der alten Sippe *δέμω*, lat. *domus*, got. *timrjan* u. s. w. angereiht.

Mir wenigstens will es klar erscheinen, dass **dō(m)*, das in unserem 'Zimmer' nachlebt, die Bezeichnung des alten, aus Balken in horizontaler Lagerung hergestellten Hauses war, wie es die Leute der Hallstädter Zeit genau so herzustellen verstanden, wie der Alpenbauer unserer Tage, was die wunderbar erhaltenen Reste bezeugen. Wenn wir heute von der 'Wand' eines 'Zimmers' reden, ist freilich längst vergessen, dass die beiden Begriffe ursprünglich unvereinbar waren, die Wand eignet dem geflochtenen Haus, das Zimmer dem Blockhause. Soviel ich sehen kann, reihen sich die ethischen Begriffe von 'zahm, zähmen, ziemen' ganz schön der Anfangsbedeutung der Balkenverbindung zum Zwecke des Hausbaues an.

Wulfila hat drei Wörter für 'Haus': *gards, razn* und *hus*. Auch *razn* übersetzt *οἶκος, οἰκία*, während sich *hus* bloss in *gudhus* '*ἱερόν*' findet. Dass hier eine Abstufung vorliegt, ist ganz klar, aber, was wissenswert wäre, den Unterschied namentlich inbezug auf die Techniken zu erkennen, ist bis jetzt nicht

[1]) Häuser, die teilweise in der Erde stecken, sind wohlbekannt, vgl. C. Jireček, Bulgarien S. 157. Ai. *bhūmigṛha* ist wohl ebenfalls ein Erdhaus.

zu erforschen. Die Thätigkeit des Erbauens wird allgemein *timrjan, timbrjan* 'zimmern' genannt, vgl. E. Schulze, Got. Glossar S. 343: *timrjan οἰκοδομεῖν, timrja τέκτων, timreins οἰκοδομή* u. s. w. Leider können auch got. *razn* und *-hus* durchaus nicht als befriedigend erklärte Wörter gelten.

Aus der W. **qert* 'flechten, spinnen, weben' hat sich, soviel ich sehen kann, obwohl die Bedingungen gegeben waren, nirgendwo die Bedeutung 'Wand' oder 'Haus' entwickelt, vgl. Fick 1⁴, 385; Kluge s. v. 'Hürde'; Zupitza, Die germ. Gutturale S. 111. Ich denke, dass die Wurzel trotz G. Meyers Einspruch, Et. Wb. der alban. Sprache S. 92, mit velarem Anlaut angesetzt werden muss. G. Meyer will nämlich aus der Sippe ai. *kṛt* 'spinnen' abtrennen, mit der Begründung, dass Spinnen und Flechten zwei höchst verschiedene Beschäftigungen seien. Das letztere ist richtig, aber richtig ist auch, dass der Sache nach naheliegende Bedeutungen leicht in einander übergehen. Das Spinnen ist dem Flechten verwandt und Flechten und Weben sind schon sehr ähnlich. Zu ai. *kṛt* gehört *çṛt* 'verknüpfen, verbinden', *viçṛ́t* 'Auflösung', *saṃçṛ́t* 'Verbindung'. Wegen des *c* vgl. Brugmann, Grdr. I², 580, § 643 Anm. 2. In A. V. 4. 16. 7 liegt in *kóças* ... *parikṛtyámānas* die Bedeutung 'flechten' klar vor,[1]) und ai. *káṭa* 'Matte' erledigt G. Meyers Einspruch vollständig. Sonst bestehen verwandtschaftliche Beziehungen u. a. mit gr. *κάρταλος* 'Korb', *κυρτός* 'gekrümmt', *κύρτος* 'Geflecht, Fischerreuse, Käfig', lat. *crātes*, air. *certle* 'Knäuel', aksl. *kratŭ* 'festgedreht, fest', apreuss. *korto* 'Gehege', got. *haúrds* '*θύρα*', an. *hurð* 'Thür', ahd. *hurd*, ags. *hyrdel*, engl. *hurdle* 'Hürde, Flechtwerk'. Dazu Brugmann, Grdr. I², 572.

G. Meyer, Et. Wb. der alban. Sprache S. 92, hat zu dieser Sippe alban. *θur* 'umzäunen, flechten' gestellt; es ist ihm aber bei weitem nicht gelungen, die Schwierigkeiten einer solchen Annahme zu beseitigen.

---

[1]) *ā́stāṃ jālmá udáraṃ sraṃsayitvā́ kóça ivābandhráḥ parikṛtyámānaḥ* 'den Bauch hängen lassend möge der Schurke dasitzen, wie eine aus dem Bande gegangene Tonne, umwunden (mit Tüchern u. s. w.)'. Vgl. P. W. 2, 130 und 7, 1099 s. v. *sraṃs*. Ich halte diese Roth'sche Erklärung für richtiger als die Auffassung Bloomfields, der mit Sāyaṇa *parikṛtyámānaḥ* zu W. 1. *kṛt* 'schneiden, spalten' zieht. Vgl. The sacred Books of the East vol. XLII, 89. 392.

Anscheinend räthselhaft ist der Uebergang der Bedeutung in germ. **χurđis*, got. *haúrds* zu 'Thür'. Wenn Kluge s. v. 'Hürde' sagt: »Die Bedeutung 'Thür' ist erst eine Entwicklung aus der allgemeinen 'Flechtwerk'«, so ist das zwar wahr, aber wird wohl niemand einleuchten. Man muss sich wohl vorstellen, dass auch die Thür bloss aus Flechtwerk hergestellt war, wie so vielfach der Schild. Bretter waren mit den Werkzeugen jener Zeit sehr schwer zu machen. Während aber das Flechtwerk der Wände wenigstens von aussen mit Lehm verstrichen und verdichtet war, wird das Geflecht der Thür klar zu Tage getreten sein. Eine andere Möglichkeit wäre die, dass got. *haúrds* durch die Bedeutung '*cardo*' zur Bedeutung 'Thür' gekommen ist, wie vielleicht czech. *pod-voj* 'cardo' gegen kleinruss. *vōj* 'Zaunschichte', got. *waddjus* 'Wand', Miklosich, Et. Wb. S. 389.

Vielleicht findet sich auf anderem Gebiete eine Analogie zu got. *haúrds* 'Thür'. Ein Wort der italischen Dialekte für 'Rute' hat anscheinend gar keine weiteren Verwandten. Buecheler, Lex. Ital. XX verzeichnet ein **perka* '*ῥάβδος*'. Richtig hat v. Planta, Gramm. der osk.-umbr. Dialekte 1, 216 dafür eine Grundform **pertka* angesetzt und lat. *pertica* 'Ruthe, Messruthe' in Erinnerung gebracht. Es scheint mir nun wirklich die Möglichkeit zu bestehen, dass *porta, porticus* in diesen Zusammenhang gehören, was einen Halt in got. *haúrds* = *θύρα* fände. Freilich müsste man dann die alte aber schlechte Etymologie mit *portus* 'Hafen', *portare* 'bringen', Fick 2³, 143, über Bord werfen. Dass im Lat. sich ein uraltes Wort für 'Thür' ja in *fores* u. s. w. erhalten hat, ist kein Grund gegen meine Annahme, denn auch im Got. finden wir *haúrds* '*θύρα*', obwohl germ. 'Thür, Thor' allenthalben vorhanden sind. Lat. *porta* von einer Wurzel für 'fahren' ableiten zu wollen, muss bestimmtem Einspruch begegnen.

Auch jene Wurzel, aus der wir 'Hag, Hecke' besitzen, hat weiter keine uns hier berührende Sinnesentwicklung durchgemacht, E. Zupitza, Die germ. Gutturale S. 111. Vielleicht waren diese Wörter Bezeichnung eines anderen Zaunes als des geflochtenen und bedeuteten eine Technik, die beim Hausbau keine Verwendung fand.[1])

---

[1]) Andere Wörter, deren Bedeutung von 'Zaun' ausgeht, sind leider nicht genügend erklärt. So lat. *sepes*, gr. *σηκός* 'Zaun, Hürde, Haus', ahd. *sueiga* F., mhd. *sweige* (vgl. S. Bugge, BB. 14, 66), ebenso die germ. Sippe von 'Schanze'

In den slavischen Sprachen hat sich aus der alten Basis *plek̑t- 'flechten' vielfach eine Bezeichnung für 'Korb' und 'Zaun' entwickelt. Vgl. Miklosich, Lex. palaeoslov. S. 572 s. v. *plesti* und Et. Wb. S. 250 s. v. *plet-*. Inbezug auf die anderen Verwandten, got. *flahta* 'πλέγμα', gr. πλοκή 'Geflecht, Gewebe', ai. *praçna* 'Geflecht, Korb' vgl. Zupitza, Die germ. Gutturale S. 190. Bemerkenswert ist russ. *plotnikŭ* 'Zimmermann' zu aksl. *plotŭ* M. 'φραγμός sepes', Miklosich, Lex. palaeosl. S. 574. Der Zimmermann heisst also im Russischen der 'Wandflechter, Zäuner'. Das Lehnwort lett. *plotnēks* bezeichnet einen russischen Zimmermann.

Für das folgende will ich nur in Erinnerung bringen, dass got. *waddjus* u. s. w. 'Wand' mit ahd. *wida* u. s. w. 'Weide' und W. *wī* 'flechten' verwandt ist, ahd. *want* mit 'winden' und got. *wandus* 'ῥάβδος' u. s. w., got. *gards* 'οἰκία' u. s. w. mit ahd. *gerta* 'Gerte' u. s. w. Alles führt uns auf ein Haus mit geflochtenen Wänden, mit Wänden, die korbartig aus dünnen Ruten hergestellt waren.

Diese etymologischen Zusammenhänge werden durch die Sachen so bestätigt, als man es überhaupt nur wünschen kann.

Dass aus den praehistorischen Perioden zahlreiche Bruchstücke von gebranntem Lehm mit deutlichen Abdrücken eines Zweiggeflechts sich finden, ist eine bekannte Thatsache. Man muss annehmen, dass diese häufigen Funde sich so erklären, dass die Häuser, denen sie angehörten, geflochtene Wände mit Lehmbewurf hatten; die Häuser müssen dann durch Brand zugrunde gegangen sein, wobei der Lehm gehärtet wurde und bleibend die Abdrücke des Zweiggeflechts in sich aufnahm.[1])

(vgl. Kluge s. v.), wofür eine Deutung noch nicht gefunden ist. Ueber ai. *vaṭa* 'Strick', lit. *wáltis* 'Garn, Fischnetz' und ai. *vāṇı* 'Schilfrohr', got. *walus* 'ῥάβδος' vgl. Fr. Bechtel, Hauptprobleme S. 384; zu lat. *virga* vgl. *vergo*, ai. *vṛṇajmi* 'drehe, wende', Zupitza, Die germ. Gutturale S. 170.

[1]) W. Cartellieri macht mich auf das Jatugṛhaparvan des Mahābhārata aufmerksam, wo sich eine Beschreibung des *jatugṛha*, eigentl. 'Harzhauses', findet, welches Duryodhana in hinterlistiger Absicht bauen lässt, um die Pāṇḍavas darin zu verbrennen (Mahābh. I, 144, 8 ff.; I, 146, 15 ff.).

Als Materialien zum Hausbau werden angeführt: Muñjagras, das gewöhnliche Material der Korbflechter, Balbajagras und Bambus. Duryodhana lässt die konstruktiven Elemente mit Oel, Fett und Lack durchtränken, ebenso den Lehm (*mṛttikā*), womit die Wände beschmiert werden. Da die Pāṇḍavas nur durch den Geruch (des Fetts und des Harzes) bei dem Betreten

Indem Vitruv, De archit. edd. Rose et Müller - Strübing, 1867, S. 34, 5 ff. das Leben der Urmenschen beschreibt, sagt er: . . . *coeperunt in eo coeto alii de fronde facere tecta, alii speluncas fodere sub montibus, nonnulli hirundinum nidos et aedificationes earum imitantes de luto et virgulis facere loca quae subirent.* Hier ist also von Häusern die Rede, die aus Lehm und dünnen Zweigen, Ruten hergestellt sind, ähnlich wie der Vogel sein Nest baut. Z. 14 heisst es: *primumque furcis erectis et virgulis interpositis luto parietes texerunt. Alii luteas glebas arefacientes struebant parietes, materia eos iugumentantes, vitandoque imbres et aestus tegebant harundinibus et fronde.* Hier ist also von einer doppelten Herstellungsart die Rede. Die eine besteht darin, dass man Gabeln oder besser, gabelförmige Hölzer errichtet, Ruten dazwischen giebt und beides mit Lehm verstreicht. Die andere besteht darin, dass man Lehm formt, trocknet und damit die Wände aufbaut, indem man noch Bauholz (*materia*) als Schliessen verwendet. Zu der letzteren Art stimmt die Etymologie von *τεῖχος, τοῖχος* 'Mauer', das mit Sicherheit zu ai. *dih* 'bestreichen, beschmieren', lat. *figūra* 'Gestalt', *figulus* 'Töpfer', osk. *feíhúss* 'muros', v. Planta, Gramm. der osk.-umbr. Dialekte 1, 277. 437. 452 f., got. *deigan* 'kneten', *daigs* '*φύραμα*, Teig' gestellt wird; vgl. Kluge s. v. 'Teig', E. Zupitza, Die germ. Gutturale S. 205.

Neben der letzterwähnten W. **diǵh* liegt eine gleichbedeutende in **ǵhid* vor: aksl. *zĭdati, zidati* 'bauen', *zidŭ* 'murus', Miklosich, Et. Wb. S. 405, lit. *żė́sti* (oder *żèsti*? s. Kurschat, Wb.), 'formen aus Thon, Wachs', apreuss. *seydis* 'Wand', s. Bernecker, Die preuss. Sprache S. 319, alban. *zid* M. 'Mauer', rum. *zid*, vgl. G. Meyer, Et. Wb. d. alban. Sprache S. 484.

Leider ist aber die von Vitruv zuerst erwähnte Technik nicht klar beschrieben. Er spricht davon, dass man Gabeln in die Erde rammt und dazwischen Ruten legt. Damit kann gemeint sein, dass man je zwei Hölzer einschlägt, und so käme man zu einem Wandskelette von einer Form, wie sie der Zaun oft zeigt, vgl. Mitteilungen der Anthrop. Ges. in Wien 23, 164,

des Hauses misstrauisch gemacht werden, so ist klar, dass die Konstruktion des Hauses eine gewöhnliche war (I, 146, 14).

Es ist naheliegend anzunehmen, dass das Haus (es wird *catuḥçāla* also vierteilig genannt, I, 144, 8) Wände aus senkrechten Bambusstangen hatte, um welche die Gräser herumgeflochten waren, während aussen eine Lehmschichte aufgetragen war.

Fig. 156.[1]) Da Vitruv von einem Flechten nicht spricht, was auch bei senkrechten Doppelhölzern nicht recht zu denken ist, so mag er sich die 'Gabeln' so vorgestellt haben. Vielleicht hat aber Vitruv seine Gewährsmänner nicht recht verstanden; vielleicht meinten diese Hölzer, die sich erst in der Höhe gabeln und oben die Dachhölzer trugen, während unten die Ruten sich herumwanden. Vitruv scheint ja, so auffällig das auch sein mag, die Technik des Wandflechtens selbst nicht gekannt zu haben, denn er sagt Z. 21: *Haec autem ex is, quae supra scriptae sunt originibus instituta esse possumus sic animadvertere quod ad hunc diem nationibus exteris ex his rebus aedificia constituantur, uti Gallia Hispania Lusitania Aquitania, scandulis robusteis aut stramentis.* Damit ist doch wahrscheinlich, dass Vitruv der Flechttechnik eine besondere Beschreibung gewidmet hätte, wenn sie ihm selbst bekannt gewesen wäre.

Ueber die Verwendung des Rutengeflechts im keltischen Hause Galliens berichtet Strabo 4, 4 C. 197: *τοὺς δ'οἴκους ἐκ σανίδων καὶ γέρρων ἔχουσι μεγάλους θολοειδεῖς, ὄροφον πολὺν ἐπιβάλλοντες.*

A. Heikel, Die Gebäude der Čeremissen, Mordwinen, Esten und Finnen S. 91 Anm., hat auf die Aehnlichkeit einer typischen runden Scheune von der mittleren Wolga, welche geflochtene Wände und Strohdach zeigt, mit den germanischen Hütten auf der Antoninsäule hingewiesen. Ich denke auch, dass man nicht daran zweifeln kann, dass diese Wände aus Flechtwerk haben, wozu die runde Form und die Strohseile, welche anscheinend die Wand zusammenhalten, wohl passen würden.

Ob das heutige volkstümliche deutsche Haus noch diese Construction der Wände aufweist, kann ich nicht sagen. Albrecht von Halberstadt sagt (vgl. K. Bartsch, Bibl. der deutschen Nat.-Lit. Bd. 38, Anm. zu v. 223. 224): *Auch haben sie zu bawen funden Heuser mit Rûthen so lang stunden geflohten vnd mit leime bestrichen.* Die Stelle schliesst sich an Ovid, Met. 1, 121 f. an:

> Tum primum subiere domus, domus antra fuerunt
> et densi frutices et vinctae cortice virgae.

Die Nachbildung ist deshalb wertvoll, weil sie keine blosse Uebersetzung ist.

---

[1]) Vgl. die Zäune der Bergčeremissen bei A. Heikel, Die Gebäude der Čeremissen, Mordwinen, Esten und Finnen, Helsingfors 1888, S. 75.

Bei den Südslaven habe ich das geflochtene Haus selbst gesehen. Es soll sich schon bei Agram finden. Mir selbst ist es in Bosnien und in der Herzegowina oftmals begegnet. Dort ist diese Technik bei dem primitiven, zweizelligen Küchen-Stuben-Hause nicht selten. Vgl. auch F. Kaindl, Haus und Hof bei den Rusnaken, Globus 1897, S. 141, Fig. 9. 10.

Ein besonders merkwürdiges Gebäude Bosniens, Serbiens und Bulgariens ist der Maisbehälter, die eigentliche Scheune; ein länglicher hoher Korb, auf Pfählen mit Strohdach. Mich dünkt, er gewährt uns einen Blick in die dunkelste Vorzeit.

Das geflochtene Haus verrät sich auf den ersten Blick dadurch, dass es keine scharfen Kanten hat, sein Grundriss ist ein Rechteck mit abgerundeten Ecken. Scharf ins Eck zu bauen ist bei dieser Technik nicht so leicht, während es beim Holzbau (Blockbau, Stehwerk) sich von selbst ergiebt. Darnach möchte ich es für möglich halten, dass auch die Hausurnen, welche abgestumpfte Ecken zeigen, solchen Hütten nachgebildet sind.

DER GERMANISCHE HIMMELSGOTT.

Von R. Much.

Einen der wesentlichsten Fortschritte der deutschen Mythologie seit der Zeit ihres Begründers bedeutet die Erkenntnis, dass die religiösen Vorstellungen des Heidentums nicht nur nach Stämmen und nach gesellschaftlichen Schichten verschieden, sondern auch zeitlich in fortwährendem Flusse begriffen waren. Und nichts hat diese Erkenntnis so sehr gefördert, als Müllenhoffs Entdeckung, dass Wôdan erst infolge einer Umwälzung der Herrscher im germanischen Götterstaate geworden ist an Stelle eines älteren in urgermanischer und vorgermanischer Zeit verehrten Himmelsgottes. Damit war der Punkt gegeben, von dem aus die ganze germanische Götterwelt auf ihre geschichtliche Entwicklung untersucht werden konnte.

Dies ist nun freilich nicht in vollem Umfange und noch weniger in der richtigen Art geschehen. Statt schrittweise vorzugehen und die gefundenen Pfade vorsichtig zu verfolgen, liess man sich durch die Freude an jener Entdeckung verleiten, nun alle möglichen Gestalten für den Himmelsgott auszugeben. Kauffmanns 'grosser Waldgott' kennzeichnet besonders deutlich die Holzwege, auf die man dabei geraten ist, deren Waldeinsamkeit indessen dem Gotte und seinem Propheten kein dritter zu stören Lust zeigen dürfte. Darum ist auch eine Warnung vor solchen besonders augenfälligen Verirrungen kaum nötig. Weniger gilt dies von dem Versuche, Baldr, Freyr und Heimdallr aus dem Himmelsgotte abzuleiten, der zumal von Mogk unternommen worden ist, und von der Ansicht desselben Forschers, dass auch Loki und Wôdan aus eben diesem sich abgeschieden haben. Denn hier liegt der Irrtum nicht so klar zutage.

Dass es gegenüber allzu ungestümem Vordringen auch an Rückschlägen und Rückschritten nicht fehlen konnte, ist nahezu

selbstverständlich. Zu diesen gehört es, wenn Bremer, IF. 3, 301 f. behauptet, stets sei Wôdan der Haupt- und Himmelsgott, Tîwaz allein der Kriegsgott der Germanen gewesen. Dies ergebe sich daraus, dass die Gleichung von *Zîo, Týr, Tîg* mit *Ζεύς* und *Dyâus* eine haltlose sei. — Als ob es nur auf diese ankäme! Die Bestimmtheit, mit der etwas behauptet wird, kann im übrigen einen Beweis nicht ersetzen. Immerhin aber wird uns, ehe wir weiter umblicken, die Mühe nicht erspart bleiben, zu untersuchen, ob Müllenhoffs Ansicht von einem Thronwechsel im germanischen Götterstaate begründet ist oder nicht.

Dass immer noch eine Möglichkeit besteht, zwischen *Jū-piter, Ζεύς, Dyâus* und dem in Betracht kommenden germanischen Götternamen eine Brücke zu schlagen, hat zuletzt Koegel, Gesch. d. d. Lit. I, 1, 14, Anm. 2 im Anschluss an Streitberg, IF. 1, 513 f. gezeigt, indem er darauf hinwies, dass germanischem *tīw-* idg. *djew-*, jene Stammform, die auch im Italischen (*jov-*) verallgemeinert worden ist, zugrunde liegen könne. Wir hätten dann den Götternamen als germ. **Tīwz*, d. h. als kons. Stamm, anzusetzen. Daneben müssen wir aber doch auch mit der Möglichkeit rechnen, dass der Einklang von aisl. *Týr* mit dem Sing. *týr* von *tívar, tífar* 'die Götter', der in zahlreichen Zusammensetzungen — eigentlichen und uneigentlichen — wie *sigtýr, hangatýr, veratýr* belegt ist, nicht auf Zufall beruht. Dann ist, wie ausser Bremer a. a. O. auch Kluge, Et. Wb.[5] S. 72 und Verf., Beitr. 17, 168 gethan haben, **Tīwaz* anzusetzen, das zusammen mit aind. *dēvás*, lat. *deivos*, kelt. **dēvos*, lit. *dēvas* auf idg. **deiu̯os* zurückgeht.

Wenn aber unter einer Vielheit von Göttern einer 'der Gott' schlechtweg heisst, kann es nur ein hervorragender gewesen sein. Das erkennt auch Kretschmer, Einleit. i. d. Gesch. d. gr. Spr. S. 78 an, indem er sich den Sachverhalt so vorstellt, dass ein hervorragend kriegerischer Stamm der Germanen seinen *praecipuus deorum*, den er zugleich als *praesul bellorum* verehrte, schlechthin als 'Gott', **Tīwaz*, eigentlich 'Himmlischer', bezeichnet habe. Nur leugnet Kretschmer, dass es sich dabei um gemeingermanische Vorstellungen handle. Der Ausgangspunkt des Tīwaz-Kultes sei bei einem südgermanischen Volk zu suchen, dort sei der Kriegsgott als Hauptgott verehrt worden. Als der Dienst des Tīwaz auch zu anderen Stämmen drang, sei dieser hier neben andere Götter zu stehen gekommen, denen er untergeordnet wurde. So erkläre sich die geringe Rolle, die Týr im skadinavischen Götterhimmel

spiele. Vielleicht im Zusammenhang hiermit stehe es, dass **tīwaz* bei den Südgermanen seine appellative Bedeutung aufgegeben habe und in dieser durch ein neu geprägtes Wort, got. *guþ,* ahd. *got,* ersetzt worden sei. — Allein warum das Wort *Gott,* für das aus dem übrigen germ. Sprachschatze eine Deutung jedenfalls nicht zu finden ist, eine Neuprägung sein soll, ist nicht einzusehen, und ebenso wenig, warum gerade eine südgermanische, da doch auch das Altnordische *guð, goð* aufweist. Dass das Südgermanische die Entsprechung zu aisl. *tívar* früher als infolge der Einführung des Christentums verloren habe, ist ebenfalls unerweisbar; denn was besitzen wir überhaupt an südgerm. Sprachdenkmälern, in denen sich solch ein entschieden heidnischer Ausdruck vorfinden könnte? Der nordische Týr aber wird seinen Namen als ein Erbstück aus der Zeit höherer Machtfülle fortbewahren. Uebrigens ist die Rolle des Týr auch keine geringere, als es die des Zîo, Tîʒ in der letzten Zeit des Heidentums gewesen ist, in der bei Nord- und Südgermanen Óðinn, Wôdan ihn weit überragte. Wer für ältere Zeit gleichzeitig dem Norden Wōdanaz, dem Süden Tīwaz als Hauptgötter zuweist, trägt auch der Thatsache nicht Rechnung, dass uns gerade Wôdan — unter anderem Namen — als Hauptgott der Kelten und eines Teiles der Thraker begegnet.

Was für Befugnisse der Gott im übrigen hatte, den die Germanen als den **tīwaz* schlechtweg bezeichneten, wird freilich nicht sofort klar, aber auf einen Himmelsgott zu raten liegt nahe genug. Man beachte, dass sich auch die Litauer unter *dë̃vas, dë̃vaitis* schlechtweg hauptsächlich den Donnernden vorstellen, s. J. Grimm, DM. S. 153.

Germ. **Tīwaz* als Göttername könnte aber noch anderen Ursprunges sein als aus einem Appellativum der Bedeutung 'Gott'. Denn idg. **dei̯u̯os* heisst nicht allein 'glänzend, himmlisch, Gott', sondern auch 'Himmel' selbst. Wenigstens liegt dieser Sinn im lat. *sub dīvo* vor, das ganz dasselbe besagt, was auch durch *sub iove* ausgedrückt werden kann. Dazu halte man finnisch *taivas* 'Himmel', dem lit. *dë̃vas*, älter **deivas* zugrunde liegt. So kann es auch ein germ. **tīwaz* 'Himmel' gegeben haben, und daraus der Name des Himmelsgottes entsprungen sein. Ja, möglicherweise fliessen in seinem Namen gar **tīwaz* 'Gott' und **tīwaz* 'Himmel' zusammen.

Doch sehen wir von der Bedeutung des Namens *Týr* u. s. w. ganz ab. Wenn die Schwaben in ihren süddeutschen Sitzen ihre

Hauptstadt *Ciesburc* nennen und selbst *Cyuuari* d. i. 'Zīo-Verehrer' heissen, während bei ihnen, da sie als Semnonen noch in ihrer alten Heimat zwischen Elbe und Oder sassen, die eigentümliche Verehrung eines Gottes als *regnator omnium* dem fremden Beobachter besonders auffiel, ist man dann nicht nahezu gezwungen, mit Müllenhoff eben *Zīo* als den ahd. Namen jenes *regnator omnium* zu fassen? Gewiss wird man Laistner, Germ. Völkernamen, Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgesch. N. F. 1892, S. 2 ff. zugeben müssen, dass auch ein Volksname *Reciuuarii* denkbar wäre, und so können ganz gut einmal die von Kossinna seither schon aus der Römerzeit nachgewiesenen *Raetobarii*, *Riesser* geheissen haben. Aber einfacher als mit Laistner eine Verstümmelung von *recia suapolant reciuuari suapa* einer Vorlage in *Cyuuari suapa* der Handschrift anzunehmen, ist es an und für sich, die Ueberlieferung gelten zu lassen. Nur ist *Cyuuari* nicht, wie auch noch Golther, Germ. Myth. S. 205 thut, als 'Ziuleute' zu übersetzen, und hat, worauf ich schon Beitr. 17, 85 hingewiesen habe, mit den Volksnamen auf *-varii* = 'Leute' nichts zu thun, gehört vielmehr zu den Personennamen auf idg. **-u̯oros*, griech. *-ορος*, germ. **-waraz*, wie *Θέωρος*, *Fréawaru*, bedeutet also 'Verehrer des Zīo'. Dass an der handschriftlichen Ueberlieferung als dem Richtigen festzuhalten ist, geht schon daraus hervor, dass die *Cyuuari* so vortrefflich zu einem Hauptorte des Volkes *Ciesburc* = 'civitas Augustensis' passen. Laistners Ansicht, dass aus dem einmal verderbten *Cyuuari* die Gelehrsamkeit den Namen *Ciesburc* für Augsburg gefolgert habe, ist so gekünstelt, dass sie nicht ernst genommen werden sollte. Von Golther, Germ. Myth. S. 205 f. freilich, dem es in den Kram passt, wenn ein deutschmythologisches Zeugnis sich als unecht erweist, wird sie mit Behagen aufgegriffen und nur ein wenig anders gewendet. Mit Bezug auf die aus J. Grimm, DM. S. 269 ff. bekannten 'Excerpta ex Gallica historia' heisst es bei ihm in teilweiser Anlehnung an die Ausführungen Laistners: 'Im karolingischen Zeitalter entstand eine fabelhafte Chronik von Augsburg. Die Stadt ist eine Gründung der Schwaben, die lang vor den Römern da gesessen haben sollen. Das Römerheer, die *legio Martia*, erlitt eine schwere Niederlage bei Augsburg. Ziesburg scheint in Anlehnung an Eresburg ersonnen: während Karl die Eresburg bezwang, brach sich die römische Macht an der Ziesburg. Dem Augsburger war für *dies Martis* der schwäbische Ziestag und der bairische Ertag

geläufig; so mochte er sich das Verhältnis *Ertag, Eresburg : Ziestag, Ziesburg* ausdenken. Als Bewohner der von der legio Martis belagerten Stadt ergaben sich dem gelehrten Chronisten *Marticolae Ziuuari*'. Dass *Cyuuari* und das in ein altes Verzeichnis von Städtenamen der Germania prima geratene *Civitas Augustensis id est Ciesburc* mit jener fabelnden Chronik in irgend einer Beziehung stehen, ist zwar nicht bekannt, man sieht also nicht ein, wieso sie auf das Kerbholz desselben Gelehrten kommen sollen, der die Chronik verbrochen hat. Und in welch grossartigem Lichte erscheint dieser weiter noch, der sogar den Irrtum J. Grimms, dass *Ertag, Erchtag* und *Eresburg* denselben Götternamen enthalten, vorausahnt, obwohl sich zu seiner Zeit beide Namen auch äusserlich noch stark unterschieden haben müssen, der ferner selbst auf so feine Aehnlichkeiten oder Gegensätze, wie die, dass, während Karl die Eresburg bezwang, sich bei Augsburg (allerdings nur nach seiner Erfindung!) die römische Macht brach, ganz wie Golther das entsprechende Gewicht zu legen verstand. Schade, dass er sich durch die Verwechslung von Belagerern und Belagerten doch ein kleines Versehen zuschulden kommen liess. — Uns eingehender mit dieser Art von Quellenkritik und mythologischer Forschung auseinanderzusetzen, ist ja kaum nötig.

Dass sich der Gesandte der Tenctern bei den Ubiern nach Tacitus, Hist. 4, 64 äussert: *redisse vos in corpus nomenque Germaniae communibus deis et praecipuo deorum Marti grates agimus*, hat vielleicht nicht allzuviel Beweiskraft. Möglicherweise soll hier nur gesagt sein, dass dem Mars vor allen Göttern zu danken sei: hatte doch der Krieg zu den begrüssten Erfolgen geführt. Auch der Bericht des Prokop, Bell. Got. 2,15, der von den Thuliten sagt: *τοῦτον (ἄνθρωπον) γὰρ τῷ Ἄρει θύουσιν, ἐπεὶ θεὸν αὐτὸν νομίζουσι μέγιστον εἶναι*, ist nicht eindeutig, da er sich auf Óðinn als Kriegsgott beziehen kann, vgl. Bugge, Studien 1, 344. Für wahrscheinlicher halte ich es immerhin, dass auch hier der Himmelsgott gemeint ist.

Ein anderer Name des germanischen Mars ist bekanntlich *Dings*, röm. germ. *Thingsus*; und er ist, wie unser *Dienstag*, nl. *Dinsdag*, beweist, örtlich sogar zu seinem Hauptnamen geworden. Er eignet zumal Franken und Sachsen, wie eben die Verbreitung dieses Wochentagnamens beweist. Auch die lat. Wiedergabe des Ortsnamens *Dinslaken* durch *lacus Martis* (Rhein. Antiqu. S. 575) verdient hier Erwähnung. Kauffmanns Versuch, Beitr. 16, 200,

den Mars Thingsus als einen blossen Schutzgott des cuneus auszugeben, verdient keine Beachtung, da ihn der Name *Dienstag*, in dem das Bestimmungswort Uebersetzung von *Mars* in *dies Martis* ist, allein schon widerlegt. Umso unbegreiflicher ist Kauffmanns Bemühen, als diese einzig richtige und einleuchtende Etymologie von *Dienstag*, die, wenn ich nicht irre, zuerst von Pleyte unter Berufung auf Cosijn in den Versl. en Mededeel. der k. Ak. Afd. Lett. 3. R. 2, 114 vorgetragen wurde, auch schon in der 4. Aufl. von Kluges Et. Wb. enthalten ist.

Freilich kennt sie sogar Golther in seiner deutschen Mythologie noch nicht. Und v. Grienberger, der sie kennt, verwirft sie ZföG. 47, 1007 und fasst *dins* aus *dings* als Gen. von *dinc* 'Gerichtsversammlung'. Das ist eine Erklärung, die gewiss zu erwägen wäre, wenn wir vom *Mars Thingsus* nichts wüssten. Kommt sie aber wirklich noch ernstlich in Betracht, da wir diesen kennen? Zum Ueberfluss beweisen mnl. *dinsendach*, mnd. *dingsedach*, dass das *s* hier nicht das der Genitivendung ist, ohne dass sie übrigens mit Bestimmtheit einen röm. germ. **Thingso* neben *Thingsus* anzusetzen erlauben; denn hier könnte der schwache Genitivausgang von den beiden vorausgehenden Tagnamen aus eingedrungen sein.

Wohl aber erweist mnl. *Dijsdach, Dijsendach* eine auf altem Akzentunterschied beruhende Nebenform von *Thingsus*, die got. als **Þeihs* (und **Þeihsa*?), urgerm. als **Þinhsaz* anzusetzen wäre, vgl. Jan te Winkel in Pauls Grundr. I, 705 (der nur — wie ich denke mit Unrecht — von einem Tag des *Thing* oder *Thîh* statt *Things* und *Thîhs* spricht), Pleyte, Versl. en Mededeel. der k. Ak. Afd. Lett. 3. R. 2, 114 und Siebs, ZfdPh. 24, 455, Anm. 1. Zu **Þingsaz* verhält sich dieses **Þinhsaz*, jünger **Þīhsaz*, genau wie got. *þeihs* N. 'Zeit' zu lgbd. *thinx* 'Versammlung'.[1])

---

[1]) Hierher könnten vielleicht auch die bair. Formen *Deichl*, *Deigl* und *Deixl*, neben dem regelrechten *Doifl*, *Duifl* für 'Teufel' üblich, gestellt werden. Bei Schmeller-Frommann, BWb.[2] 1, 589 ist dabei got. *Þeihvô* 'βροντή, Donner' erwogen; und kommt dies für *Deichl* in Betracht (zu dem sich *Deigl* verhält wie unser mundartliches *stågl* zu *ståchl* 'Stahl'), so lässt sich *Deixl* aus obigem *dijs(dach)* und got. *Þeihs* verstehen. Man denke nur an die vielen Donner- und Wetterflüche. Im Niederdeutschen und als Lehnwort aus diesem im Nordfriesischen galt und gilt *Donner* geradezu als eine Bezeichnung für den biblischen Satan. Luthers 'Und wenn die Welt voll Teufel wär' wird von Chr. Johansen in die Amrumer Mundart übersetzt: '*Wan-a hial wearld fol donnarn wiar*', s. Möller, Aengl. Volksep. S. 21. Ebenso ist bei den

In welchem Sinne übrigens der Göttername **Þingsaz*, **Þinhsaz* zu verstehen ist, lässt sich schwer entscheiden, da der Stamm **tenqos-*, erhalten in unserem *Ding*, im Germanischen eine lange Bedeutungsentwicklung durchgemacht hat, s. Kluge, Et. Wb. s. v. *Ding*. Ursprünglich scheint an ihm der Begriff von 'Zeit' (vgl. noch got. *þeihs*, lat. *tempus*) zu haften, daneben aber auch noch der von 'Wetter, Himmelserscheinung'; denn got. *þeihvô* 'βροντή', lat. *tempestas*, asl. *tąča* (aus **tonča*) 'Regen' ist kaum ganz abseits zu stellen. Man kann deshalb beim *Thingsus* an einen Gott der atmosphärischen Vorgänge denken oder gar mit Heinzel, Ueber die ostgot. Heldensage (WSB. 119) S. 52 an eine Wandlung des Gottesbegriffes, die mit der Bedeutungsentwicklung beim Appellativum Hand in Hand ging. Jedenfalls deutet sein Name auf ein Wesen, dessen Befugnisse über die eines blossen Kriegsgottes hinausgehen.

Einen dritten Hauptnamen des Mars erweist das bairische *Erchtag*. Doch sind bisher alle Versuche, den Namen des Gottes aus diesem Tagnamen auszuscheiden und zu deuten, fehl geschlagen. Derjenige J. Grimms hat bekanntlich zur Aufstellung eines 'Schwertgottes' *Heru* geführt, für den auch die sächsische *Eresburg*, deren Name lateinisch durch *mons Martis* wiedergegeben wird, der ags. Runenname *ear* (thatsächlich *éar* = aisl. *aurr* 'humus', s. Grein, Spr. d. ags. Dichter 1, 255; vgl. got. *aurahi* 'Grab'?) und der gallische Göttername *Hesus* Zeugnisse abgeben sollten. In Wahrheit hat es einen solchen *Heru* niemals gegeben, und wenn er bestanden hätte, liesse sich mit ihm, der ein got. *Hairus* wäre, ein gall. Name *Hesus*, d. i. *Esus*, unter keiner Bedingung vereinigen, da eine gallische Entsprechung zu *hairus* einzig *kerus* lauten konnte. Und wie sollte man, von jenem nicht vorhandenen *ear* ganz abgesehen, den Verlust von anlautendem *h* in *Eresburg* und *Erchtag* und den Guttural in diesem Worte erklären, wenn *Heru* der Name des Gottes wäre? Mit Recht hat sich darum schon Glück, Die kelt. Namen S. 98, mit aller Entschiedenheit gegen Grimm ausgesprochen. Er schlägt seinerseits vor, *Eresburg*

Finnen *Perkele*, d. i. *Perkúnas*, der Donnergott der Litauer, zum Dämon und *Piru*, d. i. *Perun*, der Donnergott der Slaven, im christlichen Sinne zum Teufel gemacht, s. Comparetti, Kalewala S. 179. — Nur muss all dem entgegengehalten werden, dass es sich bei *Deixl* u. s. w. auch um willkürliche Entstellungen des Teufelsnamens handeln kann, den man, wie er ist, auszusprechen, Scheu empfindet, vgl. *Pfui Deitsch*! und ähnliches.

für *Erhesburg* zu nehmen, und vergleicht ir. *earg* 'heros, pugnator, Mars' = **erc*. Wäre indessen der Göttername als germ. **Erhaz* anzusetzen, so würde nichts verlockender sein, als ihn mit ir. *erc* 'heaven' zusammenzubringen. Aber der Name *Eresburg, Eresberg* ist viel zu oft belegt, als dass er für *Erhesburg, Erhesberg* stehen könnte. Und neben *Erchtag Eritag* begegnet *Irchtag Iritag*, und ersteres auf *Erh(es)*-, letzteres auf *Irh(in)* - *tag* (wobei *Irhin* Genitiv von *Erho* sein sollte) zurückzuführen, wäre zu gekünstelt.

Schwanken der Aussprache zwischen *e* und *i* vor *r* findet sich in bairischer Mundart im Hochton nur bei Umlaut-*e*.[1]) Mit einem solchen werden wir also hier zu rechnen haben. Das spricht auch gegen v. Grienbergers neueste Deutung von *Erchtag* als **Erchantag*, ZföG. 47, 1007 f.; denn der Vergleich mit *Iglasé* = mhd. **ëgelînsê* trifft kaum zu — schon wegen des Unterschiedes der Betonung — und um etwa an *kirtag* angereimt werden zu können, müsste *Erchtag* mit *kirtag* in fester Verbindung stehen und dürfte kein so ausserordentlich häufig gebrauchtes Wort sein. Auffallen müsste es ja doch auch — wenn von *erchan* auszugehen wäre — dass der Guttural nach *r* nirgends im ganzen Bereich unserer Mundart als *k* oder *kχ* erhalten und auch von dem stammhaften — nicht genitivischen — *n* des ersten Teiles keine Spur übrig wäre. Warum der Dienstag gerade der *erchantag* geheissen haben soll, wird auch nicht klar, während das Seitenstück so gut wie aller anderen Tagnamen auch hier eine Zusammensetzung mit einem Götternamen erwarten lässt.

Dass dieser keine Genitivendung mehr zeigt, ist nicht allzu auffallend. Ein Genitiv-*n* konnte ja wohl leichter schwinden als das von *erchan*. Aber auch ein *s* konnte ausfallen, wie nl. *zaterdag*, nd. *sâterdach*, engl. *saturday*, nd. md. *donrdaχ dunrdaχ* (Kluge, Et. Wb.[5] S. 75) zeigen. Auf bairischem Gebiet mochte einen solchen Ausfall auch der Umstand begünstigen, dass keiner der anderen bairischen Wochentagnamen ein Genitiv-*s* enthält. Ausserdem liesse sich ein konsonantischer Stamm nach Art von kelt. **arjaks*, ir. *aire* (gl. primas) 'Herr', Gen. *airech*, erwägen, bei dem schon im Ahd. die alte Genitivendung (*-es* oder *-os*) lautgesetzlich fehlen musste. Zufällig würde das hier erwähnte

---

[1]) Der Ansatz **Eraz* bei Weinhold, BSB. 1890, S. 612 ist daher aus einem doppelten Grunde unbrauchbar.

Beispiel auch den anderen Anforderungen, die gestellt werden müssen, genügen; aber ähnlicher Möglichkeiten giebt es wohl eine ganze Reihe. Die Entscheidung könnte nur ein inschriftliches Zeugnis bringen, geradeso wie uns ein solches erst das Wort *Dienstag* aufgeklärt hat.

Eresburg aber und *Erchtag* unter einen Hut zu bringen, scheint mir unmöglich: denn ersteres hat *ē* oder *ê*, letzteres *ė*, ausserdem enthält es einen Guttural. Auch mit ved. *aryá* 'zugethan, freundlich', einem beliebten Beiworte der Götter (auch kelt. in *Ario-manus, Ario-vistus, Ario-lica, Ario-briga?*), das Mogk in Pauls Grundr. I, 1055 beizieht, reichen wir hier nicht aus. Denn allerdings könnte sich aus *arja-* hochdeutsch *ėrge-* entwickeln, wie *ferge, scherge* aus **fario, scario* hervorgeht, und darin das *g* in bair. Mundart heute als Spirant auftreten. Statt *Eresburg* erwarten wir aber dann ein *Eriesburg*. Aus demselben *aryá-* will indess Mogk a. a. O. auch noch den angeblichen ags. Runennamen *ear* erklären. Dabei sehe ich ganz ab von der Frage, ob ai. *aryá-* nicht mit Uhlenbeck, Et. Wb. d. got. Spr. S. 9 zu got. *aljan* 'Eifer' zu stellen ist und idg. *l* enthält. — Wohl aber könnte in *Eresburg* ein mit lat. *erus, era,* alt *esa,* 'Herr, Herrin', avest. *aṅhus* und gall. *Esus* (falls nicht *Ēsus* das Richtige ist) verwandtes Wort stecken.

Seit Müllenhoff wird auch *Irmin* oder *Irmino* als einer der Beinamen des Himmelsgottes betrachtet. Als eines der Hauptzeugnisse für ihn gilt die Nachricht des Tacitus von der Einteilung der Germanen in die *Ingvaeones, Herminones, Istvaeones,* die ihren Stamm auf drei Söhne des Mannus zurückführten. Da die *Herminones* nach Plinius, HN. 4, 14 die Sveben in sich begriffen, die als Tīwazverehrer bezeugt sind, glaubte man in ihnen Nachkommen dieses Gottes, **Erminaz* also als einen seiner Namen verstehen zu dürfen.

Es wird, um die Stichhaltigkeit dieser Folgerung zu prüfen, von Nutzen sein, die germanische Ethnogonie bei Tacitus näher ins Auge zu fassen. Dass die Namen der drei Stammgruppen, die er aufführt, nicht aus Götternamen entsprungen sind, sondern umgekehrt die Namenheroen zu ihnen erst erfunden wurden, hat zuletzt Kossinna, IF. 7, 298 ff. am einleuchtendsten gezeigt. Auch die Verknüpfung eines solchen erfundenen Namenheros mit dem Stammgotte der betreffenden Völkerschaft — wie sie sich

deutlich bei dem Namen *Inȝ, Ingwi* vollzogen hat — ist nach seinen Ausführungen nicht auffallend und sonst noch mehrfach zu belegen.[1]) Den Einwand, dass die Namenformen mit der Endung *-aeones*, die Sievers, Ber. über die Verh. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1894, S. 137 auf *-aian-* urgerm. *-ējon-* aus *-ēijon-* = lat. *-ējus* (*Pompējus*), griech. *-ήιος* (*Καδμήιος*) zurückführt, auf Abstammung hinweise, sucht Kossinna zu widerlegen, indem er hier das *ae* auf griech. Quelle zurückführt, und in dieser ihm bereits den Lautwert *ĕ* zumisst. Auch brauche die Ableitung, wenn sie schon richtig überliefert sei, nicht notwendig nur patronymischen Charakter zu haben. Ich denke, dass sogar, sobald einmal die Vorstellung von der Abstammung des Volkes vom Heros eponymos feststand, in poetischer Sprache eine Neubildung wirklich patronymischer Art eingeführt werden konnte. Und *Herminones* lässt sich überhaupt nicht wohl als 'Söhne des **Erminaz*' deuten.

Vollständig zu billigen ist meines Erachtens auch, wenn Kossinna in Uebereinstimmung mit Marcks, Festschrift d. 43. Versamml. deutscher Philol. dargebracht von den höh. Lehranst. Kölns, Bonn 1895, S. 185 ff. die Verteilung der Stämme, die Plinius angiebt, für unverbürgt und auf Grund allgemeiner Angaben über die Wohnsitze der drei Stämme, wie sie Tacitus überliefert, von römischen Gelehrten vorgenommen hält. Ich denke, die behandelte Ethnogonie soll von Haus aus gar nicht für alle Germanenstämme ein Unterkommen schaffen, so gut die dänische, die allerdings ihrem Anherrn *Dan* einen Bruder *Angul* giebt, andere noch näher verwandte Nachbarvölker unberücksichtigt lässt. Daher denn auch der Widerspruch der *quidam*, von denen es Germ. 2 heisst: *pluris deo ortos plurisque gentis appellationes, Marsos Gambrivios Suebos Vandilios, affirmant, eaque vera et antiqua nomina*, d. i. jener Stämme — ihre Zahl ist mit den vier angegebenen Namen nicht erschöpft — die sich bei der ersten an Mannus anknüpfenden Ethnogonie übergangen sahen und deshalb mehrere und anders

[1]) Wenn es einen *Mercurius Arvernus* gab, so hat es damit wohl noch eine andere Bewandtnis. Hier ist der Beiname des Gottes bei Nachbarstämmen der Arverner aufgekommen, weil dieser bei letzteren besonders eifrig und in einem hochangesehenen Heiligtume verehrt wurde. So mag sich auch *Gautr*, d. i. 'der Gaute' — s. Kossinna, Beitr. 20, 29 — als Beiname des Óðinn erklären, der diesem bei nördlicheren Stämmen beigelegt worden sein wird zu einer Zeit, da der Wôdankultus, d. h. seine Verehrung als die des höchsten Gottes, im südlichen Skadinavien festen Fuss gefasst hatte.

benannte Göttersöhne haben wollten. Geschaffen ist jene Ethnogonie vom Standpunkte eines Stammes oder eines Verbandes von Stämmen, beispielsweise der Ingvaeonen. Dass dabei noch zwei andere Namen mitgenannt wurden, erklärt sich aus der Formelhaftigkeit der Dreizahl und aus den Eigentümlichkeiten der Langzeile mit ihren drei regelmässigen Stabreimen. Auch die Wahl der anderen Namen mag durch den Reim beeinflusst sein. Ausserdem liesse sich denken, dass man dabei befreundete oder angesehene Stämme auszeichnen wollte.

Eine Bestätigung all des Vorgebrachten wäre es, wenn sich zeigen liesse, welche Völkerschaften unter den *Ist(v)aeones, Ingvaeones, Herminones* zu verstehen sind.

Der Name der erstgenannten ist von Heinzel (s. Kossinna a. a. O. S. 301) und Laistner, Germ. Völkernamen S. 43 f. sehr ansprechend mit slav. *istovŭ, istŭ* 'wahr, echt' zusammengestellt worden, und dann liegt es allerdings nahe genug, in ihm jenen germ. Namen zu vermuten, von dem *Germani* die kelt. und lat. Uebersetzung ist. *Germani* ist bekanntlich ursprünglich der Name eines Stammes auf der linken Rheinseite, der *Germani Cisrhenani* Caesars, und auf diese wird daher der Name *Ist(v)aeones* ursprünglich zu beziehen sein. Dazu stimmt ja auch die allgemeine Ortsbestimmung: *proximi Rheno* bei Plinius, HN. 4, 99. Dass sich der Name *Istvaeones* oder *Germani* einmal auf der rechten Rheinseite auf einen grösseren Kreis von Stämmen bezog, ist gar nicht ausgemacht, zumal sich, wie es scheint, andere Rheingermanen, die *Marsi* und *Gambrivii,* nach Germ. 2 bei derselben Ethnogonie übergangen glaubten, also nicht als *Ist(v)aeones* fühlten.

Noch leichter stellt sich, denke ich, unsere Aufgabe bei den *Herminones.* Dieser Name ist, wie oben bemerkt wurde, seiner Form nach nicht patronymisch. Eher könnte man an die schwache Form von germ. **erminaz* denken. Aber von diesem Worte, das als verstärkendes Kompositionsglied so oft zu belegen ist, finden sich in selbständiger Verwendung nur schwache Spuren: einzig in der ags. Formel *ʒeond* oder *ofer ealne yrmenne ʒrund* ist es in adjektivischem Gebrauche zweimal erhalten, Crist 481 und Juliana 10 (Grein, Spr. 1, 261); denn aisl. *iǫrmuni* als poetische Bezeichnung für 'bos' und später auch 'equus' ist wohl eine Kurzform zu dem gleichfalls in der Bedeutung 'bos' belegten *iǫrmunrekr* und auf jeden Fall schwerlich ein gemeingerm. Wort, das uns erlauben würde, im Anschlusse an andere aus Tiernamen

entspringende Völkerschaftsnamen *Herminones* etwa als 'boves' zu verstehen. Der Stammname macht deshalb selbst am ehesten den Eindruck eines Kurznamens, wie *Βουργίωνες* neben *Οὐισβούργιοι* und *Bardun*, (*Heaðo-*)*beardan* neben *Langobardi* solche sein können, s. Verf., AfdA. 23, 29; vgl. auch *Visi*, Sing. *Vesus*, neben *Visigothi* und ags. Gen. Pl. *Hrǣða*, *Wedera* neben **Hrǣðʒotan*, *Hréðʒotan*, *Wederʒéatas* u. a. bei Bugge, Studien 2, 158. Damit gelangen wir von selbst zu den *Hermunduri*, die ich deshalb den *Herminones* völlig gleichsetze. Sie sind ja auch *medii* (Tacitus) und *mediterranei* (Plinius), und bei ihnen begreift es sich, dass sich ihnen nicht nur die *Vandilii*, sondern vor allem auch svebische Stämme und zumal die *Suebi* schlechtweg, die Semnones, als nicht zugehörig selbständig gegenüberstellen.

Es bleiben noch die *Ingvaeones* — *proximi Oceano*. Dort findet sich recht willkommen ein ganz nahestehender Name in dem der Angeln. Koegel macht AfdA. 19, 9 f. die Bemerkung: 'so wenig es angeht, *Ingin-* (Förstem. 1, 787) und *Ingil-* (ebd. 89 ff.) von *Ingu- Ingi-* zu trennen, so wenig dürfen die letzteren von *Angil- Angin-* (ebd. 88) losgerissen werden'. Damit ist eigentlich unausgesprochen die Zusammengehörigkeit von *Ingvaeones* und *Anglii* schon behauptet. Und auch sonst giebt es in Ablautverhältnis zu einander stehende Völkernamen, vgl. *Greutungi*, *Grautungi*, *Grutungi*, Wrede, Spr. d. Ostgot. S. 49; *Gautar* und *Gotar*, die in der Vorzeit einmal éine Völkerschaft gebildet haben können; *Ambrones* und *Ὄμβρωνες*, ags. Dat. Pl. *Ymbrum*; *Frisii*, aisl. *Frísir* neben ags. *Frésan*, ahd. *Frieson*; ir. *Góidel* aus kelt. **Goidelos* neben cymr. *Gwyddel* aus kelt. **Gēdelos*, älter **Geidelos* 'Ire', Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 112;[1]) *Chauci*, *Καῦχοι* (germ. **Hauhōz*) neben *Hūgones*,[2]) ags. *Húʒas*, mhd. in *Hûgdietrich*, d. i. 'der Franke Dietrich' im Gegensatze zu dem Gotenhelden gleichen Namens. Freilich unterscheidet sich *Anglii*, *Angli*, *Enʒle* und *Ingvaeones* auch noch durch die Ableitung. Dagegen fällt es sehr ins Gewicht,

---

[1]) Vielleicht ist übrigens cymr. *Gwyddel* aus ir. *Góidel* entlehnt.

[2]) Wenn die Quedlinburger Annalen (Mon. Germ. SS. 3, 31) zu *Hugo Theodoricus* bemerken: *id est Francus*, *quia olim omnes Franci Hugones vocabantur a suo quodam duce Hugone*, so darf dies gerade hier erwähnt werden, weil es ein neuer Beleg dafür ist, dass die Sage zu einem ihr unverständlichen Volksnamen einen Heros eponymos erfindet. Die Vermutung, dass die Hugen-Franken von den Chauken ihren Ausgang nehmen, hoffe ich ein andermal begründen zu können.

dass die Angeln auch später noch der wichtigste Germanenstamm sind, auf den die Bestimmung *proximi Oceano* zutrifft. Ihre Bedeutung erhellt ja auch daraus, dass in ihrem Namen in ihrer neuen brittannischen Heimat sichtbarlich die Namen einer Reihe anderer von Tacitus und Ptolemaeus namhaft gemachter Völkerschaften aufgehen. Vielleicht sind also *Anglii* und *Ingvaeones* doch ursprünglich gleichwertig. Seit man letzteres auf die Abstammung von *Inȝ*, einer Hypostase des Freyr oder Freyr selbst, bezog, mögen sich dann alle Ingverehrer den Ingvaeonen zugezählt haben.

Was der Name ursprünglich bedeutet, bleibt noch festzustellen. Ich knüpfe dabei an got. *aggwus* 'enge' an. Die auffällige Form dieses Wortes, zumal wenn man ihm ai. *ąhúṣ* 'enge' gegenüberstellt, erklärt sich vielleicht daraus, dass in einen altberechtigten Nom. Masc. Fem. **anguz,* Nom. Acc. Neutr. **angu* aus dem für die anderen Kasus eintretenden **angwja-* (bevor das Lautgesetz wirkte, wonach **hardwja-* zu *hardja-* wurde) *w* eindrang. Neben **anguz, *angwuz, *angwja-* und dem durch unser *eng,* ahd. *engi* vorausgesetzten regelrechten **angja-* setze ich ein **inguz* (**ingwuz*), **ingwja-, *ingja-* an, aus dem sich *Ingvaeones, Ingvio-merus,* der got. Runenname *Enguz,* ags. *Inȝ,* aisl. *Yngwi, Ingwi, Ingi-(borg),* ahd. *Ingu-(heri)* und *Ingi-(hilt)*, letzteres aus **Ingia-,* in ihrer Lautform sämtlich leicht erklären lassen, was bei Zusammenstellung dieser Sippe mit griech. ἔγχος 'Speer, Lanze', die Noreen, Abriss S. 13, vorschlägt, lange nicht in dem Masse der Fall ist. Was die Ablautstufe von **inguz* betrifft, verweise ich auf ir. *inc,* kelt. **engos-* (neutr. *s*-Stamm?) 'Enge', Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 15, vor allem aber auf cymr. *ing* Subst. 'straitness, distress', Adj. 'strait', wovon *ingder* 'straitness, closeness' und *ingol* 'tending to straiten, distressing' abgeleitet sind. Die lautliche Entwicklung ist hier dieselbe wie bei cymr. *dringo* 'scandere, conscendere', wo nach Ausweis von ir. *dringim* 'scando', *drengait* 'scandunt', zu kelt. **drengô, *drengjô* 'ich klimme, ersteige' gehörig, *i* für altes *e* steht nach Stokes a. a. O. S. 156.[1]) Natürlich ist aber mit der Bedeutung 'eng' nicht auszukommen; um so besser mit der in griech. ἄγχιστος, ἀγχότατος, ἀγχιστεὺς vorliegenden der 'engen Freundschaft und Verwandtschaft'. Wie leicht sich eine solche aus der

---

[1]) Es liegt nahe, dass auch griech. ἔγχελυς 'Aal' nebst seinen Verwandten eigentlich 'der Enge, Dünne' ist.

Grundbedeutung von 'eng' ergiebt, zeigt auch engl. *strait, close,* das ebenfalls 'innig, vertraut' bedeutet. Ja vielleicht ist *Ingviones, Ingveones,* wenn wir so mit Kossinna herstellen dürfen, gerade wie *Herminones* nur eine Kurzform zu einem zusammengesetzten Namen und zwar zu **Ingu-winiz* = ags. *Inȝwine* 'die engen Freunde oder Verwandten', gebildet wie aisl. *langvinir* und erst später umgedeutet als 'Freunde des Gottes Ing'.

Was die Bezeichnung des Freyr als *Ingunar Freyr* anbelangt, sieht hierin Noreen, Uppsalastudier S. 223 im Anschlusse an Munch eine Umbildung von älterem **Inguna freyr* = ags. *fréa Inȝwina* 'Herr der Ingwine' nach dem Muster von Genitiven wie *Auðunar, Hǫ́kunar* u. dgl. A. Kock, Historisk Tidskrift 15, 157 ff. und ZfdPh. 28, 289 ff. denkt an eine Zusammenziehung aus **Inguna árfreyr* 'Ernteherr der Ingwine'. Wer übrigens hier *Freyr* noch als Appellativum betrachtet wissen will, dem steht es auch frei, wie Mannhardt, Die Götterwelt S. 247 und schon Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 74 gethan haben, an eine Verbindung wie *Fenris ulfr, askr Yggdrasils,* also an einen Genitivus explicativus zu denken und 'der Herr namens Ingun' zu übersetzen. Andererseits müsste man, auch die Richtigkeit von Munch-Noreens Deutung vorausgesetzt, den Namen in seiner überlieferten und zuletzt jedenfalls einzig gangbaren Gestalt als 'Freyr, Sohn des Ingun', — vgl. *Pálna Toki* nach Bugge, Studien 1, 573 — oder 'Freyr, Gemahl der Ingun', — vgl. *Ǫlrúnar Egill,* Þiðrekssaga c. 75 — verstanden haben. Das eine oder andere kann aber *Ingunar Freyr* auch von Haus aus bedeuten. Für Niǫrðr sowohl als Freyia wäre ein Beiname *Ingun* 'der Ingwin' oder 'die Ingwinin' nach dem, was oben über dieses Wort und Stammnamen als Götterbeinamen vorgebracht worden ist, nicht mehr auffallend. Vgl. auch den König *Ungvinus* bei Saxo 7, 329 f. Uebrigens deckt sich nach Noreen, Aisl. Gr. §§ 127. 145 (SS. 78. 89) aisl. *Auðun, Auðon* (**-wǫn*) und ags. *Éadwine* nicht vollständig, vielmehr stünden danach die zweiten Kompositionsglieder im Ablautverhältnis; man dürfte daher auch dem *Ingun* zulieb eine Form des Volksnamens **Ing(u)-waniwiz, *Ing(u)-waniz* neben **Ing(u)-winiz, Ingwine* ansetzen und weiter sogar vermuten, dass auch in *Vanr, Vanir,* das eine Verkürzung von **Ing-vanr, *Ing-vanir* sein kann, der Volksname zugrunde liegt. Der Name der Freyhypostase *Vanlandi* träte dann erst in das rechte Licht. Notwendig freilich ist diese Erklärung nicht. Auch unmittelbar konnte ein den

Menschen freundliches Göttergeschlecht als *Vanir* = *vinir*, 'die Freunde', bezeichnet werden.

Dies alles spricht natürlich nicht gegen einen Gott **Erminaz* überhaupt oder gegen einen Beinamen **Erminaz* des Tīwaz, falls sich dieser anderweitig belegen lässt; nur dürfen wir ihn, da er, wenn er nicht selbständigen Ursprunges ist, erst aus dem Volksnamen *Herminones* geflossen, nicht aber dessen Voraussetzung sein könnte, auch nicht allein aus diesem erschliessen.

Wirklich nennt uns Widukind 1, 12 einen *Hirmin* bei den Sachsen in seinem Bericht über die Vorgänge nach deren Sieg über die Thüringer an der Unstrut (um 530). *Mane autem facto* — so erzählt er — *ad orientalem portam* (der Burg Scheidungen) *ponunt aquilam, aramque victoriae construentes, secundum errorem paternum sacra sua propria veneratione venerati sunt*; *nomine Martem, effigie columpnarum imitantes Herculem, loco Solem, quem Graeci appellant Apollinem. ex hoc apparet aestimationem illorum utumque probabilem, qui Saxones originem duxisse putant de Graecis, quia Hirmin vel Hermis graece Mars dicitur*; *quo vocabulo ad laudem vel ad vituperationem usque hodie etiam ignorantes utimur.* Man sieht jedoch, dass des Mönches Freude an seiner Gelehrsamkeit diese selbst überwog. So viel ist sofort klar, dass seine Quelle von einer Säule gesprochen haben muss, wodurch er an die Säulen des Hercules erinnert wurde. Dann liegt es aber nahe, dass hier von einer *irminsûl* die Rede war, wie eine solche Karl der Grosse bei den Sachsen zerstörte, vgl. J. Grimm, DM. S. 327. Widukind, dem sogar der Umstand, dass dieses Denkmal vor dem östlichen Thore der Stadt errichtet wurde, Anlass gab, an einen griechischen Gott, nämlich Apollo, zu erinnern, konnte sich um so leichter durch ein Wort wie *hirminsûl* veranlasst sehen, den griechischen Hermes herbeizuziehen, den er auf jeden Fall für den Mars hält. An den Kriegsgott zu denken lag für ihn aber schon deshalb nahe, weil es sich um ein nach siegreichem Kampfe errichtetes Denkmal handelt. Dass Mars bei den Sachsen *Hirmin* hiess, sagt er wohl gar nicht.

Leibnitz, Scr. 1. 9, Eccard, Fr. or. 1, 883 und De orig. Germ. 397 geben *Irminswage, Irminsvvagen, Irmenswagen* als Namen des Gestirnes 'arctus, plaustrum coeleste' an, ohne dass es bisher gelungen wäre, ihre Quelle ausfindig zu machen. Sollte nicht dieser Name in der vorliegenden Form durch gelehrte Deutung, die sich in der That an allen drei Stellen bereits stark bemerkbar

macht und an den *Herminonum dux sive genitor,* beziehungsweise an *Irminus* und *Arminius* anknüpft, aus unverstandenem **irminwagen* umgeformt sein, das einfach 'der grosse Wagen' wäre, geradeso wie in *herwagen,* einem anderen Namen des grossen Bären, *her* bloss verstärkend ist? Ebensogut kann aber hier wirklich ein Göttername vorliegen, da dasselbe Sternbild in den Niederlanden *Woenswaghen,* d. i. 'Wôdans Wagen', hiess, s. J. Grimm, DM. S. 138. Auf keinen Fall aber erwiese sich aus der Bezeichnung *Irmineswagen* allein schon mit Sicherheit ein Himmelsgott *Irmin,* denn *Irmin* könnte gerade wegen jenes gleichbedeutenden *Woenswaghen* hier ebensowohl ein Beiname Wôdans sein. Thatsächlich wird uns SnE. 2, 473 ein Name *Iǫrmunr* für Óðinn angegeben (vgl. aber *Iǫrundr* SnE. 2, 556), der freilich von einem älteren Götterfürsten auf diesen übertragen sein könnte.

Sehr wahrscheinlich ist eine solche Uebertragung, was den Namen *Fiǫrgunn* (*Fiǫrgvinn, Fiǫrgynn*) betrifft. Die SnE. giebt seinen Träger 1, 54. 304 für den Vater der Frigg aus, aber wie Mogk, Pauls Grundr. I, 1104 erkannt hat, infolge Missverständnisses einer Stelle der Lokasenna 26, in der diese Göttin *Fiǫrgyns mær* genannt wird, was 'Fiǫrgyns Tochter' oder 'Geliebte' bedeuten kann. Zu Gunsten von Mogks Auffassung lässt sich anführen, dass in den ganzen Zusammenhang — die betreffende Strophe lautet:

> þege þú Frigg,
> þú 'st Fiǫrgyns mær,
> ok hefr æ vergiǫrn veret.
> Véa ok Vilia
> lézt þér, Viþres kvæn,
> báþa í baþm of teket. —

ein Wort mit dem Sinne 'Geliebter' besser passt, weil Frigg eben der Vorwurf der Männersucht gemacht wird, es dagegen ganz belanglos ist, von wem sie abstammt. Da Frigg Óðins Gemahlin ist, so kann *Fiǫrgynn* als einer der Namen Óðins verstanden worden sein, der auf ihn aber ebenso wie anderes von seinem Vorgänger im Herrscheramte übertragen sein wird. Diesem hat er vermutlich auch seine Gattin Frigg selbst abgenommen, deren ursprüngliches Verhältnis zu Tīwaz das der Erde zum Himmel abspiegelt. Wenn Óðinn andererseits — übrigens auch nur durch eine solche Uebertragung — zur Göttin Iǫrð oder Fiǫrgyn in Beziehung steht, von der er den Sohn Þórr besitzt, so wird es

sich dabei nicht um ein aussereheliches Verhältnis, sondern von Haus aus nur um andere Namen der Frigg handeln. Um so näher rücken sich dann *Fiǫrgunn* (*Fiǫrgynn*, *Fiǫrgvinn*) Masc. und *Fiǫrgyn* Fem., ein Namenpaar, das sich anderen ähnlichen wie *Freyr—Freyia*, *Niǫrðr—Nerthus* an die Seite stellt, vgl. Mogk a. a. O. Ebensowohl möglich ist es, dass die Uebertragung des Namens auf Óðinn nicht erfolgt war, sondern dass die Vorstellung von einem Verhältnis der Frigg zu Fiǫrgunn, einer im übrigen in den Hintergrund getretenen Gestalt, neben der von ihrer Verbindung mit Óðinn, der sie schon dem Tīwaz abgenommen hatte, selbständig einherging. Dadurch gerade würde dieses Verhältnis einen zweideutigen Charakter erhalten und Loki um so eher gestatten, es mit ihrer Männersucht in Verbindung zu bringen.

Was uns aber hauptsächlich veranlasst, hier an einen jener Namen zu denken, die schon dem alten Himmelsgotte zukamen, ist der Anklang an lit. *Perkúnas*, einen Namen, dessen Träger nichts mit Óðinn gemein hat, vielmehr Gewittergott und somit vermutlich der baltische Vertreter des Zeus-Jupiter ist. Genaue germ. Entsprechung zu lit. *Perkúnas* wäre freilich *Ferhūnaz* oder *Fergūnaz*, und jedenfalls nicht aisl. *Fiǫrgynn* oder *Fiǫrgvinn*, was von Hirt, IF. 1,481, ebenso von Kretschmer, Einleit. S. 82, übersehen wird. Ob und wie hier doch eine Beziehung möglich ist, kann erst eine eingehende Untersuchung zeigen.

Das Verhältniss der Götternamen zu dem so nah anklingenden Gebirgsnamen ahd. *Fergunna*, *Virgunnia* und zu got. *fairguni*, ags. *firgen-* 'Berg', kelt. *Hercynia* (**Erkunia*) aus **Perkunia* (s. Verf., ZfdA. 32, 454 ff.) liegt auch nicht klar zutage. J. Grimms Frage DM. S. 156: 'Wie wenn es (got. *fairguni*) vorzugsweise der Donnersberg gewesen und ein verlorenes *Fairguns* des Gottes Name wäre?' ist gewiss berechtigt. Ebenso könnte aber das Verhältnis — was auch Grimm im weiteren andeutet — das umgekehrte sein. *Fiǫrgynn*, wenn wir von dieser Form ausgehen und sie als got. **Fairguneis* ansetzen, und *Fiǫrgyn*, d. i. got. *Fairguni* Fem., könnten recht gut Bezeichnungen des 'Berggottes' und der 'Berggöttin' sein, zumal von Fiǫrgyn kaum ursprünglich verschieden die aisl. *Rindr* (*Rinda* bei Saxo) ist, deren Name mit krimgot. *rintsch* 'Berg', nach Kock, Beitr. 21,435 f. = norw. *rinde* Masc. und *rind* Fem. 'Bergrücken', zusammengehört; vgl. auch lat.-griech. Götterbeinamen wie *Culminalis*, *Apenninus*, *Penninus* des Jupiter, *Ὀλύμπιος*, *ἐπάκριος* des Zeus, *ὀρεία* und *Ἰδαία*

der *Μήτηρ θεῶν*. Eine dritte Möglichkeit ist die, dass zwischen den Götternamen und dem Gebirgsnamen (beziehungsweise dem zugehörigen Appellativum) kein Abhängigkeits-, sondern nur insofern ein Verwandtschaftsverhältnis besteht, als sie beide gleichen Ursprunges sind. Sie können aber auch ganz unverwandt und nur zufällig einander ähnlich sein.

Was zunächst *fairguni, Fergunna* betrifft, so liegt nach dem Seitenstück von *Băcenis, Buochunna* und seinem Verhältnis zu *Buche* Zusammenhang mit ahd. *fereheih*, lgbd. *fereha*, lat. *quercus* nahe. Zuerst dachte meines Wissens Laistner, Räthsel der Sphinx 2, 397 an einen solchen. Dann hat Hirt diese Etymologie, wie es scheint, ohne von seinem Vorgänger zu wissen, IF. 1, 479 ff. ausführlich begründet und erweitert und ziemlich allgemeine Zustimmung gefunden, vgl. Kauffmann, Beitr. 18, 140; Noreen, Abriss S. 131; Streitberg, Urgerm. Gr. SS. 58. 106. 131; Golther, Germ. Myth. S. 454; Uhlenbeck, Et. Wb. d. got. Spr. S. 37 f. Er führt lat. *quercus* auf idg. **perqu-* zurück, das durch Assimilation **querquus, quercus* ergeben habe, was man gewiss als möglich anerkennen wird. Zwischen *Fergunna* und *Buochunna* aber wäre die Aehnlichkeit immer noch eine ziemlich entfernte, denn letzteres neben *Bacenis* bei Caesar kann nur als vorgerm. **bhăgn̥i̯ā-* neben **bhăgeni̯ā-* erklärt werden; wir würden dann auf keltischer Seite als Entsprechung ein Suffix *-ani̯ā-* erwarten. Hirt müsste dagegen *erku-nia* abteilen und *u* hier als Auslaut des *u*-Stammes fassen. Die grösste Schwierigkeit aber besteht darin, dass wir als gallisch-brittische Entsprechung zu idg. *q* den Laut *p* kennen. Hirt hilft sich über sie hinweg mit der Annahme, dass im urkeltischen **perqunia* die Labialisierung *u̯* hinter dem *q* vor dem folgenden sonantischen *u* verloren ging. Aber wissen wir denn sonst aus dem Keltischen etwas über diesen Verlust? Es handelt sich also hier um eine Möglichkeit, die nicht bewiesen ist, allerdings auch vorläufig nicht vollständig abgewiesen werden darf, es sei denn, dass man den Namen *Pusua*, Brambach, CIRh. 296, auf einem Stein der *Matronae Alagabiae* aus Bürgel, Kreis Solingen, als keltisch zu erweisen imstande ist. Unter diesen Umständen finde ich es begreiflich, wenn Kretschmer, Einleit. S. 81, der Hirts Etymologie von *fairguni* ansprechend findet, kelt. *Hercynia* — wofür ich bei Urverwandtschaft mit dem got. Wort, dessen Zusammenhang mit *quercus* vorausgesetzt, **Herpania* oder — mit Assimilierung wie im Lateinischen — **Perpania* erwarten würde —

auf Entlehnung aus dem Germanischen zurückführen möchte. Freilich muss dies wieder aus historischen Gründen, da die Germanen, nicht die Kelten, das vordringende Element waren, abgewiesen werden, s. Kossinna, IF. 7, 295.

Auf die germanisch-baltischen Götternamen beschränkt, könnte Hirts Etymologie allerdings gehalten werden. *Perkúnas* liesse sich sehr gut als Ableitung von **perku-* rechtfertigen. Und das gilt wohl auch von dem nordischen Namen. Diesen gar als eine Zusammensetzung *Fiǫrg-vin* 'der Eichenfreund' zu betrachten, empfiehlt sich des Genitivs *-vins* wegen nicht, statt dessen man dann *-vinar* erwarten müsste. Und das Fem. *Fiǫrgyn* ist wohl nicht unmittelbar mit dem lit. *perkúnyja* 'Gewitter' zu verbinden (v. Grienberger, Jagič' Archiv 18, 12), so sehr diese Deutung im übrigen für die Mutter des Donners passen würde, sondern, wie immer der Name ihres Mannes zu verstehen ist, nichts als eine 'Frau Fiǫrgynn', vgl. Kretschmer, Einleit. S. 82, Anm. 1 und schon Mogk in Pauls Grundr. I, 1104.

Gerade so gut wie ein idg. Wortstamm **perqu-* 'Eiche' würde sich hier das got. *fairhus* 'Welt', as. ahd. *ferh, ferah*, ags. *feorh*, ais. *fiǫr* 'Leben, Seele' eignen. Ein Name des Sinnes 'Weltgott' wäre für den höchsten Gott recht passend. Auch das aisl. *fiarg* Neutr. 'Gott' lässt sich hier beiziehen, wobei man sich freilich dem Einwand aussetzt, dass die Belege dafür: *fiargvefr* = *guðvefr*, *fiarghús* (in der *Atlakviða*) und die Stelle *fiorg vall fria*, Lokasenna 19, die man in *fiǫrg ǫll fía* ändert, zweifelhaft und nicht ausreichend sind; vgl. die Deutung von *fiarghús* als 'livets hus' nach dem Seitenstück von ags. *bánhús* bei F. Jónsson, Ark. 6, 388. Die Bedeutung 'Welt' in got. *fairhus* wird übrigens erst aus der von 'Leben' entsprungen sein, geradeso wie kelt. *bitus* 'Welt', das zu *beiô* 'ich lebe' gehört (s. Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 165), von Haus aus 'das Leben' bedeutet. Weiter liesse sich, glaube ich, sogar jenes **perqus* 'Eiche', das ja lautlich nicht verschieden ist, damit zusammenbringen. Man denke nur an die Bedeutungen von lat. *robur*.

Eine Bedeutung 'schlagen' setzen v. Grienberger in Jagič' Archiv 18, 13 ff. und W. Tomaschek, Die alten Thraker II, 2 (WSB. 131), 21 für das einer Ableitung zugrunde liegende Element in *Perkúnas* voraus, ohne indessen neben der Wurzel *per* auch ein *perk* in diesem Sinne nachweisen zu können, denn ir. *orcim*, *orgim* 'schlage, töte' hat ursprünglich nur *g*, und *c* erst infolge

einer jungen mundartlichen Verhärtung des Lautes nach *r*, gerade so wie ir. *arcat* 'argentum', *do(f)airci* 'efficit, parat', das zu **verg* 'wirken' gehört, vgl. Thurneysen, Keltorom. S. 8 f.; Zeuss-Ebel, Gr. Celt.[2] S. 60 f. Der Gebirgsname wäre bei dieser Deutung natürlich vom Götternamen fernzuhalten.

Vielleicht wäre dagegen mit der Wurzel *perc* 'dunkel, gefleckt' für beide Teile auszukommen. Sie ist, wie cymr. *erch* Subst. 'dark brown or dun', Adj. 'dusky' und ir. *earc*, älter *erc*, 'Rind, Lachs, dunkel' zeigt, auch dem Keltischen nicht fremd. Gegenüber den Alpen, *Alpes*, worin *p* dial. Verhärtung von *b* ist (s. Thurneysen, Keltorom. S. 9), wenn sie 'die Weissen' sind, verdiente das Mittelgebirge um so eher die Bezeichnung des 'Dunkeln'; auch heisst ja die *Fergunna* mit anderem Namen *Myrkviðr, Miriquidui, Miriquido*, d. i. 'Dunkelholz' (s. Müllenhoff, ZfdA. 23, 168 f.; Verf., ZfdA. 32, 460 f.; Seelmann, NJb. 12, 24), und weiter ist hier an den *Schwarzwald* zu erinnern. Anderseits konnte der in Gewitterwolken gehüllte Himmel zumal im Gegensatz zum 'lichten' **Djēus, *Deiu̯os* 'der Dunkle' heissen, geradeso wie Zeus als Gewittergott den Beinamen *κελαινεφής* führt. Das Litauische würde freilich — man vgl. ai. *pṛ́çni* 'gesprenkelt' — *Persz̄únas* erwarten lassen, allein hier könnte Entlehnung aus dem Germanischen vorliegen. Doch auch das *ú* der Ableitung bedürfte in diesem Falle noch einer Erklärung.

Und soll man sich wirklich entschliessen, *Hercynia* von cymr. *cwn* 'altitudo', in Zusammensetzungen 'altus', und verstärkendem *er-*, mit dem es Zeuss, Gr. Celt.[1] SS. 109. 829 und Glück, Die kelt. Namen S. 10 f. zusammengestellt haben, zu trennen? Letzterer sah darin a. a. O. eine Zusammensetzung mit einer dem griech. *ἀρι-*, *ἐρι-* verwandten Partikel, wogegen ich ZfdA. 32, 457 wohl mit Recht Stellung genommen habe. Ebenso ist die Aufstellung einer für *Hercynia* und *Fergunna* gemeinsamen Grundform *Perkúnįā-* einwandfrei. Aber deshalb den Zusammenhang von *Hercynia* mit jenen cymrischen Worten in Abrede stellen, hiesse das Kind mit dem Bade verschütten. Nichts hindert uns nämlich, auch für *er-*, ferner für *erchynn* 'elevare, exaltare', *erchyniad* 'elevatio' alten *p*-Anlaut anzusetzen, wie dies wirklich Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 37 bereits thut. Auch *Hercynia* wieder dazu zu stellen, ist dann ein so gut wie selbstverständlicher weiterer Schritt. Cymr. *argwn* 'apex', *argyniad* 'elevatio', das Glück a. a. O. S. 11 noch vergleicht, stellt sich allerdings etwas

abseits, da hier abgesehen von der verschiedenen Ablautstufe — *ar* geht hier auf antesonantisches *r* zurück — die Behandlung des Anlautes im zweiten Kompositionsglied alten Mittelvokal erweist, wogegen das *ch* aus *k* in jenem *erchynu* auf kelt. *er-*, nicht *eri-* (oder dergleichen) zurückweist. Das verstärkende kelt. *er-* aus **per-* ist natürlich dasselbe wie lat. *per-* in *per-magnus, per-altus. Hercynia, Fergunna* und got. *fairguni* sind also 'die Höhe' oder 'das Hochgebirge'.[1])

Das keltische **kunos* 'hoch' (= cymr. *cwn*), an das wir hier anknüpften, ist auch ein gebräuchliches Kompositionsglied in Personennamen, vgl. abritt. *Cunobarrus*, cymr. *Cynfor*, *Conguas*, acorn. *Wurcon*, bret. *Cunwoion*. Damit hat schon Fick, Die griech. Personennamen p. LXXV das germ. *hūn* (in Namen wie wand. *Hûnarîx*, got. *Hûnimund*, ahd. *Hûnrât*, ags. *Húnȝár* u. s. w.) zusammengestellt und ihm folgend Koegel, AfdA. 18, 50. Wie Müllenhoff, ZfdA. 13, 576 und Wrede, Spr. d. Wand. S. 64, Spr. d. Ostgot. S. 82 zog auch dieser aisl. *húnn* bei, verstand aber das nord. Wort nicht wie seine Vorgänger als 'catulus ursinus', sondern als 'Bär' im allgemeinen Sinne des starken Tieres unter Hinweis auf zend. *çû-ra-* 'stark', ai. *çû-ra* 'Held', griech. *τὸ κῦρος* 'die Kraft', *κύριος* 'mächtig' und jenes kelt. **kuno-* 'hoch'. In der Uebersetzung von aisl. *húnn* schliesst sich ihm Bruckner, Spr. d. Lgbd. SS. 97. 269 an. Aber wie man sich zu ihren Gunsten, wie Koegel a. a. O. thut, auf Egilsson, LP. S. 414b berufen kann, verstehe ich nicht. Aus dem aisl. Sprachgebrauch ergiebt sich vielmehr deutlich, dass *húnn* wirklich 'Bärenjunges' und auch 'Knabe' bedeutet hat. Ebenso ist norw. *Hūn* so viel als 'Bjørneunge', *Hūnbera* 'Bjørnemoder'. Ich stelle deshalb nord. *húnn* 'Junges' noch wie Müllenhoff zu griech. *κυεῖν*, *κύος*, *κῦμα* 'die Leibesfrucht' und gebe nur, sofern sich diese Bedeutung aus jener der 'Schwellung' entwickelt hat, Zusammenhang mit der Sippe von griech. *κῦρος* u. s. w. zu. Zweifelhaft ist, ob auch cymr. *cunar* 'sow, breeding sow' und ir. *cúan* 'Haufe, Menge', nir. 'a litter (of whelps)', als Ablautformen (mit idg. *eu* oder *ou*) hierher gehören.

Es giebt aber auch noch ein anderes nord. *húnn* in der Bedeutung 'apex mali, Mastetop', das doch sicher mit jenem cymr.

[1]) Dieser Deutung, die ich bisher nicht öffentlich vorzutragen Gelegenheit fand, hat sich Kossinna, IF. 7, 284 angeschlossen, ebenso v. Grienberger, Jagič' Archiv 18, 12. Auch d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe 2, 361 ist, wie ich jetzt sehe, zu ähnlichen Ergebnissen gekommen.

cwn 'top, summit, apex, head' verwandt ist. Wir haben es hier wieder mit demselben Ablautverhältnis zu thun wie bei den besprochenen Namenelementen. Vgl. auch ai. *çūnás* 'gewachsen, geschwollen'. Deshalb ist es aber doch nicht ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, dass jenes *hūna-* (*hūni-, hūnia-*) in Namen öfters aus einem anklingenden Worte, das 'catulus' bedeutete, erklärt wurde, und in diesem Sinne Neubildungen erfolgten. Auszugehen ist aber von einem Worte der Bedeutung 'altus'.

Nordischem *hún(n)* würde lautgesetzlich cymr. *cin* entsprechen, und thatsächlich giebt es ein solches Wort *cin*, Pl. *cinion* in der Bedeutung 'surface, cuticle, covering'. Deutlich dasselbe ist norw. *Hūn, Hūne* 'Halvplanke, Fjel med en Barkside'. Vielleicht ist hier die Bedeutung 'Oberfläche' aus der des 'Obersten, Höchsten' hervorgegangen.

Auch das deutsche *Hüne,* mhd. *hiune* 'Riese' liesse sich leicht näher stellen und unmittelbar als eine Ableitung aus der Wurzel *cū* 'schwellen' im Sinne 'der Grosse, Starke' erklären, zumal eine andere Ableitung aus ihr, cymr. *cawr,* corn. *caur,* ebenfalls die Bedeutung 'gigas' angenommen hat. Allein für das deutsche Wort ist die Bedeutung 'Riese' nicht vor dem 13. Jahrh. belegt und deshalb ist es einfacher, dieses aus dem Namen der Hunnen herzuleiten, gerade wie slav. *obrŭ* 'Riese' aus dem gleichlautenden Namen der Avaren zu erklären ist, s. Miklosich, Et. Wb. S. 219. Der Name der Hunnen selbst aber ist früher schon und wohl sofort bei seinem Bekanntwerden durch Einfluss des eben behandelten Namenelementes und der zugehörigen Appellativa umgestaltet worden. Denn die vom Germanischen nicht beeinflusste griech. und lat. Wiedergabe des Volksnamens durch *Οὖννοι, Hunni, Chunni* weicht von ahd. *Hûni,* ags. *Húnas,* aisl. *Húnar, Húner* bedeutend ab. Die *Χοῦνοι* bei Ptolemaeus 3, 5, 10 zwischen Bastarnen und Rhoxolanen sind daher schon des Namens wegen nicht leicht irrtümlich in der europäischen, statt in der asiatischen Sarmatia lokalisierte Hunnen, sondern entweder eine bastarnische, germanisch benannte Abteilung, deren Name 'alti' oder 'catuli' bedeutet, oder eine skythisch-sarmatische, vgl. zend. *hunu* 'Sohn'. Als einmal die Stammform mit *ū* für den Volksnamen im Germanischen feststand, ist natürlich wieder das gleichlautende Namenelement nach ihm umgedeutet worden und Neubildung von Namen wie *Althûn* erfolgt.[1])

[1]) Dass M. Riegers auf die Bezeichnung *Hünengräber* sich gründende Hypothese, dass *Hūnōz* der Name vorgermanischer norddeutscher Aborigines

Diesem Ausblick verdanken wir die Erfahrung, dass auch anderweitig in dem behandelten Wortstamme *u* mit *ū* wechselt, weshalb wir des langen Vokales wegen an *Perkúnas* nicht Anstoss zu nehmen brauchen. Setzt doch auch asl. *prěgyni* (*prěgynja* Mikl.), das von A. Pogodin, Russ. fil. věst. 33, 123 ff. mit *fairguni* zusammengebracht worden ist, vielmehr einen germ. Wortstamm **fergūnja-* als Grundlage der Entlehnung voraus. Und ob das got. Wort *fairguni* oder *fairgūni* lautet, wissen wir ja eigentlich gar nicht. *Perkúnas* ist also so viel als 'peraltus' und kann als höchster Gott und Himmelsgott, der er ursprünglich war, sehr wohl 'der Hohe' heissen, ein Begriff, der in Götternamen und Beinamen ja auch sonst eine Rolle spielt, wie beispielsweise *Brigita, Hárr* (wenn es auch erst umgedeutet worden sein sollte), *Ómi* (= got. *auhuma*, Noreen, Ark. 6, 305), *Ζεὺς ὕπατος, ὕψιστος, Jupiter summus, almus* zeigen. Ob in *Fiǫrgunn, Fiǫrgynn* von einer Form mit *ū* oder *ŭ* auszugehen ist, lässt das Aisl. — vgl. Noreen, Aisl. Gr.[2] S. 74 (§ 121) — nicht erkennen. In *Fiǫrgvinn* aber könnte sogar eine dritte Ablautform vorliegen, die sich zu *çūnás, cwn* u. s. w. ähnlich verhielte wie got. *wans*, aisl. *vanr* 'fehlend, mangelhaft' zu ai. *ûnás*, griech. *εὖνις* 'ermangelnd'. Neben *cū-no-, -ni-, -ni̯o-* ist ein *cū-eno-, -eni-, -eni̯o-* recht gut denkbar. Ob eine Form *Fiǫrgvinn* neben *Fiǫrgynn, Fiǫrgunn* anders denn als Ablautform erklärt werden darf, ist zweifelhaft. Allerdings führt Kauffmann, Beitr. 18, 143 *Hlóðyn* und *Sigyn* auf **Hlôþawini, *Siguwini* zurück; aber nach Noreen, Aisl. Gr. S. 89 (§ 145) besteht sogar zwischen *Biǫrgvin* und Gen. *Biǫrgyniar* ein Ablautverhältnis. Vielleicht folgt übrigens die Schreibung *Fiǫrgvinn* neben *Fiǫrgynn* nur der Analogie solcher Doppelformen. Doch kann die Lesart *Fiörgvins* (*dóttir*) des Cod. R. und

---

gewesen sei (Archiv f. hess. Gesch. 15, 4) 'geistvoll' oder 'geistreich' sei, wie Kluge in Pauls Grundr. I, 323 und Wrede, Spr. d. Ostgot. S. 82 finden, denen übrigens die Hypothese selbst wenig wahrscheinlich vorkommt, leuchtet mir nicht ein. Eines festen Rückhaltes entbehrt auch Kluges Bemerkung Et. Wb.[5] S. 175: 'Zweifellos weist das norddeutsche *Hüne* vielmehr auf einen germ. Volksstamm. (Sigfrid hat in der Liederedda den Beinamen *enn hunske*)'. Denn diesen Beinamen verdankt Sigfrid lediglich einer Verschiebung in der Sagengeographie, durch die Hreiðgotaland mit Dänemark, Húnaland mit Westfalen oder Deutschland überhaupt identifiziert wird, s. Heinzel, Ueber die Hervararsaga S. 55 f. (WSB. 114, 469 f.). Und *Hüne* in *Hünengrab, Hünenbett* bedeutet schon 'Riese', wie die parallelen Ausdrücke, *Riesengrab, Riesenbett*, dän. *Kæmpegrav, Kæmpehøi*, schwed. *jättegraf, jättegrift, jättehög* deutlich zeigen.

W., SnE. 1, 54, auch sehr leicht aus einer mit *fiorgvns* (*dottir*) der Upps. E. 2, 258 übereinkommenden Schreibung verderbt sein, da ein fast vergessener Name der Gefahr eines Schreibfehlers besonders stark ausgesetzt ist. *Fiörgyns*, wie SnE. 1, 304 statt *fiorgvns* der Upps. E. 2, 312 bietet, ist allerdings auch durch Lokasenna 26 belegt. Aber ist dies nicht etwa von dem häufigeren *Fiǫrgyn* Fem. aus in den Lauten beeinflusst? Zu *Perkúnas* würde jedenfalls *Fiǫrgunn* aus **Fergŭnaz* am besten stimmen. Wenn got. *fairguni* und *Hercynia* *i̯o-*, *i̯ā*-Stämme sind, hätte freilich auch ein Göttername germ. **Fergŭniaz* nichts besonders befremdliches an sich und aus einer solchen Grundform lässt sich wohl *Fiǫrgynn*, und sogar *Fiǫrgynn* und *Fiǫrgunn*, erklären: der Unterschied könnte — wie bei *dómere* neben *dómare* u. a. m., s. Noreen, Aisl. Gr. S. 42 (§ 64), — aus schwankender Stärke des Nebentones entspringen.

Was das *k* in *Perkúnas* betrifft, für das wir *sz* erwarten sollten, so ist es geradeso zu erklären, wie das in lit. *pèkus*, *smakrà*, *klausýti* u. s. w., kurz in allen Fällen, wo im Litauischen gegen die Regel der Palatal als gutturaler Verschlusslaut fortbesteht, d. h. durch Entlehnung aus dem Germanischen, vgl. Brugmann, Grundr. I, 345, Kretschmer, Einleit. S. 108 f. Die zugrunde liegende germ. Form des Namens kann noch unverschobenes **Perkūnos* oder auch bereits **Ferχūnos* **Ferχūnaz* gewesen sein. Für die Wiedergabe von germ. *f* durch *p* enthält das lit. Wörterbuch Beispiele genug: ich erinnere an Fälle wie *pálszas* 'falsch', *purmonas* 'Fuhrmann'. Ebenso musste germ. χ durch *k* wiedergegeben werden, da kein ihm näher kommender Laut zur Verfügung stand; das geschah z. B. in lit. *kanapès* 'Hanf', dessen Verhältnis zu germ. **hanapiz* nur das der Entlehnung des bereits lautverschobenen Wortes sein kann, während slav. *konoplja* wieder dem Litauischen abgeborgt ist, da wir bei unmittelbarer Entlehnung aus dem Germanischen *chonoplia* erwarten müssten, vgl. *chlŭmŭ* 'Hügel' gegenüber aisl. *holm*, *chǫdogŭ* 'erfahren' gegenüber got. *handugs* u. a. m. Vielleicht ist auch das Verhältnis von lit. *kaúpas*, asl. *kupŭ* zu gleichbedeutendem germ. **haupa-* 'Haufe' ebenso wie das von *kanapės* zu **hanapiz* zu erklären.

Rätselhaft bleibt gegenüber lit. *Perkúnas* auch der slav. Name des Donnergottes *Perunŭ*. Lautgesetzlich kann diese Form innerhalb der slav. Sprachen nicht aus *Perkunŭ* hervorgehen. Freilich braucht sie gleich dem ebenfalls anklingenden griech. κεραυνός überhaupt nicht verwandt zu sein und liesse sich ganz

gut mit W. Tomaschek, Die alten Thraker II, 2 (WSB. 131), 21 und v. Grienberger, Jagič' Archiv 18, 13 f. aus einer Wurzel *per* 'schlagen, stossen' deuten. Auffallend ist nur, dass die so ähnlichen Namen gerade Nachbarvölkern eigen sind. Das slav. Wort mit Pedersen, BB. 20, 231 auf Entlehnung aus dem ersten Gliede von illyrisch *perεn-di* 'Himmel, Gott, Kaiser' zurückzuführen, dessen zweites das illyrische Wort für 'Tag' sein soll, scheint mir aber in mehr denn einer Hinsicht bedenklich und jedenfalls nicht so empfehlenswert wie die Annahme, dass das Slavische und Baltische aus einer gemeinsamen älteren Quelle geschöpft haben, dem Germanischen. In der That konnte, wie aus germ. **Perkūnos, *Ferχūnaz* lit. *Perkúnas,* so aus **Ferhūnaz,* got. **Fairhūns* — wobei *h* nur mehr als Hauchlaut zu denken ist — slav. *Perunŭ* werden. Dem Verlust des *h,* der hier eintrat, vergleicht sich der in lat. *carrago* 'Wagenburg' aus germ. *karr-hagō* und anderes bei Kluge, Pauls Grundr. I, 330, Streitberg, Urgerm. Gr. S. 145. Germ. *f* wird auch sonst im Slavischen durch *p* wiedergegeben, z. B. in asl. *plŭkŭ, postiti* aus *folk, fastan*, vgl. Möller, Aengl. Volksep. S. 54, Kluge, Pauls Grundr. I, 321. Jedenfalls aber müsste man von einer germ. Form mit ursprünglicher Betonung der ersten Silbe ausgehen. Der Bestand einer solchen neben aisl. *Fiǫrgunn,* das eine anders betonte Grundform voraussetzt, könnte mit Rücksicht auf die zahlreichen ähnlichen Doppelformen germ. Worte nicht auffallen; dass ein got. oder sonst ostgerm. Göttername *Fairhuns* nicht belegt ist, beweist natürlich nichts gegen sein Vorhandensein, da wir ja von got. Götternamen so gut wie nichts kennen. Lernen wir doch aus dem baltischen und slavischen Wortschatze sogar germanische Appellativa kennen, die uns anderweitig nicht bezeugt sind: ich erinnere an lit. *smakrà* 'Kinn' (vgl. Brugmann, Grundr. I, 345), ferner an asl. *gorazdŭ* 'peritus', *gotovŭ* 'bereit', *kladęzĭ* 'Brunnen', *vrětęgŭ* 'Kette' (vgl. Miklosich, Et. Wb. SS. 73. 75. 123, Kluge, Pauls Grundr. I, 321, Uhlenbeck, Et. Wb. d. got. Spr. SS. 88. 117. 142. 162). Hierher rechne ich mit Bestimmtheit auch asl. *gospodĭ* 'dominus' älter **gaspadĭ*,[1]) das ja gewiss mit lat. *hospes* zusammengehört, aber wegen des *d* in seinem zweiten Kompositionsgliede gegenüber Gen. *hospitis,* ferner lat. *potis,* griech. *πόσις,* lit. *pàts,* avest. *paiti-,* ai. *páti-* durch Entlehnung

[1]) Es wird viel zu wenig beachtet, dass im Urslavischen idg. *a* und *o* in *a* zusammengeflossen waren, woraus erst im litterarischen Altslovenischen *o* geworden ist.

aus got. **gas(ti-)faþs, -fadis* erklärt werden muss. Der Entlehnung eines Gottes **Fairhuns* als *Perunŭ* durch die Slaven ist die des *Frô, Freyr* als *Prowe* — s. Möller, Aengl. Volksep. S. 54 — parallel. Dass slav. *perunŭ* ebenso wie lit. *perkúnas* auch die Geltung eines Appellativums hat, spricht nicht gegen seinen Ursprung aus einem Namen. In Ausdrücken wie 'der Donner schlägt ein' lässt sich das Subjekt als Person oder als die blosse Naturerscheinung auffassen, daher auch ein Bedeutungsübergang in der einen oder anderen, entgegengesetzten Richtung möglich war. Nicht einfacher ist die Bedeutungsentwicklung in schwed. *åskan slår ned*, worin *åskan* von Haus aus 'das Fahren des Asen' bedeutet.

Es ist möglich aber nicht wohl erweisbar oder besonders wahrscheinlich, dass das germ. **Perkūnos* in dieser seiner ältesten Gestalt selbst wieder aus dem Keltischen herübergenommen ist.

Bei dem von J. Grimm, DM. SS. 24. 156 aus G. J. Müllers Samml. russ. Gesch. 3, 359 zitierten mordwinischen Donnergott *Porguini* liesse sich an Entlehnung aus der Sprache der skadinavischen Russen denken. Dabei bliebe aber die Schwierigkeit bestehen, dass bei diesen *Fiǫrgunn* doch nicht mehr der gewöhnliche Name des Donnergottes gewesen sein kann, und auch die Laute stimmen nicht ganz. Die Form *Porguini* ist aber überhaupt recht bedenklich: F. Wiedemann, Gram. d. ersa-mordwinischen Spr. S. 144 (Mémoires de l'Acad. imp. des sciences de St.-Pétersbourg VII, IX, 5) bietet statt dessen *piŕgene* 'Donner, Gewitter', was sich deutlich den baltischen Formen des Götternamens anschliesst.

Mit Bezug auf den Namen des vedischen *Parjánya* stimme ich vollständig Kretschmer, Einl. S. 82 bei, dem seine Zugehör zu *Perkúnas* 'wegen der unvollständigen lautlichen Uebereinstimmung und bei dem Fehlen sonstiger Argumente höchst zweifelhaft' erscheint.

Viel wichtiger aber als das östliche ist für unsere Untersuchungen das westliche Nachbarland der Germanen. Denn die Ansicht, dass der nordische Týr ursprünglich der Himmelsgott war, erscheint sofort um vieles fester begründet, wenn sich zeigen lässt, dass sich auch hinter dem keltischen Kriegsgott der alte Himmelsgott verbirgt. Dass dies der Fall ist, wird durch nichts deutlicher beleuchtet als durch die Thatsache (auf die ich ZfdA. 35, 373 hingewiesen habe), dass der Name des oskisch-römischen

Loucetius Lūcetius, d. i. 'Diespiter', als Name des gallischen und brittischen Mars *Leucetius Loucetius* wiederkehrt. Man beachte ferner die Beinamen dieses keltischen Mars: *Rīgisamos,* d. i. 'der königlichste, mächtigste', und *Albiorix*, von Rhys, Lectures on the origin and growth of religion, Hibbert Lectures 1886, S. 42 durch Zusammenstellung seines ersten Bestandteiles *albio-* mit *elfydd,* das cymrische Dichter im Sinne von 'world' oder 'universe' gebrauchen, als 'Weltherrscher' gedeutet. Einen seiner geläufigsten Beinamen *Camulus,* ir. *Cumall* deutet dieser a. a. O. S. 39 geradezu als dasselbe Wort wie unser '*Himmel*', was freilich nicht schlechtweg gutzuheissen ist, aber, da es eine ahd. (abair.) Form *humil* neben *himil* giebt (vgl. Noreen, Abriss SS. 140. 142, Kluge, Et. Wb.[5] S. 167), und idg. *m̥* germ. *um,* gall. *am* ist, im wesentlichen das Rechte treffen mag. Ganz sicher ist dies freilich keineswegs wegen ir. *cumal* 'Sklavin', womit Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 70 lat. *camilla, camillus* ('*Romani pueros et puellas nobiles et investes camillos et camillas appellant, flaminicarum et flaminum praeministros*' Macr. Sat. 3, 8, 7) vergleicht und auch den in Rede stehenden Götternamen *Kamulos* zusammenhält.

Der irische *Cumall* ist der Vater des bekannten Heros Finn, der danach *Finn mac Cumaill,* 'Finn, Sohn des Cumall', heisst. Nach Rhys a. a. O. S. 179 entspricht diesem der cymrische *Gwyn mab Nudd,* d. i. 'Gwyn, Sohn des Nudd', gerade wie das dem Namen zugrunde liegende Adj. ir. *finn* (aus kelt. *vindo-*) 'weiss, glänzend' im Cymrischen lautgesetzlich *gwyn* lautet. Beide so benannte Personen waren berühmte Jäger, während Gwyn bei den Cymren als König der Elfen und der anderen Welt im allgemeinen bekannt ist. Daraus scheint sich die Gleichheit des Cumall und des Nudd zu ergeben.

„Weiters" — ich hebe hier einige Stellen aus Rhys a. a. O. S. 179 f. in wörtlicher Uebersetzung aus — „erwähnt die Geschichte von Kulhwch und Olwen den Gwyn, Sohn des Nudd, mit zwei anderen Gwyn, von denen der eine Sohn des Esny, der andere Sohn des Nwyvre zubenannt ist; aber die Art der Zusammensetzung der Namenlisten in diesem Stücke berechtigt uns zu der Vermutung, dass Gwyn, Sohn des Nudd, und Gwyn, Sohn des Nwyvre, in Wahrheit eins gewesen seien . . . *Nwyvre* ist im Cymrischen das Wort für Atmosphäre oder den Raum, in dem sich die Wolken über die Erde hinbewegen. . . Die Geschichte vereinigt mit Gwyn, Sohn des Nwyvre auch einen gewissen *Fflam*

mab Nwyvre, dessen Name besagt Flamme, Sohn der Atmosphäre: er ist vermutlich für eins zu nehmen mit einer Persönlichkeit, die sonst in derselben Geschichte *Fflewdur Fflam Wledic* oder Fürst Ffleudur Fflam genannt wird und auch *Ffleudor mab Naf* oder Ffleudor Sohn des Nav, während die Triaden (i. 15 = ij. 26 = iij. 114) von derselben Person als von Ffleudur Fflam, Sohn des Godo, zu sprechen scheinen; aber von *Godo* ist keine andere Bedeutung bekannt, als die von 'Decke, Dach' ..... Nwyvre wird auch in einer anderen Triade (i. 40 = ij. 5) erwähnt, die auf eine Unternehmung gegen Gallien unter der Führerschaft von Gwenwynwyn und Gwanar, Söhnen von Lliaw (Sohn des Nwyvre) und Arianrhod anspielt. Mit Bezug auf Ffleudor, Sohn des Nav, sei aus derselben Geschichte eine Anspielung auf einen Gwenwynwyn, Sohn des *Naw,* erwähnt, wofür sicher *Nav* das Rechte ist; denn es kommt noch eine dritte Stelle inbetracht, welche Gwenwynwyn als Arthurs *rhyswr* oder Jäger beschreibt und ihn Sohn des *Nav Gyssevin* nennt, was 'erster oder ursprünglicher Herr' bedeutet. So ist es nicht unwahrscheinlich, dass trotz dem Lliaw oder den Lliaws der Triaden, Nwyvre dieselbe Person war, die hier Nav Gyssevin heisst".

Mag hier manches unsicher sein, — der Rhys'schen Mythenvergleichung gegenüber ist ein gewisses Mass von Skepsis immer am Platze — so darf man an diesen merkwürdigen Namen doch auch nicht achtlos vorübergehen. Was *Godo* 'Dach' als Name eines Himmelsgottes betrifft, vergleiche man die Etymologie von *Himmel,* Noreen, Abriss SS. 140. 142, von ai. *Varuṇa,* griech. *Οὐρανός,* die finnische Bezeichnung des Himmels als *kirjokansi* 'bunter Deckel' (vgl. Comparetti, Kalewala S. 195), die aisl. als *fagraræfr,* 'schönes Dach' (Alvíssmǫl 13) und *salþak* 'Dach des Bodens, der Erde', lit. *dangùs* 'Himmel' (zu *dengiù* 'decken') u. a. m.

Doch kehren wir zu jenem Nudd zurück, der sich um so deutlicher als alter Himmelsgott erweist, wenn er, wie einerseits durch Camulus, Cumall, so anderseits durch Nwyvre 'Atmosphäre' vertreten wird. Wir kennen ihn bereits aus römischer Zeit durch Inschriften von der Stelle seines Tempels bei Lydney am Westufer des Severn im Lande der alten Siluren. Sie sind *Devo Nodenti, D. M. Nodonti, Deo Nudente M.* gewidmet, wobei die Kürzung *M.* den Gott nach Hübners Ansicht als Mars bezeichnet, was ja sehr wohl zu dem stimmt, was wir über den ursprünglichen Charakter des keltischen Mars bereits wissen.

Interessant ist dabei die Form *dēvo* für *deo,* die offenbar unter dem Einflusse von kelt. **dēvos* 'Gott' steht. War etwa auch der kelt. Mars der **dēvos* κατ᾽ ἐξοχὴν wie der germanische **Tīwaz?* Auch auf irischem Boden begegnet uns dieselbe Gestalt unter dem Namen *Nuada* (Gen. *Nuadat*), der eine lautgesetzliche Entsprechung zu cymr. *Nudd* und kelt. **Neudens* > **Noudens* > *Nōdens* (*Nūdens*) darstellt. Er führt den Beinamen *Argetlám,* d. i. 'Silberhand', und zu dessen Erklärung wird erzählt, dass er, der als ein König aus dem übermenschlichen Geschlechte der Tuatha Dé Danann gedacht wird, in einem Kampfe mit dem Geschlechte der Fir Bolg seine rechte Hand verliert, worauf er als nicht mehr körperlich vollwertig nach altirischem Rechte des Königtums so lange verlustig geht, bis ihm ein kunstfertiger Schmied die verlorene Hand durch eine silberne ersetzt. Dass auch die Cymren dieselbe Geschichte kannten, beweist der Name eines mythischen cymrischen Königs *Lludd Llawereint* oder 'Lludd Silberhand', der durch Angleichung des Anlautes aus *Nudd Llawereint* entstanden ist. Seine Person deckt sich also wohl ursprünglich mit der des Nudd, des Vaters des Gwyn.

Schon Rhys, dem ich obiges entnehme, hat mit dem einhändigen Nuada, Nudd a. a. O. S. 120 f. den nordischen *Týr einhendr ása,* der bei der Fesselung des Fenrir seine Rechte einbüsst, verglichen. Týr und Nuada sind in gleicher Weise der alte zum Mars verblasste Himmelsgott, beide verlieren ihre Rechte im Kampfe gegen Dämonen, beide führen darnach bezeichnende Beinamen. Eine so weitgehende Uebereinstimmung des Mythus kann in der That keine zufällige sein.

Damit ist der nordische Mythus von der Einhändigkeit des Týr als ein urgermanischer erwiesen, denn nur in Deutschland kann der Austausch heidnisch religiöser Vorstellungen zwischen Kelten und Germanen erfolgt sein.

Die Uebereinstimmung ist aber hier nicht einmal auf Kelten und Germanen beschränkt. Bei Voraussetzung eines ähnlichen Mythus wird uns nämlich erst die eigentümliche Sitte verständlich, die sich nach Herodots Bericht 4, 62 an die dem Ares bei den Skythen dargebrachten Opfer knüpfte. Dabei wurden den abgeschlachteten Kriegsgefangenen die rechten Schultern mit den Armen abgeschlagen und in die Luft geworfen; doch wohl um dem einarmig gedachten Gotte damit seinen Schaden zu büssen. Wenn Herodot a. a. O. von dem Schwertgotte der Skythen sagt,

dass sie ihm sogar mehr Opfer bringen als anderen Göttern, und 4, 59, dass sie Bilder und Altäre und Tempel keinem anderen Gotte errichten als dem Ares, so erhellt daraus, dass dieser bei ihnen der angesehenste Gott war. Aehnlich scheint bei den Thrakern Ares zumeist verehrt worden zu sein, aber auch dieser ist kaum eine dem griechischen Ares verwandte Gottheit, sondern der alte, wesentlich zum Kriegsgott gewordene Himmelsgott, s. Verf., ZfdA. 35, 374.

Ausser bei der Fesselung des Fenrir spielt Týr in der nordischen Mythologie eine Rolle beim letzten Kampfe zwischen Göttern und Unheilsmächten, bei dem er und der Hund Garmr sich gegenüberstehen und gegenseitig töten.

Zum Verständnisse dieses Mythus wird es nötig sein, auch die mythologische Bedeutung des ausser dem Gotte dabei beteiligten Wesens näher ins Auge zu fassen. Von den Wölfen der germ. Mythologie sind diejenigen, von denen Sonne und Mond bedroht werden, Skǫll, Hati und Mánagarmr — vgl. auch die nord. Namen der Nebensonnen skad. *solvarg, solulv,* isl. *úlfur, úlfakreppa,* F. Magnussen, Lex. Myth. SS. 118. 142, Arnason, Islendzkar þjóðsögur 1, 658 f., Maurer, Isl. Volkssagen S. 185, — deutlich mythische Bilder für die Verfinsterungen dieser Gestirne. Der Name *Skǫll* gehört wohl gar zu got. *skadus,* 'Schatten', griech. *σκότος* 'Finsternis' u. s. w., wobei *ll* nach Sievers' Gesetz aus *dl* zu erklären sein wird, und ist deutlich dasselbe wie norweg. *Skoll* 'Taage' bei Aasen S. 681. Vielleicht von diesen Erscheinungen aus wird der Wolf die Verkörperung des hereinbrechenden, gleichsam verschlingenden Dunkels überhaupt. Als eine solche hat uns auch Fenrir um so sicherer zu gelten, da er sich mit jenen Sonnen- und Mondwölfen aufs innigste berührt: ist er es doch nach Vafþrúðnismǫl 47 selbst, der die Sonne verschlingt, da ferner Grímnismǫl 39 Hati als *Hróþvitnis* (d. i. *Fenris*) *sonr* bezeichnet und Vǫluspǫ́ 40 *'einna nekkverr tungls tiugare í trolls hame',* d. i. kein anderer als Mánagarmr, unter die *Fenris kindir* gerechnet wird.[1]) Dass man sich die Verfinsterung eines Gestirns leicht als ein Verschlucktwerden durch ein Ungeheuer vorstellen konnte, ist klar, und so erklärt sich am ungezwungensten die Wolfsgestalt Fenris, ohne dass es nötig wäre, diesen mit Kauffmann, Beitr. 18, 161 ff. aus dem *vargr* (d. i. dem ge-

[1]) Für ganz verfehlt halte ich die von Wilken, ZfdPh. 28, 180 ff. 297 ff. versuchte Deutung des Fenrir aus einem Sternbilde.

ächteten) Loki abzuleiten. Die Verknüpfung des Fenrir mit Loki könnte auch lediglich deshalb erfolgt sein, weil man letzteren als den Ursprung alles Uebels darstellen wollte. Sie kann aber auch, wovon später nochmals zu handeln sein wird, in seiner vulkanischen Natur ihren Grund haben, wenn etwa Fenrir auch die mit vulkanischen Ausbrüchen verbundenen Verfinsterungen durch Qualm und Aschenregen bedeutete und überhaupt in einer Richtung dem griech. Typhon, d. i. dem 'qualmenden, dampfenden', dessen vulkanischer Charakter feststeht, verwandt ist. Dem ist nicht im Wege, dass auch Loki selbst sich teilweise mit Typhon berührt. Noch darf des Rätselliedes vom Nebel in der Hervarars., Bugges Ausg. S. 238 f., nicht vergesssen werden. Es lautet:

> Hverr er sá hinn mikli,
> er ferr mold yfir,
> svelgr hann vǫtn ok veisur;
> glygg hann óask
> en guma eigi,
> ok yrkir á sól til saka?

und die Lösung: *þat er myrkvi; fyrir honum sér eigi sæ, en hann hverfr þegar, er vindr kemr, ok megu menn ekki at honum gera; hann drepr skini sólar.* Dabei ist vor allem auf den Ausdruck *svelgr* Gewicht zu legen, weil die Vorstellung des Verschlingens zum Bilde des riesenhaften Wolfes hinüberführt. Die Aehnlichkeit der Schilderung des Nebels im Rätsel mit jener des Fenrisulfr ist schon F. Magnussen, Lex. Myth. S. 342 aufgefallen. Die Wolfsgestalt gemein hat Fenrir noch mit einem anderen Sprössling des Loki, der eben darum mit ihm im Grunde eins und dasselbe sein wird. Gylfaginning c. 50 (SnE. 1, 184) wird erzählt, dass von den Söhnen des Loki — *Vali ok Nari eða Narfi* — ersterer, von den Göttern in einen Wolf verwandelt, seinen Bruder zerriss, mit dessen Gedärmen dann Loki gefesselt wurde. Aber Vǫluspǫ R. 34 ist von Banden *Vála … ór þǫrmum* die Rede, wonach der andere Bruder zum Wolf geworden ist. Von *Nari* oder *Narfi*, dem Sohn des Loki, ist aber der Riese *Narvi eða Narfi*, Gylfaginning c. 10 (SnE. 1, 54), oder *Nǫrr* (Dat. *Nǫrvi*), Vafþrúðnismǫl 25, Alvíssmǫl 29, der Vater der *Nótt*, kaum verschieden. Wiederum haben wir es dabei mit einem Dämon des einbrechenden Dunkels — hier des nächtlichen — zu thun, ohne dass übrigens der Begriff des 'Finsteren', wie Koegel, Gesch. d. d. Lit., Ergänzungsheft zu Bd. I, S. 12 f. glaubt, schon durch den

Namen ausgedrückt zu sein braucht; denn auch ***narouua naht*** in den as. Genesisbruchstücken v. 286 ist nicht 'die dunkle Nacht', sondern 'die bange (d. i. beängstigende) Nacht', wie sie in deutscher Dichtung noch heisst: *bang* bedeutet geradeso wie **narwa-* ursprünglich 'enge'.[1])

Soweit er ein Wesen vulkanischen Charakters ist, war Fenrir oder sein Urbild (und ebenso Loki) offenbar für gewöhnlich — d. i. wenn nicht eben ein vulkanischer Ausbruch stattfand — unter der Erde und zwar in der Nähe vulkanischer Erdöffnungen gefesselt gedacht, gerade wie Typhon im Tartaros oder sonstwo in tiefer Erde gebändigt liegt, s. Preller, Griech. Myth.[4] 1, 64. Auch als Dämon des Dunkels im Allgemeinen ist er während der Herrschaft von Licht und Tag in die finstere Höhle gebannt. Der gefesselte Fenrir, wie ihn Snorri, Gylfaginning c. 34 (SnE. 1, 112) schildert, aus dessen geiferndem Rachen ein Fluss hervorbricht, ist nur ein phantastisches Bild einer gähnenden, ein Gewässer entsendenden Höhlenmündung selbst. Durch das Lagern am Höhlen- oder Hölleneingang wird aber der Wolf leicht zum Hunde umgestaltet, ohne dass damit ein wesentlicher Unterschied begründet ist. Tritt doch auch *Garmr*, der Name des nord. Höllenhundes, daneben in *Mánagarmr* als der eines Wolfes und Sprösslings des Fenrir auf; ja er kann wohl jeden Wolf und bissigen Hund als *gramr*, d. i. 'den grimmigen', bezeichnen, eine Etymologie, die sich auf die mehrfach belegte Umstellung von *r* + Vokal in Vokal + *r* und sogar auf eine Nebenform *Gramr*, die Noreen, Aisl. Gr.[2] S. 141 (§ 248) neben *Garmr* aufführt, stützt. Doch könnte für die Erklärung des Namens auch norw. *garma* 'brøle, bøge stærkt',[2]) Aasen S. 210, bedeutsam werden, das ja mit jenem *gramr* verwandt sein wird, und sich auch in der Bedeutung unmittelbar an griech. χρόμαδος 'Knirschen' (und lat. *fremo?*) anknüpfen lässt. Ich erinnere hier wieder an Typhon, dessen hundert Drachenköpfe mit

---

[1]) Irrtümlich ist es auch, wenn Koegel a. a. O. aus der aisl. Umschreibung *draumniǫrun* für Nacht, Alvissmǫl 30, ein *niǫrun* 'Nacht' erschliesst. Bedeutete *niǫrun* schon Nacht, dann würde es nicht erst der Zusammensetzung mit *draum* bedürfen. Die Nacht heisst an derselben Stelle auch *svefngaman* und Koegel wird es gewiss nicht beifallen, daraus ein *gaman* 'Nacht' zu folgern.

[2]) Nach Hjalmar Falk (beziehungsweise P. Østby), Aarbøger 1891, S. 276 soll *Garmr* unter dem Einfluss von *garma* aus *Cerberus* entstanden sein, was ich für sehr unwahrscheinlich halte.

wunderbar gemischten Tönen zischen, 'denn bald hört man die gewöhnliche Göttersprache, bald das Gebrüll eines furchtbaren Stieres, bald das Geheul eines Löwen oder das Gebell von Hunden, dann wieder ein schrilles Gepfeife, dass das ganze Gebirge wiederhallt' (Preller, Griech. Myth.[4] 1,64 f.). Ja seismische, aus dem Erdinnern vernehmbare Geräusche können überhaupt sehr viel zum Aufkommen der Vorstellung von einem Höllenhunde beigetragen haben. Óðins Wölfe Geri und Freki sind hier völlig fernzuhalten, doch zeigt sich auch an ihnen, dass auf den Unterschied zwischen mythischen Wölfen und Hunden weiter kein Gewicht zu legen ist, denn sie benehmen sich ganz wie Hunde und sind als Begleiter des Windgottes eins mit den Windhunden; vgl. auch die skaldische Kenning für Wind '*hundr eða vargr viðar*', SnE. 1,330, u. a. m. bei E. H. Meyer, Germ. Myth. § 143 (S. 107).

Wir sind nach all dem keineswegs genötigt, Fenrir und Garmr als ursprünglich verschiedene Wesen zu betrachten. Mit der Vorstellung von der Fesselung des Fenrisulfr und mit der von seinem endlichen Losbrechen verträgt es sich sehr wohl, dass er in der Zwischenzeit nach Art des griechischen mit ihm nächst verwandten *Κέρβερος* als Garmr den Höllenengang bewacht. Wenn es Vǫluspǫ 44. 49. 58 heisst:

> Geyr nú Garmr miǫk
> fyr Gnipahelle;
> festr mon slitna
> en freke renna.

so ist gegenüber Müllenhoff, DA. 5,138 f. zuzugeben, dass es sich hier nur um das Loskommen des Fenrir handeln kann, und dass der Satz *mon freke renna* dasselbe heisst, wie des Eyvindr skáldaspillir *mun óbundinn Fenrisulfr fara* in den Hǫkonarmǫl 20. Der Beweis, dass Garmr und Freki hier verschiedene Wesen sind, scheint mir aber nicht erbracht zu sein.

Die Beurteilung des Kampfes zwischen Týr und Garmr darf auch nicht ohne Rücksicht auf die anderen Einzelkämpfe erfolgen, aus denen sich die letzte Schlacht zwischen Göttern und Unholden zusammensetzt. Für alle diese ist es bezeichnend, dass sich dabei die Gegner nicht zum ersten Male treffen, sondern dass sie einander schon von früher her feindlich gegenüberstehen. Das gilt von Þórr und dem Miðgarðsormr, von Heimdallr und Loki, endlich auch von Freyr und Surtr, soferne wir nur jenen in

Guðmundr und Fróði, diesen in Geirrøðr und Svertingus wiedererkennen, wovon in einem folgenden Abschnitte, der von den Vanen handeln soll, eingehender zu sprechen sein wird. Nach diesen Seitenstücken sollte Týr mit Fenrir kämpfen, mit dem gerade er früher einmal zu schaffen hatte. Auch ist der Mythus auf ihn bezogen verständlich genug. Týr, der lichte Himmel, und mit ihm zugleich die Sonne werden vom Wolfe der Finsternis verschlungen; auf Óðinn, den Windgott, aber passt er nicht, ob man Fenrir nun als Sonnenfinsternis, Aschenregen, Nebel oder Nacht auffasst. Hier hat also wiederum eine Uebertragung stattgefunden: der jüngere Götterkönig übernahm die Stelle des älteren. Das Vorhandensein eines anderen Namens — Garmr — für Fenrir oder doch eines dem Fenrir ähnlichen und von ihm abgezweigten anderen mythischen Ungetüms namens Garmr ermöglichte es aber, dass trotzdem auch Týr nicht leer auszugehen brauchte, sondern eine seiner ursprünglichen ganz verwandte Rolle beibehalten konnte.

Was den Rächer Óðins, Víðarr, betrifft, so fällt es auf, dass sein siegreicher Kampf mit Fenrir schlecht in den Rahmen des Gesamtbildes, in dem die Götter unterliegen, hineinpasst. Und was soll man sich als sein Schicksal während des Untergangs der Erde und während des Weltbrandes denken? Viel besser würde sein Auftreten für einen Kampf gespart, in dem die Göttersöhne, zugleich Vaterrache nehmend, die an die Unholde verlorene Weltherrschaft wieder gewinnen, von dem sich aber in der nordischen Götterlehre nur Ansätze, keine ausgebildeten Vorstellungen finden.

Der Name Víðarr ist verschieden gedeutet worden, zuletzt von Roediger, ZfdPh. 27,5 als Zusammensetzung mit *viðr* 'Wald' wegen Grímnismǫl 17:

Hríse vex
ok hǫ grase
Víþars land Viþe.

Darüber, dass das Metrum *Víþars* nicht *Viþars* erfordert, setzt er sich aber, denke ich, durch Annahme einer Willkürlichkeit auf Seite des Dichters allzu leicht hinweg. Ich würde ihm vorschlagen, eine germ. Entsprechung zu kelt. **vēdos,* älter **veidos,* in Erwägung zu ziehen. Man beachte besonders die Bedeutungen des cymr. *gwydd* 'ferus, silvester, overgrown'. Schliesslich liesse

sich der Name aber doch auch als Zusammensetzung mit *víðr* 'weit' verstehen, etwa als 'derjenige, der weithin Heerfahrten unternimmt', wobei man sich des Beinamens des Óðinn *Víðfǫrull* erinnern wird. Sollten wir es nicht bei *Víðarr* überhaupt mit einem Windgotte zu thun haben? Bei dem vorerwähnten Rätsel vom Nebel lautet nach Fas. 1, 475 die Antwort:

> gengr op mörkvinn
> ór Gýmis fletjum,
> ok heldr af hlýrni sýn,
> sá drepr skini
> Dvalins leiku,
> flýr einn Fornjóts bur.

Auch hier ist es also der Wind, denn dieser ist unter *Fornióts burr* zu verstehen, der den Nebel besiegt. Als Wanderer könnte Víðarr ausser seinem Namen sogar sein mächtiger Schuh kennzeichnen. Endlich liesse sich noch die deutsche Sage von Baltram und Sintram hier verwerten: denn *Sintram*, der Name jenes Bruders, der das Untier, das den anderen verschluckt hat, tötet, ist mit ahd. *sind* 'Reise, Heereszug' zusammengesetzt und könnte ebenfalls auf einen wanderfährtigen Windgott hinweisen. Doch all das kann nicht genügen.[1])

Und ist es überhaupt nötig und gestattet, sich hier um eine physikalische Auslegung zu bemühen? Die Gestalt Víðars kann sehr gut bloss zu dem Zwecke erfunden sein, um den Fall Allvaters der sittlichen Forderung der Zeit entsprechend zu rächen, eine Ansicht, die auch Golther, Germ. Myth. S. 396 zu teilen scheint, ohne freilich an anderen Stellen seines Buches (so S. 395) die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen. Dass Víðarr schweigsam ist, passt allerdings, wie man Kauffmann, Beitr. 18, 171 f. gerne zugeben wird, zum Wesen jugendlicher Helden, bevor ihre Heldenkraft in Thaten zum Durchbruch kommt. Es handelt sich also hier um eine rein poetische Ausgestaltung des

---

[1]) Auf Kauffmanns Phantasien vom grossen Waldgott der Germanen, bei denen auch Víðarr mitspielt, gehe ich natürlich nicht ein. Roediger fasst seine natursymbolische Deutung ZfdPh. 27, 5 in die Worte: 'Wer einen Begriff von der Heide hat, von ihrem Gestrüppe, der dicken, schwellenden Gras- und Moosschicht an ihrem Boden, von ihrer Stille, die den Sinn gefangen hält, der wird verstehen, weshalb sie sich dem Germanen in einem Gott verkörperte, der einen dicken oder eisernen, d. h. unzerstörbaren Schuh besitzt und sich in Schweigen hüllt'. Allein obwohl Golther, Germ. Myth. S. 395 dem zustimmt, erscheint mir diese Art der Mythendeutung wenig vertrauenerweckend.

Stoffes. Und auch der Schuh Víðars wird wie dieser selbst ad hoc erfunden sein. Fenrir hatte Týs Hand, die ihm dieser in den Rachen gesteckt hatte, abgebissen. Víðarr tritt mit seinem Fuss in den Rachen des Wolfes und ist vor der Gefahr, dass ihm dieser abgebissen werde, eben durch seinen mächtigen Schuh geschützt. Die Aehnlichkeit, beziehungsweise der Gegensatz ist hier unverkennbar. Wichtig für uns ist aber dabei, dass Víðarr als Týs Gegenstück gezeichnet ist. Er wird eben auch diesen, nicht Óðinn, ursprünglich gerächt haben.

Jener brittische *Nōdens, Nōdons, Nūdens*, ir. *Nuada*, cymr. *Nudd*, bret. *Nuz* trägt einen Namen, der, wie Rhys, Hibbert Lectures 1886, S. 128 erkannt hat, das Participium Praes. eines Wurzelverbums ist, das genau dem got. *niutan*, aisl. *nióta*, ags. *néotan*, nhd. *geniessen* entspricht. Denn ir. *ua* und cymr. *u* weisen auf älteres *ō* aus *ou, eu* zurück. Da das Germanische in seiner ältesten Zeit und in dichterischer Sprache im Norden auch später noch durch blosse *o*-Ableitung Nomina agentis bildet, kann germ. **neutaz*, aisl. *niótr* dasselbe bedeuten wie **neutandz*. Man wird also mit kelt. **Neudents, *Neudonts* den Beinamen Óðins *Niótr* und den Namen des Riesen *Forniótr*, ags. *Fornéot* vergleichen dürfen. Bei letzterem brauchen wir uns nicht dadurch beirren zu lassen, das Þórr als *fellir Forniótс* bezeichnet wird. Das beweist nur, dass Forniótr später als Riese galt, ohne dass darum ein alter Mythus von seiner Gegnerschaft zu Þórr bestanden zu haben braucht. Ja wenn seine Söhne Hlér oder Ægir, Logi und Kári sind, also die Elementarkräfte des Wassers, Feuers und der Luft, so ist derjenige, von dem sie ausgehen und in dem sie zusammengefasst zu denken sind, seinem Wesen nach dem griech. Zeus oder Uranos näherstehend als einem gemeinen Riesen. Oder hat man in *Forniótr* ein riesisches Gegenstück zu einem göttlichen Himmelsherscher *Niótr* geschaffen? Dass gerade nach seiner Hand im Ags. die Pflanze *Forneótes folme* benannt ist, fällt auch auf und bringt uns auf den Gedanken, dass dabei möglicherweise auf einen Mythus angespielt wurde, in dem dieser Hand eine ähnliche Rolle zukam, wie derjenigen Týs und Nuadas. Als einen Sohn des cymr. *Nwyvre* d. i. 'Atmosphäre', der sich mit Lludd (Nudd) deckt, haben wir oben einen *Fflam* = '*flamma*' kennen gelernt, geradeso wie uns als ein Sohn des Forniótr *Logi* entgegentritt. Ob wir *For-niótr, Forn-niótr* oder mit Noreen,

Uppsalast. S. 219 *Fórn-niótr* 'Opfergeniesser' als ursprüngliche Namensform anzusetzen haben, ist für unsere Betrachtung belanglos, da das *-niótr* in jedem Fall ganz dasselbe bedeuten kann wie *Niótr*, **Neudonts*.

Von Óðins Beinamen und Attributen werden noch andere auf den Himmelsgott zurückgehen. Vielleicht gehört hieher *Ómi* = got. *auhuma* 'der Höchste' (Noreen, Ark. 6, 305) und *Hárr*, letzteres auch dann, wenn Detter, Beitr. 18, 202 f. Recht hat, diesen Namen zu got. *haihs* 'einäugig' zu stellen, denn die Vorstellung von der Einäugigkeit Óðins nimmt von dem éinen Sonnenauge des Himmelsgottes ihren Ausgang. Auch die Namen *Bileygr* und *Báleygr* mögen sich auf dieses beziehen. Sogar *Alfaðir*, das in Form und Bedeutung auffallend zu ir. *Ollathair*, Rhys a. a. O. S. 644, stimmt — genau so, wie germ. *Alagabiae* zu kelt. *Ollogabiae* — und deshalb keine junge Bildung zu sein scheint, könnte schon ein Beiname des Himmelsgottes gewesen sein. Óðins Mantel (*bláfeldr*) und herabhängender Hut, wonach er *Heklumaðr* und *Síðhǫttr* heisst, lassen sich beide als der Himmel verstehen. Und auf dessen Höhe ist auch der Hochsitz Hliðskialf zu suchen, von dem aus die ganze Welt zu überblicken ist.

Alle bisher erörterten Namen des Himmelsgottes zeigen aber keinen kriegerischen Charakter. Anders steht es vielleicht mit dem Namen *Sahsnôt, Seaxnéat*. Seine Deutung als 'Schwertgenoss' scheint mir freilich nicht einleuchtend, da das Sächsische und das Angelsächsische sonst so starke Synkopierungen nicht kennt, also *Sahsginôt, Seaxȝenéat* erwarten liesse. — Auch *Sahs-*, *Seax-* muss hier nicht 'Schwert' bedeuten, sondern kann auf den Stamm der Sachsen gehen, so dass *Sahsnôt, Seaxnéat* vielleicht nur 'der Nôt, Néat der Sachsen' ist. Zufall ist es wohl nicht, dass der Göttername uns nur bei Alt- und Angelsachsen begegnet, vgl. Kossinna, IF. 7, 299. Aber allerdings könnte man sich das Verhältnis auch so vorstellen, dass der vorliegende aus einer Fülle vorhandener und möglicher Beinamen des Gottes seines Anklanges an den Stammnamen wegen ausgewählt und bevorzugt wurde. Sicher aber haben sich nicht umgekehrt die Sachsen erst nach dem Sachs ihres Sahsnôt benannt, wie Mogk, Pauls Grundr. I, 1056 im Anschluss an Müllenhoff, Schmidts Ztschr. 8, 252 und J. Grimm, DM. S. 185 behauptet. Gab es auch einen Gott *Néata* schlechtweg, nach dem *Néatan léah* (jetzt *Netley*)

benannt ist? Mit *-nôt, -néat* ist jedenfalls das früher behandelte kelt. **Neudents, *Neudonts,* sowie *Niótr, Forniótr, Fornéot* zu vergleichen. Dass *Sahsnôt, Seaxnéat* ein Name des Týr sei, ist übrigens von Möller, Aengl. Volksep. S. 19 in Abrede gestellt worden, der ihn vielmehr auf Freyr beziehen möchte, dessen Schwert im Mythus eine Rolle spielt, während wir von einem solchen des Týr nichts wissen. Allein gegen diese Auffassung und für die herkömmliche entscheidet die Genealogie der Ostsachsen, in der dem Seaxnéat Nachkommen zugeteilt werden, die durch ihre Namen verschiedene Momente einer Schlacht darstellen, nämlich *Ʒesecʒ* und *Andsecʒ* ('Symmachos' und 'Antimachos'), *Sweppa* ('einer der Getümmel anrichtet'), *Siʒefuʒl* ('siegverkündendes Vorzeichen'), *Heðca* und *Bedeca* ('viri caedis et stragis'), s. Müllenhoff, Beowulf S. 7. Dies hat zur Voraussetzung, dass Seaxnéat thatsächlich Kriegsgott ist, was Freyr niemals sein konnte. Vom alten Himmelsgotte stehen diese Personifikationen natürlich schon sehr weit ab. Und doch schliessen sie sich mittelbar an ihn an, soferne sie sich aus der Person des Seaxnéat herausgebildet haben. Aehnlich mag der nordische Hermóðr aus Týr entsprungen sein als eine Personifikation kriegerischen Mutes. Diese Gestalten leiten schon hinüber zu Verkörperungen bestimmter Schrecknisse des Krieges, wie solche deutlich z. B. in einem thüringischen Nachtsegen vorliegen (den neuerlich v. Grienberger, ZfdA. 41, 335 ff. besprochen hat), wenn es dort v. 41 f. heisst: *Herbrot unde Herebrant vart ûz in ein andir lant!*

Uebrigens ist auch Wôdan nicht etwa allein durch Uebernahme der Befugnisse seines Vorgängers, sondern zugleich aus sich selbst heraus zum Kriegsgott geworden. Da der Gott des Sturmes auch der Gott aller heftigen Seelenbewegungen war, ging auch kriegerischer Mut und Kampfwut von ihm aus. Er steht ferner zum Geistesleben überhaupt in Beziehung und deshalb musste man, wie andere Wissenschaft und Kunst, auch Kriegskunst und Kriegslist auf ihn zurückführen. Eine Gestalt wie Hermóðr lässt sich darum auch aus Oðinn, beziehungsweise einem seiner Beinamen, ableiten, und andere Beinamen von ihm, die kriegerischen Charakters sind, müssen auf ihn nicht erst übertragen sein.

Ein *Heðca* neben einem *Beadeca* tritt uns auch im v. 112 des Widsíð entgegen, und da beide, wie uns die Genealogie der Ostsachsen gelehrt hat, aus Seaxnéat geflossen sind, ist man

versucht, auch den a. a. O. v. 116 erwähnten *Heaðoríc* auf denselben mythischen Ursprung zurückzuführen; ja *Heðca* könnte geradezu eine Koseform zu *Heaðoríc* darstellen. Dieser Vollname sieht umsomehr wie ein Beiname des germanischen Kriegsgottes aus, da er genaueste Entsprechung zu keltischem *Catu-rīx* 'Schlachtkönig' ist, das uns als Name des keltischen Mars bezeugt wird durch eine Inschrift aus Chougny bei Genf, Rev. Celt. 4, 10, Mommsen, Insc. Helvet. 70, eine aus Stuttgart, Brambach, CIRh. 1588 und eine dritte aus der Nachbarschaft von Yverdon in der Schweiz, s. De Ronstetten, Recueil d'Antiquités Suisses (Berne 1855) SS. 35. 37. Doch hat Binz, Beitr. 20, 207 gezeigt, dass jener *Heaðoríc* dem *Heiðrekr* der Hervarars. entspricht, dessen Ursprung. aus dem Kriegsgotte mindestens nicht deutlich ist; auch ist danach *Heaðoríc* möglicherweise erst aus **Hádríc* oder **Hǽðríc* umgestaltet

Mit dem ersten Kompositionsgliede von *Catu-rīx,* mit kelt. **katu-,* germ. **haþu-,* **hadu-* 'Schlacht, Kampf', fällt jedoch der Göttername aisl. *Hǫðr* aus **Haþuz* zusammen, der deshalb, wie man meinen sollte, einen Kriegsgott anzeigt. Und doch wird die Behauptung, dass er und Týr ursprünglich dieselbe Person sind, einstweilen noch mit Kopfschütteln aufgenommen werden. Diese Frage verdient aber nähere Untersuchung, die freilich kein Ergebnis verspricht, bevor auch auf Baldrs Persönlichkeit Licht gefallen ist.

Ohne diesen Erörterungen vorgreifen zu müssen, können wir gleichwohl auch jetzt schon einige Hauptrollen für die Zeit vor dem letzten Thronwechsel im germanischen Götterstaate verteilen. Wenn wir aber dabei all das von Wôdan abziehen, was auf ihn erst von seinem Vorgänger übertragen ist, und es diesem zurückerstatten, so fehlen doch noch wesentliche Züge, um uns Tîwaz als einen germanischen Zeus erscheinen zu lassen. Liegt doch bei den Germanen die Blitzwaffe und die Herrschaft über das Gewitter in der Hand eines besonderen Donnergottes.

Gleiches gilt von den Kelten, deren religiöse Entwicklung überhaupt der germanischen durchaus parallel läuft. Ich habe hierauf ZfdA. 35, 372 ff. aufmerksam gemacht im Zusammenhang mit dem Nachweis eines Beinamens **Tanaros* des keltischen Jupiter,[1]) der Laut für Laut dem germ. **Þunaraz* entspricht und wie dieses auf eine Grundform **Tn̥aros* zurückgeht.

[1]) Belegt durch eine zu Chester in England gefundene Inschrift aus dem Jahre 154 n. Chr. mit der Widmung *J(ovi) O(ptimo) M(aximo) Tanaro.*

Daneben giebt es einen oder auch mehrere geläufigere Namen der keltischen Donnergottheit. Solche sind *Taranis* bei Lucan, Pharsalia 1, 446, **Taranus*, ein *u*-Stamm, erhalten in dem Dat. *Ταρανοου* auf einer in Orgon an der Rhonemündung gefundenen kelt. Inschrift (s. Rhys, Hibbert Lectures 1886, S. 69 f.), *Taranucus* auf einem Denkmal aus Dalmatien, CIL. 3, 2804,[1]) endlich *Taranucnus*, gall. **Taranuknos*, auf zwei rheinischen Inschriften, Brambach, CIRh. 1589. 1812.[2]) Die letzterwähnte Form ist insoferne etymologisch klar, als darin offenbar dasselbe Element *-knos* enthalten ist, wie in den Personennamen *Druticnos*, *Toutissicnos*, *Oppianicnos* u. a. m., vgl. Rhys a. a. O. S. 57. Da es sich dabei durchaus um Patronymika handelt, wird an die kelt. Wortsippe von ir. *cinim* 'ich entspringe', ir. *cenél*, acymr. *cenetl*, corn. *kinethel* 'Geschlecht' anzuknüpfen sein, und zwar haben wir es hier mit uneigentlichen Zusammensetzungen zu thun, in denen der scheinbare Kompositionsvokal *i* und *u* thatsächlich die Endung des Gen. Sing. der *o*- beziehungsweise der *u*-Stämme ist. Jenes *Taranucus* aber ist neben dem mehrfach belegten *Taranucnus* der Entstellung sehr verdächtig. Was *Taranis* bei Lucan betrifft — der betreffende Vers lautet: *Et Taranis Scythicae non mitior ara Dianae* —, so weist der Zusammenhang dabei eher auf eine weibliche Gottheit, wie Rhys a. a. O. S. 70 f. mit Recht betont, wobei er auch einen ganz parallelen ir. Namen **Toranis* aus dem inschriftlichen *Awi Toranjas*, jüngerem *Úi Torna*, ferner *Clann Torna* (wo überall der Gen. des Namens vorliegt) nachweist, der identisch ist mit neuir. *toirn* 'a great noise or thunder', einem Femininum. Auch cymr. *taran*, das zu ir. *torann* offenbar in einem Ablautverhältnisse steht, ist Femininum; das damit formell übereinkommende bret. *taran* dagegen Masculinum, ein Schwanken, das sich ja bei Zugrundeliegen eines *u*-

---

[1]) Die Inschrift lautet: *Jovi Taranuco Arria Successa v(otum) s(olvit)*.

[2]) Gallobritt. **tarani-*, **taranu-* geht vermutlich auf vorkelt. **tṛani-*, **tṛanu-* zurück, eine Grundform, der germ. **þurani-*, **þuranu-* entspringen würde. Gab es im Keltischen neben diesem geläufigeren Namen des Gottes jenes **Tanaros*, so konnte umgekehrt im Germanischen neben gewöhnlichem **Þunaraz* ein **Þuraniz* oder **Þuranuz* einhergehen, und es kommt in Frage, ob nicht Luthers *Dornstag*, md. *dornstχ*, *dorstχ*, fries. *tornsdei*, ferner *dornschlag* (Lexer, Mhd. Wb. 1, 448) u. a. m. auf eine solche Form zurückweist. Weit wahrscheinlicher ist es freilich, dass hier die Schwierigkeit der Aussprache zu einer Umstellung des *r* und *n* geführt hat, ähnlich jener des *l* und *r* in *Erle*.

Stammes leicht erklärt, da diese Deklinationsklasse Masculina und Feminina äusserlich nicht unterscheidet.

Wir sehen nun auch, wie der Name **Taranuknos* entstanden ist. Bei jenen Keltenstämmen, welche den 'Donner' mit einem Appellativum weiblichen Geschlechtes bezeichneten, konnte dieses selbst zunächst nur als Name einer Göttin Verwendung finden und zur Vorstellung von einer solchen Anlass geben. Die Mächtigkeit der Naturerscheinung erheischte indessen eine männliche Gottheit, die man jener Göttin als Sohn zugesellen konnte. Im selben Verhältnis wie **Taranuknos* 'Donnersohn' zur Göttin **Taranus* steht der lit. *Perkúnas* zu *Perkúna tète* d. i. 'mater fulminis atque tonitrui', nur dass die Namengebung hier vom Namen des Sohnes, dort von dem der Mutter ausgeht. Vielleicht setzt übrigens **Taranuknos* allein gar nicht voraus, dass **Taranus* selbst als weibliche Gestalt wirklich personifiziert war. Darauf wenigstens könnte das Seitenstück des Finnischen führen, in welchem es nach Comparetti, Kalewala S. 159 'ein weiterer Schritt zu grösserer Verdichtung der Personifikation als solcher ist, sie Sohn oder Tochter des Gegenstandes zu nennen, den sie personifiziert. Weil die finnische Sprache grammatisch keine Geschlechter kennt, so bezeichnen diese Ausdrücke das Geschlecht und wandeln die einfache Benennung auf diese Weise zum Eigen- oder Personennamen um: so *paivän poika,* Sohn der Sonne, *ilman titär,* Tochter der Luft'. Dass die Verhältnisse im Finnischen mitunter mit Erfolg zur Aufklärung idg. Bildungen verwertet werden können, zeigt auch das in dieser Sprache in seiner Art gar nicht vereinzelte *maan emä,* wörtlich 'die Mutter der Erde', in der Bedeutung 'terra mater' gegenüber dem bisher rätselhaften ags. *Erce eorðan módor.*

Hier liess sich also der Vorgang der Personifikation noch beobachten. Aber auch dem keltogerm. Götternamen **Tanaros*-**Þunaraz* liegt vermutlich ein gleichlautendes Appellativum — erhalten in unserem *Donner* — voraus. Alles weist darauf hin, dass der bei beiden Nachbarstämmen auftretende selbständige Donnergott einer jüngeren Personifikation seinen Ursprung dankt. An den Himmelsgott wird man ihn dadurch angelehnt haben, dass man ihn als seinen Sohn gelten liess, ein Verhältnis, das sich in dem des *Þórr* zu *Óðinn* fortsetzt. Es ist ein altertümlicher Zug, wenn in der Hymiskviða Týr und Þórr als Gefährten auftreten.

Durch die Ausbildung eines besonderen Donnergottes, beziehungsweise dessen Loslösung vom alten Himmelsgotte, wurde dieser selbst natürlich in Macht und Ansehen eingeschränkt, was dem Emporsteigen eines anderen Gottes nur günstig sein konnte. Ich setze deshalb voraus, dass dort, wo zuerst der Windgott über den Himmelsgott gehoben wurde — vielleicht geschah es auf keltischem Boden —, jene Spaltung bereits vollzogen war.

War aber dieser selbständige Donnergott allen Germanen bekannt und bei allen gleich bodenständig? Wenn, wie oben gezeigt wurde, lit. *Perkúnas* und slav. *Perunŭ* aus dem Germanischen entlehnt ist, hat dies zur Voraussetzung, dass auch unter den zu Grund liegenden germanischen Namen der donnernde Gott verstanden wurde. Bei einem germ. Gotte Namens **Perkŭnos, *Ferχŭnaz* (Sprachformen, für die wir höheres Alter voraussetzen könnten) wäre dies ja nicht so auffallend; mehr bei einem gotischen Namens **Fairhuns.* Es entsteht die Frage, ob hier ein alter Beiname des donnernden Himmelsgottes auf den neugeschaffenen selbständigen Donnergott übertragen worden war, was möglich ist, oder ob die Goten letzteren etwa gar nicht kannten und die Befugnisse des Týr und Þórr noch in éiner Hand vereinigt liessen. Da es innerhalb des Germanischen auf allen Stufen seiner Entwicklung dialektische Unterschiede gegeben hat, ist es nichts weniger als sichergestellt, dass das Wort **þunaraz* jemals gemeingermanisch und im besonderen auch gotisch und nordisch gewesen ist. Für den Norden kommt neben der Möglichkeit, dass ihm ein **þunaraz* 'Donner' verloren gegangen ist, die andere in Betracht, dass er Namen und Begriff seines *Þórr* in vorgeschichtlicher Zeit vom Süden, von Deutschland aus, empfangen hat. Und von den Goten, die *βροντή* mit *þeihvó* übersetzen, wissen wir nicht einmal, ob sie überhaupt einen Gott **Þunar* gekannt haben. Bis wohin der keltogermanische **Taranuknos, *Tanaros, *Þunaraz* seinen Bereich ausgedehnt hatte, ist kaum festzustellen. Wenn aber bei den Semnonen noch viel mehr von der alten Machtfülle des Himmelsgottes erhalten war als bei anderen Westgermanen, können weiter im Osten die Verhältnisse noch ursprünglichere gewesen sein. Die Möglichkeit, dass got. **Fairhuns* Name des bei den Goten noch immer auch als Gewittergott fortlebenden Himmelsgottes gewesen ist, lässt sich daher kaum bestreiten. War bei ihnen die gleiche Gottheit Mars und Jupiter in éiner Person, so war es ihnen natürlich

unmöglich, sowohl das lat. *dies Martis* als auch *dies Jovis* in ihre Sprache zu übersetzen, und vielleicht erklärt es sich so, warum sie sich für letzteres einer Entlehnung bedienten, ich meine jenes Wochentagnamens, der dem bair. *Pfinztag,* mhd. *pfinztac* zugrunde liegt, das ja anerkanntermassen durch die Goten vermittelt ist, s. Kluge, Et. Wb.[5] S. 283.

Aber sogar in der von Tacitus, Germ. 9 genannten Dreiheit germanischer Götter 'Mercurius', 'Mars', 'Hercules' müssten wir Mars als den noch des Donners waltenden oder vom Donner als einem ihm untergeordneten Wesen begleiteten Tīwaz anerkennen, wenn Möller, Aengl. Volksep. S. 19 f. mit Recht 'Hercules' als interpretatio Romana für Freyr Béaw und nicht für den Donnergott betrachtet. Und ich wüsste nicht, wie sich seine Ansicht widerlegen liesse, wenn es auch anderseits schwer halten wird, einen vollen Beweis für sie zu erbringen. Wahrscheinlicher dünkt es mich immerhin, dass die Römer mit ihrem Hercules Freyr und Freyhypostasen zusammenbrachten, die mit ihm im innersten verwandt, ja, wie ich überzeugt bin, aus gleicher Wurzel entsprungen waren, als eine Gottheit, von der es ihnen doch nicht entgangen sein kann, dass sie im Gewitter in Erscheinung trat. Die Erwähnung des Hercules bei Tacitus, Germ. 34 und Ann. 2, 12 steht dieser Auffassung nicht im Wege, und gar die Stelle Germ. 3: *fuisse apud eos et Herculem memorant primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt* wird man viel lieber als auf den Donnergott auf eine Freyhypostase und die Urform des Béowulf oder Sigfrid beziehen.

Þórs Waffe ist bekanntlich der Hammer im Gegensatze zu dem Blitzbündel, mit dem Zeus ausgestattet erscheint. Auch im Süden finden sich freilich Spuren von einem axtbewehrten Gewittergott — wie der karische *Ζεὺς Λαβρανδεὺς* und *Χρυσάωρ*, Preller, Griech. Myth.[4] 1, 141, Anm. 2 —, die von manchen für ursprünglicher gehalten werden; und auch nach der volkstümlichen Auffassung der Neugriechen würde Zeus die Axt schleudern, da sie *astro-pelěki* vom Blitze sagen. Man vergleiche damit die Ausdrücke *doneraxt, donreaxe, Donneraxt,* Lexer, Mhd. Wb. 1, 448. 3, 124; J. Grimm, DWb. 2, 1241, und die Ausrüstung des ags. Þunor *mid ðǽre fýrenan æcxe,* Kemble, Salomon and Saturnus 177. Aber Axt und Hammer sind doch nicht ganz dasselbe. Der optische Eindruck der Naturerscheinung führt ja eigentlich auf

keines von beiden. Doch lag es nahe, bei dem Bäume fällenden und spaltenden Blitz an eine Axt zu denken, vgl. Sueton, Rell. p. 223. Reiffersch.: *splendor fulguris ad instar securis arborem procul caedentis.* Auch wurde ja die Axt als Waffe vielfach geworfen. Was Þórs Hammer betrifft, so ist die Ansicht verbreitet, dass sich der Gott durch seine Ausrüstung mit ihm als einer altertümlicheren Waffe gegenüber Óðinn und Freyr mit ihrem Speer und Schwert als ein älterer Gott erweise, vgl. E. H. Meyer, Germ. Myth. SS. 91 f. 221. Ja man erinnerte sich dabei sogar des Umstandes, dass *Hammer* ursprünglich 'Stein' bedeutete und nach der Aussage von Etymologen eine Wortbildung des Steinalters sein soll. Näher besehen wäre es aber doch auffallend, dass man in einer Zeit, in der auch Axt und Messer, Speer- und Pfeilspitze durchaus Steingeräte waren, den Hammer den Stein schlechtweg genannt haben sollte; eine Erwägung, die nebenbei bemerkt, ebenso dagegen spricht, bei Erklärung des germ. Wortes *sahs* 'Schwert, Messer' von der Zusammenstellung mit lat. *saxum* und einer Grundbedeutung 'Stein' auszugehen, anstatt allein unmittelbar an die Wz. *sek* 'schneiden' anzuknüpfen, wie das jetzt Detter, ZfdA. 42, 57 mit Recht thut. Die urgeschichtlichen Funde lehren uns übrigens, dass gerade der Steinhammer sich noch in die Anfänge der Bronzezeit hinein forterhielt, was ja auch begreiflich ist, da zur Herstellung dieses Werkzeuges aus Metall verhältnismässig viel dieses anfangs kostbaren Stoffes nötig gewesen wäre, und da, wo es auf die Wucht und nicht auf eine scharfe und zähe Spitze oder Schneide ankam, auch der Stein seinen Zweck erfüllte. Gerade in der ersten Bronzezeit wird sich also das Wort **kamaros* oder wie es sonst damals lautete, d. i. 'Stein', mit dem Begriff 'Hammer' verbunden haben. Die Vorstellung von einem hammerwerfenden Donnergotte ist aber vermutlich noch um vieles jünger, denn sie stammt aus einer Periode, in der man längst den Gebrauch von Steinhämmern aufgegeben hatte und die zufällig in der Erde gefundenen alten Steingeräte, deren Zweck und Ursprung man sich nicht erklären konnte, für Blitzsteine hielt, eine Meinung, die in den verschiedensten Ländern anzutreffen ist und bis vor nicht allzu langer Zeit sogar noch von Gelehrten geteilt wurde, s. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde S. 175 f. Man sieht, dass Þórs Hammer in der That als Steinwaffe gemeint war, dass aber trotzdem die Vorstellung von ihm wahrscheinlich erst in der vorgeschrittenen Metallzeit aufgekommen ist. Dass gerade

die hammerartigen Steingeräte für die Bewaffnung des Donnergottes besonders massgebend werden konnten, ist begreiflich, da diese mit Schaftloch versehenen Stücke allgemein viel mehr auffallen als die allerdings weit zahlreicheren keilförmigen Steinäxte, über deren ursprüngliche Schäftung und Bedeutung man nicht leicht ins Reine kommen konnte. Dass gleichwohl auch diesen gelegentlich — wenn auch nicht gerade in der uns vorliegenden altnordischen Mythologie — eine ähnliche Rolle zugedacht war, beweist unser *Donnerkeil.* Auf die schaftlos gefundenen Steinwaffen weist wohl in letzter Linie auch die Angabe über den Miǫlnir SnE. 1, 344 zurück, dass sein Handgriff zu kurz geraten sei. Die nordische Sitte, sogenannte Þórshämmer aus Metall als Amulette zu tragen, ist ganz jung, denn diese treten erst in Funden aus nachrömischer Zeit auf. Sophus Müller sieht in seiner Nord. Altertumskunde S. 171 allerdings bereits in kleinen und deshalb zum Gebrauch untauglichen Steinbeilen, die wie Steinäxte geformt sind, Symbole des Donnergottes; ebenso in beilförmigem Bernsteinschmuck. Doch ist seine Deutung nicht vollkommen gesichert, und ausserdem handelt es sich hier ausgesprochenermassen eher um axtförmige Stücke als um eigentliche Hämmer.

Unter diesen Umständen ist immerhin die Frage am Platze, ob wir den Hammer als Blitzwaffe auch dem deutschen Gewittergotte zuschreiben und sie demnach als gemeingermanisch betrachten dürfen. Es wäre aber sehr zu widerraten, etwa aus dem Mangel deutscher Nachrichten, also ex silentio, einen negativen Schluss zu ziehen. Es können auch leicht verschiedene Vorstellungen nebeneinander bestanden haben. Kaum aber dürfen wir uns den germanischen Himmelsgott in der Zeit vor dem Aufkommen eines besonderen Donnergottes bereits als hammerbewaffnet denken.

Ausser als seine Waffe wird der Blitz als des Donnergottes Begleiter aufgefasst, eine besondere Persönlichkeit, die näher zu betrachten, in mehr als einer Hinsicht von Interesse ist.

Hierher gehört vor anderen Þialfi, der wiederholt als Þórs Gefährte erscheint und bei Útgarðaloki als *fóthvatastr allra manna* 'der schnellste aller Männer' — wie er denn auch *Rǫskva* 'der Raschen' Bruder ist — nur von Hugi 'dem Gedanken' im Wettlauf besiegt wird. Leicht ist hier die Personifikation des Blitzes zu erkennen. Er ist aber weit mehr als dies. Denn wenn er

nach dem Gutalag als Þielvar zuerst Feuer auf die Insel Gotland bringt und bewirkt, dass das bisdahin untertags immer versinkende Eiland sich festigt, so erscheint er uns hier ganz nach Art des Prometheus als *πυρφόρος θεός*, und auf die Insel Gotland, das Land der *Gotar*, könnte eingeschränkt sein, was ursprünglich von der bewohnten Erde, dem Lande der *gotnar*, überhaupt galt. Den Namen *Þialfi* hat schon Uhland, Der Mythus v. Thor S. 27 richtig mit nisl. *þiálf* N. 'labor', *þiálfa* 'labore domare' zusammengestellt. Er gehört weiter zu isl. *þiálgr, þiáll* (bes. in *úþiálgr, úþiáll*) 'handy, manageable', mit dem er sich in vorgerm. **telqo-* vereinigt, woraus germ. **þelha-*, **þelga-* und **þelba-* oder **þelfa-* entspringen konnte; auch im Lituslavischen begegnet uns eine in den Lauten ganz entsprechende Wz. **telk* 'Arbeit' (Miklosich, Et. Wb. S. 349). Þialfi ist also 'der Arbeiter', eine Bezeichnung, die aus den wenigen nordischen Mythen, in denen er auftritt, keine Erklärung findet, aber verständlich wird, wenn sich hinter ihm eine Gestalt nach Art des griech. Hephaistos oder Daidalos, des deutschen Wieland verbirgt. Auch Hephaistos selbst ist und heisst *Δαίδαλος* 'Künstler', auch er aber ist, wie er vom erzürnten Zeus oder dessen Gattin aus dem Himmel herabgeschleudert wird, noch als der Blitz zu erkennen. Der Blitzdämon ist hier und dort zugleich Feuerdämon oder -gott im allgemeinen und als solcher der beste Künstler, ja der Urheber der Kultur. Bedeutsam ist wohl auch, dass Þielvar bewirkt, dass die Insel Gotland nicht mehr wie früher ins Wasser täglich zurücksinkt, eine Vorstellung, die vermutlich aus der Beobachtung vulkanischer Inselbildungen, wie sie im Mittelmeer, vor allem in Griechenland möglich war, entsprungen und nach dem Norden übertragen ist. Sind doch gerade die Gegenden mit vulkanischem Boden, wie Lemnos, besondere Heimstätten des Hephaistosdienstes.

Hier denke ich übrigens nicht an junge, etwa gar litterarische Uebertragung, für die jeder Anhalt fehlt. Was soll uns auch nötigen, alle Beziehungen der germ. Mythologie mit mythischen Vorstellungen des Südens nur aus solcher zu erklären? Wenn die Ornamentik der älteren nordischen Bronzezeit bereits mykenische und vormykenische Einflüsse zeigt, die zweifellos von Volk zu Volk zumeist gewiss auf dem Wege des Bernstein- und Erzhandels nach dem Norden gelangt sind, so konnte schon damals auch ein Austausch mythischer Motive zwischen Germanien und Hellas erfolgen, wenn auch durch andere Stämme, durch Illyrier, Thraker,

Kelten vermittelt; und semitische Einflüsse, denen die Hellenen unmittelbar ausgesetzt waren, können zugleich auf anderen Wegen und durch Zwischenglieder mittelbar auf den Norden gewirkt haben. Gerade die Schmiedesagen haben sich leicht mit der Technik der Erzbearbeitung selbst weiter verbreitet.

Dies gilt zumal auch von der Wielandsage, deren Uebereinstimmung mit griechischen Sagen längst aufgefallen ist und gewiss nicht ganz auf Zufall beruht. Wieland befreit sich wie Daidalos aus der Hand eines Gewaltherrschers, der ihn festhalten will, durch künstliche Flügel, die er sich anfertigt, während der Flugversuch seines Bruders Egill, wenn auch in anderer Art als der des Ikaros, missglückt. Wieland fertigt das Bild des Reginn so ähnlich, dass es für diesen selbst gehalten wird; Daidalos ist der erste Erfinder menschlich gestalteter Bilder. Andrerseits aber sind Wieland die Fusssehnen durchschnitten, er ist also lahm wie Hephaistos. Auch der hinkende Teufel, ags. *hellehinca,* hat diese Eigenschaft von einem heidnischen Vorbilde übernommen, bei dem aber mehr als bei Wieland, wie wir ihn kennen, das Dämonische hervorgetreten sein muss, da er sonst nicht an den biblischen Satan hätte Züge abgeben können. Ausserdem entspricht dem Vergewaltigungsversuch des Hephaistos an Athene, als sie bei ihm Waffen bestellt, auf germanischer Seite die Schändung der Bǫðvildr durch Vǫlundr, als sie einen Ring zum Ausbessern bringt, weshalb schon Niedner, ZfdA. 33, 46 diese für eine nordische *Ἀθηνᾶ πρόμαχος* nehmen durfte. Mit ihm hier an Ueberlieferungen aus der 'arischen Zeit' der Germanen und Griechen zu denken, geht freilich nicht an. Aber die Entlehnung setzt leicht eine Urgestalt des griechischen Mythus voraus, in der Daidalos und Hephaistos noch eine und dieselbe Person waren und auf die wohl auch noch *Δαίδαλος* als Beiname des letzteren und ein anderer Beiname von ihm, *Παλαμάων,* zurückweist, der sich deckt mit dem Namen von Daidalos' Vater. An den schlangenfüssigen oder ganz als *δράκων* oder *ὄφις* vorgestellten Erichthonios, der von Hephaistos bei jenem Zusammentreffen mit Athene angeblich aus der Erdgöttin, die seinen Samen empfing, gezeugt wurde, aber zu Athene selbst in ihre Jungfräulichkeit verdächtigender Beziehung eines Pflegesohnes steht, erinnert Witege (Wudga, Widia, Viðga), Wielands offenbar aus Batuhilt erzeugter Sohn, dessen Wappenzeichen nach der Þiðrekssaga wie nach deutschen Quellen die Schlange und für ihn so kennzeichnend war, dass er auch

als *Witege mit der slange* bekannt ist. Wenn sich im Isländischen, aber nicht vor dem 14. Jahrh., *Vǫlundarhús* in dem Sinne von Labyrinth findet, so beweist dies natürlich nicht mehr, als dass die Aehnlichkeit zwischen Daidalos und *Vǫlundr* schon frühzeitig aufgefallen ist und Anlass gegeben hat, neuerdings Züge von jenem auf diesen zu übertragen; und selbst diejenigen, welche die ganze Wielandsage aus junger Entlehnung erklären, werden nicht behaupten, dass der Dichter der Vǫlundarkviða oder der Klage Déors etwas vom Labyrinth als dem Hause ihres Helden gewusst hat, vgl. Golther, Germ. 33, 470. Auch im übrigen aber sind vielleicht mit Rücksicht auf die Unterschiede der Erzählung in der Þiðrekssaga und den älteren Quellen verschiedene Entlehnungsschichten zu unterscheiden, von denen nur für die älteste praehistorisches Alter wahrscheinlich ist.[1])

Ferner kommt auch Loki hier in Betracht. Auf seine Beziehung zu Feuer und Hitze, soweit sie bekannt sind, braucht ja nicht mehr eingegangen zu werden. Auch sein Name *Loptr* erklärt sich aus ihr, da er mit bair. mundartlich (Rauris) *loftern* 'lodern, emporschlagen von Flammen' zu verbinden ist. Seine Eltern *Fárbauti* und *Nǫ́l* oder *Laufey* deutet Bugge, Studien 1, 80 als 'der gefährlich schlägt, d. i. der Sturmwind' und 'Nadel am Nadelbaum' oder 'Laubinsel'. Allein wenn der Sturmwind flammende Lohe aus dem Gehölz schlagen soll, muss das Feuer schon gezeugt sein. Und gezeugt wird es durch den Blitz. Derjenige, der vor anderen gefährlich schlägt, ist der Gewittergott selbst. Mit Þórr gesellt sich denn auch Loki ganz wie sonst Þialfi in der isl. Redensart *Leingi geingr Loki og Þór, léttir ei hríðum,* von nicht nachlassendem Unwetter gebraucht, s. Bugge, Studien 1, 81; ebenso tritt er in den Mythen mehrmals als dessen Begleiter auf, allein oder mit Þialfi. Wenn das Lahmen des einen von Þórs Böcken nach Hymiskviða 37 durch Loki, nach SnE. 1, 142 durch Þialfi verursacht ist, zeigt auch dies, wie beide einander nahestehen. Anderseits erinnert Loki, da er sich an Þórs Gürtel festhält, als dieser den Fluss Vimur durchwatet, an den Velint der Þiðrekssaga, der von seinem Vater, dem Riesen Vaði, auf den Schultern durch den Grœnasund getragen wird. Der Wate des Kudrunliedes wird von Detter-Heinzel, Beitr. 18, 569 f. (vgl.

[1]) Vgl. jetzt über die Wielandsage Jiriczeck, Deutsche Heldensagen 1, 1 ff., ein Buch, auf das ich auch für alle folgenden Erwähnungen von Personen und Motiven der Heldensage verweise. [Corr.-Note].

543 ff.) allerdings mit Óðinn zusammengebracht, indem sie zeigen, dass Beziehungen zwischen ihm und einem gewissen Biörn bei Saxo einerseits und zwischen diesem und Óðinn anderseits bestehen. Aber wenn *Biǫrn* in der SnE. 1, 553 als ein Name des Þórr angeführt ist, so zeigt dies, dass derselbe Name Verschiedenes bezeichnen kann, und wie leicht ein Ueberspringen von Þórr auf Óðinn oder Verschmelzung von Zügen beider in éiner Person möglich war. Gerade für Þórr ist das Waten so kennzeichnend, dass er leicht einen Beinamen 'der Water' gehabt haben kann.

Wielands Name scheint auf den 'Künstler' zu weisen, wie es bei dem des Daidalos sicher der Fall ist, denn an der Zusammenstellung mit aisl. *vél* 'Kunstgriff', *véla* 'betrügen', ags. *wíle*, lit. *vylius* 'List', *vìlti* 'betrügen' bei Noreen, Abriss S. 31 ist kaum zu rütteln. Höchstens liesse sich auf Grund dieser Zugehörigkeit an die Bedeutung 'Betrüger' denken oder an eine, die den Begriff der List und Kunstfertigkeit in sich vereinigt. Was Koegel, Gesch. d. d. Lit. I, 1, 100 f. zu dem Namen, den er übrigens von aisl. *vél* nicht trennt, bemerkt, ist nicht überzeugend, denn wo hätte seine Ableitung von *wêlo-* (mit $\bar{e}_2$) aus *wéh(w)lo-* ein Seitenstück? Auch die Zurückführung von *Wêland* auf *Wêlwand*, gebildet wie *Kêrwant*, muss ich bestreiten. Der Wegfall des *w* ist durch die jungen Formen *Ôrentil* und *Gêrentil*, denen noch lgbd. *Auriuandulus*, ahd. *Kêrwantil* gegenübersteht, nicht zu stützen, da *Velandu* (*et Thudelindi*) schon durch eine frühchristliche Inschrift (bei F. X. Kraus, Die christl. Inschriften der Rheinlande S. 30) geboten wird. Eher wäre noch Zusammensetzung mit **handuz* 'Hand' zu erwägen, vgl. Daidalos' Vater *Παλαμάων* oder *Εὐπάλαμος* und *Παλαμάων* als Beiname des Hephaistos. Mit **handuz* zusammengesetzte Personennamen kennt das Germanische auch sonst, z. B. *Starchand, Starachant*, Förstemann, DN. 1, 602. 1121 f., und *Waschand*, das ebenda S. 1227 als Schreibfehler für *Wahsand* erklärt, aber besser zu aisl. *vaskr* 'rask og uforfærdet, flink', einer *-ska-* oder *-ka-*Ableitung aus der Wurzel von *vaða* 'waten, vorwärtsdringen', zu stellen sein wird. Doch würden wir dann bei *Wēland* Belege für erhaltenen *h*-Anlaut des zweiten Kompositionsgliedes ungern vermissen. Wahrscheinlich haben wir es bei dem Namen gar nicht mit einer Zusammensetzung, sondern — woran schon J. Grimm gedacht hat — mit einer Ableitung partizipialer Natur zu thun. Anstandslos liesse sich dagegen das aisl. *Vǫlundr* aus **Wala-handuz* = *Εὐπά-*

λαμος deuten mit demselben ersten Kompositionsgliede, das als zweites in den altgermanischen Völkerschaftsnamen *Nahar-vali* und *Victo-vali* belegt ist. Auch die Herleitung aus **Wala-wanduz* ist, was die Laute betrifft, einwandfrei. Doch scheint es mir wegen des Vorkommens eines deutschen Namens *Waland* (Förstemann, DN. 1, 1231), ja sogar von Zusammensetzungen wie *Walantrudis, Walantildis, Walanteuş* (sämtlich aus dem Pol. Irm.; bei Förstemann, DN. 1, 1235 sind sie unrichtig gedeutet) wahrscheinlicher, dass auch *Vǫlundr* von Haus aus ein Partizipium und an die zahlreichen Namen auf *-undr* aus **-vǫndr*, **-wanduz* 'gewandt' lediglich angeglichen ist. Germ. **Walandz* ist im übrigen genau derselbe Name wie lat. *Valens* und gewiss keine unpassende Bezeichnung für den tüchtigen Künstler, auch wenn das Wort im Germanischen nicht dieselbe Bedeutungsentwicklung durchgemacht hat wie ital. *valente*. Jedenfalls aber ist *Vǫlundr* von *Wēland* zu trennen, abgesehen davon, dass der eine Name den anklingenden andern herbeigezogen haben kann. Um die nordische und deutsche Form unter éinen Hut zu bringen, statt *Vǫlundr Vélundr* zu schreiben, wie jetzt im Anschluss an Symons, Pauls Grundr. II, 1, 61 allgemein geschieht, ist, wie F. Jónsson, Ark. 9, 371 gezeigt hat, nicht gestattet, weil die Schreibung des Cod. Reg. sowohl als das neuisländische *Völundr* auf *ǫ*, nicht *é* zurückweisen. Wenn das Metrum in der Vǫlundarkviða an Stelle von *Vǫlundr* einen Namen mit langem Stammvokal erfordert, so könnte dies höchstens zur Vermutung führen, dass der Dichter des Liedes den Helden unter dem Namen **Vélandr*, **Vēlundr* kannte, und dass erst in der Ueberlieferung dieser Name durch den andern verdrängt wurde. Gewiss ist, dass auch dem Norden die genaue Lautentsprechung zu westgerm. *Wēland* nicht völlig fremd war. Denn ein Viking dieses Namens — der so doch wohl nach dem Schmiedeheros genannt war — drang nach den Annal. Bertin. im Jahre 861 auf der Seine bis Melun vor, kam im folgenden Jahr zum König Karl, sich taufen zu lassen, und wurde 863 von einem seiner Landsleute als Abtrünniger vor dem Könige getödtet, s. Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 537.

Dass auch Loki ursprünglich Schmied war, ist allerdings vergessen. Er vermittelt aber die Anfertigung von Kleinoden durch die Zwerge, was er ursprünglich als ihr Herr gethan haben wird, sowie *Vǫlundr* noch *alfa vísi, lióði* ist. Die Wette mit Brokkr, wobei es den Kopf gelten sollte, erinnert an den Wettkampf

des Wieland und Amelias, der letzterem das Leben kostete, und an die Rivalität des Daidalos und Talos, die für diesen zum Verhängnis wurde. Loki erfindet das Netz, dasselbe Werkzeug, mit dem er von den Göttern im Fránangrsfors gefangen wird, wozu gleich wieder in auffallender Weise stimmt, dass auch Velent nach der Þiðrekssaga samt einem künstlich ausgehöhlten Baumstamm, in dem verborgen er die Weser hinab ins Meer geschwommen ist, von den Leuten des Niðungr mit einem Netze aufgefischt wird. Wie Wieland sich mittels künstlicher Flügel in die Lüfte hebt, so bedient sich Loki nicht nur gelegentlich eines erborgten Federhemdes, sondern besitzt auch Flügelschuhe, die ihn durch Luft und Meer tragen.

Fast fühlt man sich versucht, auch Wielands Sohn Witege (Wudga, Widia, Viðga) als eine Fortsetzung seines eigenen Wesens zu betrachten und zum Vergleich mit Loki herbeizuziehen. Dies hat natürlich zur Voraussetzung, dass der Witege der deutschen Heldensage nicht ausschliesslich jenem *Vidigoia Gothorum fortissimus* entspricht, der nach Jordanes c. 34 der List der Sarmaten erlag. Für eine ältere mythische Gestalt dieses Namens spricht der Alemannenfürst *Vithigabius* (was schon Müllenhoff, ZfdA. 9, 133 in *Vidugavius* gebessert hat) bei Ammianus Marcellinus, der Sohn eines *Vadomarius*, wobei man sich sofort der Abstammung des *Witege* von *Wate* erinnert. Vielleicht hiess ursprünglich Wieland selbst als der im Walde hausende Schmied **Widu-gawjō* oder **Widu-gawjaz*. Witeges Ueberläuferrolle in der Heldensage, die jedenfalls nicht von Haus aus jenem Gotenhelden zugehört, lässt eine sagengeschichtliche Erklärung zu, s. Heinzel, Ueber die ostgotische Heldensage (WSB. 119) S. 58. Sonst könnte man sich Lokis erinnern, was auch bezüglich des Umstandes gilt, dass dem Witege die Tödtung mehrerer jugendlicher Helden zugeschrieben wird. Nachdem er Diether und Etzels Söhne erschlagen hat, rettet er sich vor Dietrichs Rache ins Meer zu seiner Ahnmutter Wâchilt, sowie Loki nach Baldrs Ermordung im Fránangrsfors Zuflucht sucht. Aehnlich weilt Hephaistos lange Zeit im Okeanos bei Eurynome und Thetis, die ihn gerettet haben, nachdem ihn Hera, die sich des Lahmgeborenen schämt, vom Olymp herabgeworfen. Und auch von einer Flucht des indischen Feuergottes Agni ins Wasser wird berichtet, s. Weinhold, ZfdA. 7, 18. Wenn das Chronicum imperatorum et pontificum bavaricum, Pertz SS. 24, 221 berichtet: *sed ex illusione diabolica fabulati sunt*

homines, hunc (Theoderik) *natum ex matre belua marina fuisse. qua ipsum vocante, ipse dextrario insidens armatus ad manendum cum ea perpetuo intravit mare, et adhuc sabbatis exire ad litus et cum Witigone confligere, quem vivum introisse dicunt ad inferos et ad bellum sabbatis exire* (s. Heinzel a. a. O. S. 65), so liegt hier deutlich eine vollständige Verwechslung der Rolle des Theoderik und Witege vor, und unter der *belua marina* ist die Meerfrau zu verstehen, von der letzterer auch nach anderen Berichten, wenn auch nicht unmittelbar, abstammt; dass Theoderik lebend zur Hölle gefahren sei, ist ebenfalls anderweitig bezeugt. Nach der schwedischen Didrikssaga hat Wideke auf der Insel Fimber (Fehmarn) vor Didrik Zuflucht gesucht, wird aber schliesslich von diesem erreicht und erschlagen; doch stirbt auch der Rächer an den aus diesem Kampfe davongetragenen Wunden. All das gemahnt weniger an den letzten Kampf des Loki und Heimdallr, in dem sie einander gegenseitig fällen, als an jenen auf Singastein, der leicht ebenso wie der Hiaðningavíg als ein sich fortwährend wiederholender gedacht worden ist. Wie die Gegner dabei in Robbengestalt auftreten, was an die Verwandlung des Loki in einen Lachs erinnert und aus der Vorstellung von dessen Flucht ins Wasser weitergebildet sein kann, so soll wohl auch die Abstammung des Witege von einer belua marina nur dessen Aufenthalt im Meere (in Gestalt eines Meerwesens?) begreiflich erscheinen lassen. Die Ursache des Streites freilich ist in beiden Fällen verschieden, denn davon, dass Heimdallr Loki gegenüber als Rächer Baldrs auftritt, verlautet nichts. Mythischen Charakter scheint endlich Witege dort zu haben, wo er Dietrich aus der Gewalt von Ungeheuern befreit, die ihn gefangen halten (die Berichte hierüber s. bei Heinzel a. a. O. S. 70 ff.); und wiederum vergleicht sich hier Loki, der mehr als einmal den Göttern aus Verlegenheiten heraushilft. Eine Folgerung wäre dann ein mythischer Dietrich, den man auch in dem Drachenkämpfer und Rächer Ortnîts wiederfinden könnte, der aber, weil Heimdallr entsprechend, nicht an Þórr, sondern an den gallischen *Apollo Toutiorix* einer Wiesbadener Inschrift (Brambach, CIRh. 1529) angeknüpft werden müsste. Doch verkenne ich nicht, dass all diese Vermutungen bereits auf schwankem Grunde stehen.

Recht greifbar sind dagegen die gemeinsamen Züge des Loki und Prometheus, die beide von den Göttern zur Strafe an Felsen geschmiedet und schrecklichen Qualen verwandter Art

ausgesetzt sind. Dass Prometheus gerade an einen Felsen des vulkanischen Kaukasus gefesselt ist, dass Loki *undir hvera lundi* 'unter dem Sprudelhain' — wie ich dies mit Bugge, Studien 1, 443 noch immer verstehe — d. i. unter dem Geysir auf Island in Banden liegt, und, wenn er an ihnen rüttelt, Erdbeben erzeugt, lässt erkennen, dass es sich hier — wie auch in anderwärts vorkommenden Sagen von gefesselten Dämonen — um Personifikationen der inneren Erdwärme, des vulkanischen Erdfeuers, handelt. Einem Volke, das wie die Germanen in seinem eigenen Bereich einen thätigen Vulkan nicht kannte, bevor Island besiedelt war, konnten Mythengebilde, zu denen vulkanische Auswürfe Anlass gegeben haben, nur aus der Fremde zukommen. Aber warme Quellen gab es auch in Deutschland, ebenso machten sich hier wie anderwärts gelegentlich Erdstösse bemerkbar, und schliesslich musste man zur Winterszeit in Höhlen, Kellern, Brunnen, Bergwerken zur Beobachtung der inneren Erdwärme gelangen. Und schon diese hätte genügt, um zur Vorstellung von einem unter der Erde festgehaltenen Feuerdämon Anstoss zu geben. Naturgemäss wurde diese Fesselung als Strafe aufgefasst und aus einer Schuld des Bestraften begründet. Wie Prometheus hat sich aber auch Hephaistos den Zorn des Götterkönigs zugezogen; er wird aus dem Himmel geworfen und dadurch gelähmt. Wenn Wieland die Sehnen durchschnitten werden, um sein Entweichen zu verhindern, so läuft auch das ungefähr auf dasselbe wie eine Fesselung hinaus, und ähnlich kann auch die Lähmung des Hephaistos ursprünglich verstanden worden sein,

Verschieden ist freilich bei Loki und Prometheus die Schuld, die zu ihrer Bestrafung führte. Aber war sie es immer? Weinhold hat ZfdA. 7, 19 mit der Verwandlung des Loki in einen Fisch auch noch einen finnischen Mythus, Kalewala 26. Rune, verglichen. 'Louhi, Pohjolas Herrscherin, hat Sonne, Mond und Sterne verzaubert, dass neun Jahre lang schon Nacht in der Welt herrscht. Da steigen Wäinämoinen und Ilmarinen auf den Himmel, um zu sehen, was die Gestirne verdunkelt, und Ilmarinen schlägt mit seinem Schwerte Feuer. In einer goldenen Wiege, die an Silberriemen hängt, wiegt das Feuer eine Jungfrau. Plötzlich fällt es aus der Wiege und mit Hast fliegt es durch die acht Himmel. Die beiden Götter zimmern sich ein Boot und fahren aus, das Feuer zu suchen. Auf der Newa begegnet ihnen ein Weib, die älteste der Frauen, die ihnen über

des Feuers Flucht Kunde giebt. Es fuhr zuerst in Juuris neues Haus, in Palvonens unbedeckte Wohnung; da verbrennt es das Kind an der Mutterbrust, dass es zu Manala ging, und die Mutter verbannt es in des Meeres wilde Wogen. Das Wasser braust, es brandet hoch, vom Feuer gepeinigt stürzt es über die Ufer. Da verschlingt ein Barsch das Feuer, von Schmerz gepeinigt treibt er umher von Holm zu Holm, von Klippe zu Klippe, bis ein roter Lachs ihn verschlingt. Diesen verschlingt ein Hecht, der ebenfalls in furchtbarer Pein nach Erlösung seufzt. Wäinämoinen rät hierauf, ein Netz zu fertigen, das vom Säen des Leines an in einer Nacht vollständig zustande kommt, und auf den dritten Wurf wird der Hecht gefangen. In seinem Magen findet man den Lachs, in diesem den Barsch, in ihm das Knäuel, aus dessen Mitte der Funke springt, der abermals enteilt und sich furchtbar ausbreitet, dass halb Pohjaland, weite Strecken von Savo, Karjala an manchen Seiten verbrennt. Ilmarinen gelingt es, durch einen Zauberspruch endlich das Feuer zu bändigen'. Da es sich hier um die Flucht des Feuers handelt, und Loki Feuergott ist, wird man an eine Zufälligkeit so merkwürdiger Uebereinstimmungen schon nicht glauben wollen. Sind sie nicht zufällig, dann wird aber die ohnehin nicht einwandfreie Zusammengehörigkeit von Lokis Flucht und Bestrafung mit dem Baldrmythus noch unwahrscheinlicher, und vielmehr an einen Rückstand aus einem germanischen Mythus vom Feuerraube zu denken sein, der ganz dem griechischen entsprach. Lokis Auftreten in Robbengestalt — das auch nur durch eine Flucht ins Meer veranlasst sein kann — haben wir bereits als eine Parallele zu seiner Verwandlung in einen Lachs erkannt; die Sage, in der er flüchtend Robbengestalt annimmt, ist aber die vom Raube des Brísingamen, in der das Motiv von einem geraubten Halsbande einer Göttin, wie ich denke, ein älteres vom Raube des Feuers verdrängt hat. Dieses scheint aber noch durch, da aisl. *brísingr* (SnE. 2, 486. 570), norw. *brísing* 'Feuer', *brísa* 'emporlodern, glänzen, flimmern', nisl. *brísheitr* 'qui percaluit' bedeutet. Allerdings führt Bugge, Beitr. 12, 75 *brísa* auf **brehisōn* zurück, in welchem Falle es für ags. **Brísinga mene* (wie man statt dem *Brosinga mene* der Hs. Beow. 1199 mit Recht hergestellt hat) kein passendes Etymon wäre; doch muss er selbst den Einwand zugeben, der sich gegen diese Grundform auf eine nnorw. Nebenform *brisa* mit offenem, ursprünglich kurzem *i* begründen lässt, ohne ihn durch die Vermutung,

der Ablautvokal *i* in diesem Worte sei später durch Analogie entstanden, ganz beseitigen zu können. Sollte nicht auch aisl. *brími* 'Feuer' mit *brísa* zusammenhängen, sei es, dass man *brí-mi*, *brí-sa* abzuteilen oder für ersteres eine Grundform **brīz-mon-* anzusetzen hat? An einem Orte, wo die Bedeutung des Mythus und auch wohl der Wortsinn von *brísingr* vergessen oder, da dieser Mythus gewandert sein kann, von Haus aus unbekannt war, konnte dies als Name eines Kleinods aufgefasst werden, und dann war es wegen der an Geschlechtsnamen erinnernden Wortform ein naheliegender weiterer Schritt, an ein Kleinod der Brîsinge zu denken, zumal wenn es ein Geschlecht, das so hiess oder heissen konnte, wirklich gab. Damit war auch zugleich die Anknüpfung an dieses Geschlecht, an die *Brīsigavi,* die alemannischen Bewohner von *Breisach* und dem *Breisgau,* erfolgt, die uns in der deutschen Heldensage bereits entgegentritt. Dass gerade Heimdallr dazu ausersehen ist, den Dieb Loki zu verfolgen, geht aus seinem ihm als allsehendem Sonnengotte zukommenden Amte des *vǫrðr goða* von selbst hervor. Auch darum wird der das Brísinga mene, den Breisacher Schatz, zurückgewinnende *Háma Heime* aus dem Gotte entsprungen sein, nicht umgekehrt (wie Bugge, Beitr. 12, 69 ff. annimmt) der Gott im Mythus vom Brísingamen aus dem deutschen Sagenhelden.

Auch Saxos Geruthus und Ugarthilocus reihen sich hier an; doch ist bei ihnen Einfluss seitens des mittelalterlichen Teufelsglaubens, der aber selbst aus heidnischen Wurzeln seine Hauptnahrung gezogen hat, nicht unwahrscheinlich. Geirrøðr, durch den nach einer Sagenvorstellung König Goðmundr den Tod findet (s. Heinzel, Ueber die Nibelungensage, WSB. 109, S. 705), entspricht in seinem Verhältnis zu diesem dem des Svertingus zu Frotho bei Saxo und dem des Surtr zu Freyr, was freilich erst deutlich werden kann, sobald Goðmundr als Name des Freyr nachgewiesen sein wird. Durch Geirrøðr, der als Geruthus bei Saxo an einen Felsen gefesselt ist, scheint somit zwischen Loki und Surtr vermittelt zu werden.

Auch sonst zeigen sich noch Berührungspunkte zwischen Surtr und Loki ausser ihrer Feuernatur im allgemeinen. Ich rechne hieher die Gegnerschaft zu einander verwandten Göttern, Freyr einerseits, Baldr, Heimdallr anderseits, ferner die Aehnlichkeit ihrer äusseren Erscheinung: Loki ist schwarz von Haar, wie *Surtr Svertingus* 'der Schwarze' heisst. Dass dieser Name noch

immer in seinem etymologischen Sinne verstanden wurde, zeigt Vǫluspǫ́ 53:

> es Óþenn ferr
> viþ ulf vega,
> en bane Belia
> biartr at Surte.

Ist er von Haus aus nur ein Epitheton des Loki, wie hier *biartr* eines des Freyr ist?

Als Vater der Ungeheuer ist Loki mit dem gleich ihm gefesselt gedachten Typhon verwandt, von dem die Ungeheuer der griechischen Mythologie abstammen, und zeigt sich dabei so wie dieser in seiner vulkanischen Natur.[1]) So weit Fenrir hier in Betracht kommt, sei auf die Bemerkungen über ihn auf S. 219 verwiesen. Der Miðgarðsormr oder Iǫrmungandr, der in der griechischen Hydra sein Gegenstück hat, könnte, da sonst die Schlange eine gewöhnliche Personifikation der Flut ist, das erregte Weltmeer schlechtweg andeuten. Durch ihre Rolle beim Weltuntergang und die Verbindung mit Loki, dem Vulkan, der auch die Erdbeben bewirkt, giebt sie sich aber als seismische Flut zu erkennen. Ueberhaupt zeigt sich jetzt als Ausgangspunkt des Weltuntergangsmythus bereits die Beobachtung eines vulkanischen Ausbruches mit seinen Begleiterscheinungen. Daher die Bedeutung, die das Loskommen des gefesselten Loki in ihm hat, daher das zerstörende Zusammenwirken der Elemente des Feuers und Wassers, das für den genannten Naturvorgang kennzeichnend ist. Auf germanischem Boden ist natürlich ein solcher Mythus nicht entsprungen und kann höchstens später auf Island frischere Farben angenommen haben; seine Heimat wird vielmehr in den vulkanischen Gebieten des Mittelmeeres zu suchen sein. Dass die Kelten dabei die Vermittlerrolle spielten, möchte man deshalb glauben, weil ihre Druiden nach Posidonius (bei Strabo p. 197) den Untergang der Welt durch Feuer und Wasser lehrten, vgl. Müllenhoff, DA. 5, 67.

Dass gerade durch keltische Einflüsse die germanischen Vorstellungen von einem Feuerwesen eine Ergänzung erfahren haben, wird vielleicht auch durch den Namen *Loki* bestätigt. Die nordische Mythologie kennt einen Feuerdämon *Logi*, eine blosse Personifikation des Elementes, wie auch sein Name besagt,

---

[1]) Vgl. jetzt K. Zacher, Loki und Typhon, ZfdPh. 30, 289 ff. [Corr.-Note.]

der mit *logi* 'Flamme' zusammenfällt. *Logi* und *Loki* aber könnte ganz dasselbe sein, wenn letzteres nach der germanischen Lautverschiebung aus dem Keltischen entlehnt ist, zwischen beiden Namen also das gleiche Verhältnis besteht wie zwischen *Rígr* und got. *reiks, díar* und *tívar*. Doch ist bei *Loki* nicht an Herkunft aus irischer, sondern weit älterer gallischer Quelle zu denken. Das gilt übrigens möglicherweise auch für *Rígr*. Die Deutung von *Loki* als 'Schliesser, Endiger' ist jedenfalls viel zu abstrakt, als dass sie den ursprünglichen Sinn des Namens treffen könnte. Mit Bugge, Studien 1, 73 ff. aber an eine Kurzform für *Lucifer* zu denken, das die Nordleute aus dem Munde von Angelsachsen gehört haben sollen, empfiehlt sich schon deshalb nicht, weil von dem dabei vorausgesetzten volkstümlichen Gebrauch von *Lucifer* auf ags. Boden keine Spur vorhanden ist. Ausserdem wird der christliche Bestandteil an Loki von Bugge sicherlich überschätzt. Beachtenswert erschiene mir einzig noch eine an die Zusammenstellung mit *hellerigel* bei J. Grimm, DM. S. 223 und die Ausführungen v. Grienbergers, ZföG. 47, 1009 sich anschliessende Deutung. Der Gott brauchte aber nicht gerade als 'der unter Verschluss gehaltene, Gefangene' *Loki* zubenannt zu sein; vielmehr könnte sich der Name eines persönlichen *Loki* zu ags. *loca* 'Verschluss, Gefängnis' geradeso verhalten wie *Hel* zu got. *halja*, deutsch *Hölle* — vgl. Golther, Germ. Myth. S. 470 f. — oder der Name des als Riese gedachten *Orco, Ogre* zu lat. *Orcus*. Dieses *loca*, beziehungsweise aisl. **loki* müsste zunächst die Bezeichnung des unterirdischen Strafortes innerhalb eines weiteren Totenreiches — entsprechend dem griechischen Tartaros — gewesen sein, zu dessen Vertreter und Fürsten Loki als der erste und hervorragendste der dahin Verstossenen ganz gut durch selbständige Entwicklung des germanischen Mythus geworden sein könnte, ohne dass es sich freilich beweisen lässt, dass dies wirklich geschehen ist.

Irgend einen wesentlichen Zug an Loki, der sich nicht leicht unmittelbar oder mittelbar aus seiner Feuernatur verstehen liesse, finde ich nicht. Als Blitzfeuer greift er in die Sphäre des Himmelsgottes über; aber dieser erschien seinen Verehrern wohl als Blitzschleuderer, kaum selbst jemals als personifizierter Blitz, und deshalb lässt sich nicht wohl sagen, dass Loki eine Seite des Himmelsgottes darstellt und aus ihm hervorgegangen ist, abgesehen davon, dass er als vulkanisches

Erdfeuer und Dämon der Zerstörung geradezu der Widersacher des Weltherrschers ist. Er ist eben eine Gottheit für sich. Besonders haltlos ist es, wenn man ihn aus der Kraft des Himmelsgottes, 'die nicht nur alles ausführen, sondern auch alles abschliessen konnte, die sich nicht nur von der angenehmen, sondern auch von der unangenehmen Seite den Menschen zeigte' (Mogk, Pauls Grundr. I, 1084) entstanden sein lässt. Ihn gar mit Mitothin und Ollerus Ullr zusammenwerfen und zu der Macht des nordischen Winters in Beziehung bringen (Mogk a. a. O. S. 1085. 1089), heisst sein Wesen gänzlich verkennen und ungefähr zum Gegenteil von dem machen, was es ist.

Das Element des Feuers hat indess im griechischen wie im germanischen Olymp nicht nur eine männliche, sondern auch eine weibliche Vertretung. In jenem — von Ἑστία abgesehen — durch Pallas Athene. Schon durch die Art ihrer Erzeugung erweist sich diese als ein Gegenstück zu Hephaistos. Wenn sie gewaffnet aus dem Haupte des Zeus hervorgeht, ist sie der Blitz, wie sie denn als solcher auch zu seiner Botin wird, und weiter, sofern er als höchster Gott das Schlachtengeschick durch sie entscheidet, eine Kriegsgöttin. Wie Hephaistos und aus demselben Grunde hat sie Beziehung zu kunstvollen Arbeiten und heisst sogar Ἡφαιστία, was deutlich bezeugt, dass sie nur die weibliche Verkörperung desselben Wesens ist. Darum hat sie auch nach Platons Protagoras mit Hephaistos zusammen ein gemeinsames Arbeitshaus, aus dem Prometheus beider Kunstverständigkeit samt dem Feuer für die Menschen entwendet. Dem ältesten griechischen Mythus mag sie leicht als des Gottes Schwester und Gemahlin gegolten haben, und auf eine geschlechtliche Verbindung beider weist noch die oben erwähnte Sage, dass Hephaistos einst Athene, als sie bei ihm Waffen bestellte, Gewalt anzuthun versuchte; ja nach Cicero, De natura deorum 3, 22. 23 ist sie wirklich die Gattin des Vulkan geworden, während Firmicus in seiner Schrift De errore prof. relig. eine Minerva kennt, die des Vulkan Tochter ist.

Wie ebenfalls schon erwähnt wurde, entspricht dem Vergewaltigungsversuch an Athene auf germanischer Seite die Vergewaltigung der Bǫðvildr Beadohild durch Wieland. Dies hat uns auch bereits zu der Vermutung gebracht, dass es eine germanische der Athene entsprechende Kriegsgöttin gegeben habe;

doch wird es erwünscht sein, wenn wir ihren Spuren sonst noch begegnen.

Dies ist zunächst bei der friesischen Göttin Baduhenna der Fall, in deren Hain nach Tacitus, Ann. 4,73 im Jahre 28 unserer Zeitrechnung von den aufständischen Friesen 900 Römer erschlagen wurden. Mag nun v. Grienbergers sehr ansprechende Deutung des Namens als germ. **Badu-wennō* 'die Kampfwütige' im Einzelnen richtig sein oder nicht, so ist daran nicht zu zweifeln, dass der Name den germ. Wortstamm *badwa-* 'Kampf' enthält und eine Kriegsgöttin bezeichnet. Jenes *Bǫðvildr, Beadohild* — vgl. *Baduhilt*, Förstemann, DN. 1,199, — wiederholt in seinem zweiten Bestandteil den Begriff des Kampfes, und dies könnte im Hinblick auf ahd. *winna* 'Streit' und vor allem ags. *winn* N. 'contentio, pugna, bellum, seditio' auch bei jenem **Bad(wa-)wennō* (wie ich den Namen ansetze) gemutmasst werden. Ferner scheint es der Fall zu sein bei einer gallischen Göttin *Cathubodua*, deren Namen man aus dem Gen. *athuboduae* eines beschädigten Steines in dieser Form hergestellt hat, s. Pictet, Revue arch. 18,1 ff.; Hennessy, Revue Celt. 1,32 ff.; Vallentin, ebenda 4,19. Ihm würde ein germanisches **Haþu-badwō* entsprechen, und wiederum ist hier das Element kelt. *boduo-* = germ. *badwa-* vertreten. Es kommt auch vor in dem Namen einer irischen Schlachtdämonin *Badb* oder *Bodb Catha* d. i. '*Badb* oder *Bodb* der Schlacht', der bedeutsam an jene *Cathubodua* erinnert, vgl. Hennessy a. a. O. S. 32 ff.; Rhys, Hibbert Lectures 1886, S. 43.

Ein weiterer sicherer Beleg für eine germanische Bellona ist das aus Tongern stammende inschriftliche Zeugnis für eine Göttin *Vihansa*, zuletzt behandelt von v. Grienberger, ZfdA. 36, 310 ff. Ihren Namen etwa als 'heilige Göttin' oder als 'Hausgöttin' zu verstehen, was etymologisch möglich wäre, widerrät die Widmung von Schild und Speer, die uns die Inschrift meldet; es wird daher bei der 'Schlachtgöttin' sein Bewenden haben. Kein abschliessendes Urteil wage ich dagegen über den Namen der kölnischen *Hariasa* eines leider verlorenen Steines, von v. Grienberger a. a. O. S. 308 ff. besprochen. Wie wenn es eigentlich eine *Hariansa* wäre? Auf jeden Fall wird ihr Name mit *harja-* 'Heer' zusammengehören, und das allein genügt, um sie hieher zu stellen. Eine Bellona mag auch die am Hadrianuswalle in Brittanien von Germanen verehrte *Harimella* sein. Dem, was ich ZfdA. 36,45 zur Erklärung ihres Namens als 'die Heer-

glänzende' beigebracht habe, füge ich jetzt noch den Hinweis auf Streitberg, Urgerm. Gr. S. 56 und Beitr. 14, 165 ff. bei, wo ein germ. Kompositionsglied *hari-* aus idg. *kori-* mit Schwundstufe des *i̯o*-Suffixes, das in idg. *korio-*, germ. *harja-* vorliegt, angenommen wird. Darf man hieher ihres Namens wegen auch die *Sinhtgunt* des ersten Merseburger Zauberspruches stellen?

Mit einem Male erklärt sich jetzt auch der kriegerische Name der *Sigyn*, die sich zu Beadohild geradeso verhält wie Loki zu Wieland, also auf die germanische Athene zurückgeht. Als Þialfis Schwester *Rǫskva* 'die Rasche' — deutlich der Blitz — tritt uns dieselbe oder eine verwandte Gestalt in einem Entwicklungsstadium entgegen, das nur die physikalische Seite erkennen lässt, die ja übrigens auch bei Athene noch durchblickt. Es darf uns nun nicht mehr wundern, auch die Athene als Vertreterin der kunstvollen Arbeit, die *Ἐργάνη*, bei den Germanen als *Vercana* wiederzufinden,[1]) vgl. Verf., ZfdA. 31, 357.

In späterer Zeit und vor allem im Norden ist die alte Kriegsgöttin in den Walküren aufgegangen, die aber auch im übrigen anerkanntermassen verschiedenen Ursprungs sind. Personifikationen des Kampfes und Schreckens, Vorstellungen von lebenden Kriegerinnen und ihren Draugen und von Schicksalsfrauen spielen dabei eine Rolle. Gerade in ihrem Verhältnis zu Óðinn aber gemahnen die Walküren noch immer an die Botin und Tochter des Zeus, an Athene, und darin wird sich wohl ein alter Zug fortbewahren, wobei Óðinn wie sonst an die Stelle des alten Himmelsgottes getreten ist.

Auf einen den Kelten und Germanen gemeinsamen Zug sei hier noch hingewiesen, auf das Auftreten einer Schlachtgöttin als Flussgöttin. Wenn Ptolomäus 2, 3, 2 an der Westküste Brittanniens einen Fluss *Βελισάμα* nennt, dessen Name genau mit dem mehrfach belegten der gallischen *Minerva Belisama* übereinkommt, so liesse sich in diesem einzelnen Falle der Flussname unmittelbar aus dem auch dem Götternamen zugrundliegenden Superlativ eines Adjektivs ableiten. Doch halte man damit zusammen, dass der Fluss *Dee*, alt *Dēva*, d. i. 'die Göttin', in Wales in der cymrischen Litteratur als *Aerfen*, d. i. wörtlich 'Kampfweib', auftritt, und dass noch Giraldus die an ihn geknüpfte Vor-

[1]) Ob auch die noch immer recht rätselhafte *Vagdavercustis* (v. Grienberger, ZfdA. 35, 393; 36, 314 f.) an diese *Vercana* sich anschliesst, weiss ich nicht.

stellung kennt, dass er, je nachdem er sein Bett auf Kosten des cymrischen oder des englischen Ufers erweitere, den bevorstehenden Sieg der Engländer oder Cymren anzeige, s. Rhys, Celtic Britain S. 68; Giraldus, Itin. Kambriae p. 139. Durch diese keltischen Seitenstücke erklärt sich uns erst der Flussname *Vecht*, alt *Fecht, Fehta* (Förstemann, DN. 2², 539), der mit ahd. as. *fehta*, ags. *feoht, feohte*, 'pugna' buchstäblich zusammenfällt. Gleiches gilt von dem vorslavischen Namen der Warnow in Mecklenburg *Gudacra* (Saxo grammat. 14, 761; Knýtlingas. c. 119), der eine altsächsische weibliche Entsprechung zu dem heute noch gangbaren Mannesnamen *Gundacker* darstellt und 'die Kampfrege' bedeutet. In all diesen Fällen mögen wiederholte feindliche Zusammenstösse an und in Grenzflüssen, wobei wohl oft die Kampftoten von den Wellen fortgetragen wurden, die Vorstellung von einer kriegerischen Flussgöttin, einer aus dem Flusse hervorsteigenden Bellona, erzeugt haben, die sich dann in dessen Benennung niedergeschlagen hat.

Es braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden, dass die germanische Pallas Athene nicht die einzige urgermanische Göttin gewesen ist. Vielleicht hat es sogar schon seit langem wie später eine Vielheit weiblicher Göttergestalten gegeben. Doch ist nicht zu übersehen, dass die meisten von denen, die uns zu Ende der heidnischen Zeit entgegentreten, sich nur durch ihre Namen und dadurch, dass sie verschiedenen Göttern als Gemahlinnen zugeteilt sind, unterscheiden, nicht durch ihr Wesen. Iǫrð, Frigg, Freyia, Nerthus, Fulla, Nanna u. a. m. sind im Grunde alle dasselbe: die Leben gebärende Natur. Auf diese wird auch ein Teil der inschriftlich bezeugten Namen (vor allem *Hludana, Hludena*) zu beziehen sein, unter denen aber *Nehalennia* kaum für das Germanische in Anspruch zu nehmen sein wird, vgl. v. Grienberger, ZföG. 47, 1006. Ueber Þórs Gemahlin Sif wissen wir leider zu wenig, um die Frage zu entscheiden, ob sie aus der Göttin der Natur, die vom Gewittergott befruchtet wird und darum sehr wohl als dessen Gemahlin auftreten konnte, ihren Ursprung nimmt oder etwa mit der Herd- und Familiengöttin Vesta *Ἑστία* in Verbindung steht. Dass die mit Hercules Magusanus gepaarte *Haeva* auf einem bezeichnender Weise *pro natis* errichteten Denkmal, deren Namen ich nach wie vor für eine Ablautform zu got. *heiwa-* und slav. *Siwa* 'dea Polaborum'.

bei Helmold 1, 52 halte (vgl. ZfdA. 39, 51), dieselbe Person wie Sif ist, scheint mir nicht ganz ausgemacht zu sein, da die Gleichstellung des Hercules Magusanus mit dem Donnergott nach dem oben S. 231 bemerkten nicht gesichert ist, und bei ihm auch an Freyr oder Freyhypostasen nach Art von Béaw gedacht werden könnte. Ob die deutsche Sunna und nordische Sól viel mehr als eine Personifikation gewesen ist, lässt sich nicht nachweisen, doch ist diese gewiss alt. Ueber das Zeugnis des Beda für eine Göttin *Eostrae* setzt man sich neuerdings wohl allzu leicht hinweg, denn auch die Litauer scheinen eine der germ. **Austrô* ganz genau entsprechende *Aussrà* (= *aussrà* 'Morgenröte') verehrt zu haben, s. über diese v. Grienberger, Jagič' Archiv 18, 17.

Wie wenig gerade Frīja Frigg sich von den Vanengöttinnen unterscheidet, zeigt der Umstand, dass sie dort, wo der römische Tagname *dies Veneris* ins Urdeutsche übertragen wurde, als die passendste Vertreterin der Venus erschien, was im Norden entschieden Freyia gewesen wäre. Unter solchen Umständen ist es natürlich nicht leicht, die Frage, ob Frigg wirklich, wie seit Müllenhoff angenommen wird, von Haus aus dem Himmelsgotte als Gattin zugehört, vollkommen überzeugend zu entscheiden. Da er noch allein der wanderfährtige Windgott war, wird man Wôdan ebensowenig als Hermes und Mercurius das Bedürfnis nach einem festen Hausstand und einer dauernden Ehegenossin zugemutet haben. Mit aller Entschiedenheit musste sich dagegen dieses Bedürfnis geltend machen, als er zum obersten der Götter geworden war. Der germanische König ist ohne die Königin an seiner Seite nicht denkbar. Man könnte jedoch vermuten, dass jetzt Frīja Frigg erst neugeschaffen wurde als 'das Weib, die Geliebte' des Gottes. Aber as. *frî*, ags. *fréo* 'Weib' — vgl. ai. *priyá* 'Gattin' —, die ja den Sinn des Götternamens gewiss aufklären, stimmen doch in den Lauten nicht ganz genau zu ihm, und ein germ. Appellativum **frijjō-* ist uns nirgends erhalten. Das spricht für das Alter des Wortes als Name, zumal die lautgesetzliche Verschiedenheit von aisl. *Frigg* und deutsch *Frīja* uns zeigt, dass hier eine jüngere Uebertragung von einem Stamme zum anderen ausgeschlossen ist, diese vielmehr nur in der Urform **Frijjō-* erfolgt sein kann. Je altertümlicher aber die Göttin ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie schon dem Tīwaz zugehört hat. Dass die nordische Mythologie, von einer belanglosen

Anspielung (Lokasenna 40) abgesehen, keine Gattin des Týr kennt, spricht auch eher dafür, dass er diese — und zwar Frigg — an Óðinn abgetreten hat, als dass Frigg eine Neuschöpfung zu Gunsten Óðins ist. Und darauf deutet auch Friggs durchblickende Beziehung zu Fiǫrgunn sowie der Umstand, dass auch in dem Verhältnis zu Iǫrð, Fiǫrgyn, Hlóðyn und Rindr Óðinn in die Stelle des Himmelsgottes eingetreten ist, vgl. oben S. 204f. Aus denselben Gründen schon, aus denen Óðinn als Hauptgott eine Gattin gegeben werden musste, haben wir uns natürlich auch den alten Himmelskönig notwendigerweise als verehelicht vorzustellen. Von seiner Ehehälfte mit Müllenhoff als von der 'Himmelsgöttin' zu sprechen, scheint mir indess wenig geraten, denn die gebärende Naturkraft ist wesentlich eine irdische, wie die zeugende eine himmlische ist.

Wenn es wahr ist, dass auch Wôdan selbst aus einem **Tīwaz* **Wōdanaz* hervorging, wie Mogk in Pauls Grundr. I, 1053. 1070 annimmt, dann besässe er eigentlich schon ein altes Anrecht auf die Gattin des Himmelsgottes, und sein Verhältniss zu Frigg liesse sich noch unter einem anderen Gesichtspunkt beurteilen. Daneben sollen auch noch so gut wie alle anderen männlichen Götternamen auf Beinamen des Tīwaz zurückgehen. Aber welchen Anlass hätten wir, für die Urzeit einen solchen Monotheismus vorauszusetzen? Auch bei Kelten, Römern, Griechen u. s. w. begegnetuns eine selbständige Windgottheit, die man nicht aus dem Himmelsgotte ableiten kann, ohne das Gebiet haltloser Vermutungen zu betreten. Dem Wind für sich selbst, sei es als einem Dämon oder Gott, Persönlichkeit beizulegen, lag für eine kindliche Phantasie gewiss ungleich näher, als in ihm eine Erscheinungsform eines Himmelsherrschers zu erblicken. Wenn letzteres geschehen wäre, so würde dies als ein zweiter Schritt der religiösen Entwicklung anzusehen sein.

Für nicht minder irrtümlich halte ich Mogks Ansicht (Pauls Grundr. I, 1066f.), dass die Oberdeutschen keinen Gott Wôdan gekannt haben, nicht zu sprechen von Golthers nicht scharf genug abzuweisender Frage, Germ. Myth. S. 295, ob nicht Wôdan etwa am Unterrhein, wo römische Kultur auf die germanischen Stämme herüberströmte, aus Merkur hervorging.

Mit der Aussage des Tacitus, Germ. 9 *deorum maxime Mercurium colunt* und mit der Thatsache, dass uns später so viel-

mals Wôdan Óðinn als höchster Gott entgegentritt, verträgt es sich ja, dass bei einzelnen Ständen und Stämmen andere Gottheiten in höherem Ansehen standen, nicht aber, dass diese den Windgott gar nicht verehrten und kannten, zumal dessen Kult, den wir bei Kelten, Thrakern, Griechen und Römern antreffen, in Europa alten Bestand hat. Und um von Tacitus nicht zu sprechen, wie konnte Paulus Diaconus, Historia Langobardorum 1, 9 sagen: *Wotan ...... ab universis Germaniae gentibus ut deus adoratur,* wenn gerade die nächsten Nachbarn der Langobarden, die Baiern und Alemannen, ihn nicht gekannt hätten. Dieses Zeugnis lässt sich nicht hinwegdeuten. Abgesehen davon geht es nicht an, auf die bei irgend einem Stamme verehrten Götter ex silentio einen Schluss zu ziehen, wenn wir über dessen Heidenglauben überhaupt nichts wissen. Mit demselben Rechte wie Mogk und seine Nachfolger den Oberdeutschen den Wôdan, könnte man den Baiern z. B. alle Götter absprechen, ja mit noch besserem, da Mogk den in der vita Columbani erwähnten Gott *Vodanus* bei den Alemannen recht gewaltsam dadurch beseitigen muss, dass er ihn auf junge fränkische Beeinflussung dieses Stammes zurückführt, und da er ferner den alemannischen Ursprung der Nordendorfer Runeninschrift zu bestreiten gezwungen ist. Für eine bairische Gottheit lässt sich dagegen gar kein Zeugnis anführen ausser ein paar Wochentagnamen, die aber fertig von Nachbarstämmen bezogen sein können. Dass in ganz Süddeutschland weniger an den Gott Wôdan erinnert als weiter im Norden, trifft auch für anderes Heidnische zu und findet aus der Bekehrungsgeschichte seine Begründung. Aus dem Fortleben des Wôdan als Führer des wütenden Heeres, der wilden Jagd u. s. w. zu schliessen, dass er nicht bei allen Stämmen als eine höhere und eigentliche Gottheit Ansehen genoss, geht schon deshalb nicht an, weil er auch bei solchen, wo dies sicher der Fall war, heute nur mehr als Dämon Bestand hat. Dämonische Züge hat er zweifellos immer besessen, und sie werden im Glauben der breiteren Volksschichten gewiss noch stärker hervorgetreten sein als in dem der Adeligen, der Sänger und Priester. Dass diese nur sich erhalten konnten, brachte die Bekehrung mit sich, die im allgemeinen die höhere Mythologie auszutilgen strebte, die niedere aber bestehen liess, und die es gar nicht ungern sehen mochte, wenn der herrliche heidnische Götterkönig, dem sie ja als einer teuflischen Macht Wesenheit beilegte, auch im Volks-

glauben als Anführer eines unheimlichen nächtlichen Gespensterzuges auftrat und fortlebte. Wenn Mogk endlich aus dem Namen *Mittwoch* und dem Fehlen eines **Wuotanestac* darauf schliesst, dass die oberdeutschen Stämme keine Gottheit verehrten, die sie für den römischen Mercurius einsetzen konnten, so ist auch diese Folgerung hinfällig, da man ebensogut im Gegensatze zu ihm schliessen könnte, dass der Name Wôdans als des heidnischen Hauptgottes der christlichen Kirche zu anstössig erschien, um einen **Wuotanestac* zu dulden, geradeso wie man auf Island alle heidnischen Wochentagnamen beseitigt hat. Ist es ein Zufall, dass im schwäbischen Osten, um Augsburg, der Dienstag *aftermæntig* 'Nachmontag' genannt wird? Oder ist hier der Name eines besonders angesehenen Gottes mit Absicht unterdrückt? Mogk freilich müsste folgerichtig schliessen, dass die Zīwaren-Semnonen (und zumal die Bewohner von Ciesburc!) den Tīwaz nicht gekannt haben. Gerade bei den oberdeutschen, keltischen und römischen Kultureinflüssen so stark ausgesetzten Stämmen hat sicher der Kulturgott Wôdan eine Rolle gespielt, und für sie vor allen andern ist das oben erwähnte Zeugnis des Paulus Diaconus beweiskräftig.

Dass es auch nicht erlaubt ist, mit Golther, Germ. Myth. S. 292 ff. zwischen dem Gott *Wôdan* und dem Sturmgeist *Wôde* zu unterscheiden, habe ich DLZ. 16 (1896), 492 gezeigt.

Wenn sich der Winddämon oder -gott zum Seelenführer, dann zum Urheber von Kunst und Wissenschaft, schliesslich zum Weltherrscher ausbildet, so ist dies alles aus der Gleichstellung von Geist und Seele mit bewegter Luft zu erklären. Vom Weltgeist Wôdan aus wäre das germanische Heidentum sogar einer philosophisch pantheistischen Weiterbildung fähig gewesen.

So weit die Entwicklung thatsächlich erfolgt ist, vollzog sie sich ausser bei den Germanen auch bei den Kelten, die bekanntlich ebenfalls den 'Mercurius' als höchsten Gott verehrten, und bei einem Teile der Thraker. ZfdA. 35, 373 f. habe ich, ohne freilich bei den Mythologen Beachtung zu finden, in diesem Sinne auf die wichtige Stelle bei Herodot 5, 7 hingewiesen, wo von den Thrakern berichtet wird: *θεοὺς δὲ σέβονται μούνους τούσδε, Ἄρεα καὶ Διόνυσον καὶ Ἄρτεμιν· οἱ δὲ βασιλῆες αὐτέων, παρὲξ τῶν ἄλλων πολιητέων, σέβονται Ἑρμέην μάλιστα θεῶν καὶ ὀμνύουσι μοῦνον τοῦτον καὶ λέγουσι γεγονέναι ἀπὸ Ἑρμέω ἑωυτούς.* Letzteres ist ein Satz, der ebenso auf die Germanen zu-

treffen würde. Wir haben es also bei der Erhebung des Windgottes zum obersten der Götter mit einer über das Gebiet mehrerer idg. Nordstämme sich ausbreitenden religiösen Neuerung zu thun, die aber gewiss von éinem Punkte ausgegangen ist.

In dem Óðinn, wie er uns im skadinavischen Norden entgegentritt, haben wir bereits verschiedene Bestandteile zu trennen versucht: das, was an ihm organische Entwicklung, und das, was im Zusammenhang mit seiner Thronbesteigung im germanischen Götterstaate von seinem Vorgänger auf ihn übertragen worden ist. Auch einen christlichen Bestandteil in seinem Mythus wird man, wenngleich nicht in dem Umfange, in dem Bugge ihn annimmt, gerne zugeben. Gelegentlich scheint er endlich seinen Wirkungskreis auf Kosten der sommerlichen Gottheiten erweitert zu haben und in deren Mythus eingetreten zu sein. Wenigstens lässt sich die Geschichte von seiner zeitweiligen Verdrängung durch Ollerus Ullr, den Winter, oder Mitothin (d. i. 'falscher Óðinn'? vgl. ai. *mithu* 'falsch') am leichtesten als ein Jahreszeitmythus verstehen. Vielleicht gab es vor der allgemeinen Anerkennung Óðins als Hauptgott Stämme, bei denen bereits Freyr oder Niǫrðr an Stelle des Tīwaz Fürst der Götter geworden war. Dann konnten auch von diesen Züge auf den sie als Hauptgötter verdrängenden Óðinn übergehen. Von Óðinn als Herrn von Valhǫll, der Totenhalle, soll noch gehandelt werden.

Was ausser den bisher näher ins Auge gefassten Gestalten von germanischen Göttern übrig ist, bildet im wesentlichen eine Gruppe für sich. Niǫrðr, Freyr, Baldr, Heimdallr, Béaw u. a. m. stehen unter einander im engsten Verwandtschaftsverhältnis. Vielleicht bei keinem aber dieses Kreises ist die physikalische Bedeutung so leicht zu ergründen als bei Baldr, der sich schon durch seinen Namen *Bældæʒ*, d. i. 'lichter Tag', als Tagesgott kennzeichnet. Das Adj. **balas*, got. **bals* 'leuchtend weiss, weissgesichtig' = griech. *φαλός*, das Edward Schröder, ZfdA. 35, 237 ff. in diesem Götternamen, im Ortsnamen *Balhorn* und im Namen von Belisars Ross *Bala* nachgewiesen hat, besteht als **balos* (cymr. *bal* 'weissgesichtig' von Thieren, bret. *bal* M. 'tache ou marque blanche au front des chevaux, vaches, chiens, etc.', Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 164) auch im Keltischen, und von einem dazu in Ablautverhältnis stehenden **belos* scheint der Name des gall. *Apollo Belenos*, *Belinus* abgeleitet zu sein. Noch näher steht

dem germanischen Gott **Baladagaz* der thrakische Dionysos, der nach dem Et. Magn. *Βαλίας, Βαλιός* hiess, ein Name, den W. Tomaschek, Die alten Thraker II, 1, 41 (WSB. 130) durch Hinweis auf das verwandte maked. *βάλιος· λευκομέτωπος, φαλιός* und *βάλακρος· φαλακρός* als 'der Glänzende' richtig erklärt hat. Zu *Bældæg* halte man den Namen von *Svipdagr,* Sólbiarts Sohn, sicher auch einem Vertreter des Sonnengottes. Vermutlich war aber auch **Dagaz* allein einer von Baldrs Namen. Darauf führt ausser dem von Detter, Beitr. 18, 88 f., Detter-Heinzel, Beitr. 18, 550 f. unter Hypostasen des Freyr gestellten *Dagr hinn spaki,* der sich durch seinen Beinamen 'der Kluge' dem *Fróði Fruote* und dem *Vísburr,* ebenfalls einer Freyhypostase (s. Detter, Beitr. 18, 77; Noreen, Uppsalast. S. 217) vergleicht, der englische Blumenname *daisy,* ags. *dæʒes éaʒe* (woraus auch der cymrische *llygad y dydd,* wörtlich 'Auge des Tages', geflossen ist); denn er steht dem aisl. Namen *Baldrs brá,* norw. *Balderbraa,* einer verwandten und ähnlichen Blume gegenüber, den man um seinetwillen schon nicht mit Noreen, Svenska Etymologier (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala. V. 3) 6 f. als 'herr-krage, furste-bräm' auffassen dürfte, abgesehen davon, dass *brá* in dem hier angenommenen Sinne nicht belegt, sondern bloss gemutmasst ist, und *baldr* immer nur ein poetisches, nie der Umgangssprache angehöriges Wort für 'Fürst' war. Man vergleiche auch den Namen *Inula oculus Christi* Linn., 'Christusauge', einer Alantart, der uns aber nicht verleiten darf, den Ausgangspunkt dieser Benennungen auf christlichen Boden zu verlegen, und selbst viel eher einen heidnischen Namen ersetzt. Ist es doch offenbar das Sonnenauge des Tages, mit dem oder mit dessen Strahlenwimpern die gelbe Blumenscheibe samt dem sie umsäumenden Kranze spitzer Blütenblättchen zunächst verglichen wurde. Als Tagesgott ist Baldr von leuchtender Schönheit: *svá fagr álitum ok biartr, svá at lýsir af honum* (SnE. 1, 90).

Dass alle Wesen nach seinem Tode um ihn weinen, lässt sich ebenfalls aus seiner physikalischen Bedeutung erklären, ohne dass man dieses Motiv mit Bugge, Studien 1, 59 aus der mittelalterlichen Schilderung von Christi Tod und des ihn begleitenden Schmerzes der Natur abzuleiten braucht. Wenn in Cynewulfs Crist 1170 ff. die Bäume um den Heiland weinen, während in dessen Quelle, Gregors des Grossen zehnter Homilie, davon nicht die Rede ist, sondern nur von anderen Zeichen der Aufregung,

so steht es nicht einmal fest, dass der ags. Dichter sein Motiv in Ausgestaltung seiner christlichen Grundlage frei erfunden hat, da es ihm auch von anderswoher zugekommen sein könnte. Ich lege übrigens darauf kein Gewicht. Denn das Weinen lebloser Gegenstände liegt der kindlichen Volksphantasie sicher nicht so fern, dass dasselbe Motiv sich nicht selbständig mehrmals einstellen könnte. Es kann aber auch von der Betrachtung natürlicher Vorgänge seinen Ausgang nehmen. Wenn um Phaethon die in Bäume verwandelten Heliaden Bernsteinthränen weinen, berührt sich dies aufs nächste mit Cynewulfs Crist 1175 ff.:

> Ða wearð béam moniȝ blódiȝum téarum
> birunnen under roderum réade and þicce,
> sæp wearð tó swáte.

Und doch besteht hier kein Zusammenhang. Denn die Bernsteinthränen weinenden Bäume sind ja deutlich Nadelhölzer, von denen Harz abtropft; dass sie bei den Griechen als λεῦκαι 'Weisspappeln' erscheinen, beruht nur auf einem Missverständnis des Namens *Lebana* 'λευκός' der phönikischen Quelle, der in dieser Sprache den Harzbaum Styrax bezeichnet, s. Gruppe, Die griech. Kulte 1, 169. Wenn hier gerade um Phaethon geweint wird, d. i. um den gestürzten Sonnengott, so ist das wohl das Ergebnis einer Mischung von Motiven, wobei die Auffassung des Taues als Thränen, die hundertmal in der Poesie wiederkehrt, hereinspielt. Und an solche Tauthränen um den dahingegangenen Tagesgott ist auch bei den Thränen der ganzen Natur um Baldr zu allernächst zu denken. Selbst das Weib, das sich zu weinen weigert, würde, worauf es indess hier nicht ankommt, in den Rahmen dieser Deutung passen; denn in der Höhle fällt kein Tau, wie auch kein Sonnenstrahl in sie gedrungen ist, so dass die Rechtfertigung der Riesin, weder im Leben noch im Tode habe sie Nutzen von Baldr gehabt, begreiflich ist. Auch die goldenen Thränen der Naturgöttin Freyia um ihren Geliebten Óðr, der sie verlassen hat, halte ich für solche Tauthränen um die untergegangene Sonne, und wieder scheint sich hier ein Mythus von der Entstehung des Bernsteins einzumischen. Schon Heinzel, Ueber die Nibelungensage S. 13 (WSB. 109, 681) hat mit der griechischen Vorstellung von der Entstehung des Bernsteins die skaldische Bezeichnung des Goldes als 'Thränen der Freyia' verglichen und auch für diesen Ausdruck eine ältere

Bedeutung 'Bernstein' vermutet. Galt einmal der Bernstein, der von den Fluten ans Land gespült wird, als die um den Sonnengott geweinten Thränen, so erklärt es sich vielleicht auch, warum nach Vegtamskviða 12 die Wellenmädchen um Baldr weinen, und warum es Vǫluspǫ́ 32 heisst:

en Frigg of grét
í Fensǫlom
vǫ́ Valhallar.

Dass *í Fensǫlom,* in den Meeressälen, geweint wird, könnte übrigens auf Frigg von den Wellenmädchen übertragen sein. Diese erinnern auch an die mehreren Heliaden, die Schwestern des Phaethon. Sie um Baldr weinen zu lassen, konnte man ursprünglich aber noch einen besonderen Grund haben, wenn sie etwa einmal als seine Mütter galten, wie sie ja gewiss dasselbe sind wie die neun, sich durch ihre Namen als Meereswellen kennzeichnenden und den Töchtern des Ægir gleichkommenden Riesenmädchen, von denen am Rand der Erde Heimdallr geboren wird, den man deshalb bereits mit Recht als den am Horizonte aus dem Meere aufsteigenden Tag verstanden hat, und der daher mit Baldr sich aufs engste berührt.

Als Gott des Sonnen- und Tageslichtes giebt sich Heimdallr auch sonst zu erkennen und steht als solcher zumal dem griech. Helios sehr nahe. Er ist der *vǫrðr goða* (Lokasenna 48; SnE. 1, 100), wie Helios der *θεῶν σκοπὸς ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν* (Homer, In Cer. 62); er sieht nach SnE. a. a. O. bei Nacht ebensogut als bei Tag, hundert Meilen weit, und kann auch — was auffallend ist — hören, dass das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wächst, sowie überhaupt alles, was einen Laut von sich giebt; und auch von Helios heisst es in einer stehenden Formel Il. 3, 277; Od. 11, 109: *ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει.* Jener bedarf weniger Schlafes als ein Vogel, der griechische Gott hat den Beinamen *ἀκάμας* 'der Unermüdliche'. — Heimdalls äussere Erscheinung — er wird a. a. O. *hvíti áss* 'der lichte Ase', Þrymskviða 14 *hvítastr ása* 'der lichteste der Asen' genannt — stellt ihn neben den lichten Baldr und neben Freyr, dem ebenfalls Epitheta wie *skírr* und *biartr* zukommen. Wie Freyr den Eber *Gullinbursti,* so besitzt Heimdallr das Ross *Gulltoppr.* Er tritt gelegentlich unter dem Namen *Rígr* auf, das ist 'Fürst' — ob man nun dabei mit Vigfusson an das ir. *rí,* Cas. obl. *ríg,* oder an gall. **rīgs*

oder mit Heinzel, Ueber die Hervararsaga S. 60 (WSB. 114, 474) an das byzantinische ῥήξ, ῥηγός, mit η als *i* gesprochen, denkt —, gerade wie *Freyr* und *Baldr* 'Fürst, Herr' bedeutet, und uns ein gallischer Apollo unter dem Namen *Toutio-rix* begegnet. Seinem Dazwischentreten bei der Erzeugung der Stände vergleiche man die phallische Natur Freys, der nach Adam von Bremen 4, 27 als *Fricco* (d. i. anord. **Friðki*, **Frikki*, Koseform zu einem Namen wie *Friðfróði, Friðleifr* — vgl. auch die Freyhypostase *Sigfrid*) im Tempel zu Uppsala *cum ingenti priapo* dargestellt wurde, und die phallische Gottheit *Vǫlsi, Vǫlski*, mit der sich die Freyhypostase *Vǫlsungr* berührt nach Detter-Heinzel, Beitr. 18, 552. Im Zusammenhang mit der Geschichte von Heimdallr-Rigr werden die Menschen *Heimdallar megir* genannt; doch heissen sie auch *dagmegir* (Atlamǫl 65) und *Dags synir* (Sigrdrífumǫl 3), und die Ingvaeonen wie die Ynglingar betrachten sich als Abkömmlinge des Gottes Ing(wuz), Yngvi, d. i. Freyr, der als Skiǫldr auch an der Spitze der Skiǫldungar und unter anderen Namen an der anderer Geschlechter steht. Wieder ist hier auch daran zu erinnern, dass Helios auf Rhodos als der Urheber der Geschlechter galt. Ob der Name *Heimdallr* als 'der über die Welt leuchtende' oder mit Koegel, IF. 4, 312 f. als 'der Hellglänzende' zu verstehen ist, hat hier keinen Belang, da beides auf einen Tages- und Sonnengott passt; das gälte auch noch, wenn bei der Deutung des ersten Namenbestandteiles Verwandtschaft mit dem in keltischen Personennamen produktiven **koimo-s* 'teuer, lieblich' (Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 75) inbetracht käme. Da *Mardǫll*, das Gegenstück dazu, Beiname der Freyia ist, lässt sich schliessen, dass *Heimdallr* ein alter Beiname des Freyr war. Mit *Heimdallr* gehört ferner der Name eines Lichtwesens und Vaters des Tages *Dellingr* — über den Ausdruck *fyr Dellings durom* = 'am Tage' s. Müllenhoff, DA. 5, 273 f. — zusammen, und zwar um so inniger, als er nicht als eine patronymische Wortbildung zu verstehen ist, sondern als Substantivierung eines Adjektivs *dallr*, vgl. aisl. *vitringr, spekingr, veslingr* neben *vitr, spakr, vesall* u. a. m. bei Kluge, Nom. Stammbild. S. 13 (§ 24). Man wird daher nicht fehl gehen, wenn man *Heimdallr* und *Dellingr* für dieselbe Person nimmt.[1]) Seinen Tod findet Heimdallr von der Hand des

[1]) Warum Heimdallr auch *Gullintanni* 'der mit goldenen Zähnen' heisst, weiss ich nicht, es sei denn, dass die am Eis und Schnee nagenden Sonnenstrahlen als seine Zähne galten. In dem bisher auch in seinem Wortsinne

Loki und zwar, wenn wir Müllenhoff, ZfdA. 30, 252 ff. folgen dürfen, durch sein eigenes Schwert Hǫfuð; Freyr fällt im Kampfe mit Surtr, der sich mit Loki berührt, und wohl auch durch sein eigenes Schwert, da er dieses nach Lokasenna 42 und SnE. 1, 122 hergegeben hat, als er um Gerðr wirbt; nach letzterer Stelle allerdings dem Skírnir, doch wird die ursprüngliche Auffassung die sein, dass es in die Hand der Riesen gelangt, vgl. Noreen, Uppsalastudier S. 217 f. Dasselbe Motiv begegnet uns bekanntlich auch in der Heldensage bei Rüedegêr; vielleicht gab es auch eine Fassung des Sagenberichtes vom Tode Dietrichs, in dem es eine Rolle spielte; denn das Walderefragment 1 ff. weiss von einem berühmten Schwerte, das Widia von Đéodric als Geschenk empfangen, und nach dem Bericht der schwedischen Didrikssaga erliegt Didrik den Wunden, die er im Kampfe mit Wideke davongetragen hat, allerdings nicht durch dessen Schwert Miming. Man vgl. noch die im dänischen Lied von Sivard und Brynhild vorkommende Vorstellung, dass kein Schwert Sivard etwas anhaben kann ausser sein eigenes Schwert Adelring, s. Danmarks gamle Folkeviser, hg. von Sv. Grundtvig, No. 3.

So wie in der Sprache die Worte für Tag und Sommer ineinanderfliessen — vgl. germ. **dagaz* 'Tag', preuss. *dagas* 'Sommer' —, so sind in der Mythologie Tages- und Sommergötter schwer zu trennen. Sie verschmelzen zu Göttern des Lichtes und der Wärme im allgemeinen und sind nur, soferne als Quell dieser Erscheinungen die Sonne erkannt wurde, Sonnengötter. Der Segen, der von dieser zumal in unseren Breiten ausstrahlte, liess

---

noch nicht verstandenen Beinamen *Hallinskiði* ist der erste Teil sicher ein Adjektiv *hallin(n)*, das sich zu *hallr* 'Stein' geradeso verhält wie *gullin(n)* zu *gull*. Mit *skið* 'Scheit' oder 'Schneeschuh' und mit *skiði* 'Scheide' aber ist hier nichts anzufangen. Wenn es eine germanische Entsprechung zu kelt. **skēto-*, **skēdā* 'humerus, scapula' (Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 307) gegeben hat, so liesse sich *Hallinskiði* als 'der mit der steinernen Schulter' verstehen, was eine ähnliche Geschichte voraussetzen würde wie die von Pelops und seiner elfenbeinernen Schulter. Wer kühn genug ist, mag auch im Namen von Freys Schiff *Skiðblaðnir* ein *skiðblað* 'Schulterblatt' erkennen und sich den Kopf zerbrechen, wie es zu dieser Bezeichnung gekommen ist. Wahrscheinlicher kann es für kelt. **skētos* 'Schild' gemacht werden, dass ihm eine germanische, im besonderen nordische, Entsprechung gegenüberstand, vgl. Verf., Beitr. 20, 36. Als Schild des Tagesgottes konnte die Sonne bezeichnet werden, die auch sonst gelegentlich unter diesem Bilde erscheint. Die Schwierigkeit liegt hier in der Erklärung des *hallin-*, denn dass *Hallinskiði* als 'der mit dem Edelsteinschild' verstanden werden konnte, ist doch recht zweifelhaft.

ihre mythologischen Vertreter leicht als die Spender aller Wohlthaten erscheinen, die der Mensch den Naturgewalten verdankt. Wegen der überwiegenden Bedeutung der Sonnenwärme für das Gedeihen der Feldfrucht sind die Sonnengötter zu Göttern des Erntesegens und der Fruchtbarkeit geworden, wozu auch der Umstand beitrug, dass sie mit der spendenden Erdgöttin in geschlechtliche Beziehung gebracht und dadurch in ihre Sphäre gezogen wurden. Ihr Herrscherbereich erweiterte und verschob sich damit derart, dass nun die gute Witterung im allgemeinen, sogar der befruchtende Regen, als ihr Werk gelten konnte. Anderseits ist es begreiflich, dass man üble Wirkungen gesteigerter Sommerhitze — als zu dem Gesamtbilde der milden menschenfreundlichen Gottheit nicht stimmend — nicht auf sie bezog, ja geradezu in Gegensatz zu ihr stellte. Oder ist der Entwicklungsgang der umgekehrte, und haben wir es schon von Haus aus mit Göttern der zeugenden Naturkraft im allgemeinen zu thun, die nur gelegentlich zu Sonnengöttern geworden sind? Wird doch diese in ungezählten Frühlingsliedern noch immer als herrlicher Jüngling, Held oder König personifiziert.

So wird uns Freyr, den wir schon mit Heimdallr verglichen haben, und Niǫrðr verständlich, die im Grunde auch mit Baldr eins und dasselbe, doch mehr in der Richtung von Jahreszeitgöttern entwickelt sind und eine Fülle von Hypostasen zur Seite haben.

Alle diese Göttergestalten, die aus dem Vertreter der zeugenden Naturkraft, beziehungsweise dem Sonnengotte, hervorgehen, bilden das Geschlecht der *Vanir,* ein Name, der aber nicht als 'die Glänzenden', noch auch als 'die Seegötter' zu verstehen ist, sondern als 'die Freunde', als eine Ablautform zu *vinir*: vgl. die Ablautstufe in aisl. *Auðon* (-**wǫn*), Noreen, Aisl. Gr. S. 89, gegenüber ags. *Eadwine.* So heisst auch der persische Sonnengott *Mithra* 'Freund' schlechtweg. Vgl. übrigens über die Möglichkeit, dass *Vanir* von einem Volksnamen ausgeht, die Ausführungen oben S. 202.

Den Vanir entsprechen auf griechischer Seite die Titanen, wenigstens in ihrer älteren und ursprünglichen Auffassung, ehe ihnen als den Gegnern der herrschenden Götter mehr riesische Natur zugeschrieben wurde. *Τιτάν* schlechtweg heisst noch der Sonnengott Helios. Und Kronos, der als Haupt der Titanen gilt, fliesst an den Berührungsstellen hellenischen und phönikischen

Volkstums mit dem semitischen Sonnengotte Baal Moloch zusammen, der denn auch von den Griechen meist Kronos genannt wird.

Bei den Griechen stammen die herrschenden Götter von Kronos ab, weshalb sie Kroniden heissen. Aehnlich kennt das Aisl., wie die Kenningar *hialmniǫrðungar, svipniǫrðungar* = 'viri' u. a. m. (Egilsson S. 603) zeigen, einen Namen *Niǫrðungar* für 'Götter', der wegen seiner pluralischen Verwendung durch die Abstammung des Freyr von Niǫrðr nicht ganz erklärt wird und vielleicht auf eine alte Vorstellung zurückgeht, wonach die Götter im allgemeinen Abkömmlinge des Niǫrðr und der Nerthus sind. Letztere wird von Tacitus allerdings nur als *terra mater* bezeichnet. Aber die *mater deum* bei den Aisten, von der er berichtet, ist von ihr nicht scharf zu scheiden; und deren Eberidole erinnern an die Eberhelme, welche wir aus der ags. Dichtung und nordischen bildlichen Darstellungen (s. Montelius, Kultur Schwedens S. 151; Sveriges historia 1, 286; Sveriges forntid, Atlas S. 150) kennen. In diesen germanischen Eberbildern Freyidole zu erblicken, sind wir aber deshalb berechtigt, weil dem Freyr und der Freyia selber ein Eber Gullenbursti oder Hildesvíni — ursprünglich als Helm, s. Noreen a. a. O., — zugeschrieben wird, und Freyia auch *Sýr* heisst, was ich lieber mit diesem als 'Sau' verstehe, als es mit Bugge, Forh. paa det 2 nord. fil.-møde S. 230 auf den Namen der *dea Syria* zurückzuführen. Möglicherweise hat auch der Langobardenkönig *Ibor,* der Sohn der *Gambara* (und des langobardischen Urkönigs *Skéafa?*), als Angehöriger eines Freygeschlechtes diesen Namen. Den Wagenumfahrten mit dem Nerthus- und dem Freybilde vergleichen sich ähnliche semitische Kultgebräuche, s. Movers, Die Phönizier I, 225. 375 f.; dem Bad der Nerthus das der Magna Mater in Rom, Preller-Jordan, Röm. Myth.[3] 2, 389. Die Löwen der letzteren und der mit ihr zusammenfallenden dea Syria finden wir in dem Katzengespann der Freyia wieder, das nicht junge Uebertragung zu sein braucht.

Besonders auffallend und für unsere Untersuchung bedeutsam ist die Uebereinstimmung der Geschichte von Didos und Gefions Landerwerb, und sie geht viel tiefer, als es auf den ersten Blick scheinen mag, und E. H. Meyer, der sie Germ. Myth. S. 156 bespricht, erkannt hat.

Ob mit Müllenhoff, DA. 2, 362 der ursprüngliche Schauplatz der Gefionsage in der Umgebung Uppsalas oder mit dem

Verf., Beitr. 17, 196 ff. in der des Hleiðrtempels zu suchen ist, bleibt belanglos, da sie in dem einen wie in dem anderen Falle an ein Hauptheiligtum der Vanen geknüpft erscheint. Vielleicht war sie es ursprünglich an beide, in welchem Falle der uns erhaltene Bericht eine Verschränkung darstellt. In der Gefion, die als *faranda kona* zu König Gylfi kommt, und in deren Dienst alle als Jungfrauen sterbenden treten sollen, haben bereits Müllenhoff, DA. 2, 362 und andere die Gefn Mardǫll Freyia wiedererkannt, 'die die Hälfte der Sterbenden (die Frauen) zu sich nimmt und die unter vielfältigen Namen als fahrende Frau einmal weit umher wanderte'. Dem Namen *Gefion* würde got. **Gabjôns* 'das Geben, die Geberin', zu einem Verb. got. **gabjôn*, aisl. **gefia* gehörig, entsprechen. Ein Part. Praes. von letzterem ist erhalten in der Bezeichnung des Niǫrðr als *gefianda guð* Skáldsk. 6 (SnE. 1, 260), der deshalb leicht mit *Gefion* als einer Vertreterin der Taciteischen Nerthus zu einem Paare sich vereinigt, vgl. Verf., ZfdA. 35, 327. Das as. *geƀan*, ags. *géofon* 'Meer' ist aber völlig fernzuhalten, und fraglich bleibt es auch, ob, wie die Gestalt der *Gefn*, so auch ihr Name als verwandt gelten darf. Dieser könnte nämlich auch aus *Gemn* entstanden und von *gaman* 'Lustbarkeit' abgeleitet sein oder gar mit dem Beinamen der Demeter *Χαμύνη*, mit lit. *Żemynė* 'Erdgöttin' und thrak. *Σεμέλη* (s. Kretschmer, Aus der Anomia, Berlin 1890, S. 19 f.) in Ablaut- und Verwandtschaftsverhältnis stehen und 'die Erde, die Irdische' bedeuten. Für wahrscheinlicher halte ich aber doch auch hier Zusammenhang mit *geben* und im besonderen mit asl. *gobino, gobina* 'fruges', aruss. *gobina* 'ubertas', wonach eine germ. **Gabinī* sich als Göttin der Feldfrüchte und Fruchtbarkeit im allgemeinen verstehen liesse. Mit ihrem Namen ist vielleicht auch der des Quadenkönigs *Gabinius* verwandt. Wenn Bugge, Beitr. 12, 417 *Gefion* und die Namen der *Matronae Gabiae, Alagabiae* und *Junones Gabiae* mit lat. *copia* zusammenbringt, ist, von anderem abgesehen, dagegen einzuwenden, dass es nicht angeht, die germ. *Alagabiae* von den kelt. *Ollogabiae*, Korrbl. d. WdZ. 15 (1896), 71 (S. 200 f.), und beide samt den einfachen *Gabiae* von den lit. Götternamen *Polengabia, Matergabia, Gabias*, über die zuletzt v. Grienberger in Jagič' Archiv 18, 52 f. 54. 62 ff. gehandelt hat, zu trennen. Es ist gewiss kein Zufall, dass, wie dieser Göttername Kelten, Germanen und Litauern gemein ist, so auch unser *geben* im Keltischen und Baltischen und zwar, so

viel wir wissen, ausschliesslich in diesen Sprachen seine Verwandten hat. Was kelt. *ollo-* in *Ollogabiae* gegenüber germ. *ala-* in *Alagabiae* betrifft (vgl. das oben S. 225 erwähnte Verhältnis von aisl. *Alfaðir* zu ir. *Ollathair*), ist eins die Uebersetzung des andern, da ersteres gleich ir. *oll* 'gross' und wohl nicht mit Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 52 auf *(p)ollos* zurückzuführen ist, sondern mit ir. *uile* 'all, ganz' (aus **oljos*) zusammengehören und mit unserem *all*, got. *alls* geradezu dasselbe Wort sein wird. Zu lat. *alere*, got. *alan* steht dieses in Ablautverhältnis. Der Name der Göttin *Garmangabis* (belegt im Dat. *Garmangabi*) auf einer von Sveben — d. i. Neckarsveben, s. Kossinna, Beitr. 20, 282, — stammenden Weihinschrift aus Lanchester (Grafschaft Durham) gehört gewiss auch hieher und zwar, wie ich denke, und schon v. Grienberger, ZfdA. 38, 190 f. annimmt, unmittelbar mit den Namen *Gabiae*, *Alagabiae* zusammen, die Kauffmann in seiner Abhandlung über die *Dea Garmangabis*, Beitr. 20, 526 ff. ungerechtfertigter Weise ausser Acht lässt. Wenn uns neben *Vatvims*, *Aflims*, *Saitchamims* Latinisierungen wie *Vatviabus*, *Afliabus*, *Saithamiabus* begegnen, so können diese sicher nicht vom Dat., nur vom Nom. Plur. ausgehen. Ebenso wie beim Plural *Gabiae*, *Alagabiae* ist die Latinisierung offenbar auch bei *-gabis* nominativischen Ursprungs und weist auf den zu *Gabiae*, **Gabims* trefflich stimmenden germ. Nom. **Gabī* oder **Gabīz*. Denn ob hier und in ähnlichen Fällen im Westgerm. ein Nominativ-*s* vorauszusetzen ist oder nicht, lässt sich bei dem Auseinandergehen von aisl. *heiðr* und got. *haiþi* vorläufig nicht entscheiden. Im übrigen ist die Latinisierung von *-gabis* die gleiche wie die von *Albis*, *Visurgis* und später von Frauennamen auf *-hildis*, *-gundis*, *-gardis*, *-fledis* u. a. m.; besondere Beachtung verdient aber, dass es sich hier um ein kurzstämmiges Wort handelt, das got. nicht *gabi*, sondern *gabja* lauten würde. Was der Deutung von *-gabis* als Nomen agentis für Hindernisse im Wege liegen sollen, da doch den *Afliae* sogar noch ein aisl. Masc. *eflir* 'qui auget, promovet, adjuvat' gegenübersteht, sehe ich nicht ein, und in *Gabiae*, *Alagabiae* kommt man mit einer Deutung 'Reichtum', wie sie Kauffmann für *(Garman)-gabis* vertritt, nicht aus. Was er über *garman-* = **ga-arman-* bemerkt, ist gewiss sehr beachtenswert, so dass ich im Anschluss an seine Deutung dieses Wortes geneigt bin, die *Garmangabis* als 'die bereitwillig begabende' zu verstehen. Besteht das Verhältnis *garo* zu *aro* wie *germen-*

garmen- zu *ermen- arman-* (vgl. über diese Ablautform in Namen Koegel, ZfdA. 37, 225; Bruckner, Spr. d. Lgbd. S. 47; ferner ostgerm. *Ἀρμενάριχος*, Sohn des *Ἄσπαρ*, bei Theophanes 117, 33; 118, 1), und stellt **garwa- *arwa-* nur eine andere Partizipialbildung von demselben Verbum dar wie *garman- arman-*, so wird das von Kauffmann erwähnte ags. *ȝearo-folm* 'mit bereiter Hand' für unsere Deutung um so wertvoller, als auch hier 'bereit' im Sinne der Freigebigkeit gemeint ist. Dazu halte man aisl. *ǫrr*, das 1. 'rask, hurtig', 2. 'gavmild' und 3. (als Adv. *ǫrt*) sogar 'rigeligen, fuldt' bedeutet, aber dabei offenbar immer ein und dasselbe Wort ist. Es ist sehr wahrscheinlich, dass *Garmangabis* und *Gefion* im Grunde das gleiche Wesen, die Göttin der Fruchtbarkeit, sind.

In Dido anderseits haben bereits Movers, Die Phönizier I, 609 ff. II, 1, 350 ff. 2, 92 ff. und Klaussen, Aeneas und die Penaten 505 ff. — vgl. Meltzer, Gesch. d. Karthager 1, 128 ff. 474 ff. — auf Grund unzweideutiger Zeugnisse die als *ἀρχηγέτης* der Stadt verehrte Astarte der Karthager erkannt, deren hervorragendste Kultstätte auch hier die Sage als ihren selbsteigenen Erwerb darzustellen sucht. Gleich der *faranda kona* Gefion und wandernden Freyia ist Dido eine *femina errans*, ja ihr Name bedeutet geradezu *πλανῆτις* — s. Meltzer a. a. O. S. 474 f. —; und ebenso wanderte die phönikische Astarte nach Sanchoniathon p. 34 auf Erden weit umher. Wie ferner Gefion als Jungfrau bezeichnet wird, so galt die karthagische Göttin als ein jungfräuliches Wesen, als *virginale numen*, wie sie Augustinus, De civ. Dei 2, 26 nennt, ohne freilich mit dieser Benennung zufrieden zu sein, wozu er aber auch bei Gefion keinen Anlass gehabt hätte. Dieselbe Vorstellung bei der phönikischen Astarte bezeugt Sanchoniathon, indem er sie p. 30 als *παρθένον Ἀστάρτην* bezeichnet, s. Movers a. a. O. I, 608.[1])

Vielleicht hält sogar die Gefionsage in Einzelheiten Altertümlicheres fest. Wenn sie uns erzählt, dass die Göttin mit einem Riesen vier Ochsen erzeugt, mit denen sie das vom König Gylfi zugesagte Land von Schweden abpflügt, so muss man sich auch diesen Riesen in Stiergestalt gedacht haben, und er braucht niemand anderer als der Gemahl der Nerthus Freyia gewesen sein. Ob es damit zusammenhängt, dass *freyr* als ein Heiti für

[1]) Dass *Gefion* 'die Geberin' ist, und *Didọ* an griech. *δίδωμι* anklingt, ist ein Zufall; ihr Name ist sicher semitisch.

Stier angegeben wird, was Mannhardt, Die Götterwelt S. 241 auf Stiergestalt des Gottes deutet, weiss ich nicht, da der Stier auch als Fürst und Vorderster der Herde im alten appellativischen Sinne dieses Wortes *freyr* zubenannt sein könnte. Aber soll es ein Zufall sein, dass uns der Gemahl der Astarte und semitische Sonnengott so oft als gehörnt und stiergestaltig entgegentritt, auch nach seiner Hellenisierung? Ich erinnere an die Geschichte vom kretischen Stier und Europa, an die von der Liebschaft der Pasiphae, d. i. Astarte, mit einem Stier und ihren Sprossen, den Minotauros, die aber im Grund beide nur Minos selbst sind, endlich an das Verhältnis der Ariadne, also der verjüngten Pasiphae, zu Dionysos, der als *ταυρόμορφος*, *βουγενής*, *βούκερως*, *ταυρόκερως*, *χρυσόκερως* und *ταῦρος* schlechtweg gedacht und angerufen wurde, und bei dem semitische Vorstellungen um so eher mitspielen, als sein Kult nach Herodot 2, 49 erst durch Vermittlung der Phöniker nach Griechenland gekommen ist. Dass *Melek, Moloch* 'König', *Baal* (*Bel*) und *Adonis* 'Herr' bedeutet, ebenso *Baldr, Rígr, Freyr* 'Fürst, Herr' kann recht leicht auf Zufall beruhen; doch ist es beachtenswert, dass es auf germanischer Seite die Tages- und Sonnengötter sind, an die sich diese Namen knüpfen.

Diese Fäden, die sich von dem punischen zu dem germanischen Hauptheiligtum der Naturgöttin spinnen, sind ausserordentlich merkwürdig und legen sogar den Gedanken unmittelbaren geistigen Austausches zwischen Germanen und Phönikern, im besonderen Karthagern, nahe, der im Zusammenhang mit dem Bernsteinhandel stattgefunden haben könnte, im Umkreis von dessen Ausgangspunkten uns der Vanenkult in seiner höchsten Blüte entgegentritt. So lange es indess die Funde nicht bestätigen, dass die Kaufleute aus dem Mittelmeer den Bernstein an seinen Fundstellen selbst erhandelten, ist doch eher an mittelbare Beziehungen zu denken, wobei vor anderen den Kelten die Vermittlerrolle zugekommen sein wird. Bevor die Phöniker an der Südküste Frankreichs durch die Griechen abgelöst waren, müssen die Barbarenstämme dieses Landes von dort aus semitischem Kultureinflusse ausgesetzt gewesen sein, wie später griechischem. Der rätselhafte gallische *Tarvos Trigaranos* 'Stier mit drei Kranichen' darf daher wohl vom phönikischen Stiergott abgeleitet werden. Und der von Caesar, BG. 6, 16 bezeugte gallische Brauch, riesige aus Rutengeflecht hergestellte 'simulacra' mit lebenden Menschen zu füllen und anzuzünden, der im übrigen

europäischen Heidentum kein Seitenstück hat, ist gewiss nichts als eine Nachahmung der grausamen Opfer des phönikischen Molochdienstes, bei denen eherne Götterbilder eine ähnliche Verwendung fanden, und an die — von unmittelbaren Zeugnissen nicht zu sprechen — auch noch die Geschichten vom kinderfressenden Minotauros und Kronos erinnern, ebenso wie die vom ehernen Talos auf Kreta, von dem erzählt wird, er habe die an dessen Küste Verschlagenen in seine Arme genommen, sei dann mit ihnen ins Feuer gesprungen und habe sie an seine glühende Brust gedrückt, bis sie verbrannten, s. Preller, Griech. Myth.[3] 2, 126; die Mitteilung bei Apollodor, dass Talos auch Tauros genannt werde, wird, glaube ich, von Hercher, Hermes 5, 287 mit Unrecht auf ein Missverständnis zurückgeführt; übrigens bezeugt auch die Glosse des Hesych. *Τάλως ὁ ἥλιος*, mit was für einem Götterwesen wir es hier ursprünglich zu thun haben. Wäre uns von der gallischen Mythologie so viel erhalten wie von der germanischen, so wären die phönikischen Einflüsse in ihr vermutlich mit Händen zu greifen. Nationale Grenzen von derselben Bedeutung wie die Sprachgrenzen kennt die Religionsgeschichte überhaupt nicht, und mit mehr Recht noch, als es von der Sprachgeschichte geschehen ist, wird man von ihr sagen dürfen, dass sie Verkehrsgeschichte sei.

Den seiner Herrschaft beraubten Kronos finden wir als Herrscher auf den Inseln der Seligen wieder. Auch Pluto ist kaum anderen Ursprunges als aus diesem unterweltlichen Kronos, ebenso der mit Baal sich nahe berührende Totenrichter Minos samt seinem Bruder Rhadamanthys. Ebenso ist Osiris zum Unterweltgott geworden.

Der Untergang der Sonne und ihr scheinbares nächtliches Verweilen unter der Erde kann zuerst solche Vorstellungen veranlasst haben. Ebenso nahe lag es, während des Schlafes der Natur im Winter oder — im Süden — in einer unfruchtbaren Hitzeperiode sich den Gott der zeugenden Naturkraft im Totenreiche abwesend zu denken, und vielleicht kommt daher im letzten Grunde das episch-mythische Motiv, Helden im Verlaufe ihrer Abenteuer auch in die Unterwelt zu führen. Es wäre dann bedeutsam, dass es uns auf germanischem Boden bei dem Haddingus des Saxo begegnet, der sich im übrigen als der Vane Niǫrðr zu erkennen giebt. Nach Plutarchs Mit-

teilung (Isis und Osiris 69) sagten die Phryger, dass Gott im Winter schlafe, im Sommer aber wieder auferstehe. Gleichwie der Unterweltherrscher von dem Gott der zeugenden, so nimmt seine Gattin von der Göttin der Leben gebärenden Naturkraft den Ausgang, denn auch diese schläft im Winter. So erklärt es sich, warum Persephone Tochter und Hypostase der Demeter ist, und warum sie nur den dritten Teil des Jahres in der Unterwelt zurückgehalten wird, die übrige Zeit aber bei ihrer Mutter auf der Oberwelt zubringt. Auf einen zeitweiligen Aufenthalt des Minos in der Unterwelt deutet vielleicht dessen Beiname *ἐννέωρος* und die an ihn sich knüpfende Vorstellung, dass er alle neun Jahre in eine durch alten Glauben geheiligte Höhle gegangen sei, um dort eine Zeit lang des Umganges mit seinem Vater Zeus zu pflegen und Gesetze für seine Insel von ihm zu empfangen, s. Preller, Griech. Myth.[3] 2, 119. Eine letzte Stufe der Mythenentwicklung ist dann die aus dem Bedürfnisse, der Unterwelt einen dauernden Herrn zu geben, entsprungene Spaltung des ursprünglich einheitlichen Wesens in einen selbständigen Unterweltfürsten und in einen überirdischen Gott. Da aber, was nie vergessen werden darf, die Mythologie kein festes System ist, schliesst dies natürlich den Bestand anderer Jahreszeitmythen nicht aus, nach denen man sich die Abwesenheit oder Machtlosigkeit des Sonnen- oder Sommergottes anders als durch sein Verweilen in der Unterwelt erklärte.

An die schlafenden Götter der Phryger, an den nach Plutarch, De facie Lunae c. 26 in einer Höhle auf der Insel Ogygia im fernen Nordwesten schlafenden Kronos erinnert der in den Berg entrückte schlafende deutsche Kaiser oder Held. Ist es ein Zufall, dass dessen um den Tisch wachsender Bart, J. Grimm, DM. S. 905 f., in dem sich stets verjüngenden Barte des entrückten *Κρόνος εὐχαίτης, λάσιος, εὐρυγένειος* ein Seitenstück besitzt? Gab es einen Mythus von einem während des Winters schlafenden, im nächsten Frühjahr wiederkehrenden Sommergotte, so konnte er leicht auf einen irdischen Helden übertragen werden, und zumal das Motiv der Wiederkehr lässt sich aus dem Mythus leicht erklären. Es ist aber nicht zu läugnen, dass auch die Vorstellung von dem Eingehen der abgeschiedenen Seelen in den Berg die Sagen von den entrückten Helden verstehen lässt, ohne dass ein Gott dabei mitspielt. Fasste man das Verstorbensein als ein Schlafen oder doch Verweilen im Berge, so trat diese

Vorstellung, einmal selbständig geworden, leicht in Gegensatz zu den anderen Vorstellungen vom Totsein. Der schlafende Held im Berge galt als nicht tot, und ihn dann an einem zukünftigen Zeitpunkte zurückkommen zu lassen, um die an seinen Namen geknüpfte verlorene Glanzzeit seines Volkes diesem wiederzubringen, lag nahe genug. Keineswegs wird es daher gestattet sein, auch wenn hier Anlehnung an einen alten Göttermythus möglich ist, diesen bloss aus der in Betracht stehenden Sage zu erschliessen.

Für wichtiger halte ich dagegen, was Caesar, BG. 6, 18 für die Gallier bezeugt: *Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant idque ab druidibus proditum dicunt.* Bei einem nächstverwandten und zumal in religiöser Beziehung ihnen so nahestehenden Nachbarvolke der Germanen begegnet uns also in der That ein Unterweltgott, und zwar ein solcher, der sicher von dem als 'Mercurius' bezeichneten seelenführenden Windgotte der Gallier und Germanen verschieden ist. Die Zeugung des Volkes wird ihm aber wohl ursprünglich in seinem oberweltlichen Dasein als dem Gotte der zeugenden Naturkraft überhaupt zugeschrieben worden sein, gerade wie dem Rígr und Inȝ der Germanen, dem Helios der Griechen, wie wir gesehen haben, eine solche Rolle zukommt.

Bedeutsam ist es ferner, dass auch die Thraker, bei denen wir mutatis mutandis Wôdan schon nachgewiesen haben, also Zusammenhänge mit den Germanen unverkennbar sind, einen anderen Gott besitzen, dem Beziehung zur Unterwelt und zum Unsterblichkeitsglauben zukommt, nämlich Zalmoxis.

Die Geschichte, die Herodot 4, 95 nach der Aussage hellespontischer und pontischer Griechen über diesen als einen angeblichen Sklaven des Pythagoras erzählt, der sich drei Jahre in einem unterirdischen Gemach aufgehalten habe nnd dann wieder erschienen sei, um die Unsterblichkeit zu beweisen, sieht ganz wie ein rationalistisch ausgedeuteter Mythus aus, und nur der Umstand, dass Hermippos bei Diogenes Laert. 8, 41 nahezu dasselbe von Pythagoras selbst erzählt, könnte, soferne es sich in letzterem Falle nicht um junge Uebertragung handelt, ihre mythische Grundlage zweifelhaft erscheinen lassen. Hat sie Bestand, so wird man auch den Saal, den sich Zalmoxis erbauen liess, um darin den Grossen seines Volkes beim Mahle seine Unsterblichkeitslehre zu verkünden, für die Totenhalle selbst halten dürfen. Und als feststehend kann es gelten, dass Zalmoxis in Wahrheit, wie

schon Herodot 4, 96 erkennt, 'viele Jahre älter ist als Pythagoras', und dass er ein getischer Gott ist, und zwar jener, zu dem dieses Volk seine Toten eingehen liess. Die von Herodot erwähnte Redensart der Geten, die von dem Verstorbenen sagten, er sei zu dem Gotte Zalmoxis gegangen, beweist dies zur Genüge. Wenn Herodot von denselben Thrakern 4, 94 ausserdem berichtet, sie schössen mit Pfeilen wider Donner und Blitz gegen den Himmel hinauf und drohten dem Gott (Zeus), indem sie glaubten, es gäbe keinen anderen als den ihrigen, so zeigt dies, dass Zalmoxis jedenfalls nicht für den Himmelsgott zu nehmen, vielleicht sogar als dessen Gegner zu betrachten ist. Dass wir es bei ihm vielmehr mit einer thrakischen Entsprechung zum griechischen Kronos zu thun haben, hat das Altertum bereits erkannt: schon Mnaseas von Patrae (um 200) sagte, dass die Geten den Kronos verehrten und ihn Zalmoxis nannten, s. Müller FHG. 3, S. 153, vgl. Diog. Laert. 8, 1 und Hesych. s. v. *Ζάμολξις*.

Für die Germanen wird es allerdings schwer halten, einen völlig selbständig gewordenen Pluto nachzuweisen, wohl aber treten andere Götter nebenbei in seine Stellung ein. Im besonderen gilt dies für den Ausgang der heidnischen Zeit von Wôdan, der ja durch seine ursprüngliche Eigenschaft als Windgott und Seelenführer einigermassen berufen war, der Herrscher über die Totenhalle zu werden. Doch lassen schon die besprochenen keltischen und thrakischen Vorstellungen vermuten, dass er es nicht von Haus aus gewesen, sondern als solcher an die Stelle eines älteren Totenherrschers getreten ist, der dem Geschlechte der Vanen angehört haben muss.

Wenn Freyia die Hälfte der Toten zugeteilt erhält, das ist doch wohl die weiblichen Geschlechtes, und zu ihr, wie aus Egilssaga c. 81 hervorgeht, thatsächlich Egils Tochter nach dem Tode zu kommen hofft, wenn zu Gefion die eingehen sollen, die als Jungfrauen sterben, so macht hier die Naturgöttin ihren Anspruch auf die Unterwelt noch vollständig geltend. Im Namen von Freyias Halle *Sessrýmnir*, d. i. 'die an Sitzen geräumige', drückt sich wohl dieselbe Vorstellung aus wie in Plutos Beinamen *πολυδέγμων, πολυδέκτης, πολύξενος*. Die Herrschaft über die andere, die männliche Hälfte der Toten, sollte aber dann nicht Óðinn, sondern Niǫrðr, Freyr oder einer Sprossform von diesem zukommen, und es lassen sich Spuren genug aufweisen, dass sie ihm einmal wirklich zukam, dass er aus ihr nur verdrängt ist.

Wir wissen von einem Yngling Sveigðer, der von einem Zwerg in einen Berg gelockt wird, einer Freyhypostase, vgl. Noreen, Uppsalastudier S. 199ff.; Detter, Beitr. 18, 82. Der schwedische König Freyr wird nach der Ynglingasaga c. 12, als er gestorben war, heimlich von seinen Mannen in einen grossen Grabhügel mit einer Thüre und drei Fenstern gebracht. Alle Schatzung aber bringen sie in den Hügel, durch das eine Fenster das Gold, durch das andere das Silber, durch das dritte das Kupfergeld. Sie sagen zu den Schweden, dass er lebe, und bewachen ihn drei Winter durch. Ebenso wird der Tod des Friðfróði, d. i. Freyr, nach Saxo 5, 256 drei Jahre lang verheimlicht, der Leichnam des Königs eingesalzen herumgeführt und der Schatz weiter eingehoben. Bedeutsam ist bei diesen Geschichten die Vorstellung, dass der Gott gestorben sei, in Verbindung mit seinem fortdauernden Kult, der den Gedanken einer Art von Fortexistenz zur Voraussetzung hat. Auch Baldr stirbt, und wenn er bei Hel, die man sich hier von Valhǫll noch nicht geschieden denken darf, mit fürstlichen Ehren empfangen wird, gebühren ihm diese vielleicht umsomehr, als er nach ältester Vorstellung durch seinen Tod wohl gar zum Fürsten der Unterwelt wurde gleich dem aegyptischen Osiris.

Ganz deutlich wird Freyr als der Herr über die Abgeschiedenen gekennzeichnet durch seine Herrschaft über *Alfheimr*, das er von den Göttern nach Grímnismǫl 5 als *tannfé*, 'als Zahngeschenk', erhalten hat. Die Alfar erscheinen ja vielfach völlig mit dem Leben in der Natur verwachsen, das man überall dort suchte, wo Wachstum und Bewegung in ihr war, und sich ohne Geister und Seelen als seine Träger nicht denken konnte; von Haus aus aber sind es die Seelen der verstorbenen Menschen. Das wird bei Kobolden und Schiffsgeistern besonders klar, die oft aus ermordeten oder ungetauften Kindern hervorgehen. Darauf weisen nordische Zwergnamen wie *Náinn* und *Dáinn* 'Toter' und manches andere, das neuerdings ins Feld zu führen nicht nötig ist, vgl. E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 133f. Fast deutlicher noch ist der Zusammenhang mit den Toten bei den irischen Elfen zu erkennen, die im übrigen den germanischen aufs Haar gleichen. Sie wohnen vorzugsweise in Hügeln, eigenen Elfenhügeln, deren ir. Name *sidhe* ist, wovon sie auch *daoine sidhe* 'Hügelleute' und die einzelnen *fearsidhe* 'Hügelmann', *beansidhe* 'Hügelweib' oder *sidheog* heissen, gewiss ursprünglich in

keinem andern Sinn als jenem, in dem das norwegische *Haugfolk* oder nordische *haugbúar* (Fritzner S. 743), dänische *höghœmen* ('ungetaufte Kinder' Cleasby-Vigfusson S. 241) diese Namen tragen. Auch werden häufig Seelen zu den Elfen entführt, ja ein Bauer soll einst in einer von Elfen zum Aufenthaltsort erkorenen alten Befestigung (*rath*) sitzend, alle gesehen haben, die seit Jahren in seinem Dorfe gestorben waren, s. W. B. Yeats, Irish Fairy and Folk Tales S. 128.

Einer der Namen des Freyr scheint mir *Goðormr* zu sein, denn an eine andere Gottheit wüsste ich bei dem Fms. 5, 239 angeführten *Goðormr Danagoð* ebensowenig zu denken als bei dem *Skiǫldr Skánungagoð*. Sein Name, der auch als *Guttormr, Guthormr, Guðþormr* vorkommt — s. Noreen, Aisl. Gr. §§ 51, 1a. 186. 225, 3 — gehört in seinem zweiten Gliede zu aisl. *þyrma* 'schonen' und ist daher sinnverwandt mit *Guðmundr*, ja ich glaube, dass beide, dieser Gott Goðormr und der göttlich verehrte Guðmundr dieselbe Person sind. Ihre Doppelnamigkeit hat wohl auch zu jener Fassung der Sage Anlass gegeben, wie sie bei Saxo 7, 421 ff. vorliegt, nach der Thorkillus als Begleiter des Königs *Gormo* von Dänemark erst zu *Guthmundus* und von diesem zu Geruthus gelangt.

Dieser König Guðmundr oder Goðmundr, der nach Hervararsaga c. 6 nach seinem Tode göttlich verehrt wird, beherrscht nach Angabe der Saga von Þorsteinn bœjarmagn, Fms. 3, 183, ein Land *Glœsisvellir* oder hat nach der Hervararsaga, Bugge S. 203, Fas. 1, 51, seinen Sitz in Grund im Herað *Glasisvellir*, in der anderen Fassung, Fas. 1, 411, *Glœsisvellir*. Nach der Hervararsaga a. a. O. ist daselbst das 'Unsterblichkeitsfeld' *Údáinsakr*. Die Beziehung zum Totenreich ist also hier ganz klar. Auch das Land *Glasisvellir* oder *Glœsisvellir* weist auf dieses, da wir aus SnE. 1, 340 einen *lundr* namens *Glasir* vor Valhǫll kennen; vgl. auch den *Glasislundr* in der Helgakviða Hiǫrvarðssonar 1, s. Heinzel, Ueber die Nibelungensage S. 36 (WSB. 109, 704). Auch der furchtbar kalte Fluss mit goldener Brücke, welche Sterbliche nicht überschreiten dürfen, bei Saxo 8, 423 erinnert an andere Schilderungen der jenseitigen Welt. Der Sagenzug bei Saxo, dass der Liebesverkehr mit den Weibern in Guthmundus' Umgebung ebenso wie der Genuss von Speise und Trank daselbst das Gedächtnis schwinden macht, und dieser auch zwingt, immer bei ihm zu bleiben, entspricht dem Lethetrunk der Griechen, der

Vorstellung, dass Proserpina durch den Genuss des Granatapfels gezwungen wird, in der Unterwelt zu bleiben, und Aehnlichem in deutschen Sagen bei W. Müller, Niedersächsische Sagen S. 372ff. Vgl. auch Hels Apfel, Golther, Germ. Myth. S. 477.

Auf Freyr weist bei Goðmundr dessen feindseliges Verhältnis zu Geirrøðr, durch den sein Vater Ulfheðinn, der aber auch Goðmundr hiess wie alle Könige von Glæsisvellir und mit ihm identisch ist — s. Heinzel, Ueber die Nibelungensage S. 37 (WSB. 109,705) —, nach Þorsteinss. bœjarm., Fms. 3, 183, als er in dessen Hof seinen Tribut abliefern wollte, den Tod gefunden hat, ein Sagenzug, der ein Seitenstück hat in dem Tode des Freyr durch Surtr, wie in dem des Frotho durch Svertingus bei Saxo 4, 283 — s. Detter, Beitr. 18, 95 — und auf aussergermanischem Boden in dem des Osiris durch Seth, des libyschen Herakles durch Typhon.

Der Sinn aller dieser Mythen ist der, dass das Wachstum durch die Hitze vernichtet wird; und wenn sich Goðmundr nach der Sage von Þorsteinn durch diesen, einen deutlichen Vertreter des Þórr, wie schon sein Name und der Gewitterstein, den er besitzt, zeigt, seines Gegners entledigt, so lässt sich dies so deuten, dass dem Wachstum verderbliche Hitzeperioden durch Gewitterregen ihren Abschluss finden.

Darauf, dass dem Goðmundr im Þáttr von Helgi Þórissonr, Fms. 3, 136, eine Tochter *Ingibiǫrg* zugeschrieben wird, ist bei der weiten Verbreitung dieses Namens kaum ein Gewicht im Sinne eines Zusammenhanges mit *Ingifreyr* zu legen. Dagegen weist bei seiner Schwester *Hleiðr*, die ihm die Saga von Herrauðr und Bósi, Jiriczek, Bósasaga SS. 25. 26. 31. 34—37. 42. 62 zuschreibt, der Name auf das Hauptheiligtum der Vanen zu *Hleiðr* und damit auf die Vanengöttin selbst hin. Wenn die Hervararsaga c. 1 einen Sohn von ihm, den weisen 'Richter' Hǫfundr kennt, der aber eigentlich Goðmundr selbst ist — s. Heinzel a. a. O. S. 37 (705) —, so liegt hier wohl die Vorstellung des Totenrichters zugrunde. Auch die richterliche Thätigkeit des von Baldr sich ablösenden Forseti wird als eine solche unterweltliche zu denken sein, und seinen Saal *Glitnir*, der kaum zufälligerweise einen mit *Glasir* sinnverwandten Namen, 'Glänzer' bedeutend, führt, und dem Grímnismǫl 15 goldene Säulen und ein silbernes Dach zugeschrieben werden, finden wir wieder in dem goldglänzenden Hause, das dem Friesenkönig Radbot vom Teufel gezeigt wird als der Ort, an dem er wohnen solle, wenn er sein Heidentum

nicht aufgeben werde (s. Schullerus, Beitr. 12, 268 f.), und in Valhǫll selbst. Dass mit solchen Vorstellungen zu Ende der heidnischen Zeit christliche untrennbar verschmolzen sind, spricht nicht gegen ihr Alter und ihre Bodenständigkeit im Heidentum, das ja auch bei den Griechen Oerter des Lohnes und der Strafe im Jenseits unterscheidet.

An die Vorstellung von der irdischen Herrschaft des Kronos und der Titanen knüpft sich bei den Griechen die vom goldenen Zeitalter. Das gleiche ist auf germanischer Seite bei der Herrschaft der Vanen der Fall, denn dass sich hinter den Hleiðrkönigen und zumal denen Namens Fróði das Geschlecht des Freyr verbirgt, ist längst erkannt. Die Edda freilich weiss es nicht, dass das goldene Zeitalter zusammenfällt mit einer Zeit der Herrschaft der Vanen; aber es endet bei ihr mit dem nach dem Auftreten der Gullveig ausbrechenden ersten *folkvíg,* dem Kampfe zwischen Asen und Vanen, dem auch auf griechischer Seite der Kampf zwischen Kroniden und Titanen als erster Krieg gegenübersteht. Zu der Verführung durch Gullveig haben Detter-Heinzel, Beitr. 18, 551 eine Parallele aus Saxo nachgewiesen, man wird bei ihr auch an Pandora und an Eva erinnern dürfen.

Ist aber der Vanenkrieg dasselbe wie der Titanenkampf, dann müssen wir den Versuch aufgeben, ihn aus einem auf germanischem Boden sich abspielenden Kultkriege zwischen einer Asen- und einer Vanenreligion zu erklären. Wenn hier ein Kultkrieg zugrunde liegt, so könnte sich dieser nur im südlichen Europa abgespielt haben, allenfalls als ein Kampf zwischen hellenisch-indogermanischer und phönikischer oder aboriginischer Religion. Und man wird es vielleicht nicht ganz bestreiten dürfen, dass die Griechen bei dem Kampf und Sieg des Zeus über Kronos an ihr Verhältnis zu ihren semitischen Vorgängern und Nebenbuhlern denken konnten, deren Hauptgott Kronos war, wie Zeus der ihre. Auszugehen ist aber doch wohl von einem Naturmythus. Das goldene Zeitalter ist nichts anderes, als die Zeit der Herrschaft von Wärme und Licht, der Tag und Sommer. War das Reich des Sommers zu Ende, seine Gottheit der Unterwelt verfallen, so konnte man dies dem Einflusse einer höheren Macht zuschreiben, in deren Händen das Weltregiment lag. Noch leichter konnte die Sonne als ein Gott gedacht werden, der von

der Höhe des Himmels, die er im Siegeslaufe gewonnen hat, durch den Himmelsgott herabgestürzt wird.[1])

Ganz ähnlich und vollkommen verständlich ist der Mythus von dem durch den Blitz des Zeus vom Himmel herabgeschleuderten Phaethon, der im Grunde nichts anderes als Helios, der Sonnengott, selbst ist. Um so lieber wird man nun die Thränen im Phaethon- und im Baldrmythus in übereinstimmender Weise erklären. Ueberhaupt aber fällt jetzt auf den Baldrmythus neues Licht; und es ist nun nicht mehr befremdlich, dass der Gegner des Sonnen- und Tagesgottes den Namen *Hǫðr* führt. Denn dieser ist wirklich derselbe wie der keltische *Caturix*, der alte Kriegs- und Himmelsgott, den man unter seinem kriegerischen Namen vielleicht nur deshalb hier auftreten liess, weil er ihn zu dem friedlichen Baldr in schärferen Gegensatz brachte. Der Mythus ist eine Parallele zu dem vom Vanenkrieg, wo Óðinn, wenn er mit seinem Speerwurf den Kampf eröffnet, nur die Rolle des alten Himmelsgottes übernommen hat.

Wenn auch Sigmundr durch Óðins Speer, an dem sein eigenes Schwert zerschellt, seinen Untergang findet, so wird es sich dabei um so eher um dasselbe mythische Motiv handeln wie bei der Tötung Baldrs durch Hǫðr, als Sigmundr auch im übrigen gleich Sigfrid, Vǫlsungr und dem ganzen Vǫlsungenstamm zu den Freyhypostasen gehört, vgl. Detter-Heinzel, Beitr. 18, 552. Auch die Verbindung des Sigmundr mit seiner Schwester Signý hat an der Ehe des Niǫrðr und Freyr mit den eigenen Schwestern ein Seitenstück. Ziehen wir aussergermanisches Material zum Vergleich mit der Vǫlsungensage bei, so ist es besonders die Asklepiossage, die mehrere, teilweise schon von Hahn, Sagwissenschaftl. Stud. S. 230 berührte Uebereinstimmungen aufweist; und diese wieder scheint selbst eine Parallelform zum Phaethonmythus zu sein. Wie Phaethon Sohn des Helios, so ist Asklepios Sohn des Apollo, also einer verwandten Gottheit. Beide enden durch den Blitz des Zeus. Wie um jenen die Heliaden Bernsteinthränen weinen, so entsteht nach einer von Apollonius, Argon. 4, 611 ff. herbeigezogenen angeblich keltischen Sage der Bernstein aus den

[1]) Vgl. Rosegger, Der Gottsucher S. 8: Und all darüber standen die Sterne des Himmels und mancher Träumer von Trawies blickte empor, dass er den Arm dessen sehe, der heute die Sonne heben wird bis zu seiner ewigen Stirn, um sie dann zurückzuschleudern in den Abgrund.

Thränen, die Apollo bei den Hyperboreern um Asklepios vergossen hat. Wie Phaethon eigentlich niemand anderer als Helios selbst ist, so ist auch Asklepios aus dem Heilgott Apollo zu einer selbständigen Gestalt herausgewachsen. Seine dorischen Beinamen *αἰγλάηρ* und *ἀγλαόπης* weisen wohl noch auf seinen ursprünglichen Charakter als Sonnengott. Asklepios' Mutter heisst *Κορωνίς*, d. i. 'Krähe', und zwar wird er, da diese bereits tot ist, ihrem Leibe entrissen. Ebenso wird Vǫlsungr aus dem Leibe seiner sterbenden Mutter geschnitten. Letzterer ist erzeugt durch den Genuss eines Apfels, den Óðins Wunschmädchen im Auftrag des Gottes dem bis dahin kinderlosen Rerir in Krähengestalt gebracht hatte, dieselbe, die später den Vǫlsungr heiratet. Durch Óðins Speer fällt erst dessen Sohn Sigmundr. Es ist aber auch sonst ziemlich deutlich, dass die verschiedenen Angehörigen des Vǫlsungenstammes nicht streng von einander zu scheidende Freyhypostasen sind. Und dass zumal der Name *Vǫlsungr* eigentlich keine selbständige Person bezeichnet, sondern Beiname des Sigmundr ist, geht ja anerkanntermassen schon aus Beow. v. 877. 897 hervor, wo Siȝemund *Wælses eafera* und *Wælsinȝ* genannt wird. Daher ist es ganz belanglos, wenn in der uns vorliegenden Ueberlieferung auf germanischer Seite die Motive auf drei Generationen verteilt sind gegen zwei auf griechischer. Eine ältere Sagengestalt hat zweifellos Sigmundr von einem *Vǫls* oder *Vǫlsi* und der als Krähe auftretenden Lióð abstammen lassen und von dieser selbst die Befruchtung durch den Apfel erzählt. Was diese betrifft, ist sie allerdings in der Geschichte des Asklepios nicht erhalten. Dasselbe Motiv spielt aber in einer phrygischen, bei Pausanias 7, 17, 7 und Arnobius, Adv. nat. 5, 5—7 erzählten Sage eine Rolle. Nana, die Tochter des Sangarios, empfängt hier den Attis oder Attes durch die in den Schoss genommene Frucht eines Mandel- (nach letzterem Granatapfel-)baumes, der aus den abgeschnittenen Schamteilen des doppelgeschlechtigen Agdistis entstanden ist. Durch diese Herkunft der Frucht wird es deutlich, dass es sich dabei um denselben Tropus wie bei dem Ausdrucke *glans* für das caput membri virilis handelt.[1]) Die Erzeugung durch den Apfel besagt somit unter einem verhüllenden Bilde dasselbe, wie die

[1]) Auch in einigen anderen von Bugge, Ark. 5, 36 ff. erwähnten Fällen kann der Apfel ein phallisches Bild sein; daneben mag gerade der Granatapfel wie zuzugeben ist, auch wegen seiner zahlreichen Zellen und Kerne zum Fruchtbarkeitssymbol geworden sein.

durch *Vǫls* oder *Vǫlsi*, denn *Vǫlsi* und deminutivisches *Vǫlski* ist uns im Vǫlsaþáttr, ed. Vigfusson, der Vǫlsafærzla, Corp. p. b. 2, 381, und dem isl. Märchen von *Vǫlski*, Arnason, Þjóðsögur 1, 177, als Name eines heidnischen Phallusidols überliefert und bedeutet vermutlich 'potens' scil. 'membrum' im Sinne der zeugenden Kraft, s. Detter-Heinzel, Beitr. 18, 552; v. Grienberger, ZfdA. 36, 309, Anm. 1.[1]) Erstere machen a. a. O. auch auf ein römisches Seitenstück zur Zeugung durch einen Phallus aufmerksam. Dass die Uebereinstimmung der Vǫlsungensage und der Attissage eine zufällige sei, wird man schon deshalb nicht gerne glauben, weil Attis, der beweinte unglückliche Liebling der Göttermutter, auch sonst Züge trägt, die ihn mit Baldr, Óðr und ähnlichen Gestalten zusammenzustellen gestatten.

Ueber den Zug, dass Óðinn seinen Speer dem Dagr leiht, der damit Helgi tötet, ferner über die Opferung Víkars mittels des Speeres Óðins in Gestalt eines *reyrsproti* und Verwandtes vgl. Detter, Beitr. 18, 506. Sobald Óðinn zum Herrn der Totenhalle geworden war, konnte seiner mittelbaren oder unmittelbaren Beteiligung bei dem Untergang eines Helden die Absicht untergeschoben werden, diesen für Valhǫll zu gewinnen. Ja es konnte dessen Tod sogar den Charakter einer Opferung an Óðinn annehmen. Daher ist es vielleicht noch hieher zu stellen, wenn nach Saxo 1, 60 Haddingus, d. i. Niǫrðr, sich erhängt, d. h. dem Óðinn opfert, und wenn Niǫrðr selbst nach Ynglingas. c. 11 sich dem Óðinn zeichnen lässt, ehe er stirbt.

Nach Asklepios' Tode tötet Apollo die Kyklopen, welche dem Zeus die Blitze zu dessen Vernichtung geschmiedet haben, und verlässt auf längere Zeit den Himmel (s. Preller, Griech. Myth.[4] 1, 517). War in ähnlicher Weise wie hier diese Kyklopen auf germanischer Seite ursprünglich ein Feuerdämon als Schmied der Blitzwaffe beteiligt, so kann dies der letzte Grund sein, warum Loki in der aisl. Fassung des Baldrmythus als derjenige auftritt, der die todbringende Waffe herbeischafft. Uebrigens steht auch Prometheus beim Kampfe des Zeus mit Kronos, obwohl selbst Titane, auf Seite des ersteren. Wenn Freyr Frotho Guðmundr den Surtr Svertingus Geirrøðr zum Gegner hat, wie schon Osiris und der libysche Herakles den Seth Typhon, so liesse sich auch denken, dass aus einem solchen Mythus vom Tode des Natur-

[1]) Mit dem aisl. *Vǫlsi* gehört der russische Herdengott *Volosъ*, *Velesъ* zusammen, s. Heinzel, Ueber die ostgot. Heldens. (WSB. 119) S. 82.

gottes durch den Hitzedämon letzterer durch Verschränkung in einen anderen Mythus eingedrungen sei, in welchem der Sonnengott dem Himmelsgotte erliegt. Schliesslich konnte Loki in den Baldrmythus auch in seiner Auffassung als der Böse schlechtweg in Anlehnung an den christlichen Teufel eingeführt werden, wie er in dieser zum Vater der Hel gemacht wurde. Auf jeden Fall ist im Baldrmythus Hǫðr, nicht Loki, der eigentliche Gegner Baldrs, in der dänischen Fassung desselben übrigens der einzig nachweisbare. Ebenso tritt im Vanenkrieg Óðinn als Gegner der Vanen hervor.

Haben wir Recht gehabt, Óðinn hier als Vertreter des Himmelsgottes zu nehmen und auch den Namen Hǫðr auf den Himmelsgott zu beziehen, so hebt sich dieser dadurch aufs schärfste gerade von Baldr und den Vanen ab. Dass die Vertreter beider Götterparteien uns auch auf griechischem Boden entgegengetreten sind und wiederum als Gegner, zeigt aber, dass wir es auf germanischer Seite nicht mit jungen Mythengebilden zu thun haben. Um so weniger wird es gestattet sein, den alten germanischen Himmelsgott mit Baldr und den Vanen zusammenzuwerfen.

Man wende hier nicht ein, dass der Wirkungskreis des Himmelsgottes und jener der Götter der Sonne (und der zeugenden Naturkraft im allgemeinen) sich teilweise decken. Eine heidnische Religion ist eben kein naturwissenschaftliches System. Verschiedene Orte und Zeiten liefern für dieselben Dinge immer neue mythische Bilder, die dann nebeneinander zu stehen kommen. Und an Stätten ihres Kultes, im Kreise ihrer Verehrer hebt sich das Ansehen, erweitern sich die Befugnisse einer einzelnen Gottheit leicht so sehr, dass sie in den Bereich anderer übergreift und mehr oder weniger allein dem religiösen Bedürfnis ihrer Diener genügt. Der eine oder andere Gott liesse sich deshalb leicht aus unserem Heidenglauben ausschalten, ohne dass eine Lücke bemerkbar wäre, und ein wichtiger Naturvorgang eines mythologischen Vertreters entbehren würde. In ihrem Kerne aber liegen die Vorstellungen vom Himmelsgott und Naturgott — wenn wir ihn so nennen dürfen — auseinander. Es nötigt uns darum auch nichts, für einen von beiden etwa völlig fremde Herkunft vorauszusetzen, wenn auch zuzugeben ist, dass letzterer durch orientalische Einflüsse neue Züge angenommen hat, und dass ersterer ein reiner indogermanisches Gepräge bewahrt.

An den über den Wandel der Naturerscheinungen erhabeneren Himmelsgott knüpft sich übrigens auch der reinere Gottesbegriff. Ja der noch immer im Gewitter 'greinende' Himmelvater unseres volkstümlichen Christentumes wäre, wie er ist, auch als eine Fortsetzung des alten Himmelsgottes denkbar. Für den Mythus freilich sind die Vertreter von Sonne und Sommer um so fruchtbarer, als ihr Wesen nur zeitweilig sich kraftvoll geltend macht, zeitweilig wieder unterdrückt erscheint. Hier war Wechsel, Geschichte, Handlung vorhanden, wenn sich auch der periodische Machtverlust — mochte ihn der Mythus wie immer ausdeuten — mit der Vorstellung hoher Göttlichkeit nicht gut vertrug. Es ist deshalb sehr bezeichnend, dass es neben Göttermythen in noch überwiegenderer Fülle Heroenmythen sind, die hier ihre Wurzel haben.

STUDIE ZU DEN URSPRÜNGEN DER ALTDEUTSCHEN HISTORIOGRAPHIE.

Von J. Seemüller.

Die folgenden Skizzen sind als Teil einer Untersuchung über die Anfänge der deutschen Historiographie, d. h. der Historiographie in deutscher Sprache gedacht. Der eine, der den Massstab von den Chroniken und Annalen in lateinischer Prosa nimmt, wird sie mit der sächsischen Weltchronik beginnen lassen, der andere, der vor jener die Kaiserchronik entstehen sieht, bald nach ihr die Welt- und Reimchroniken, wird solche Reimwerke als den ältesten und stärksten Trieb mittelalterlicher deutscher Historiographie betrachten, seine Wurzel in der verlornen Chronik suchen, auf die allem Anschein nach Annolied und Kaiserchronik zurückgehen, und diese an den Anfang deutscher Geschichtsdarstellung setzen.

Von diesen mehr oder weniger klaren, als Historiographie aber schon deutlich sich kennzeichnenden Anfängen soll hier nicht die Rede sein. Schon vor ihnen hat es auch bei den nur der Volkssprache Mächtigen ein Bedürfnis nach Kunden der Vergangenheit gegeben, das in mannigfacher Art befriedigt wurde: durch Sagen, historische Lieder, die an einzelne Personen und Vorfälle geknüpft waren, durch epische Lieder, insoferne sie einen Niederschlag von Geschichte enthielten, überhaupt durch erzählende Darstellungen, deren Inhalt nicht als allgemein Giltiges, überall Mögliches, sondern als an besonderen Ort, besondere Zeit, besondere Personen geknüpftes thatsächliches Geschehnis betrachtet wurde. Hier müssen die nationalen Keime liegen, aus denen sich unter Einfluss lateinischer Muster die späteren Anfänge eigentlicher deutscher Historiographie entwickelt haben. Hängt die Kennzeichnung eines Denkmals als 'historiographisch' nicht bloss von dem Grade ab, in welchem es sich Mitteilung des

Geschehenen vorsetzt, sondern auch von der Stärke des historischen Sinnes, mit welchem es das Geschehene auffasst, und der Darstellungsform, in der es zum Ausdruck kommt, so müssen Masse gesucht werden, nach denen der Grad des Vorhandenseins dieser Eigenschaften beurteilt werden kann. Zum Teil wird die Vergleichung der zeitgenössischen lateinischen Historiographie sie liefern; aber diese dürfen nicht die einzigen bleiben, denn das Publikum, an das sich die Geschichtsmitteilung wendet, ist hier und dort verschieden: wie weit historischer Sinn in eben den Kreisen, für die Geschichtliches in deutscher Sprache erzählt wurde, entwickelt war, ist noch zu fragen. Und darauf wird sich am sichersten antworten lassen, wenn zuerst jene Vorstufen der eigentlichen Historiographie nicht bloss nach ihrem historischen Gehalt sondern nach dem Grad historischen Sinnes und historischer Form, der in ihnen sich ausprägt, untersucht werden. Einen Beitrag dazu will das Folgende geben.

Mittelbare Nachrichten über verlorene Denkmäler und einige erhaltene sind das zu Gebote stehende Quellenmaterial. Ich beschäftige mich hier nur mit den erhaltenen, denn da es sich auch um Eigenschaften der Form handelt, ist erst von diesen aus der Zugang zu jenen zu eröffnen. Die Beschränkung auf althochdeutsche Denkmäler hängt damit zusammen, dass ich mit Annolied und Kaiserchronik, beziehungsweise in der von ihnen benutzten deutschen Chronik, die deutsche Historiographie bereits begonnen sehe.

Die biblischen Historien.

Anlass und Möglichkeit, Ereignisse weit zurück liegender Vergangenheit zum Gegenstand historischer Darstellung in deutscher Sprache zu machen, war bei dem Inhalt der heiligen Bücher des alten und neuen Testaments vorhanden. Uebersetzer- wie Bearbeiterthätigkeit ist ihnen ja frühzeitig zugewendet worden. Die Bruchstücke der Uebersetzung des Matthaeusevangeliums, der Tatian und die altsächsischen Genesisbruchstücke sammt dem Heliand kommen hier zunächst in Betracht.

Die Frage, in wie weit der Uebersetzer des Matthaeus neben seinem religiösen Bewusstsein ein historisches hatte, muss ich offen lassen.

Die Vorrede zum lateinischen Original der Tatianübersetzung bezeichnet den Inhalt des Werkes allerdings als *gesta*

vel dicta domini et salvatoris nostri, und der Prologus entnimmt seinen Anfang den ersten Versen des Lukasevangeliums, die von der *narratio rerum* (*saga rahhono*) sprechen und einen wahrheitsgetreuen Bericht sich zum Ziel setzen (v. 4).

Im Heliand spielt die Isidorische Chronologie von den sechs Weltaltern ein (v. 46 ff.); auch hier bildet der Anfang des Lukasevangeliums die Einleitung, und *reckean that giruni, that thie riceo Crist undar mancunnea maritha gifrumida mid uurodun endi mid uuercun* (v. 3 ff., vgl. 35 f.) umschreibt die *gesta vel dicta domini* der Tatianvorrede. Und wenn die Praefatio den Inhalt des alttestamentarischen Teils der altsächsischen Bibelbearbeitung mit den Worten *a mundi creatione initium capiens iuxta historiae ueritatem queque excellentiora summatim decerpens* beschreibt, so schimmert ein Bewusstsein, dass Geschichtliches hier zu berichten war, durch. (Auf die Art, wie die as. Genesis die Quellen benutzte, wage ich bestimmte Schlüsse nicht zu bauen).

Aber die Vorstellung, dass es bei der Wiedergabe der Bibeltexte sich um religiöse Dinge, um Heilswahrheiten handle, wog so stark vor, dass der geschichtliche Inhalt vor der Bedeutung ganz zurücktrat, die er für Seelenheil und Erlösung hatte. Die Tatianvorrede nennt den Helden der Erzählung daher nicht bloss *dominus* sondern auch *salvator*, die Praefatio knüpft daher die Entstehung des sächsischen Bibelwerkes nicht an allgemeine Bildungsfreundlichkeit Ludwigs des Frommen, sondern an seine Fürsorge für Religion und Seelenheil seines Volkes (Z. 3 f.), und die Uebersetzung ins Deutsche soll bewirken, dass auch unter dem Volk *sacra diuinorum praeceptorum lectio* sich ausbreite. Das umschreiben die Versus de poeta mit *Incipe diuinas recitare ex ordine leges* (v. 25), *Transferre in propriam clarissima dogmata linguam.*

Und der Heliandtext selbst hebt, wie die Praefatio die *diuina praecepta*, v. 6 die *lera Cristes* hervor und bezeichnet als den Zweck der Aufzeichnung, dass die Menschen das göttliche Gebot zu erfüllen lernen (v. 8 f.).

Der dogmatische und sittliche Wert des Inhalts der h. Schriften steht also weit vorne an. Lehrreich für die Erkenntnis des Sinnes, in dem man auch die im engeren Begriff historischen Bücher der Schrift las und hörte, sind die Tendenzen, in denen Rabanus Maurus seine Schriftkommentare abfasste.

Dass er geschichtliche Texte vor sich hat, weiss er. Zu Anfang der Erklärung des 1. Kap. des Buches der Richter (Migne 108, 1111) heisst es: *In fine libri Jesu Nave breviter narrator porrexit historiam quousque filii Israel ad colendos deos alienos declinaverunt, in hoc autem libro ad ordinem redit, quomodo consequentia gesta fuerint post mortem Jesu Nave;* oder zu Judic. lib. c. 6 (S. 1152): *Postquam canticum illud propheticum Debborae et Barach expletum est, scriptor historiae ad ordinem narrationis suae redit atque rei gestae cupit ostendere veritatem,* und sonst noch oft wird der Stoff als *historia, historia rerum gestarum* bezeichnet. Der Erklärer bemüht sich zuweilen um den unmittelbaren Wortsinn, ja er zieht auch gelegentlich, z. B. um die Bedeutung des *usque in praesentem diem* Jos. c. 8 (S. 1024) herauszubekommen, mit ganz guter philologischer Methode Parallelstellen heran, er erklärt eine chronologische Schwierigkeit, z. B. Jos. c. 2 (S. 1005 f.), zitiert Geschichtartiges aus den Chroniken des 'Eusebius und Hieronymus' (zu Exodus S. 11), aus Josephus (S. 15), aus einer *historia gentium* (S. 1116) u. s. w. Ein andermal hält er Wort- und Sacherklärung für unnötig, z. B. zu Jos. 9: *Simul historia rerum gestarum manifesta explanatione non indiget, quod evidenter expletum est.*

Aber schon damals begegnete man dem Banauseneinwurf gegen historisches Wissen, der aus dem Zusatz zu einer auf Jos. c. 8 sich beziehenden Sacherklärung deutlich wird: *His auditis verisimile est auditores dicere: Quid mihi haec? quid mihi confert, si cognoscam, quod devicti sunt qui habitabant Eli?* (S. 1030).

Und Rabanus selbst legt sichtlich nur Nebenbedeutung auf die Sacherklärung des Historischen: in der an Bischof Friedrich von Maestricht gerichteten Vorrede zum Kommentar Josue sagt er: *direximus tibi codicem, quem ex sanctorum Patrum dictis in historiam Jesu Nave sensu allegorico prolatis collegeram* (S. 1000), im Einleitungsbrief zum Buch der Richter: *duobus ergo prioribus commentariorum libellis historia Judicum sensu mystico exposita continetur* (S. 1110), zum Buche Ruth: *Scrutantibus ergo historiam Ruth supplicandum nobis eum esse censemus, qui de ejus stirpe nasci voluit ... ut sua gratia nos illustrare dignetur, quatenus aliqua de ipsa historia sensu mystico ad laudem ejus et ad utilitatem sancte ecclesie opportune nos praeferre concedat* (S. 1199). Zu Kap. 1 des Buchs der Richter I bemerkt er: *Dicamus primum de generatione prophetae secundum historiam ut postea continuatim allegoriam ejus inseramus* (Migne 109, 11). Und diese alle-

gorisch-mystische Erklärung bildet in seinen Bibelkommentaren wie die Hauptmasse so die Hauptsache.

Nicht anders verhält sich im wesentlichen sein Schüler Otfrid. Er wendet, wie er, die allegorische Auslegung an, vor allem in den Kapitelteilen und ganzen Kapiteln, die er *mystice* oder *spiritaliter* überschreibt,[1]) er fügt an einzelne biblische Stoffe moralisch-homiletische Ausläufe, die er *moraliter* benennt.[2]) Andere ganze Abschnitte sind, ohne jene Ueberschriften zu tragen, durchaus reflektierenden Inhalts; so ist II, 1 eine Rhapsodie über *In principio erat verbum,* II, 2 ist noch von derselben reflektierenden Stimmung beherrscht, und II, 3 enthält einen Beweis der Gottheit Christi aus den wunderbaren Vorgängen bei seiner Geburt, mit moralisierendem Auslauf, II, 10 führt den Gedanken vom Wert geistlicher Auffassung des Historischen mit praktischer Nutzanwendung aus. Gebetartig sind das Schlusskapitel des II. (24), das vorletzte des V. (24), die Anfangskapitel des III. und IV. und das 2. Kapitel des I. Buches. Das V. wird durch 3 allegorisch-homiletische Abschnitte über das h. Kreuz eröffnet. Die Schlussthemen des V. Buches, letztes Gericht und Himmelreich, sind in einer ununterbrochenen Reihe von 5 teils homiletischen, teils beschreibenden Abschnitten (V, 19—23) behandelt. Der Inhalt der Aussenkapitel des Ganzen — I, 1 und V, 25 — ist ein schriftstellerisches Vor- und Nachwort.

So sind denn 39 von den 140 Kapiteln des ganzen Werkes nichterzählender Art. Aber auch in die erzählenden mischt er mehrmals Deutungen, Reflexionen, Lehrhaftes, Gebetartiges. Doch bleibt noch immer eine erhebliche Zahl rein erzählender, (wenn man hierzu auch diejenigen rechnet, in denen die Reflexion unmittelbar aus der Handlung sich ergiebt oder die Deutung auf den wörtlichen, den Sachsinn geht).

Aber dabei ist schon charakteristisch, dass der Poet, der den epischen Inhalt der Evangelien in Versen, und zwar in strophischen und wahrscheinlich sangbar vorzutragenden wiedergiebt, der die Stoffe der Erzählung in kleinere Abschnitte teilt, um bequem zu rezitierende Vortragsstücke zu schaffen — die einzelnen Erzählungen in der Regel nicht formell, durch bestimmte Einleitungs-

[1]) *Mystice*: Anhänge zu I, 11. 12. 17; die ganzen Kapitel I, 18; IV, 29; V, 14. *Spiritaliter*: ein ganzes Kapitel im I. (28), drei (5. 6. 9) im II., zwei (7. 21) im III., zwei (5. 25) im IV., drei (6. 8. 12) im V. Buch.

[2]) Einen (26) im I., fünf im III., einen im IV. Buch.

und Schlussformel, als abgeschlossenes Ganze bezeichnet, sondern fortsetzungsmässig vorschreitet und den Wortlaut des Eingangs meistens nach der zugrunde liegenden Quellenstelle gestaltet. Man dürfte also die einzelnen rein erzählenden Kapitel nicht etwa der Gattung und Anlage nach mit historischen Liedern vergleichen, obwohl ihr Umfang an und für sich es erlauben würde; sondern sie sind unselbständige Teile eines erzählend-lehrhaften Ganzen, das ganz und gar religiösen und geistlichen Zwecken dient.

Die sechs Weltalter spielen zwar dreimal (s. Erdmann zu I, 1, 49) auch in seinen Gesichtskreis ein, einmal verweilt sein Verfasser bei einer rein chronologisch-historischen Frage: wie lange Jesus in Aegypten war — er vermag nicht, es gewiss zu sagen (I, 19, 23), er erklärt ab und zu auch Antiquitäten nach ihrem Sachsinn, z. B. das jüdische Laubhüttenfest (III, 15); aber den Gesamtinhalt seines Stoffes bezeichnet er als *dei legem* (Liutb. Z. 26, Erdmann), seiner Lektüre giebt er moralische Zwecke (Hartm. 25 ff., besonders 105 ff., 125 ff., 141 f.) und ganz in Uebereinstimmung mit Rabans Schriftauffassung schreibt er im Verlauf einer Deutung des Wunders bei der Hochzeit von Kana:

Thaz giscrip in rihti irfulli thu io mit mahti,
so kualist thu thih ofto mit brunnen redihafto;
Joh hugi filu harto thero geistlichero[1] *worto,*
so drenkist drahta thine mit fronisgemo wine.

Der historische, der Wortsinn ist das klare Wasser, der 'geistliche', d. h. allegorische, mystische, ist der Wein, in den Christus jenes Wasser bei dem Wunder verwandelt hat, er steht daher höher.

Einen biblischen erzählenden Stoff stellt auch das Gedicht von der Samariterin (Müllenhoff-Scherers Denkm. X) dar. Es folgt in knapper Form, mit wenig Zusätzen und mehr Auslassungen, dem biblischen Bericht. Es weicht, soweit es erhalten ist, von der Mitteilung der Handlung nirgends zu Reflexionen u. dgl. aus und bleibt in der Haltung der direkten Erzählung wie des Dialogs durchaus episch. Dass es als selbständiges Stück vorgetragen wurde, zeigt die Umformung, die der Anfang des biblischen Textes erlitten hat:

[1]) *geistlich* gleichbedeutend mit *mystice* I, 17, 68, mit *spiritaliter* II, 9, 2; III, 7, 5 u. ö.

Lesen uuir, thaz fuori Joh. 4, 6.
ther heilant fartmuodi. *Jesus ergo fatigatus ex itinere sedebat*
ze untarne, uuizzun thaz, *sic super fontem. hora erat quasi sexta.*
er zeinen brunnon kisaz.

In diesem kleinen Denkmal könnte wohl ein Beispiel von Behandlung eines erzählenden Bibelstoffes nach dem Muster und in der Gattung des historischen Liedes vorliegen. In wie weit das Gedicht auch in seinem weiteren Verlauf die erzählende Haltung bewahrt, wie es insbesondere den lehrhaften dogmatischen Kern der Geschichte behandelt und ob es schliesslich nicht doch geistliche Reflexionen angeknüpft hätte, können wir nicht sagen. Doch ist bemerkenswert, dass es mit dem sicheren Beispiel eines deutschen historischen Liedes, dem Ludwigslied, die Verwendung der zwei- und dreizeiligen Strophe teilt, und dass es eine bestimmte einzelne Situation darstellt (— der starke Gebrauch des Dialogs ist jedoch im Stoffe begründet, nicht technisches Darstellungsmittel).

Durch diese formalen Aehnlichkeiten ist der Stoff der Erzählung weltlichen Inhaltes näher gerückt und sein geschichtlich-epischer Gehalt kommt auch als solcher zur Geltung.

Wie aber gelehrte und geistliche Kreise dem volkstümlichen historischen Lied gegenüberstanden, zeigt die lehrreiche Stelle in Otfrids Vorrede an Liutbert, wo er — im Zusammenhang mit seiner Klage über Unkultur der deutschen Sprache — insbesondere den Mangel einer historischen Litteratur bedauert, als deren Stoffe er *historias antecessorum* und *eorum gesta vel vitam* bezeichnet (Z. 105 ff.). Nun wissen wir aber mit genügender Sicherheit, dass es in der Volkssprache verfasste Lieder über die Vorfahren und ihre Thaten gab: zwar bezieht sich seine Klage zunächst auf einen Mangel aufgezeichneter Geschichte, aber seine Aeusserung übergeht doch gänzlich die mündlich überlieferten Lieder, ja auch die von Karl dem Grossen veranlasste Aufzeichnung solcher, und man muss annehmen, dass er sie von dem Begriff Geschichte überhaupt ausschliesst. Es gebe ja, setzt er a. a. O. fort, einiges wenige an solchen Geschichtsdarstellungen, aber es sei lateinisch oder griechisch (?) verfasst. Diese stellt er also als Muster für die vermissten deutschen auf, aus ihnen gewinnt er seine Vorstellung von Geschichte und den Massstab für die Qualifizierung eines Denkmals als Geschichtswerk. Diese Geschichte bleibt in Deutschland noch lange auf Latein schreibende und lesende Kreise beschränkt.

Die Legende.

Auch die Legende hat Beziehungen zur Geschichte. Zwar teilt sie mit den Bibelbearbeitungen den erbaulichen Zweck, und die Geschichtsmitteilung tritt auch in ihr nicht rein zutage. Im Ganzen aber hat sie viel nähere Beziehungen zur Historiographie, namentlich je näher die Verfasser der Zeit und dem Ort der Wirksamkeit ihres Heiligen stehen und je mehr das der Gattung innewohnende biographische Element vor dem homiletischen, geistlichen hervortritt. Sie kommt hier in Betracht, weil uns bestimmt überliefert ist, dass der erhaltene lateinische Lobgesang auf den h. Gallus (Müllenhoff-Scherers Denkmäler XII) Uebersetzung eines deutschen von Ratpert verfassten Originals ist, ferner wegen des Georgsliedes (MSD. XVII).

Ueber den Stoff, aus dem Ratpert seinen Hymnus formt, sind wir gut unterrichtet; wir überschauen dabei eine Entwicklung, die lehrreich ist für die Frage, inwieweit geschichtliches Bewusstsein bei der Pflege der Legendengattung, in Verfassern wie Hörern, mitspielt.

Leben und Wunder des h. Gallus waren seinem Kloster ein immer wieder hervorgezogener, von neuem gehandhabter Stoff, so dass der Verfasser der Vita metrica mit Recht sagen darf *Tritae calle viae gressibus ibo novis* (v. 16). Der durch seine Vision berühmte Wetti schreibt die älteste uns erhaltene Vita (W), zwei Bücher lateinischer Prosa, deren erstes in der Hauptsache das Leben, das zweite die Wunder des Heiligen enthält.[1]) Ein eigenes Buch von seinen Wundern verfasst wieder in lateinischer Prosa der Mönch Gozpert (G); wir haben das Original nicht mehr, nur dessen Bearbeitung. Denn W wie G wurden auf Wunsch der Sanct Galler zwischen 842 und 849 durch Walahfrid Strabo neuerdings bearbeitet (S)[2]). Diese Bearbeitung wurde in lateinische Hexameter umgedichtet von einem Unbekannten, nach Dümmler im Jahre 850 (Vm)[3]). Auf alle diese Vorgänger erst folgt der deutsche Hymnus Ratperts.

Wetti hatte ohne Zweifel die Absicht, mit seinem Leben des h. Gallus ein Erbauungsbuch zu schaffen; zu den schon von

---

[1]) Hg. von Meyer von Knonau, Mitt. des hist. Ver. von St. Gallen 12.

[2]) Walahfrids Bearbeitung von G teilweise hg. von Meyer von Knonau a. a. O. S. 62 ff., die vollständige Arbeit hg. von Thuli, Mitt. des hist. Ver. von St. Gallen 24.

[3]) Hg. von Dümmler, Mon. Germ. Poetae latini 1, 428.

Meyer von Knonau angeführten Belegen (a. a. O. S. XX, Anm. 29) ist nunmehr, seit das Akrostichon in den der Vita vorausgehenden Versen[1]) entdeckt worden ist, aus eben diesen auch Z. 9 ff. hinzuzufügen, wo die sittliche Vorbildlichkeit des Lebens der Legendenheiligen ausgedrückt ist. *Patroni veri* heissen sie dort, im Gegensatz zu den erdichteten Helden Homers. Dieser Glaube an die geschichtliche Wahrheit des Erzählten verstärkt die Verwandtschaften zwischen Legende und Historie. Das Geschichtliche oder als geschichtlich Betrachtete war durchaus zwar nur Mittel zum Zweck, aber er liess sich eben naturgemäss nur durch jenes erreichen, darum schliesst auch Wetti seine metrische Vorrede mit den Worten ... *ut* ... *Sancti acta stilo merear recitare volante.*

Gallus erscheint in W in einem historischen Milieu, das insbesondere den Sanct Gallern wohlbekannt war, historische Persönlichkeiten wie der h. Columba, der austrasische König Sigibert (anachronistisch), sein Enkel der Burgundenkönig Theuderich und dessen Bruder Theudebert, die westgotische Brunnihild, der Neustrier Chlothar, Gunzo der Graf im Linzgau u. a. werden genannt, dazu ist die Hauptgestalt der Legende von einem Kreise mithandelnder Personen wie Willimar, Hiltibold, Johannes u. s. w. umgeben, die geschichtliches Gepräge an sich tragen. Unter den Ereignissen und Handlungen sind zwei Gruppen erkennbar: eine äussere — die des zeitlichen, geschichtlichen Verlaufes —, und eine innere, die von sittlichem, geistlichem Gesichtspunkt aus ursächliche Verknüpfung in Hauptstationen des Lebens bringt.

In jener sind an wichtigen Stellen der Erzählung die Thaten des Helden in Verbindung mit Motiven gebracht, die seinem Schicksal einen politischen Hintergrund geben: sichtliches Gewicht liegt darauf, wie Gallus in Beziehungen zu weltlichen Herren tritt, besonders zu Gunzo, und wie namentlich durch die Heilung seiner Tochter Fridiburg solche Verbindungen mit König Theuderich entstehen, die für rechtliche und politische Stellung des Klosters St. Gallen von Wichtigkeit sind.

In der zweiten Gruppe herrscht ein Motiv, das merklich die Komposition beeinflusst hat: das von der 'Versündigung' des h. Gallus. Als Columba vom Bodensee weg nach Italien ziehen

[1]) Gedruckt bei Meyer v. Knonau S. X.

will, leidet Gallus am Fieber und muss sich unfähig erklären, mitzuwandern. Aber Columba sagt ihm — *cum hilaritate animi* (c. 10): 'Willst Du meine Mühen nicht teilen, so wirst Du auch, so lange ich lebe, keine Messe feiern'. Dieser Bann wirkt bedeutsam nach: um seinetwillen lehnt Gallus später den ihm angetragenen Constanzer Episkopat ab, und stark ist die Scene (c. 29) herausgearbeitet, als er an einem Sonntag bei Tagesanbruch den Maginald weckt und alles zu seiner Messe vorbereiten lässt, die er endlich feiern wird: denn der Geist sagt ihm, dass Columba im fernen Italien eben gestorben. Die Motivierung jenes Interdikts hat allen Bearbeitern der Vita Mühe gemacht. Wetti begnügt sich mit einem unklaren *causa retinendi eum secum*, das uns nicht fördert. Man erkennt, dass ein fest gegebenes Motiv überliefert war.

So gehen geistliche und weltliche Motive die ganze Erzählung hindurch neben einander. Bestimmte Orte der Handlung sind genannt: der Gau, wo Columba sich mit Gallus im Frankenreich zuerst niederlässt, heisst zunächst kurz (c. 3) *heremus quem vulgalis opinio nuncupat Vosagum*, gleich darauf hören wir aber, dass verfallene Mauern und warme Quellen am Orte sind, und der Platz wird als *Luxovium* bezeichnet. Der Ort *Tuccinia* (c. 4) wird nur geographisch bestimmt, für Bregenz aber fetter Boden und Seelage ausgesagt (c. 6), und die Beschaffenheit des *heremus* an der Steinach beschreibt ausführlich Hiltibold, der ihn kennt (c. 11). Hierher sind auch die epischen Detailzüge zu rechnen, durch die die Handlung anschaulich wird; sie finden sich im ersten Buch in den genrehaften Fischscenen (c. 7. 12), reicher an ihnen ist die Darstellung der Ankunft der Wanderer an dem Orte, an dem der Heilige St. Gallen gründete, und die Wahl des Platzes (c. 12. 13); besonders zahlreich, bestimmt und auf verschiedene Verhältnisse des täglichen Lebens bezüglich sind sie im zweiten — Wunder- — Teile.

Die Beweggründe der Handlungen aber sind regelmässig geistlich-asketischer Natur, die in lebhafteren Farben gehaltene Begegnung mit Willimar wird stark idealisiert durch ausschliessliche Hervorhebung der geistlichen, religiösen Freuden (c. 6), Tier- und Dämonenwelt wird dem Heiligen unterthan durch die göttliche Kraft, die ihm innewohnt, und muss seinen Zwecken dienen; die erbauliche Aufgabe des Werkes steht voran, die geschichtlichen Züge treten nur trotz ihr hervor.

Von den schriftlichen, litterarischen Quellen, die Wetti benützte, vermögen wir nur die Vita Columbani des Jonas greifbar zu fassen. Er hat noch andere gehabt: an drei Stellen glaubte man Spuren zu grunde liegender lateinischer Rhythmen erkennen zu sollen,[1]) bei dem Fluch, den Columba über Tuggen ausspricht (c. 5), in dem Gespräch des Wasserdämons mit dem Bergdämon (c. 8), in dem Feuerwunder (c. 46). Von diesen Vorlagen könnte nur die für die Tuggener Vorfälle geschichtliche Keime enthalten haben.

Ehe wir Gozperts Buch von den Wundern des h. Gallus ins Auge fassen, das uns nur mehr in der Bearbeitung des Walahfrid Strabo vorliegt, empfiehlt es sich vorerst ebendesselben Bearbeitung der Wettinischen Vita zu prüfen, um von der Art seiner redigierenden Thätigkeit eine Vorstellung zu gewinnen.

Seine Aufgabe war, wie er selbst erklärt (Thuli S. 1 f.), eine stilistische: in der Sache will er ganz auf den Wegen seines Vorgängers wandeln, nur die unbefriedigende Form des Originals soll geändert werden, hauptsächlich in sprachlicher Hinsicht.

Die geschichtlichen Bestandteile der alten Vita werden im allgemeinen nicht vermindert noch verwischt; Walahfrid erweitert sie vielmehr zuweilen, indem er aus eigener Geschichtskenntnis den Theuderich (W 3) richtig *filius Hildeberti, nepos Sigiberti* (S 3) nennt und ihn ausdrücklich auch als Burgundenkönig bezeichnet, wie den Egilolf (W 9) als *rex Langobardorum* (S 8), zu den Bischöfen von Augst und Speier (W 26) fügt er einen *Veridunensis* (S 26), er weiss das Datum der Constanzer Synode (S 24), weiss, dass Johannes, der Bischof von Constanz werden soll, von 'mittlerer' Abkunft war (S 25), er bestimmt näher den Zweck des Einfalls des Majordoms Pipin (W 45, S II, 3). Aehnliches ist in der Behandlung der Geographie der alten Vita zu beobachten: schon in der Vorrede redet er, anknüpfend an Namen aus der Vita, über Geographie von Alemannien und Irland und beruft sich auf Stellen aus Solinus und Orosius; er benennt aus eigener Kenntnis die Gegend, in die Gallus sich begiebt, um dem Rufe des Gunzo nicht folgen zu müssen (W 17), als *Rhetia Curiensis* (S 15), die Lage der cella des Heiligen ist näher bestimmt (S 23), er weiss einen zweiten Namen für Speier (S 24).

[1]) Vgl. Meyer von Knonau S. XX, Anm. 23; S. 12, Anm. 54.

In der Mehrzahl dieser Fälle ist der Zweck der Erweiterung deutlich erkennbar: Verdeutlichung durch Mitteilung bequem bereitliegenden gelehrten Wissens. Bewusstes historisches Interesse ist vielleicht nur an einer Stelle wahrscheinlich, dort wo er (S II, 8) am Schluss des Wunders vom Wachsdieb aus dem Bericht der Vita (c. 49) die Notiz weglässt, dass der wunderbare Stein 'noch heute' aufbewahrt werde — falls daraus zu schliessen wäre, dass er zu Walahfrids Zeit nicht mehr gezeigt wurde. Möglich aber wäre auch, dass Walahfrid die Anführung dieses Zeugnisses für die Wahrheit des Berichteten nicht für nötig hielt, verschmähte, da wir solche Tendenz in seinem Verhältnis zu Gozperts Werk beobachten werden. Wäre das der Fall, so läge auch darin ein Anzeichen für schwindendes historisches und vortretendes religiöses Bewusstsein, wie wir es sonst noch an Einzelzügen seiner Bearbeitung der Vita erkennen. Denn auch die in der Vita (c. 41) stark betonte Berufung auf das Zeugnis des Meginald und Theodor lässt er weg (S 32), und der *paraliticus quidam nomine Maurus* (W 39) heisst bei ihm nur *quidam mendicus* (S 31). Dem Kerzenwunder bei des Heiligen Bestattung giebt er andere symbolische Deutung (W 40: *ut vere clatesceret lumen inextinguibile, quod Gallus diligebat absque mundiali amore* — S 34: *qua apud se claritate spiritus fulgeret amici*). Er fügt moralisch-religiöse Schlussbetrachtungen an einzelne Facta, z. B. die Vertreibung der Schlangen[1]) (W 15, S 13). Der Wortlaut der zahlreichen direkten Reden der Quelle wird nicht geschont — Walahfrid betrachtete ihren Stil ebenso sehr als Eigentum des Verfassers wie den der erzählenden Stellen. Er kürzt oder erweitert sie, er erfindet selbst neue, Motive unterlegend, die er der gesamten Situation und der Person, die er reden lässt, für angemessen hält; dabei teilt er durchaus nicht den abstrakten Idealismus Wettis — man sehe die Motive, die Hiltibold dem Gallus gegen die Zumutung nennt, allein nach Arbona zurückzukehren (S 14). Auf rein rationalistische Weise erklärt er auch das Mess-Interdikt, das Columba über den zurückbleibenden Gallus ausspricht, wie sich es etwa der Leser auch zurechtlegen würde, wenn er wie

---

[1]) Ob man mit Thuli S. 20, Anm. 51 fortsetzen darf: 'dagegen übergeht Wal. die Angabe in seiner Quelle, betreffend die wachsende Macht und Ausbreitung des Christentums', ist mir sehr zweifelhaft; denn die in W folgenden Worte: *Creator angelicae virtutis magis ac magis adoratur eique gratiarum actiones aguntur* beziehen sich doch wohl nur auf Gallus und Hiltibod.

Walahfrid das dunkle *cum hilaritate animi* missachtete und überginge (S 9).

So ist denn auch der Reichtum an Zügen aus der Wirklichkeit bei ihm grösser: als Columba und Gallus bei Willimar ankommen und eintreten, fügt Walahfrid hinzu: *qui pacem domui imprecantes deposuerunt sarcinulas suas* (S 5); man vgl. die Wiedereinweihung des Heiligtums der h. Aurelia (S 6), die häuslichen Arbeiten der Brüder (S 6) u. s. w. In allen diesen Fällen arbeitet er erfindend, mit diesen Zügen will er nicht ein historisches, sondern überhaupt ein anschauliches Bild zeichnen, sie gehören durchaus in die Linien der formalen Umgestaltung, der er Wettis Stil unterwirft.

Aus alledem wird klar, einerseits, dass er den wesentlichen Inhalt der alten Vita nicht antasten wollte, ihre geschichtlichen Züge sind daher in der Hauptsache erhalten, andrerseits aber, dass er in der Art wie er diesen Inhalt auszudrücken habe, durchaus nicht an sie sich gebunden erachtete: der erbauliche Zweck war besser zu erreichen, wenn die Form der Mitteilung dem Geschmacke der Zuhörer besser entgegenkam. Das lag schon im Sinne des Auftrags, der ihm zuteil wurde.

Dieselben ästhetischen Rücksichten treten in der Bearbeitung von Gozperts Buch der Wunder hervor. Auch hier dürfen wir auf Grund des Verhältnisses zwischen W und S annehmen, dass der Sachinhalt von Walahfrid im wesentlichen übernommen wurde, dass er also aus Walahfrids Bearbeitung noch zu erkennen ist. In dieser Beziehung nun sehen wir, dass der Erzählung der Wunder ein Abriss der Geschichte der cella bis zu ihrer Gestaltung als Kloster vorausgeschickt ist; ebenso sind geschichtlich gehalten die Kap. 14 u. 15 über Warins und Ruodharts Angriff auf Abt Otmar, die Einsetzung des Reichenauers Johannes als Abt, die Verwandlung St. Gallens in ein bischöflich constanzisches Kloster. Diese zwei Kapitel dienen aber als Grundlage für das an Bischof Sidonius von Constanz, beziehungsweise an den für ihn bestimmten Vorräten sich ereignende strafende Wunder (S II, 16): in Gozperts Werk spielen schon stark die Feindseligkeiten zwischen St. Gallen und dem Bischofsitz Constanz ein.[1]) Die wirtschaftlichen Interessen schimmern durch in dem Wunder, das die hungrigen Schweine zur Zeit einer Futternot auf reiche Weide

[1]) Vgl. Meyer von Knonau Anm. 216. 238.

führt und die gemästeten aus der fremden Gegend dann zum Kloster zurückbringt (S II, 18); und dergleichen die Oekonomie des Klosters betreffende Wunder werden noch mehrfach erzählt (Strafe für angezündete Viehstätte, Waldfrevel, Mägderaub u. a.). Solche kulturhistorische Züge sind in grösserem oder geringerem Masse Gemeingut der Legendengattung, wichtiger sind die früher erwähnten, im engeren Sinne historischen; sie stellen auch Gozperts Werk in dieser Hinsicht noch auf dieselbe Stufe, auf der das des Wetti steht.

Und darauf wendet Walahfrid ebenfalls seine formal erneuernde Thätigkeit. Ausdrücklich sagt er, seine Bearbeitung bezwecke, gleichen Stil der beiden Quellen — Wetti und Gozpert — herzustellen. Wie stark die ästhetische Rücksicht war, lehrt die Stelle (S II, 9), an der er erklärt, er lasse die von Gozpert genannten Namen der Wunderzeugen weg, um durch sie das Latein nicht zu verunstalten,[1]) und für die Abnahme historischen Sinnes zeugt sein Zusatz: 'denn ich weiss, dass die Gläubigen an der Wahrheit des Gesagten nicht zweifeln dürfen, weil ja, wie allbekannt, nichts von dem, was ich berichte, Gott unmöglich ist'.

Sehr starke Veränderung des Charakters der alten Vita liegt in der nächsten Stufe der Bearbeitung, der Vita metrica, vor. Dümmler hat erkannt, dass sie auf der Arbeit Walahfrid Strabos beruht.[2]) Ihr Verfasser scheint das haben ausführen

[1]) *ne Latini sermonis inficiant honorem*; vgl. Otfrids verwandtes Motiv, an Liutb. 101 f.

[2]) Dass der Poet auch die alte Vita gekannt hat, halte ich an sich für wahrscheinlich, und ich finde auch Spuren eines formellen Einflusses derselben:

Vm 1 ff.	W c. 1
Sol qui multifluo distinguit lumine mundum, Cum soleat rubeo nobis oriente renasci, Alter ab occidua radius tamen ortus Hierne Transiit ad flavos Alamannica in arva Suebos	*Igitur cum de remotis partibus mundi arbiter orbis lumen nostratibus refulgere disposuisset.* (Dieser Gedanke fehlt S).
Vm 80	W 7
Plebs venerabatur supplex tum vota ferendo	*quibus magis quam creatori mundi vota reddendo credebat.*

Walahfrids Ausdruck S 6 *quas populus adorabat . . et oblatis sacrificiis dicere consuevit* . . steht ferner, obwohl unmittelbar vorher und nachher S

zu wollen, was Walahfrid in der Vorrede zur Bearbeitung von W für spätere Zeit in Aussicht gestellt hatte, ohne es aber thatsächlich ins Werk zu setzen: *huius operis agreste pulmentum postmodum aliquibus metrorum condimentis infundam.* Im Sinne der Zeit ist ihm sein Vorhaben gelungen, und die reichliche antike Phraseologie, die er verwendet (s. Dümmler S. 266), wird von den Kennern als Würze empfunden worden sein.

In dieser stilistischen und rhythmischen Umprägung werden aber die historischen Bestandteile herausgeschmolzen, die Walahfrids Werk noch von seiner Vorlage her an sich trug. Das Historische in S 2 und 3 wird verwischt und von den geschichtlichen Namen nur der der Brunnihild genannt, die Namen Agilulf, Fridiburga, Magnoald, Theodor verschweigt er ganz. Die Aufzählung der Bischöfe bei der Constanzer Synode (906 ff.) fehlt.

---

deutlich die Quelle ist. Doch ist auch die antike Phraseologie, die der Poet, wie Dümmler zeigt, hier nachahmt, in Betracht zu ziehen.

Vm 96 ist der Gedanke, dass Columba die alte Basilika wieder herstellt, im selben Zusammenhang wie W 7 ausgedrückt. An dieser Stelle fehlt er in S, doch hat ihn Walahfrid zu Anfang des Kapitels (6).

Vm 107	W 7
pecori insidiatus aquoso	*squamigero gregi insidias componens.*

Aber man beachte, dass die Phrase dem Poeten auch sonst geläufig ist, vgl. 1318.

Vm 169 ff.: Als Columba nach Italien zieht und von Gallus sich trennt, hat Vm eine Reflexion über die Erspriesslichkeit dieser Trennung, so wie W (nicht aber S — an dieser Stelle), und ungefähr ähnlichen Sinnes wie W. Man vgl. auch im selben Zusammenhang

Vm 169	W 10
Christi praesaga voluntas	*divina providentia*
Vm 173	W 10
Auctior ut messis amplis consurgeret agris	*ut electus dei Gallus servaretur genti illi ad lucrum sempiternum.*

Auch S hat eine verwandte Reflexion (*Ire cum magistro non potuit, ut nobis viam veritatis ostenderet* S 9), aber sie steht erst nach der Nennung Willimars am Schlusse des Kapitels und sie hat das von dem Poeten Vm 187 ff. Gesagte angeregt.

Vm 1300	W 32
Illorumque animos blando sedaverat ore	*His aliisque dulcifluis verbis repressi sunt.*

Diese Bemerkung von der entgegenkommend freundlichen Rede fehlt S 28. Doch beachte man, dass *ore blando* (s. Dümmler z. St.) klassische Reminiscenz ist, und da der Poet *animos* wie S (*His ... verbis animos eorum ab spe .. amovit*) hat, so könnte das Zusammentreffen mit W zufällig sein.

Dieselbe Abneigung hegt er gegen die geographischen Namen. Der Wohnort Gunzos wird nicht benannt, statt Quadravades schreibt er 422 f. bloss *vicus quidam,* in der Bearbeitung von S 21 lässt er den Namen Rhein, in der von S 24 den Ort der Synode weg.[1]) Schärfere chronologische Bestimmungen fallen fort: das *septima post haec die* S 15 < Vm 374, das *triennium,* während dessen Johannes bei Gallus weilt (S 23 < Vm 875—905), dass Magnoald acht Tage zur Heimkehr brauchte (S 26 < Vm 1160).

Dasselbe Streben nach einer gewissen stilisierten Allgemeinheit tritt in der Beseitigung auch anderer Zahl- und Massangaben zutage — es fehlt die Zwölfzahl der Brüder Vm 1093 ff., das Mass des grossen Fisches 1322 —, in der Verwischung von Details aus dem Leben — die Speisenaufzählung S 17 zieht er 534 in *potus cibique* zusammen.[2]) Er zeigt mangelnden Sinn für Vorfälle anekdotenartiger Natur, wie z. B. Willimar zur Kenntnis der Wunder gelangt, die Gallus in der Einöde gewirkt hatte S 14 — darauf spielt er ganz nebenbei an und unverständlich für den, der die Quelle nicht kennt 365. Die hübsche Geschichte vom Bären wird ohne jede Anschaulichkeit in zwei Verse zusammengedrängt (268 f.) und verdorben, dafür aber reflektierend der Gedanke ausgeführt, dass Hiltibold den Vorfall gesehen und dass ihm Schweigen auferlegt wurde. Die Dämonengeschichte S 12 wird gekürzt.

Reflexionen aber stellt er breiter dar und fügt deren zahlreiche, religiöser und moralisierender Art, besonders an den Schlüssen der Abschnitte hinzu, auch Gebete, Schriftstellen.[3]) Bemerkenswert ist die breite Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten 735, auch die Synodalscene ist breiter ausgeführt 906.

Die formale Freiheit, die der Poet seiner Vorlage gegenüber sich herausnimmt, ist weit grösser als die, mit der Walahfrid die Vita behandelte. Von historischem Bewusstsein ist keine deutliche Spur mehr wahrnehmbar, der rein erbauliche Zweck und Gehalt steht im Vordergrunde, dazu tritt aber noch eine ästhetisch-rhetorische Absicht, die nicht unterschätzt werden darf. Der Verfasser will Wirkungen ausüben, namentlich in den

[1]) Es fällt daher auf, dass er Vm 56 eine Notiz über die geographische Lage von Arbona zufügt.

[2]) Den Begriff *pauperis et egeni* S 19 führt er hingegen 692 ins Einzelne aus.

[3]) Vgl. 169, 504, 568, 598, 645, 868, 901, 1013, 1085, 1212, 1355, 1409, 1658, 1776.

schildernden Stellen, man vergleiche, wie er den Vorgang steigert, in dem sich die Irrsinnige den Händen der Haltenden entreisst 457. Er hat auch Sinn für schriftstellerische Oekonomie: das Kapitel S 20 lässt er ganz weg — es ist in der That entbehrlich, und der Poet hätte z. T. das, was er schon früher sagte, wiederholen müssen; in der Bearbeitung der Kap. S 21 und 22, die er — als reich an schildernden Motiven — sonst mit Liebe ausführt, fehlt ganz der Bericht, den Fridiburga dem König über ihre Genesung erstattet; auch hier hätte schon Gesagtes wiedergesagt werden müssen. Dadurch entfällt aber auch, und das ist zu betonen, die historisch sich geberdende Nachricht von der Schenkung, die der König dem Gallus macht:[1]) die poetische Oekonomie war dem Verfasser wichtiger als die Erhaltung einer politisch-historischen Nachricht. Die den Zusammenhang der Translatio unterbrechenden Kap. S 31. 32 hat er aus ihr herausgehoben und berichtet ihren Inhalt erst nach jener, den Schluss der Translatio durch die lange Lobpreisung 1549 ff. kennzeichnend.

Charakteristisch für die Art der drei Werke — W, S, Vm — ist die Stelle, wo Gallus' Predigt nach der Wahl des Johannes erzählt wird. Ihr Inhalt ist eine Uebersicht über alt- und neutestamentarische Geschichte, von der Schöpfung bis zum jüngsten Gericht. In der Vita ist ausdrücklich die allegorisch-moralische Tendenz hervorgehoben, in der Gallus sie dargestellt habe. Walahfrid bringt der Stileinheit zu Liebe nur das biblisch-historische Gerippe und lässt den deutenden Einschlag weg — der allegorische Sinn ergab sich für den Schüler des Rabanus und Bearbeiter seiner Bibelkommentare von selbst. Aehnlich verhält sich der Poet, nur merkwürdig kurz — seiner Rhetorik war dieser Stoff wohl zu abgegriffen (W 28, S 25, Vm 1041).

Derselbe Gozpert (der jüngere), der das Buch von den Wundern verfasst und den Verfasser der Vita metrica zu seinem Werke veranlasst hatte, hat auch den Ellwanger Mönch Ermenrich, der damals an der St. Galler Schule weilte, *cum quadam ui* angeregt, das zu thun, woran Walahfrid durch seinen Tod verhindert worden war: das Leben des Gallus in Versen darzustellen. Wir erfahren das aus dem bunten Inhalt des Sendschreibens, das Ermenrich zwischen 850 und 855 an den Erzkaplan Grimald

[1]) Vgl. über sie Meyer v. Knonau S. 29, Anm. 107.

richtete;[1]) hier bringt er auch Proben seiner Arbeit an jenem Stoffe. Sie gehen über eine prosaische und über metrische Einleitungen nicht hinaus. In jener redet er (S. 42) *de situ patriae huius* (sc. *Galli*) *et fluminibus eius, Rheni scilicet atque Danubii* und deutet allegorisch das, was er dem Beda über Irland entnommen hat; darein schiebt er eine kurze Uebersicht über die Hauptstationen der Reise der beiden Heiligen Columba und Gallus; der Frankenkönig Hlothar, Theoderich und Brunnihild, die Gründung Luxeuils sind dabei erwähnt. Quelle war ihm Walahfrids Prosa.[2]) Die metrischen Einleitungen sind Gebete, ferner wieder eine breit ausgesponnene Geographie — zum Leben des Gallus kommt er auch in ihnen nicht.

In dem Gebet an die Trinität (S. 41, v. 31) und der vorausgehenden Prosa (S. 37), sowie zu Beginn der metrischen (S. 44, v. 6) und der prosaischen Geographie kündigt er sein Vorhaben allerdings als eine Vita Galli an. Aber im eigentlichen Sendschreiben (S. 34) umschreibt er seine Absicht als ein *uirtutum eius quosdam floscellos decerpere*, und der Satz ebendort: 'er hätte den Wunsch des Gozpert erfüllt, wenn dieser etwas Geduld gehabt hätte' zeigt deutlich genug, dass er den Auftrag in der That nicht ausgeführt hat und schwerlich mehr von seiner metrischen Arbeit dem Grimald mitzuteilen hatte, als seinem Sendschreiben beigegeben war.

Gozperts 'Ungeduld' äusserte sich, erzählt Ermenrich, darin, dass er zu eben der Aufgabe, die er dem Ermenrich gestellt, 'einen neuen Homer über den Rhein her rief' (S. 34); und auf noch andere, die mit dem Gallus-Stoff sich beschäftigten, wird angespielt. Nun ist 850 die früher besprochene Vita metrica vollendet worden, nach Walahfrids Tod († 849) war Ermenrich nach St. Gallen gekommen — so ist es wohl möglich, dass gleichzeitig von mehreren Seiten die Aufgabe einer Vita metrica zu lösen versucht wurde, Ermenrich nach kurzem Anlauf davon ab-

---

[1]) Ermenrici epistola ad Grimaldum ed. E. Dümmler S. 34. Vgl. dazu Dümmler in den Mitt. der antiquar. Gesellsch. Zürich 12, 248 ff. und in den Forsch. zur deutschen Gesch. 13, 473 ff.

[2]) Es ist an sich wahrscheinlich und wird durch die Phrase *tanti luminis iubar* S. 42 (vgl. S 1 *splendidum ignei solis iubar*) erhärtet. So hat ihm wohl auch den Gedanken zu dem geographischen Exkurs die geographische Einleitung Walahfrids gegeben.

stand, als ein anderer sie gelöst hatte, und so nur das, was er damals zustande gebracht, an Grimald sandte.[1])

Wie seine Arbeit, wäre sie vollendet worden, zu den historischen Bestandteilen der Legende und in dieser Beziehung zu den Vorgängern sich verhalten hätte, ist aus der kurzen Stelle, in der Ermenrich Legendenstoff bringt (S. 42), nicht zu entnehmen; zwar enthält sie gerade Historisches, aber man beachte, dass der geographische Zusammenhang, in dem sie steht, zur Auswahl dieser geschichtlichen Angaben den Anlass bot, und dass die Auswahl recht willkürlich ist — Hlothar ist genannt, wo man der Quelle gemäss Sigibert erwartete, auch Theudebert ist übergangen. —

Auf die Reihe W S Vm, in der fortschreitendes Verblassen des historischen Charakters wahrzunehmen ist, folgt nun Ratperts Lobgesang.

Sein wesentlicher Inhalt ist Leben und Tod des h. Gallus. Stofflich liegt in der Hauptsache jene Sachüberlieferung vor, die uns in der alten Vita und ihrer Bearbeitung durch Walahfrid gegeben ist. Die Ausdrucksform der Eckehardischen Uebersetzung des Lobgesanges ist im Ganzen unabhängig von dem Latein jener beiden, und da uns der Uebersetzer versichert, er habe so nahe als möglich an das Original sich gehalten, so darf man annehmen, dass auch Ratpert in der Prägung seines deutschen Werkchens selbständig und von der Form der lateinischen Vorgänger unbeeinflusst war. Unter solchen Umständen wird die Entscheidung, welche der beiden, stofflich ja im ganzen identischen Quellen er für den Lobgesang benutzt hat, schwierig.

Ich kann mich der in MSD.[3] 2, 79 ausgesprochenen Ansicht, dass Ratpert 'in dem deutschen Lobgesang, wie im Eingang seiner Casus St. Galli im ganzen der alten . . . Vita, nicht der Bearbeitung von Walahfrid' gefolgt sei, nicht anschliessen. Zunächst enthält nämlich das für uns in Betracht kommende 1. Kap. seiner Casus wörtliche Anklänge an Walahfrids

---

[1]) Zu dem Versuch, aus den Andeutungen Ermenrichs S. 34 (wozu vielleicht noch S. 45, v. 57 ff. zu halten?) den Verfasser der früher besprochenen Vita metrica zu erraten, verhalte ich mich ebenso skeptisch wie Dümmler Poet. lat. 2, 266, Anm. 3.

Werk,[1]) die seine Benützung beweisen. Der Lobgesang selbst ferner stellt sich durch folgende Einzelheiten näher zu S als zu W: 1) 6, 2 *motus quod restet* spricht Columba das Messverbot aus — die Parallele aus S ist MSD. z. St. zitiert. 2) Bei Wetti 41 ist bloss die Kette, die man in des Heiligen *capsella* findet, blutbesprengt (*infusa sanguine*); bei Ratpert aber heisst es 15, 4 *Cruore perfusum horrebant et cylicium,* und auch S 32 hat *adeo ut de eisdem vulneribus cruor decurrens cilicium per loca perfuderit.* Dass eben diese Vorstellung Walahfrids auch in Ratperts Erinnerung war, wird noch wahrscheinlicher dadurch, dass S ausser ihr auch noch die genaue Umschreibung des eben zitierten Wortlautes W hat. 3) Das Wunder mit den wilden Pferden 16, 1 wird nach der Entdeckung der Kasteiungen gebracht, wie bei S, nicht aber in W.

Eine vierte, schon in MSD.[3] 2, 82 bemerkte Uebereinstimmung wäre an erste Stelle zu setzen gewesen, wenn sie als Entlehnung aus S sicherer angesprochen werden könnte: 13, 4 weiss nämlich Ratpert, dass Gallus *ob Michahelis festum* nach Arbon zog; diese nähere Zeitbestimmung fehlt in der Vita, Walahfrid soll aber ebenfalls S 29 *in die solemni, scilicet sancti Michahelis* geschrieben haben. So liest man wenigstens in dem von Goldast Rer. alem. SS. (1730, S. 160b) herausgegebenen Texte, und nach ihm haben Müllenhoff (und Dümmler, Poet. lat. 2, 463 n. 10) die Stelle zitiert. Die neue hauptsächlich nach der ältesten Sangaller Hs. 562 gearbeitete Ausgabe von Thuli enthält aber den Zusatz vom Michaelsfest nicht, und es entsteht der Verdacht, dass er vielmehr aus dem Lobgesang in ein späteres Exemplar von S gelangt sei.

Diesen mehrfachen Spuren, die auf S hinweisen, steht nur eine einzige gegenüber, bei der die Wahl zwischen W und S auf

---

[1]) Mon. Germ. SS. 2, 61
Ingressi igitur heremum, quae Vogesus nominatur, locum invenerunt antiquitus cultum sed tunc vetustate collapsum penitusque destructum, aquis tamen calidis speciosum, nomine Luxovium.

S 2
.. *heremum, quae Vosegus dicitur, cum suis intravit. Invenerunt autem locum muris antiquitus septum, calidis aquis irriguum, sed jam vetustate conlapsum, qui vulgo Luxovium vocabatur.*

Man vgl. dagegen den Wortlaut W 3. Und dergleichen noch mehr: Z. 13 der Ausdruck *conversatione*, Z. 21 die Art der Nennung Tuggens, der Zusatz *regem Langobardorum* zu Agilolf, die Motivierung des Mess-Interdikts u. a.

W als Vorlage führt: 3, 4 *castro de Turegum,* dem sich W 4 *castellum Turegum* viel näher stellt als S 4 *ad lacum Turicinum.* Die Uebereinstimmung fällt um so mehr auf, weil in nächster Nachbarschaft die Namenform *Tucconium* verwendet wird, womit S — gegen W *Tuccinia* — den Ort Tuggen bezeichnet.

Wüssten wir nicht, dass Ratpert im 1. Kapitel der Casus thatsächlich vom Wortlaut Walahfrids beeinflusst war, so könnte man trotz den nachgewiesenen Berührungen des Lobgesanges mit S noch immer an eine durch Walahfrids Werk mitgeschaffene mündliche Ueberlieferung denken, auf der das ganze volkstümliche Lied ruhte — denn wir werden noch mannigfachen Abweichungen, Auslassungen, Zusätzen begegnen, durch welche R sich von allen Formen der schriftlichen Tradition unterscheidet. Auf Grund der Sachlage in den Casus wird man sich aber gezwungen sehen, Kenntnis von S, unmittelbaren Einfluss von S auch im Lobgesang vorauszusetzen. Man ist daher auch nicht behindert, Uebereinstimmungen in Namenformen auf Rechnung eben dieser Vorlage zu stellen: zu dem schon genannten *Tucconium* kommt 2, 3 *Magnoaldus* (mit S, gegen *Maginaldus* W), 5, 1 *Brigantium* (so auch S 5, gegen *Pergentiam* W 6) und 7, 3 *Hiltibaldus* (mit S, gegen *Hiltibodus* W, schon MSD.[3] 2, 80 bemerkt).

Die Sangaller Heiligenleben waren natürlich auch zu mündlichem Vortrag bestimmt, und die Walahfridische Modernisierung, die ja auf Wunsch der Sangaller verfertigt wurde, wird wohl den älteren, formell missfälligen Text verdrängt haben. Ob daher das *castrum Turegum* unmittelbar aus ihm stammt, lasse ich ebenso dahingestellt, wie eine auffällige Uebereinstimmung mit Vm — dessen direkter Einfluss sonst nirgends sichtbar ist —: 15, 1 motiviert Ratpert die Entdeckung der Kasteiungen damit, dass man den Leichnam entblösste, um ihn der Sitte nach zu waschen: weder S 32 noch W 41 haben diese Einzelheit, wohl aber Vm 1098: *Defuncti corpus cari lavere clientes* . . . (1710) *Interea Galli dum tractant membra beati Discipuli, inveniunt capsellam* . . .

Wie dort die lateinische Terminologie kann hier volkstümliche Vorstellung und Ueberlieferung das Zusammentreffen bewirkt haben.

Und auf Einflüsse, die abseits von dem uns bekannten Schrifttum liegen, weist in der That sonst noch manches.

Welche sind die 'drei Meere', durch die die irischen

Sendboten fahren, ehe sie nach Gallien kommen 2, 2?[1]) Magnoald und Theodor sind 2, 3 Begleiter des Columba von Irland her: Wetti nennt sie erst c. 10 in einem Zusammenhang, der sie als Schüler des Willimar in Arbon vermuten lässt, Walahfrid c. 9 bezeichnet sie ausdrücklich als clerici des Willimar. Chilianus 2, 4 ist ganz neu. Die Randbemerkung in der Sg. Hs. 393 *sic in teutonico canitur* deutet wohl an, dass seine Nennung auch dem Uebersetzer selbst merkwürdig schien.[2]) 9, 3 ff. weiss von Rodung, wovon weder W noch S etwas haben, und auf ein Rodefeuer bezieht Ratpert 9, 5 das Bärenwunder. Ganz neu ist, das Gallus 12, 3 auf einem Höhengipfel stehend die Seele des Columba zum Himmel führen sah (anders und unter sich übereinstimmend W 29, S 26, Vm 1098).

Die Reihenfolge der Ereignisse wird verschoben: der Bregenzer Dämonenlärm (W 8, S 7) — denn wohl nur auf ihn weist inhaltlich der Halbvers *Clamant damna dæmones* — ist in die Einöde versetzt, in die Hiltibald den Gallus führte 7, 4. Das dreitägige Fasten steht 9, 1 — gegen W 15, S 14 — vor den Erlebnissen mit dem Bären, den Steinacher-Dämonen und den Schlangen. Das Fischwunder 13, 2 (W 33, S 28) ist vor das Balkenwunder 13, 3 (W 31, S 27) gestellt. Die Umstellung dieser beiden war leicht möglich, wenn man, wie der Lobgesang thut, das Fischwunder aus dem Zusammenhang, in den es gehörte — der Berufung des Heiligen zur Abtwürde in Luxeuil — loslöste; auch die Versetzung der ersten Dämonenbannung wird verständlich, weil dadurch ein und derselbe Schauplatz für die beiden verwandten Vorgänge (7, 4; 11, 1) gewonnen wird; die drei Tage des Fastens endlich geben bequemen Raum für die im folgenden erzählten Handlungen: sie wurden in diese Zeit verlegt, statt vor sie, und dadurch zeitlich näher bestimmt — in W und S fehlt ihnen solche Bestimmtheit.

Es ist also immerhin möglich, dass diese Gruppe von Veränderungen mit der Vereinfachung der poetischen Oekonomie, der Zusammenrückung des Gleichartigen zusammenhängt, die

---

[1]) Dieselbe Vorstellung in Eckehards Versus ad picturas claustri s. Galli, ZfdA. 14, 35, Z. 9 *Aequipar ad uotum marium ter uincere motum,* und darüber seine Glosse: *tria maria sunt inter Hiberniam et Galletiae continentiam.*

[2]) Wieder in den Versen Ad picturas z. 8 steht über *cum simul allectis patriae decedere tectis: cum Chiliano ut aiunt et ceteris multis.* Beruft sich hier Eckehard mit *ut aiunt* auf Ratperts Lied? — Vgl. auch unten S. 303, Anm. 1.

solche Stoffe bei breiterer mündlicher Ueberlieferung erleiden. Dass die Geschichten vom h. Gallus im Volksmunde umliefen, dafür scheint mir ein sicherer Anhaltspunkt das Vorhandensein der Dämonengeschichten und deren starke lokale Färbung.

In der Wechselwirkung zwischen mündlicher Sage und gelehrt-geistlicher Aufzeichnung kann es geschehen sein, dass — wie sonst auch nachweisbar — eine bestimmte Stufe der schriftlichen Aufzeichnung ins Volk drang, in unserem Falle Stoff und Zusammenhang der Wettinischen Vita. Er konnte dann ein Sonderleben weiter führen und sich selbständig entwickeln und verändern, oder der Einfluss von der gelehrten, geistlichen Seite des Schrifttums aus setzte sich fort und erzeugte einen gewissen Parallelismus des mündlichen und schriftlichen Zweiges.

Diesen Vorgang anzunehmen, legen die Ergebnisse der Vergleichung nahe, die wir zwischen R, W, S anstellten. Hält man es für wahrscheinlich, dass Ratpert für den Lobgesang von S beeinflusst war, so liessen sich die einzelnen Abweichungen von dem Gange der anerkannten Quelle S — bei der im ganzen doch herrschenden grossen Uebereinstimmung im übrigen — schwer verstehen und schwer mit der Rezeption von S in Ratperts Casus vereinigen, wenn man sie nicht daraus erklären will, dass neben der schriftlichen eine mündliche Tradition lief, die mit jener im ganzen übereinstimmte, aber doch einige Abweichungen herausgebildet hatte, die bei der Aehnlichkeit des Ganzen nicht auffielen, nicht die Vorstellung eines Fehlers hervorriefen und sich in der gedächtnismässigen Erinnerung leicht mit der als kanonisch geltenden schriftlichen Form in ein Ganzes verschmelzten.

Dieser Ansicht ist auch Müllenhoff, MSD. [3] 2, 79. Für unseren Zweck müssen wir aber nun weiter fragen: welche Auswahl aus dem Stoff der Vita S hat Ratpert getroffen, und stellt uns diese Auswahl vielleicht an und für sich schon diejenigen Elemente der kanonischen Tradition vor, die volksmässig geworden waren?

Die Einleitungsstrophe nennt, unter geistlichen Gedanken, Ausgangsort und Endziel des Lebens des Heiligen. Es folgt die Seereise mit Nennung der Genossen, dann die Hauptstationen der Landwanderung: Luxeuil, Ursache der Weiterreise, Zürich und Tuggen, dort die Götzenverbrennung. Wieder die Ursache weiterer Fahrt, Arbona und Willimar, dann Bregenz, Tempelweihe dort und Christenlehre durch Columba, Ermordung der zwei Genossen, Flucht nach Italien. Von da ab (6) ist Gallus allein der Held.

Das Messinterdikt, Krankheit und Genesung. Wanderung in die Einöde; von hier, Str. 7, 3 bis 13, 4 ist kein anderer Ort der Handlung mehr genannt, als ob alles in diesem Stück Erzählte hier vorgegangen wäre: Drohung der Dämonen, Geschichte vom Dornbusch, das dreitägige Fasten, die Rodung und der Bär, Vertreibung der Dämonen und der Schlangen, Heilung der Herzogstochter, Gallus verteilt die erhaltenen Geschenke; Bischofswahl, Johannes; Columbas Tod, Fisch- und Balkenwunder. Dann — von 13, 4 ab — Reise nach Arbona, geistliche Thätigkeit dort, Krankheit und Tod. Heilungswunder; die Kasteiungen werden entdeckt. Ueberfuhr des Leichnams mit dem Pferdewunder. Schlussstrophe.

In dieser für den Leser hastig ablaufenden Stoffmenge treten als Ruhepunkte mit stärkerer Betonung nur hervor 1) das Motiv vom Messinterdikt samt den daran hangenden von Krankheit und Genesung des Gallus, 7 Zeilen, zu denen im weiteren Verlauf noch die Stelle von der Lösung des Bannes kommt, 4 Zeilen, (während sonst in sich abgeschlossene Erzählungsmotive mehrmals mit einer, zuweilen mit einer halben Zeile abgethan werden); 2) das Motiv vom Dornbusch, an welchem die Wahl des Ortes für das spätere Kloster und die Rodung des Platzes hängt, samt dem Motiv vom Bären, der dabei mithilft, 16½ Zeilen (wenn man die 1 Zeile des eingeschobenen Fastenmotivs mitrechnet); 3) das Lebensende (17 Zeilen), eine Gruppe zusammenhangender Motive, unter denen das von der Kasteiung — in einer ganzen Strophe behandelt — besonderen Platz einnimmt.

Ist auch jedes dieser Motive, einzeln, im Rahmen einer mündlichen Ueberlieferung möglich, so schliesst jene Anordnung und Gruppierung den Gedanken doch aus, dass in dem Verlauf des Lobgesanges das G a n z e einer mündlich erzählten Vita sich wiederspiegele. Zwar die zweite Motiven-Hauptgruppe wäre darin an und für sich möglich, aber unwahrscheinlich ist, dass eine volkstümliche, mündlich entwickelte Form dem Messinterdikt führende Rolle zuerteilt hätte, dass sie die Dämonensagen — ihr eigenstes Gebiet — so kurz behandelt, dass sie die Motive von der Heilung der Tochter des Gunzo und der Bischofswahl örtlich nicht unterschieden, dass sie den Herzog wie seine Tochter namenlos gelassen hätte.

Wir sind vielmehr auf individuelle Auswahl des Stoffes durch den Poeten selbst verwiesen. Und dass da bei Ratpert trotz allem

Sinn für einzelne poetisch-epische Bestandteile — wie die Dornbuschscene und was daran hängt — Auswahl und Gruppierung zuletzt doch von seinem geistlichen Charakter und von seinem geistlichen Zweck geleitet war, nimmt nicht Wunder.

Denn der geistliche Zweck des Ganzen ist nicht zu verkennen, und die Art, wie er erreicht wird, ist nur höhere Stufe einer vorher bereits begonnenen Entwicklung. Charakteristisch ist nämlich hier wie in Vm die Zurückdrängung der historischen Bestandteile: von allen den historischen Herrschernamen der Vita W und S ist nur der Brunnihilds geblieben, auch der Herzog und seine Tochter sind namenlos, der Aufenthalt bei Theudebert fehlt ganz, unter den Beziehungen zu Gunzo ist einzig und allein das Heilungsfaktum genannt, und dieses nur um die Macht des Heiligen über Satan und seine Fürsorge für die Armen, denen er die erhaltenen Geschenke verteilt, ins Licht zu stellen, die Sendung des Magnoald nach Bobbio, die Berufung des Gallus nach Luxeuil, der Tod des Gaudentius von Constanz fehlen. Der einzige historische Name, der ein Mehr bedeutet, ist der des Chilian 2, 4.

Was Ratpert vielmehr sonst hinzufügt, ist geistlicher Art: das Lob Christi 1, 4, die Vorstellung, dass Michael die Seele des Heiligen in den Himmel führt 14, 3 (sie berührt sich mit dem Inhalt der Vision vom Tode Columbas 12, 4 f. und ist wie dieser vielleicht nur typische Wendung für den Begriff seligen Todes), und der geistlich-lyrische Schluss mit seinem dogmatischen Gedanken, dass die *perfecti* am letzten Gericht mitrichtend teilnehmen (MSD.[3] 2, 83).[1])

[1]) In der vorstehenden Erörterung habe ich nur den Text A des Lobgesangs in Betracht gezogen. Denn die beiden anderen Hss. B und C, die nach Dümmler, ZfdA. 14, 10 ebenfalls von Eckehards Hand rühren und authentische Redaktionen sind, weichen grösstenteils nur in formalen Aenderungen ab. Sachlich wichtiger sind nur die Lesarten 8, 3[b] *deum meum invocabo* A] *elegi hunc locum domino* C — hier folgt Eckehard näher dem Wortlaut des an der Stelle angezogenen Psalmes (wie auch W und S ihn haben); 13, 5[a] *Egit missas more* A] *Praedicat hic de more* B, *Praedicat uerbum more* C — in näherer Anlehnung an S (= W), das nur von der Predigt, nicht von der Messe redet; endlich 2, 4, womit 5, 4 zusammenhängt: 2, 4 nennt unter den Reisegenossen den Chilian; in Hs. A merkte Eckehard, wie bereits gesagt, an: 'so sagt das deutsche Lied', in B beseitigte er denn diesen Namen und ersetzte ihn durch *Sigibertus*, *Placidus*, von denen die übrigen Quellen nichts wissen, in C behielt er diesen neuen Vers bei, schob aber in den vorausgehenden den Namen Chilians wieder ein. In der Fassung B, und wieder in C, erscheinen diese zwei neuen Figuren nochmals 5, 4 als die zwei Brüder, die

Die historisch-epische Haltung des ursprünglichen Stoffes ist also hier ganz aufgegeben und dem rein erbaulichen Zwecke gewichen. Auch aus der Analyse des Inhalts bestätigt sich völlig der Charakter, den Eckehard dem Werkchen in der kurzen Einleitung zur Uebersetzung giebt: *carmen barbaricum populo in laudem sancti Galli canendum.* Die einzige deutsche Form der alten Legende, von der wir Nachricht haben, ist also nicht Erzählung, sondern Lied, verfolgt zwar den Lebenslauf, unterlegt ihm aber erbaulichen Gefühlswert, häuft zwar Handlungen und Ereignisse, will aber in der Verlangsamung durch den sangmässigen Vortrag jedem einzelnen erlauben, die kurzen Sätze mit den andächtigen Empfindungen zu füllen, die der wohlbekannte Stoff jedesmal weckte.

Zu dieser Umsetzung des Epischen ins Lyrische schlägt der Lobgesang in der Eingangsstrophe zunächst direkt den hymnischen Ton an. Dann 4 Strophen (2—5) mit jener verdichteten Erinnerung an zahlreiche Handlungen und Vorfälle. In den nächsten fünfen (6—10) wird der sprachliche Ausdruck breiter, die Handlung einheitlicher; Gallus ist auf sich selbst angewiesen, das Messinterdikt ruht auf ihm, er findet den Heilsort. In der 8. Strophe steht die einzige direkte Rede des Heiligen: hier spricht er die Worte, mit denen die Gründung St. Gallens vollzogen ist. Und diese Strophe steht in der Mitte des Hauptteiles (der Strophen 2—16). Hierauf wieder $2^1/_2$ Strophen gehäufterer Handlung (11. 12. 13, 1—3). Endlich der Ausgang seines Lebens (13, 4. 5; 14—16), und wieder eine direkt hymnische Schlussstrophe.

Diese Art der Komposition verrät zweifellos einen naiven Kunstverstand, der sich den Stoff zurechtlegte. Die Einteilung in fünfzeilige strophische Abschnitte ist durch das überlieferte Neumenschema sichergestellt. Fehlte dieses, so wäre sie aus der Gliederung des Inhalts allein nicht herzustellen. Denn Ratpert bricht die Strophen — nicht syntaktisch, aber dem Sinne nach (vgl. 9, 5 ff.; besonders 12, 5 + 13, 1; 13, 2. 3 + 13, 4 ff.). Ich sehe

von Räuberhand fallen. Für diese Aenderungen dürfte Eckehard persönlich einzustehen haben: es ist nicht wahrscheinlich, dass der Uebersetzer die Namen Sigibert und Placidus in der ersten Redaktion seiner Arbeit vernachlässigt hätte, wenn sie ihm bei Ratpert vorgelegen hätten: Eckehard steht in seinen Casus vorwiegend auf dem Boden mündlicher Tradition, und so wird er aus derselben die Namen für die zwei Ermordeten geschöpft und sie zugleich zu Begleitern auf der Meerfahrt gemacht haben.

darin eine Bestätigung des früher Gesagten: nicht der epische, sondern der Gefühlsinhalt jedes einzelnen Lebensstückes wiegt vor; in dieser Beziehung bestand nur ein Gradunterschied, ein An- und Abschwellen der Empfindung, die auch innerhalb einer einheitlichen grösseren Gedankenreihe bei einem Teilstück derselben mit der Melodie jedesmal von neuem einsetzen konnte.

Das in Eckehards Uebersetzung herrschende Praesens historicum darf man natürlich nicht, wenigstens im gleichen Umfange, in Ratperts Deutsch zurückversetzen. Eckehard selbst verwendet zuweilen das Perfectum, und dass metrische Gründe dabei mitwirkten, zeigt die Verwendung des Imperfectums 16, 2 (9, 2; 10, 4; 15, 4 könnte es innere Gründe haben). Die Herrschaft des Praesens selbst aber hat in der verwandten lateinischen Poesie ihre Parallelen. Die praesentische Form, das aufzählende, unverbundene Aneinanderfügen der einzelnen Ereignisse haben auch die Versus auf den h. Benedikt von Paulus Diaconus Poet. lat. 1, 36, in beiden Beziehungen ist ebendesselben Hymnus auf Benedikt a. a. O. 41, oder des Notker Balbulus Hymnus auf den h. Columban (Canisius, Ant. lect. V, 747) vergleichbar. (Praesentische Erzählung, in kurzen Hauptsätzen, wie sie z. B. in den Versus de eversione monasterii Glonnensis Poet. lat. 2, 147 in die Praeteritalform eingemengt ist, kommt natürlich für unsere Gattung nicht in Betracht). Sonstige Berührungen, die etwa auf unmittelbaren Einfluss des Paulus hinweisen könnten, finden sich nicht. Denn die Verwandtschaft der Eingänge

Paul. Versus 1 *Ordiar unde tuos, sacer o Benedicte, triumphos* und
Ratp. 1, 1 *Nunc incipiendum est mihi magnum gaudium*

ist nicht beweisend.

Mit der Gestalt, welche Gallus' Leben im Ratpertischen Lobgesang zeigt, scheint die lebendige Entwicklung des Stoffes ihr Ende erreicht zu haben.[1]) Die folgende Zeit beschäftigt sich zwar noch mit ihm, aber, wie es scheint, in durchaus empfangender Weise. Unter Abt Ymmo (975—984) wird ein das Leben des Heiligen darstellender Bildercyklus entworfen. Sein Nachfolger

[1]) Wir wissen, dass Notker der Stammler mit einem Gedicht über das Leben des h. Gallus angelegentlich beschäftigt war (Brief Notkers an Liutward, Mitt. d. antiq. Ges. Zürich 12, 224: *metrum quod de uita s. Galli elaborare pertinaciter insisto*), aber wir haben es nicht mehr. Ueber das unechte für Notkers Vita gehaltene jüngere Werk s. unten S. 307 ff.

Burkhart (1001—1022) beauftragt den jungen Eckehard IV., den Uebersetzer des Ratpert, Verse zu jenen Malereien zu dichten. Diese müssen uns die verschwundenen Gemälde ersetzen; zwar enthalten sie, namentlich an den erzählenden Verbindungsstellen, wenig oder gar nichts Bildliches, auch setzt Eckehard den Inhalt der Bilder überhaupt durchaus in Erzählung um — aber jedenfalls giebt uns so sein Werkchen eine um so deutlichere Vorstellung dessen, was vom Leben des Heiligen um die Wende des 10. Jahrhunderts bekannt war und wichtig schien.

Seine Versus ad picturas[1]) stellen nun eine Verbindung von R und S dar. Wenn man von der Rhetorik seines Lateins absieht, so wird kaum ein anderer neuer Zug hervorzuheben sein, als dass Willimar den bei ihm zum ersten Mal eintreffenden Brüdern die Füsse wäscht (v. 30). Man wird dieses geistlichgenrehafte Detail kaum eine wesentliche Bereicherung nennen wollen. Keiner der wesentlichen, dem Lobgesang stofflich eigentümlichen Züge fehlt, aber von dem Vielen, was ihm, mit W und S verglichen, mangelt, ist vieles hier vorhanden und zwar wahrscheinlich nach S, da dessen Namenformen *Tucconia, Brigantum, Hiltibalt, Quadravades* wieder erscheinen. Die Versus ad picturas und so wohl auch die zugrunde liegende Bilderreihe sind eine äusserliche Kontamination erzählender Motive. Aber bemerkenswert ist, dass die Ergänzungen zum Stoffe Ratperts hauptsächlich die historischen Bestandteile der Legende treffen, die dort ganz zurück standen. Diese treten also wieder hervor. Das Interesse an ihnen ist mit ein Anzeichen dafür, dass wir mit diesen Arbeiten an dem alten Stoffe nicht Fortsetzung früherer Richtungen begegnen.

Abgesehen von einzelnen Motiven (Waldrodung, Rolle des Bären dabei, Vision vom Tode Columbas, Messe in Arbon beim Michaelsfest) und ihrer Reihenfolge (Fisch- und Balkenwunder, Ermordung der zwei Brüder), die stofflich den Einfluss des Lobgesanges auf den Bildercyklus und Eckehards Verse ad picturas sicher stellen, ist es ferner wahrscheinlich, dass Ratperts Lied schon ins Lateinische übersetzt war, als Eckehard die Gemälde beschrieb. Denn neben allgemeiner Stilverwandtschaft im Gebrauch des Praesens, der Verdichtung der Handlung in kurz gebauten Sätzen finden sich Gleichheiten in der Prägung des

---

[1]) S. oben S. 300, Anm. 1.

Gedankens (R 7, 2 *Conualescens Gallus deserti fit mox avidus* — Versus 45 *ut febre desiuit heremi secreta cupiuit*) und wörtliche Anklänge (R 7, 15; 8, 5 < Versus 52; R 13, 5 < Versus 119, 120), die in Rücksicht auf Eckehards Versicherung, er habe Ratperts Deutsch so genau als möglich übersetzt, besser verständlich sind, wenn man annimmt, dass in der Beschreibung, wo Ratpertischer Stoff den Anlass bot, der Wortlaut seiner Uebersetzung sich einstellte, als dass Eckehard bei der Uebersetzung selbständig und schon früher von ihm gestaltete Formeln benutzt hätte. Ist die Vermutung richtig, so wurde die Uebersetzung jedenfalls vor 1022 angefertigt.

Eckehard hat auch später noch im Liber benedictionum das Leben des Gallus bearbeitet (Dümmler a. a. O. S. 10, Anm. 2 und S. 32). Aus dem, was bei Dümmler und bei Canisius, Ant. lect. V, 738 daraus erwähnt ist, geht nur hervor, dass jedenfalls die aus Ratpert bekannte Form der Vita benutzt war und dass Eckehard im Wortlaut teils aus den Versus ad picturas, teils aus der Uebersetzung des Lobgesangs einiges herübernahm.

Für unsere Zwecke fast unergiebig bleiben die Reste jenes merkwürdigen Denkmals, das als die metrische Vita S. Galli des Notker balbulus überliefert ist.[1] Zwar dürfte éine Meinung darüber heute herrschen, dass in ihnen ein echtes Werk Notkers nicht vorliegt,[2] aber das seltsame Erzeugnis ist inbezug auf Ueberlieferung, Komposition und Form noch durchaus nicht so untersucht, wie es notwendig wäre, um es in den inneren Zusammenhang der Vitae des h. Gallus einzufügen. Das was uns vorliegt, ist eine lateinische prosaische Vorrede, in der von einem, der sich von dem Verfasser des Werkes selbst unterscheidet, über dessen Anlass und über die darin vorkommenden sich unterredenden Personen gehandelt wird, ferner Stücke eines prosaischen Dialogs zwischen Notker balbulus und einem Hartmann, der als sein Schüler charakterisiert ist, über das Leben des h. Gallus

1) Vgl. oben S. 305, Anm. 1. — Die Reste sind teils bei Canisius, Ant. lect. V, 790—92, teils bei Weidmann, Geschichte der Bibl. von St. Gallen S. 482—493 gedruckt. Zwei Stellen aus den verlorenen Teilen in Joachim Watts Deutschen hist. Schriften hg. v. Götzinger 1, SS. 105 und 171.

2) Vgl. Wattenbachs Geschq. [6] I, 270, Anm. 3 und Dümmler im Neuen Archiv 4, 548.

und ihrer beider Anteil an lateinischen, in verschiedenen Massen verfassten Versen, die teils zwischen den Dialogpartien, teils ausserhalb derselben überliefert sind und direkt oder indirekt auf denselben Stoff, das Leben des Gallus, Bezug haben.

Der Verfasser der Vorrede schreibt, nachdem Udalrich bereits heilig gesprochen war 993, (Weidmann S. 484). In seinen das Werk einleitenden Bemerkungen steht eine Stelle, die über die Anlässe der metrischen Vita handelt und ein Gespräch Notkers und Tuotilos so vorführt, dass man glaube, ein Originaldialog sei hier gebracht; in demselben spricht Notker davon, dass er Schwächen der Walahfridischen Vita dem Walahfrid selbst ins Gesicht gesagt habe — nun ist Notker balbulus um 840 geboren, Walahfrid aber schon 849 gestorben! Dieselbe anachronistische Vorstellung blickt in dem Werke selbst, an jener Dialogstelle hervor, wo Notker fingiert, er wolle zu Walahfrid, dem Abte des wohlhabenden Klosters Reichenau, selbst gehen um eines bestimmten Anliegens willen (Weidmann S. 487). Dadurch erwacht der starke Verdacht, dass der Verfasser der Vorrede die Verschiedenheit seiner Person vom Verfasser des Werkes nur erfunden habe. Jedenfalls aber erweist sich durch diesen Anachronismus das Werk selbst als ein nicht-Notkerisches Erzeugnis, und jene Stelle, wo Notker die Wiedererzählung der Geschichte der Fridiburg dem Ruodpert, der *nuper* (883) zum Bischof von Metz erwählt worden sei, überlassen will, kennzeichnet sich daher als eine im Sinne der Grunderfindung eines prosaisch-metrischen Gesprächs zwischen Notker dem Stammler und Zeitgenossen fingierte Einzelheit.

Ob nun Vorrede und Werk selbst von einem und demselben Verfasser sind oder nicht, jedenfalls wird man nach Analogie des Verhältnisses, das am Walahfrid-Anachronismus beobachtet wurde, noch einen anderen in der Vorrede vorhandenen auch auf das Werk selbst ausdehnen müssen: der Hartmann, mit dem Notker das Gespräch führt, heisst *Hartmanni condiscipuli sui* (sc. *Notkeri*), *post abbatis nostri Hartmanni nepos* (Weidmann S. 483); hierbei ist der jüngere Hartmann mit dem älteren verwechselt, denn der jüngere wurde später Abt; der Vorrede nach hätte Notker in seinem Werke an Stelle seines Unterredners und Mitarbeiters Hartmann, als dieser gestorben war, den 'jüngeren Ratpert' treten lassen — Notker stirbt aber 912, der jüngere Hartmann überlebt ihn um viele Jahre.

Ueber die Unechtheit des Ganzen — was den Verfassernamen Notker betrifft — kann also kein Zweifel sein. Die Vorrede fällt jedenfalls, wenn man die äusserste obere Grenze nehmen will, nach 993; ob das Gespräch selbst älter ist, scheint mir nach dem oben Angedeuteten zweifelhaft. Und auch darauf möchte ich hinweisen, dass die Vermischung der beiden Hartmanne ähnlich sich in Eckehards Casus, also einem Werke des 11. Jahrhunderts findet (s. Meyer von Knonau zu Eckehards Casus c. 1 Anm. 16 u. s.).

Ueber die Gestalt, die Gallus' Leben in dieser Quelle hatte, kann ich nur mit grosser Zurückhaltung urteilen. Denn was wir von ihr haben, deutet auf sehr schlechte Ueberlieferung: die Vorrede steht mitten unter Teilen des eigentlichen Werkes, Verse, die an einzelnen Stellen des Dialogs eingefügt werden, sind entweder ohne deutlichen Bezug auf bestimmte Stationen des Lebens des Helden, oder behandeln Stoffe aus demselben, die an früherer Stelle zu erwarten wären oder zu dem, was in prosaischen Teilen eben vorher berichtet war, durchaus nicht passen. Drei Bücher soll das Werk umfasst haben. Bei Canisius sind Verse erhalten, die sich als Einleitung des zweiten Buches geben, das vom Tode des Heiligen geredet habe. Bei Canisius findet sich ferner ein Gedicht auf den üblen Tod des dem Kloster feindlichen Bischofs Sidonius: dessen Inhalt entspricht dem Wunder, das Walahfrid im zweiten Buche der Vita S. Galli c. XVII (Thuli S. 57 f.) erzählt. Demnach wird das 1. Buch wohl das Leben, das 2. den Tod, das 3. die Wunder des Helden erzählt haben.

In den Prosateilen ist Biographisches mit Moralisierendem und mit Bestandteilen, die sich aus der Dialog-Situation ergeben, gemischt. Dieselbe Mischung beobachten wir an den metrischen Resten (Moralisierendes in den Versen bei Vadian 1, 171), dazu kommt in starkem Masse Lyrisches. Das Biographisch-Erzählende ist weder hier noch dort überall mit vorwiegend erzählenden Mitteln dargestellt: in der Prosa ist die Stelle von dem Wanderleben des Gallus, wie es scheint, satirisch gegen Walahfrid zugespitzt, der erzählende Gehalt scheint diesem Zwecke untergeordnet (Weidmann S. 486 ff.); die Stelle, die von Fridiburga redet, läuft in Nutzanwendungen, die dem Bischof Ruodpert ans Herz gelegt werden, aus (S. 489). Direkt erzählend ist und den Erzählungsstoff selbst stellt in den Vordergrund nur eine dritte, wo von Columba geredet wird (S. 491 ff.). Von dem wenigen

Biographischen, das die Verse überhaupt enthalten, gehört das Gedicht über Sidonius (Canisius S. 792) durch die wie absichtliche Verdunkelung des ohnedies dünnen epischen Stoffes unter dem geschmacklosen schildernden Beiwerk zu jener, die sieben Verse über den Tod des Gaudentius und die Ablehnung der Bischofswürde durch Gallus (Weidmann SS. 482 und 483) zu dieser Gruppe. In welchem Verhältnis die Erzählung der Verse zu der der Prosa gedacht ist, bleibt völlig ungewiss. Aus der Stelle über des Gallus Wanderleben möchte man schliessen, dass die Prosa eine Art Kritik, Zurechtlegung des Stoffes geben wollte. Dabei scheint sie mehr von erzählenden Bestandteilen, vom direkten Inhalt der Vita selbst gebracht zu haben, als die Verse, die, soweit sie wenigstens erhalten sind, wie Uebungs- und Schaustücke lyrisch-rhetorischer, an Motive aus Gallus' Leben geknüpfter Reflexion aussehen.[1])

Die Art jener Kritik, die ihre Spitze gegen Walahfrid richtet, ist zweifach: formell in jenem Gespräch der Vorrede, wo Tuotilo die Latinität Walahfrids tadelt, sachlich ebendort, indem Notker ihm vorwirft (Weidmann S. 486), *quod multa Patronorum nostrorum* (sc. *Galli* und *Otmari* oder *Columbae*) *magnalia praeteriit*, und wohl auch in der nicht ganz verständlichen, langatmigen Stelle 486 ff., die sich dagegen zu wenden scheint, dass Walahfrid den h. Gallus so vielfach und so rasch von Ort zu Ort jagte. Dieses sachliche Interesse könnte, wenn wir mehr von dem Werke kennten, vielleicht als ein 'historisches' angesprochen werden und würde sich mit den früher angedeuteten Tendenzen der Zeit Eckehards berühren. In dem metrischen Teil hat es aber schwerlich eine Rolle gespielt.

Wenn wir endlich den Inhalt der erzählenden Bestandteile mit den vorausliegenden Quellen vergleichen, so ist das Werk zunächst von Walahfrid abhängig: in den Wanderungen des Gallus, in der Geschichte der Fridiburg ist ein Mehr nur in der Nennung Bischof Ruodperts zu finden, und die Namensformen hier, wie S. 492, wo von Brunnihild, und S. 493, wo von der Limmat, Tuggen und Bregenz geredet wird, sind dieselben wie bei Walahfrid. In der Erzählung von Columba weiss der Verfasser aber viel mehr als Wetti und Walahfrid und die späteren: Columba gründet bei den Burgunden drei Klöster, zahlreiche Wunder, die

[1]) Man wird einigermassen an die Zusammensetzung der Proben aus Ermenrichs Arbeiten zu einem Gallus-Leben erinnert.

er dort wirkte, werden allgemein charakterisiert, Theuderich geht von Brunnihild aufgestachelt gewaltsam gegen die Brüder vor, verjagt sie dreimal aus ihrem Kloster, lässt sie zuletzt zum Meere hin eskortieren. Dort treffen sie einen zur Heimkehr klaren schottischen Kauffahrer, Seesturm wirft sie an die Küste zurück, sie werden wieder ans Land gesetzt und das Wanderleben beginnt wieder. Die drei Klöster scheinen auf historischer Erinnerung zu beruhen und haben vielleicht auch das Motiv von der dreimaligen Vertreibung hervorgerufen. Der Wunderbericht ist farblose, in der Sache gelegene Erweiterung. Die Seefahrt und ihre begleitenden Umstände aber tragen die Art mündlicher volkstümlicher Quelle an sich. Vielleicht darf man Eckehards *tria maria* heranziehen (vgl. oben S. 299 f.)? Dieser Art werden die *magnalia Patronorum nostrorum* gewesen sein, die der Verfasser von Walahfrid übergangen meinte.

Sehen und deuten wir also bei diesem seltsamen Denkmal recht, so liegt eine Vita vor, die die historischen Bestandteile der älteren Quellen übernahm, ungeschwächt, und sie durch bescheidene Zusätze eigenen Wissens vermehrend,[1]) aber auch Sagenhaftem, es in gleicher Weise für historisch haltend, Eingang verschaffte. Wohl nur addierend, nicht aus einem Guss erneuernd. Die Verbindungslinie wenigstens, durch die der Verfasser aus seiner See- und Wandergeschichte wieder in die Geleise der Walahfridischen Erzählung zurückleitet (Weidmann S. 493), ist sehr verschwommen; allgemeine Reflexion, Gemeinplätze herrschen hier durchaus vor. Eine neue wertvolle Form der Vita ist mit der Hauptmasse dieses Werkes nicht verloren gegangen, wenn man auch wünschte, das Interesse, das die Reste erwecken, an dem Ganzen messen zu können.

Legendarisch ist auch das Georgslied (MSD. XVII). Ehe ich ihm seine Stelle in unserem Zusammenhang zuzuweisen versuche, ist eine Verständigung über den Standpunkt nötig, den ich der Ueberlieferung gegenüber einnehme. Ueber ihre üble Gestalt ist nur éine Stimme; aber auch der jüngste Bearbeiter, Koegel,

[1]) Vielleicht gehört dahin auch — wenn wir der excerpierenden, aus zweiter Hand stammenden Notiz bei Canisius S. 791 Glauben schenken dürfen — die Stelle über 'den Ursprung des Namens Constanz und Chronberg', die auf die Sidonius-Verse gefolgt sei.

verweilt zu sehr bei der Unbeholfenheit des Schreibers im Ausdruck der Laut- und Wortformen, zu wenig wird betont, dass auch der Inhalt durch die gedächtnismässige Aufzeichnung schwer und bisher unheilbar zerrüttet worden ist. Der Kritiker hat bei solcher Sachlage dem Liede gegenüber freiere Hand, und der Konservativismus der Kritik, die auch noch Koegel übte, führt zu Benachteiligung des Wertes der im ganzen ja verständlich und jedenfalls viel besser überlieferten zwei lateinischen Georgslegenden, die wir vollständig kennen.[1]) So lange wir anderes Material für die ältere lateinische Legende nicht haben, sind sie der feste Punkt für die inhaltliche Kritik des Liedes.

Den Kern unseres Liedes bilden zweifellos die drei Tode und die drei Auferstehungen Georgs. Richtig ist und seit langem bemerkt, dass der Poet die Todesarten nach dem Gesichtspunkt der Steigerung ordnet: Tod durchs Schwert — gegen die lateinische Legende — als einfachste Todesart zuerst, dann Zerstückelung — wie in der lateinischen beim ersten Tod —, drittens Verbrennung, Zerpulverung und Versenkung in einen Brunnen — zusammengesetzt aus Zügen des ersten und zweiten Todes der lateinischen Fassung. Der Poet steigert aber auch die Ausdrucksmittel: der dritte Tod ist am ausführlichsten dargestellt und ausdrücklich wird (Z. 42) auf die Grösse des Wunders hingewiesen.

Auf jede der Todesarten folgt ein und dieselbe Wort- und Gedankenreihe: beteuernde Hervorhebung, dass Georg vom Tode wieder erstand, seine Predigt wieder anhob, die Heiden zuschanden machte. Es ist kein Refrain im musikalisch-technischen Sinne, hat aber sichtlich den rhetorischen Zweck, die Thatsache der dreimaligen vollständigen restitutio in integrum recht eindringlich hervorzuheben. Und es liegt in der Natur dieses Zweckes, dass die Wiederholung wortwörtlich geschah.

Nach der letzten Wiederholung und ihrem typischen Schluss (Z. 45) folgt nun eine nur teilweise lesbare Halbzeile (46a), welche die Herausgeber durchweg nach dem Wortlaut eines Stückes aus der Wiederholungsphrase ergänzten, gleich darauf (46b) ein Satz, der in der überlieferten Form eine Variation desselben Gedankens

[1]) S. die Litteratur der Legende jetzt bei Vetter, Reinbots h. Georg XVII f. Für meine Zwecke brauchte natürlich bloss der Gallicanus und Sangallensis herangezogen zu werden, die ich herkömmlichem Brauche folgend die 'lateinische Legende' nenne, SSB. 1874, S. 49 (ed. Arndt) und 1875, S. 265 (ed. Zarncke).

ist; und von da ab beginnen die Schwierigkeiten und Zusammenhangslosigkeiten des Inhalts, der bis dahin mit Hilfe der lateinischen Legende leidlich verständlich war. Das zunächst Folgende, 47—51, hat Zarncke um der Zeile 48 willen mit sehr triftigem Grund auf den Vorgang bezogen, den Kap. 18 der lateinischen Legende darstellt. Wieder mit triftigem Grunde hat Steinmeyer und mit ihm Koegel, um der Reihenfolge der Ereignisse willen, an die wunderbare Erweckung der im Sarkophag geborgenen Gebeine gedacht (Kap. 13), die ja in der That in der Legende wie im Lied dem Religionsgespräch zwischen Georg und der Königin Alexandra vorausgeht.

Die anstössige Zeile 46 hat Zarncke versetzt und in den letzten 'Refrain' mit bedenklicher Störung seines Wortlautes aufgenommen, ihm folgt Koegel. Steinmeyer schlägt vor, sie zu belassen, findet aber mit Recht wenigstens ihren zweiten Halbvers formell wie inhaltlich anfechtbar und ändert ihn zu *uz spranc der wac sar*; inhaltlich bezieht er den Gedanken auf das vorhergehende Brunnenwunder.

Die Zeile 48 — welche, von der Schreibung immer abgesehen, sicher als *er hiez en dare cimo kan, hiez en sar spreckan* zu lesen ist — hat in der lat. Legende ihre entschiedene Parallele in (Arndt c. 18): *surge et sta super pedes tuos et aperiatur lingua* (*et aures tuae*) *et veni* (*et commoda mihi verbum*). Diese Worte stehen in der Episode, in der Georg den Götzen Apollo von seiner Stufe steigen heisst; Apollo erklärt sich in längerer Rede als einen der ungehorsamen gefallenen Engel, Georg öffnet durch einen Tritt seines Fusses die Erde und bannt den Seelenverderber in die Hölle. Von diesem Stoff kann die ziemlich sicher lesbare Zeile 50 *qwat si warin florena, demo tiufele al petrogena* den Hauptinhalt der Rede des Apollo wiedergeben, sicher gehören noch die, erst nach Abhandlung des Alexandra-Motivs folgenden, am Schlusse stehenden Zeilen 59 und 60 hierher (die Haupt denn auch von ihrem überlieferten Platz weg gleich nach 51 stellte): sie enthalten das Motiv von der Bannung des Apollo 'in den Abgrund' (= *descende in inferioribus terrae,* Arndt c. 18).

Die Stelle erlaubt aber noch andere Deutung. In Leg. c. 13 erweckt Georg Verstorbene: *surgite et state super pedes vestros!* .. *Haec videns imperator clamavit unum de ipsis, qui a mortuis resurrexerat, et dixit ei*: *quod dicitur nomen tuum?* Dafür passt ebenfalls 47^{b} *uf hiez er stantan,* und da von der vorhergehenden

Halbzeile nur der Schluss . . *ten man* lesbar und davor für 12 Buchstaben Platz ist, so ist, statt mit Haupt ein im Zusammenhang der Legende unverständliches *Gorjon den guo(ten man)* zu ergänzen, an sich ebensowohl möglich, *Gorjo einen to(ten man uf hiez er stantan)* zu lesen. In den Inhalt dieser Episode passt ferner ebenfalls Z. 50, denn auch dieses Wiedererstandenen Rede gipfelt im Gedanken, dass der Glaube an Apollo trügerisch sei und seine Anhänger in die Hölle bringe. Selbst die Zeile 49a, wenn sie *do segita er kobet heiz* lautete, lässt sich aus jener Episode deuten, denn was der Mann sagt, läuft in der Legende in ein Gebet aus. Wenn an unserer Stelle die Totenerweckung gemeint ist, so ist die Reihe der Ereignisse in der Legende insoferne besser gewahrt, als sie dann dem Religionsgespräch vorausgeht, und diesem erst die Scene mit dem Götzenbild folgt, auf welche die Schlussverse hindeuten.

Aber eben diese Schlusszeilen würden gänzlich unvermittelt an die Alexandrascene sich schliessen, und doch enthielte Z. 48 die Andeutung, dass auch andere Bestandteile der Apolloscene dem Dichter bekannt, von ihm in deutsche Verse gefasst waren. Wenn der Schreiber nun mit einem *nequeo* abbricht, wenn thatsächlich der Schluss der Legende fehlt, wenn die Schlussteile überhaupt in ihrem inneren und äusseren Zusammenhang ein Bild seiner Verwirrung geben, so sind wir berechtigt, arge Gedächtnisfehler vorauszusetzen und mit Hilfe dieser Annahme das, was uns vorliegt, in Einklang mit dem, was wir erschliessen konnten, zu bringen.

Gemeinsam ist der Toten- und der Apollo-Episode die Vorstellung eines Aufstehens — *ûf hiez er stantan* —: ich nehme an, dass durch diesen gleichen Halbvers das Gedächtnis des Schreibers aus der Totenbeschwörung in das Apollomotiv hinübergeleitet wurde und dadurch der in dieses gehörende Vers 48 zur Aufzeichnung kam. Die folgenden zwei Zeilen können wieder der Totenepisode angehören. Ich nehme ferner an, dass auch 46b in sie gehört: als der Wiedererweckte sein Bekenntnis abgelegt und seine Bitte an Georg gerichtet hat, heisst es in der Legende: *Tunc videns sanctus Georgius fidem hominis illius, percussit pede dextro in terram et exivit aqua viva et baptizavit eos.* Lesen wir mit Steinmeyer *der wac* statt des jedenfalls verdächtigen *der wæhe,* so haben wir das hervorquellende Wasser, aber nicht mehr in nachhinkender Beziehung auf das bereits ab-

geschlossene Brunnenwunder, sondern im Zusammenhang der ganzen neuen Totenepisode. Allerdings innerhalb derselben an unrechter, ganz unpassender Stelle — aber dieses ganze Motiv ist ja zerrüttet. Darum ist auch seine bisher nicht berührte Schlusszeile 51 *daz cunt uns selbo sancte Georjo* unverständlich und durch keine der bisher bekannt gewordenen Annahmen erklärt. Möglich wäre, dass 58 *daz erdigita selbo herro sancte Gorjo* und jener Vers 51 ihre Stelle vertauscht haben, dieser würde dort, jener hier passen. Denn die ewige Seligkeit verkündet Georg in der That c. 19 der Königin (*hodie enim per manum suam te coronavit deus*) und dadurch auch zu Gehör der Umstehenden (v. 51 *uns*).

Auf Grund dieser Erwägungen werden wir bei der Vergleichung des Liedes mit der Legende das Stück v. 46 ff. nur als sehr verdunkelten Nachklang des ursprünglichen Wortlautes ansehen dürfen.

In der lateinischen und griechischen Legende tritt sehr stark von Anfang an das hauptsächliche Kompositionsmotiv hervor: Gott wird, so sagt er dem Heiligen selbst, als er zum ersten Mal in den Kerker geworfen wird, durch sieben Jahre die 72 Könige und den Dacian über ihn Gericht halten lassen, er wird dreimal getötet, dreimal wieder auferweckt werden, beim vierten Male wird ihn Gott zu sich nehmen. Alles folgende, Marter wie Wunder, steht in Zusammenhang mit je einer dieser vier Stationen.

Das Lied hat die drei Wiedergeburten zum Mittel- und Hauptteil gemacht, und zwar nur diese mit der einer jeden vorausgehenden Marter; die Wunder, die Georg selbst übte, sind aus ihnen herausgelöst und umrahmen jenen Kern. So hat auch das Lied eine ganz deutliche Komposition. In der Anordnung der Auswahl aus den Wundern hält sich der Poet nicht an die in der Legende vorliegende Abfolge: die Speisung der armen Witwe (Leg. c. 14), die Heilung ihres Sohnes, der blind, taub, stumm, lahm ist (c. 14 und 18), das Blühen der hölzernen Säule (c. 14) schickt er jenem Kern voraus und stellt diese Wunder — undeutlich — so dar, als ob sie im Gefängnis oder von ihm aus geschehen wären. Und diese Vorstellung lässt sich mit der Legende vereinigen. Keines der Wunder ist aber genauer nach der Quelle dargestellt: statt eines hungrigen Weibes ist von zweien die Rede, wahrscheinlich indem zur armen Witwe, bei der Georg einquartiert war und das Speisen- und Baumwunder

wirkte, diejenige ebenfalls arme Frau hinzugezählt wurde, der er den toten Pflugochsen lebendig machte (Leg. c. 12);[1]) die Heilung des Krüppels endlich ist ganz allgemein bloss der Handlung nach dargestellt, als ob Georg öfters Blinde sehend u. s. w. gemacht hätte.[2])

Dem Kerne folgen im Lied das Totenwunder (c. 13), die Bekehrung der Königin (c. 17), die Scene mit dem Apollobilde (c. 18) — soweit sind Verse des Liedes erhalten. Alle diese Handlungen geschehen — übereinstimmend mit der Legende — ausserhalb der Haft. In diesem 3. Teil erlaubt die Ueberlieferung nur die Vergleichung des zweiten Motivs: v. 53 *begont er sie leren, begonta sim es horen* stimmt sehr gut zur Legende und fasst in aller Kürze die ausgesponnene Christenlehre des 17. Kap. zusammen. Aber für die nun folgende Darstellung der christlichen Freigebigkeit, durch die Alexandra ewigen Lohn für ihre irdischen Güter eintauscht, fehlt schlagende Parallele: man kann vermuten, dass das Motiv durch die — undeutliche — Rede der Königin vor ihrem Märtyrertode veranlasst ist: *propter nomen tuum sanctum, in quem credo, derelinquo palatium meum apertum omni bono et bonis thesauris* (c. 19).

Diese Anordnung trägt eine gewisse Gewähr innerer Planmässigkeit in sich — für den 3. Teil ist sie allerdings teilweise nur vermutet — und man wird daher die Ueberlieferung bezüglich dieser Umrisse für echt und glaubwürdig halten wollen. Man erkennt aber zugleich, wie frei der Poet mit dem Legendenstoffe verfuhr. Nicht anders verfährt er im Hauptteil, wie schon früher angedeutet ist. Die lateinische Legende enthielt einige geschichtartige Bestandteile.[3]) Von den zwei Texten, die wir vollständig kennen, führt der Gallicanus (G) den Dacian gleich anfangs als *rex Persarum* ein, in ihm wie im Sangallensis (Sg) kommt Georg aus Cappadocien, nach Sg ist er in Paltene er-

---

[1]) Vetter a. a. O. S. LXII.

[2]) Man bemerke, dass Gallicanus c. 18 in der Rede der Witwe, die eine allgemeine Charakteristik Georgs gibt, zum Teil dieselben Wunder, die Lied 19—21 nach einander folgen, in gleicher Allgemeinheit nach einander aufgezählt sind: .. *George, qui mortuos suscitasti et cecos videre fecisti et claudos ambulare et ligna arida in virida convertisti* .. und noch: *et mensam meam replesti omni bono* (Lied Z. 15).

[3]) Ueber den eigentlichen historischen Gehalt der Georgslegende vgl. Vetter S. XXXIV f.

zogen (c. 2), und *fui et in provincia Palestina* sagt der Held in G c. 2; beide Texte kennen neben dem 'Kaiser' den König Magnentius, G nennt bei Namen auch einen der 72 königlichen Gerichtsbeisitzer (*Tranquillinus* c. 13) und die Anführer des Truppes, der den zum dritten Mal getöteten Georg auf den Berg Asinaris (Sg Seres) trägt (c. 15), Sg das Weib, der Georg den Ochsen lebendig macht (c. 12). Beide Texte nennen das Datum des endgiltigen Martyriums des Heiligen, G aber auch die Tage, an denen andere durch Georg Bekehrte von Dacian getötet werden (c. 7. 15. 19). G hat überhaupt in höherem Grade historische Haltung: hier ist auch die Klausel, in der Passecras seine Verantwortung für die Wahrheit des Berichteten erklärt (c. 21). Es hat daher auch mehr Zahlangaben als Sg.

Alle derartigen Einzelheiten, bis auf die Namen des Helden, des Dacian und der Elossandria, fehlen im Liede. Es beginnt mit Georgs Fahrt zum 'Dinge', dem *tribunal* der Legende; dieses wird als gross und bedeutend stark hervorgehoben; sein Ort, sein Zweck werden in der Schwebe gelassen, auf diesen deutet der Versuch der 'vielen Könige', den Heiligen seinem Glauben abwendig zu machen. Georg ist aber standhaft und wird zu Kerker verurteilt. Von weiterem Gerichtsverfahren ist nicht mehr die Rede; die Wunder, die er wirkt, genügen, den Wüterich Dacian zu erzürnen und ihm die Todesmartern anthun zu lassen.

Auswahl der Wunder und Martern, Abfolge derselben zeigen, dass der Dichter des Liedes nicht unmittelbar nach einer schriftlichen Quelle gearbeitet hatte, sondern wahrscheinlich nach einer aus mündlicher Ueberlieferung, wahrscheinlich der Predigt gewonnenen stückweisen Kenntnis, welche ihm freie Gestaltung kleinerer Abschnitte und freiere Ausfüllung derselben mit dem ihm bekannten Stückwerk gestattete. Dass eine im Volksmund verbreitete und gestaltete Form der Legende ihn leitete, dafür haben wir keine Anzeichen; denn es ist nicht notwendig anzunehmen, dass die Kürze und Sprunghaftigkeit seiner Darstellung zu ihrem Verständnis die Kenntnis der Legende bei dem Zuhörer voraussetze: diese Eigenschaft seiner Erzählung ist, wie die Vergleichung mit Ratperts Galluslied zeigt, stilgemäss, und der poetische Reiz der Gattung liegt in dem freien Spiel der Phantasie, zu dem sie auffordert. Der Poet zeigt auch sonst volkstümliche Ader: sein Gedicht führt sogleich erzählend mitten in

die Situation, er denkt seinen Helden, den ihm die Legende als *comes*, und, wie er richtig empfand, von fern her kommend bezeichnete, als 'den berühmten Grafen', der mit zahlreichem Gefolge von seiner Mark her zum Gerichte fährt. Auch die zahlreichen formelhaften Wiederholungen rechne ich hierher.

Bei aller Freiheit in Auswahl und Anordnung der Einzelzüge steht der Verfasser aber unter der Zucht geistlicher Auffassung des Stoffes. Das zahlreiche Gefolge ist mit seiner Erwähnung im Anfange des Liedes abgethan — es spielt keinerlei Rolle mehr. Das ist einer volkstümlichen Konzeption des Stoffes geradezu entgegengesetzt. Die legendarische Ueberlieferung hatte eben den Heiligen im ganzen Verlauf der Handlung durchaus auf sich selbst gestellt; nur Gott hilft ihm natürlich, und das drückt auch der Poet scharf aus durch die mehrmalige Betonung des Gebetes und seiner Wirksamkeit.

Das Gedicht hat, so mannigfach Volkstümliches die Form aufweist, geistliche Tendenz und geistlichen Charakter. Historischen Anklängen steht es noch ferner als Ratperts Lobgesang, wie überhaupt sein Verhältnis zu den nachweisbaren Quellen freier ist als bei jenem. In der Knappheit des Baues jener Sätze, die den eigentlichen Erzählungsgehalt bergen, ist es ihm ähnlich. Breiter ist es in den formelhaften Bestandteilen — dem Ausdruck einer subjektiven, lyrischen Anteilnahme, die in die Formel gebannt blieb und zu persönlicher Gestaltung nicht vordrang. Ein Stück aus dem Leben des h. Georg war hier die nächste Unterlage, wie dort das ganze Leben des h. Gallus; hier tritt die erzählende Form stärker hervor, aber die erbauliche, geistliche, lyrische Wirkung war Hauptsache. Historischer Sinn ist in Auffassung des Helden, in Anordnung der Handlung, im Verhältnis zu den Quellen noch mehr zurückgetreten als dort.

Historisches und episches Lied.

Das Wort, mit dem Tacitus die historische — oder für historisch gehaltene — Poesie der Germanen charakterisiert: *celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus* hat stark dazu mitgewirkt, den Charakter des Historischen, den wir in oder hinter diesen Liedern suchen, auch in den Sinn der Sänger und Hörer hineinzulegen, und wir nennen sie schlechthin historische Lieder, ohne weiter zu fragen, ob und in welchem Grade Dichtung und Vortrag mit der Absicht verbunden waren,

der Zukunft Kunde der Gegenwart, der Gegenwart Kunde der Vergangenheit zu überliefern.

Wir wissen, dass der Vortrag vergangener Heldenthaten begeisternd auf den Kreis der Zuhörer wirkte, deren Lebensideale durch die Vergegenwärtigung der Vergangenheit ebenso sehr wach wurden, als wohl allein der lebendige Appell an jene die Vergangenheit zu vergegenwärtigen vermochte; wir wissen, dass bei der Totenfeier eines Helden oder Königs die Erinnerung an seine Thaten erweckt wurde, wir vermuten, dass das Lied, das man auf ein Ereignis der Gegenwart sang, dem Helden zu Ehren entstand, der dabei hervorragend thätig war: überall stehen da aber Gefühlswerte im Vordergrund, die Erzählung der Ereignisse scheint nur Mittel gewesen zu sein; es ist nicht anzunehmen, dass die Vergangenheit ohne Rücksicht auf einen gegenwärtigen Zweck vergegenwärtigt worden sei, dass ihre Kunde ein Wissen von ihr hätte erzeugen sollen. Geschichte als blosses Wissen war niemals dem Volke geläufig oder verständlich, und die alte Vorstellung historia magistra vitae fasst in ihrem weitesten Sinne alle Beziehungen geschichtlicher Kunde zum Leben und zur Gegenwart zusammen.

Die subjektiven Färbungen des Stoffes, die in keiner Art der Geschichtsdarstellung fehlen, müssen für das historische Lied in höchster Fülle vorausgesetzt werden: im Verhältnis des Sängers zum Stoffe, des Sängers zum Zuhörer, des Zuhörers zum Stoffe; und dazu kommt die Summe der Gefühlswerte, die in der bestimmten Situation liegen, durch die in jedem einzelnen Falle der Vortrag des Liedes hervorgerufen wurde.

Diese letzteren fallen weg, wenn der Inhalt historischer Lieder in eigentliche Geschichtswerke übergeht: mag er dabei im wesentlichen auch der gleiche geblieben sein, so hat er in der Darstellung und im Zusammenhang des Historikers jene unmittelbaren Beziehungen zur Gegenwart verloren, die er als historisches Lied im Vortrag des Sängers, durch den Anlass, bei dem er ihn vortrug, besessen hatte. Das Verhältnis des Lesers oder Hörers zu ihm ist dadurch, dass er in den grösseren Zusammenhang des Geschichtswerkes eingetreten ist, ein anderes geworden. Das Element des Wissens von der Vergangenheit tritt bereits stärker hervor. Das Lied entwickelt sich zu Geschichte (— dabei ist gleichgiltig, ob der erzählende Inhalt von kritischer Forschung als fabelhaft bezeichnet werden muss oder nicht).

In solcher Verwandlung des Liedes in Geschichtsprosa äussern sich also graduelle Unterschiede historischer Auffassung und historischen Sinnes. Sie können neben einander laufen, denn wir finden auch den Inhalt noch lebendiger historischer Lieder in Geschichtswerke aufgenommen; sie stehen in geradem Verhältnis zur Summe der Gefühlswerte, die an den erzählenden Gehalt sich knüpfen; in dem Masse als sie abnehmen, setzt sich seine Auffassung in eine historische um.

Sobald aber eine lateinische Geschichtsprosa auf deutschem Boden entstanden war, konnte der in den Kreisen, die sie pflegten, lebendige historische Sinn auch wieder zur äusseren Form des historischen Liedes, in grösserer oder geringerer Anlehnung, greifen und geschichtlichen Inhalt in metrischer Form — lateinisch — zum Ausdruck bringen. Ich nenne sie im folgenden, zum Unterschied von den Liedern, historische Gedichte.

Auf dieser Linie, vom Lied zum historischen Gedicht und zur historischen Prosa, ist aufsteigende Entwicklung des geschichtlichen Sinnes zu beobachten. Die volkstümlichen Lieder aber entwickelten sich auch auf ihrem eigenen volkstümlichen Boden, falls sie die Kraft zu längerem Leben in sich besassen. Der Abstand zwischen ihnen und dem geschichtlichen Ereignis, auf das sie ursprünglich gesungen worden waren, wurde dann zeitlich immer grösser, der objektive historische Gehalt immer geringer. Mit dem Abstand von dem ursprünglichen Anlass musste auch die Summe der allgemeinen Gefühlswerte, die allein mehr den Stoff lebendig erhielten, immer mehr überwiegen, den Vorfall, die Handlung aus der konkreten Bestimmtheit der ursprünglichen Thatsachen in typische Allgemeingiltigkeit hinüberziehen, die historische Auffassung des Stoffes also beständig vermindern. Auf dieser historisch absteigenden, poetisch aber ansteigenden Linie geht der Weg vom historischen zum epischen Lied.

Unser ältestes deutsches episches Lied verrät seine Beziehungen zur Geschichte nur mehr durch die Namen Dietrich, Otacker und durch die Figur des *Huneo truhtin*; das Verhältnis Dietrichs zu Otacker ist, wie in der Geschichte, feindlich, aber im Liede flieht Dietrich vor Otacker.[1]) Dass der Situation

[1]) Ich kann mir Kauffmanns Auffassung (Philol. Studien für Sievers S. 141), der bloss eine Gegnerschaft Otackers und Hildebrands erkennen will, (wegen 18[b], 19[a]) nicht aneignen, ebensowenig seine Deutung des *Huneo truhtin*, weil sie an Stelle der schlagenden Analogie der späteren Sage eine historische Unwahrscheinlichkeit setzt (S. 154 f.).

und Handlung, die den Hauptstoff des Liedes bildet, eine historische Thatsache, diesem epischen also ein historisches Lied zugrunde liege, ist wegen der bekannten Eigenart jenes Stoffes in hohem Grade unwahrscheinlich; für die Beurteilung der Qualitäten des epischen Liedes im Vergleich zum historischen ist aber der Charakter des Stoffes gleichgiltig. Denn es handelt sich nur um seine historische Auffassung, d. h. ob das Interesse auf der Handlung als einer individuellen, auf den handelnden Personen als sonsther bekannten, mit historischer Bestimmtheit vorgestellten Individuen ruht, oder ob Handlung und Personen als Verkörperung von Typen erscheinen, ob der in der volkstümlichen Anschauung haftende Typus das Erste und Vorwiegende ist, für den die eben handelnden Personen augenblickliches Beispiel sind. Und dass die Hauptfigur des Hildebrandsliedes nach einem solchen Typus geschaffen ist, das beweist ihre völlige Unbestimmtheit in historischer Beziehung. Gewiss kann sie einmal historische, individuelle Bestimmtheit gehabt haben, in dem epischen Liede ist sie aber jedenfalls schon vollkommen im Typus aufgesogen.

Doch bedarf auch der Typus, wenn er in Sage, Lied, Epos in Erscheinung treten soll, einer Individualisierung; diese ist aber verschieden von der historischen Individualität, mit der eine historische Person als solche durch ihr Dasein schon gegeben ist: sie wird phantasiemässig, aber aus einem beschränkten Kreise überlieferter Motive geschaffen. Was von Hildebrand im Liede ausgesagt wird, geht über diesen Kreis nicht hinaus, aber es ist eine verhältnismässig reiche Zahl von Prädikaten. Diese rein künstlerische (typische) Individualisierung hat Kauffmann mit der historischen verwechselt, wenn er dem alten Hildebrandsliede so auffallende 'Freude an geschichtlichem Stil' anzufühlen vermeint.[1]) Ihn hat noch ein anderer Umstand verleitet: als episches Lied steht das Denkmal innerhalb eines grösseren epischen Zusammenhanges, Teile desselben sind, soweit es nötig war, in die exponierenden Reden der Mittelpartie aufgenommen, dadurch entsteht jener Anschein einer Fülle von thatsächlichen Angaben. Aber sie stehen nicht um ihrer selbst willen, aus irgend einer Freude an Stoffmitteilung da — sonst könnte das, was Dietrich, Otacker und den Herrscher der Hunnen angeht, nicht so sehr in blossen Andeutungen sich bewegen —, sondern es sind Stücke

[1]) A. a. O. S. 152.

aus der reicheren epischen Handlung, in der Hildebrand sonst noch eine Rolle spielte, aus der die gegenwärtige Situation sich erklärt; ihre Einfügung geht nicht aus geschichtlichem, sondern aus epischem Bedürfnis hervor, sie gehören zur epischen Technik, nicht zu geschichtlichem Stil.

Die fortschreitende Verallgemeinerung — Typisierung —, die ein historischer Stoff, ob in mündlicher Sage oder im Lied fortgepflanzt, in dem Masse erleidet, als er sich zeitlich von seinem Ursprung entfernt, scheint eine Unterbrechung dadurch zu erfahren, dass neue historische Bestandteile sich anschliessen können. Zu den Elementen burgundischer und hunnischer Geschichte in der Nibelungensage sind später wahrscheinlich merovingische, noch später ostmärkische und sächsisch-thüringische getreten, sowie im Hildebrandslied in die Dietrichsage der Hunnenherrscher gekommen ist. In diesen Anschlüssen ist aber kein Wirken geschichtlichen Sinnes zu sehen, sondern die jeweilig neu hinzukommenden historischen Bestandteile waren bereits ihrer ursprünglichen geschichtlichen Bestimmtheit entkleidet — denn nur so konnte sich die Anfügung vorbereiten —, sie waren also bereits in höherem oder geringerem Masse typisiert, und gemeinsamer epischer Charakter hat dort die Aufnahme, hier den Anschluss bewirkt.

Ebensowenig sehe ich historischen Sinn in dem Falle thätig, wenn ein alter Sagenstoff in Anlehnung an geschichtliche Ereignisse einer näheren Vergangenheit neue Form erhält. Wenn wir Müllenhoffs Erklärung der Sagengestalt im Ortnit A zustimmen, so haben Ereignisse des zweiten und dritten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts wesentlichen Einfluss auf seine Komposition gehabt. Aber ausser einigen geographischen Namen ist mit historischer Bestimmtheit weder ein Ereignis des Kreuzzuges von 1217 noch sonst eines der anderen verglichenen Fakten in die epische Erzählung übergegangen, sie sind insgesamt episch stilisiert, d. h. ihrem typischen Gehalte nach aufgenommen. Diese Erweiterungen, Aenderungen der ursprünglichen Handlung sind alle nach dem Bedürfnis geschehen, das der Empfänger dieser Festschrift 'Auswahl aus dem Leben' nannte, doch wurden nur solche Motive ausgewählt, die gleichzeitig den überlieferten Typen sich unterordnen liessen. Geschichtlicher Sinn hatte damit nichts zu thun.

Den wesentlichen Unterschied zwischen historischem und

epischem Lied sehe ich also darin, dass dort die Personen und die Handlung noch ihre historische, hier nur mehr poetische, epische Individualität, demnach allgemeine typische Bedeutung haben.

So wie nicht jedes epische ein historisches Lied als seine Grundlage voraussetzt, so haben sich gewiss auch nicht alle historischen Lieder zu epischen entwickelt. Die Gründe eines solchen Fortlebens können in der Bedeutsamkeit des Stoffes selbst, oder in seiner anfänglichen Gestaltung, oder in beiden Umständen zugleich gelegen sein. Denn es ist nicht bloss denkbar, sondern wird durch die vorhandenen Reste historischer Lieder wahrscheinlich, dass eine Zeit, die episches Vermögen noch besass, ein Geschehnis, an dem sie Anteil nahm, schon von Anfang an nicht nach seiner baren Thatsächlichkeit, sondern aus dem Zusammenhang ihrer Anschauungs- und Gefühlswelt aufgefasst haben wird. Zur geschichtlichen Auswahl aus dem Leben tritt sogleich die 'aus der Ueberlieferung' — d. h. alle bereits geformten Vorstellungen, die geeignet sind, die Empfindung des Zuhörerkreises anzusprechen, namentlich alles Mythische und das Sittliche im weitesten Sinne. Das sind aber die Keime, aus denen die epische Geltung wächst, und sie werden zum volkstümlichen Fortleben des ursprünglich Historischen und zu seiner Verwandlung ins Epische wesentlich beigetragen haben. In höherem oder geringerem Masse müssen wir wohl jedes historische Lied mit ihnen versetzt denken; sie bilden die Gefühlswerte, von denen ich früher sprach, erst durch sie gewannen die nackten Thatsachen ein Bildungsinteresse, wenn ich so sagen darf, und ermöglichten das, was der naive Mensch unmittelbar an Geschichte zu knüpfen sucht — ihre Erklärung und das Urteil über sie, freundliches oder feindliches.

Die ältesten deutschen historischen Lieder, die wir noch besitzen, sind das Ludwigslied und De Heinrico. Das vielbesprochene Lied auf den 'Sieg Chlothars (II.) über die Sachsen', [1]) von dem

[1]) Vgl. Nyrop, Den oldfr. Heltedigtning S. 8, Rajna, Le origini dell' epopea francese S. 117, Kurth, Histoire poétique des Mérovingiens S. 441, Gautier bei Petit de Julleville, Hist. de la langue et littér. franç. I, 1, 59, Voretzsch in den Philol. Stud. f. Sievers S. 95 ff. und die dort SS. 54 und 108 angegebene Litteratur. Trotz der ausführlichen Analyse des einschlägigen Quellenstoffes bei Kurth, Rajna und Voretzsch ist eine befriedigende Deutung des inneren Zusammenhanges, in

zwei Strophen in der Vita Faronis in lateinischer Uebersetzung erhalten sind, halte ich mit Nyrop, Gautier, Voretzsch für romanisch (*ex qua victoria carmen publicum iuxta rusticitatem*). Vom lateinischen Lied auf Pipins Avarensieg 796[1]) behauptet zwar Nyrop S. 13, man könne nicht zweifeln, dass darin die (von geistlicher Hand gemachte) Uebersetzung eines im Heere entstandenen volkstümlichen Liedes vorliege, aber er giebt dafür keinen anderen Grund, als dass Darstellung und Grundton dessen, was nach Abzug der geistlichen Zusätze übrig bleibe, auf diese Ansicht führe. Aber er verkennt dabei, dass auch in den erhaltenen deutschen Gedichten dieser Art Geistliches mit Weltlichem sich mischt; die Aufzeichnung ferner, in der uns der lateinische Rhythmus überliefert ist, steht der Zeit des Ereignisses, das darin besungen wird, noch sehr nahe,[2]) die sonstigen Analogien einer Uebersetzung aus der Vulgärsprache — Lied auf Chlothars Sachsensieg, Lobgesang auf den h. Gallus — zeigen, dass Anlässe zur Uebersetzung erst lange Zeit, nachdem die Texte in ihrer ursprünglichen Sprache lebendig gewesen waren, eingetreten sind; diese Anlässe sind bei jenen beiden an sich verständlich oder ausdrücklich überliefert — hier wäre nichts dergleichen und überhaupt kein Grund ersichtlich, warum der in der Volkssprache geformte Stoff in barbarisches Latein hätte übertragen werden sollen, und kein inneres Anzeichen ist vorhanden — Lücke im Inhalt oder Verschiedenheit in der Auffassung Pipins — dass das Ganze nicht in wesentlich derselben Form konzipiert gewesen sei, in der wir es heute lesen.

Trotz seiner lateinischen Abfassung werden wir das Lied aber benutzen dürfen, um aus Verwandtschaften, die zwischen ihm und dem Ludwigslied bestehen, den Charakter der Gattung zu beleuchten und das Ludwigslied selbst in einen schärferen litterarischen Zusammenhang zu stellen.

Anlass und Stoff des Liedes war die Besiegung der Avaren.

---

welchem die zwei erhaltenen Strophen zu denken sind, noch ausständig. Der Inhalt der zweiten, die nach der Quelle *in fine huius carminis* stand (was Kurth geradezu mit *la fin* übersetzt), ist doch gar nicht darnach angethan, den Schluss des Liedes zu bilden, wenn man den Sachsensieg als seinen Hauptinhalt anzusehen hat. Auch was Manitius, Gesch. d. christl.-lat. Poesie S. 474 vermutet, behebt die Schwierigkeiten nicht.

[1]) Poet. lat. 1, 116.

[2]) Vgl. Dümmler ZfdA. 17, 144.

Sie darzustellen dient ein epischer Verlauf, aber nicht eines Kampfes, sondern der endgiltigen Unterwerfung des Feindes: Ein Ingwiomar (*Unguimeri*) — *Avarorum genere* — kündigt dem König Cacan und der Königin Catuna den sicher bevorstehenden Untergang durch den heranrückenden Pipin, den *princeps catholicus:* der König mache sich rasch auf mit reichen Geschenken und unterwerfe sich. Das thut Cacan, und wir hören die Rede, die er an Pipin richtet. Sonst erzählt der Poet nur wenig und nur in der Einleitung, so viel als zur Klarstellung der Situation nötig war: die Avaren haben seit langem viele Schandthaten verübt; da schickte Gott den h. Petrus als Begleiter des Königs Pipin und seines Heeres. Dieser schlägt ein Lager an der Donau und umschliesst die Feinde ringsum mit Befestigungen.

Eine zweifache Stilisierung ist an dem Stoffe zu erkennen. Erstens: der Poet schildert die Besiegung des Feindes nicht direkt, sondern indirekt durch Darstellung der Wirkung, die Pipins Massregeln auf ihn üben. Durch diese indirekte Form vermag er die Grösse des Helden Pipin eindringlicher herauszuarbeiten. Zweitens: den Sieg stellt er als eine Ueberwindung der Heiden durch die Christen dar, als ein Geschenk Gottes, der auf Pipins Seite stand: dieser Gedanke erhält seinen stärksten und bildlichen Ausdruck in Strophe 4, wo Gott seinen Apostelfürsten Petrus als Helfer aussendet. Gottes Eingreifen haben die Hunnen selbst verschuldet, da sie Gotteshäuser und Klöster zerstört und geplündert haben. Und nach der Darstellung des epischen Kernes treten verwandte Gedanken wieder hervor: Dank gegenüber Gott, dem Schenker des Sieges, Heilruf auf Pipin und sein Geschlecht — seine That aber rührt von der göttlichen Gnade, Ruhm dem Vater und dem Sohne! Geistliche Vorstellungen umrahmen also die eigentliche Handlung, Gott als der eigentliche Urheber des Erfolges steht nicht bloss im Hintergrund, sondern lässt sich gegenwärtig vertreten durch Petrus. In persönlicher Handlung wird dieser aber nicht gezeigt.

Und formell wichtig ist endlich, dass der Kern des Liedes dialogisch ist: rechnen wir ihn von dort ab, wo Pipin zuerst selbsthandelnd auftritt, so umfasst er acht Strophen (5 bis 12), sechs davon sind ganz oder zum Teil direkte Rede. Symmetrisch umschliessen diesen Kern vier Eingangs- und vier Schlussstrophen. Alle sind dreizeilig, nur die letzte erhält durch das End-Gloria einen vierten Vers.

Der Hauptteil und die Umrahmung stehen ziemlich lose neben einander, sobald man die in den Rahmenteilen sehr stark herausgearbeitete geistliche Tendenz in Betracht zieht. Sie fehlt zwar nicht ganz in jenem, denn Pipin heisst zweimal darin *rex catholicus*, ist mit Gottes Kraft umgürtet, und Ingwiomar sagt dem König, dass sein Reich seit langem den Christen ausgeliefert ist. Aber weder Gott noch sein Entsandter treten hier in Handlung, ja es fehlt jede Rückbeziehung auf den in Strophe 1 ausgesprochenen Gedanken, dass der Schöpfer der Völker, der Erde und Menschen nun jüngst auch die Avaren bekehrt habe,[1]) obwohl es so nahe lag, dieses Motiv auch in die Rede zu bringen, in der sich Cacan mit Land und Gut und Volk, Leib, Leben und Kindern dem König ergiebt. Man wird daraus schliessen müssen, dass der Poet in den Gedanken der geistlichen Umrahmung einer für die lateinischen historischen Lieder geltenden Stilüberlieferung folgt, aber in naiver Empfindung für den unmittelbaren geschichtlichen Anlass den ihm gewidmeten Hauptteil vorwiegend weltlich hält. Die geistliche Stilisierung ist daher hier noch äusserlich, die historische Empfindung für das Geschehene ungebrochen: daher auch die verhältnismässig zahlreichen Eigennamen. Aber der Zweck des Ganzen ist höfisch, durch den Preis des Königs — um so mehr, weil der Poet wenig Handlung von ihm zu sagen hatte und daher mehr direktes Lob auf ihn häufen musste — und geistlich durch den göttlichen Lenker, dem zuletzt das Verdienst gebürt.

Die geistlichen Beimischungen in dem Lied gehen wahrscheinlich auf die Gattung des in geistlichen Kreisen gepflegten nicht-volkstümlichen lateinischen historischen Gedichtes zurück. Ein fast ein Jahrhundert hinter unserem Liede liegendes, in langobardischer Gegend entstandenes Beispiel ist das Carmen de synodo Ticinensi,[2]) auf die 698 in Pavia gehaltene Synode. Das Gedicht — das als einzige Quelle über das in ihm besungene Ereignis auch hohen sachlichen Wert hat — besitzt entschieden historische Haltung. Es beginnt mit Aufzählung der Verdienste, die König Kunincperts Grossvater und Vater um die katholische Religion sich erworben, daran reihen sich die Kunincperts. Von

[1]) So wird man wohl mit Ebert, Litt. des Mittelalters 2, 87 um des inneren Zusammenhanges der Strophe willen das *conuertisti* 1, 3 auffassen müssen.

[2]) Mon. Germ. Script. rer. Langobard. p. 190. — Ueber den historischen Gehalt des Gedichts vgl. jetzt Wilh. Meyer, Abhandlungen der Göttinger Ges. d. Wiss. phil.-hist. Cl. NF. II, Nr. 6, S. 5 ff.

seinen weltlichen Thaten ist kurz in einer einzigen Strophe die Rede, aber auf seinen Bemühungen gegen das arianische 'Schisma' verweilt der Verfasser. Die Vorgänge und Verhandlungen auf der Kirchenversammlung in Pavia werden erzählt — doch ohne Erörterung der theologischen Streitfragen selbst —, schliesslich die Aktion des Papstes. Diese Stoffe werden direkt dargestellt, ohne bildliche Erfindung, nur an der einzigen Stelle 5,1 *Elictus gente* (d. h. *gentem*) *a Deo ut regeret Langibardorum* blickt die selbe Vorstellung vom persönlich lenkenden Gotte hervor, die die Schlussstrophe mit ihrer direkten typischen Bitte um Gottes Schutz ausdrückt. Aber die ganze Gesinnung und Auffassung des Poeten ist geistlich.

Der Unterschied zwischen einem historischen Gedicht, wie dieses ist, und dem Avarenlied in der Darstellung des historischen Stoffes ist gross. Dort ist ein historischer Verlauf gezeichnet, hier eine einzelne Situation vorherrschend, auf der alles Gewicht liegt; dort ist die sprachliche Darstellung des Stoffes durchaus erzählend oder schildernd oder reflektierend, hier ist der Dialog ein Hauptmittel.

In diesen beiden Beziehungen sind auch die Versus de eversione monasterii Glonnensis,[1]) die zwischen 848 und 850 geschrieben wurden, zu vergleichen. Stoff ist die Verbrennung des Klosters des h. Florentius (Glonna, im Poitou) durch den Bretonen Nominoi: in Strophe 4 bis 6 wird dieses Thema hingestellt. Die nächsten neun berichten über das Verhältnis der Karolinger zum Kloster, stark spielen hier die politischen Streitigkeiten unter Ludwig und Ludwigs Söhnen ein. Es folgt der Kern des Gedichts: der Tyrann tritt auf den Plan, seine Abkunft, sein Emporkommen, seine politischen Bündnisse, seine Thaten, insbesondere sein Vorgehen gegen Glonna werden dargestellt. Er zündet das Kloster an. (18 Strophen.) Die fünf folgenden handeln von der Entschädigung, die dem Abte Dido wird. Also eine reiche Handlung in ihrem Verlaufe. Auch hier fehlt Dialog vollständig. Auch schildernde Bestandteile sind gering: in dem Teile, der die politischen Missstände (13 bis 15) erwähnt, kommen sie vor. Dort, wo die Katastrophe erzählt ist, macht der Poet eine Pause und widmet eine Strophe lyrischer Klage (30).

Vergleichen wir dieses Gedicht mit dem auf die Synode

[1]) Poet. lat. 2, 146.

von Pavia, so sind die geistlichen Stellen nur spärlich, obwohl der Verfasser ein Geistlicher war: dieser Poet steht noch unter der Nachwirkung des Klassizismus der karolingischen Blütezeit, er eröffnet sein Gedicht nicht mit geistlichen Gedanken, sondern mit einer Anrufung der 'thrazischen Lyra', die er aus Ovid kennt. Aber trotz dieser modernen Abweichung von den älteren Stilmerkmalen der Gattung, trotz dem Vorwiegen historischen Erzählens zeigt sich das überkommene geistliche Element, sparsam zwar, aber darum nicht weniger bezeichnend darin, dass nach dem an seinem Kloster verübten Frevel der h. Florentius selbst als Rächer auftritt, und die Schlussstrophe ruft ihn wieder an. Der zweite Teil des Rahmens zeigt uns auch hier das geistliche Element — wie in der Avarenschlacht —, und das klassizistische des ersten, des Eingangsteils, ist wenigstens in technischer Beziehung mit dem ersten Teil dort zu vergleichen.

Man beachte, dass die zwei besprochenen historischen Gedichte nicht in der dreizeiligen Strophe verfasst sind, die das Avarenlied zeigt — das langobardische in einer fünf-, das westfränkische in einer zweizeiligen.

Dieselbe dreizeilige kehrt wieder in den Versus de bella quae fuit acta Fontaneto[1] (841), (und ebenso wie dort wird der Stoff in gerade 15 Strophen behandelt). Es ist ein Lied auf eine Schlacht wie jenes, diesmal aber von einem Anhänger des Unterlegenen, Angilbert, wie er sich selbst nennt. Wir begegnen bekannten technischen Motiven: gleich in den Einleitungsstrophen wird der *demon impius* als der Urheber des Unheils genannt: erfreut über den Bruderkrieg ruft er zu den Waffen und frohlockt über das vergossene Christenblut. Aber Gottes Rechte war stärker, sie hat Lothar beschützt. Mit einem geistlichen Gedanken — Fürbitte für die Seelen der Gefallenen — schliesst auch das Gedicht. Doch können wir es weder historisches Lied, noch weniger historisches Gedicht, wie die früher besprochenen, nennen. Zwar fehlt Dialog ganz, aber es ist auch weder der Verlauf einer Handlung, noch eine bestimmte, ausgewählte Situation aus ihm dargestellt. Der Anlass ist allerdings ein historischer, es wird auch einiges über Thatsächlichkeiten aus der Schlacht von Fontenai berichtet: dass Lothar für seine Person siegte, dass aber die Seinigen flohen, dass er, Angilbert, allein

[1]) Poet. lat. 2, 138.

von vielen in der vorderen Reihe der Kämpfer blieb und von hier dorthin 'zurückschaute, wo der tapfere König Lothar seine Feinde in die Flucht schlug', dass auf der Seite Karls und Ludwigs das Feld von den linnenen Kleidern der Toten weiss war. Diese Erzählungsmomente treten aber auf als das, was sie sind, persönliche Eindrücke, hier und dort empfangen, die der eigentliche Zweck des Gedichtes, Klage über die Schlacht — da von dieser eben die Rede sein muss — dem Poeten in die Erinnerung ruft. Sie sind weder zu einem zeitlichen Gesamtverlauf, noch zu einem kleineren zusammenhängenden Ausschnitt aus der Handlung vereinigt. Klage ist der Grundton der Einleitung und des Schlusses: *Ploratum et ululatum nec describo amplius* heisst es hier (15, 1), sie herrscht auch im Mittelteil (Str. 4—10), die erzählenden Bestandteile erscheinen hier nur wie eingemengt. Der Ton des Ganzen ist lyrisch. So erklären sich die Abweichungen von der Form des historischen Liedes, die das Avarenlied aufweist.

Aber dieser Gattung steht unser Stück viel näher als der des historischen Gedichtes; nicht bloss durch die Strophenform. Dem Dialog, der in diesem planctus-artigen Lied keinen Platz erhielt,[1]) steht die direkte Anrede an Lothar Str. 5 nahe, und eine Stiltradition des historischen Liedes scheint darin durchzudringen, dass unter den erzählenden Bestandteilen eine kleine Gruppe beisammensteht, zwar nicht einen gegliederten Ausschnitt der Handlung, aber doch etwas wie eine einheitliche Situation bildend: wo Angilbert den König siegreich kämpfen und die Feindesseite weiss von den Kleidern der Gefallenen sieht. Das vergleicht sich dem epischen Kern des historischen Liedes.

Mit dem noch späteren Gedicht auf die 871 erfolgte Gefangennahme Ludwigs II. zu Benevent[2]) rücken wir der Zeit des Ludwigsliedes ganz nahe. Strophische, rhythmische, sprachliche Form raten, auch dieses Stück in die Reihe der historischen Lieder zu stellen. Der epische Gehalt ist hier ziemlich reich; gleich die Anfangsstrophe nennt das historische Thema: *Lhuduicum compreenderunt sancto pio Augusto,* und ebenso erklärt der Poet gleich anfangs den Standpunkt, das persönliche Urteil, von

[1]) auch nicht im Planctus de obitu Karoli, Poet. lat. 1, 433; im Rhythmus de obitu Hugonis abbatis, a. a. O. 2, 139 spricht aber Pipin in direkter Rede.

[2]) Poet. lat. 3, 404.

dem aus er das Ereignis darstellen wird: *Audite omnes fines terre, errore cum tristitia, quale scelus fuid factum Benevento civitas.* Auch im Folgenden ist der Ausdruck der Thatsachen so gestaltet, dass immer dadurch zugleich Zu- und Abneigung des Poeten deutlich wird; er bedarf keiner weiteren reflektierenden Darlegungen, und er bleibt in der That fast durchaus streng bei seinem historischen Stoffe. Dem Charakter des Liedes, wie wir ihn am Avarenlied beobachteten, entspricht, dass er in starkem Masse den Dialog verwendet.

Aber es stellt nicht eine Episode, sondern eine in mehreren Stufen verlaufende Handlung dar, einzelne derselben allerdings rhapsodisch. Ueber die Gruppierung, Gestaltung des Stoffes und die Verteilung der Stilmittel können wir leider nicht sicher urteilen: zwar ist darauf kein besonderes Gewicht zu legen, dass die ein Abecedar bildenden Strophen nur bis zum M reichen,[1]) aber ein als solcher formell erkennbarer Schluss fehlt, das Gedicht bricht vielmehr mitten in einem Ansatz zu neuer Handlung ab. Das geistliche Element, oder wie wir hier vielleicht besser sagen, das religiöse, tritt nur schwach hervor, aber es ist vorhanden und wieder in der bezeichnenden persönlichen Weise, die wir früher beobachteten; ich meine damit nicht die geistlich gefärbte Zeile *ecclesieque sanctis dei venis diligere* in der Rechtfertigungsrede Ludwigs 7, 2, sondern die Stelle, wo *Kalidus ille temptator* zu schanden gemacht wird: der Teufel ist es, der ihn zu Boden wirft, und 'unser grosser Herr Jesus Christus', der damit das Urteil über ihn spricht (9, 2; 10, 1). In der Form zeigt das Stück also den Charakter des historischen Liedes, aber die äussere Abgrenzung des Stoffes weist auf Einflüsse von Seiten des historischen Gedichtes; seine innere Gliederung und die Darstellungsmittel stehen unter der Tradition jener Gattung.

Hiermit sind die wesentlichen Vergleichungspunkte gewonnen, von denen aus das Ludwigslied (MSD. XI) selbst endlich schärfer ins Auge gefasst werden kann.

Von den historischen Thatsachen der Schlacht von Saucourt 881, die der nächste Anlass zu dem Gedicht waren, enthält es nur die Angabe, dass Ludwig, König der Franken,

---

[1]) Auch das abecedarische Gedicht auf die Schlacht bei Fontenai schliesst mit P.

die Normannen besiegte. Dieser wurden aber einige andere, ebenfalls historische, vorausgeschickt: Ludwig hatte frühzeitig seinen Vater verloren, er wurde König 'hier in Franken' und teilte gleich darauf das Reich mit seinem Bruder Karlmann; Heiden kamen über das Meer her ins Land, es geriet in grosse Not, der König war ferne; da zog er heran gegen die Normannen, und der Zusammenstoss fand bald statt.[1])

Das ist zweifellos ein historischer Verlauf, nicht eine einzelne ausgewählte Episode. In ihm ist aber sehr deutlich ein Aufbau zu bemerken, der die Teile unter- und überordnet und einen stark betonten Hauptteil herausarbeitet. Diese völlige Einheitlichkeit der Handlung erreicht der Poet durch einen das Ganze umfassenden, mit grosser Kraft durchgeführten stilisirenden Grundgedanken, und dieser ist geistlicher Art.

Gott steht im Mittelpunkt der Handlung. Schon in der Eingangsstrophe ist als Eigenschaft des Königs, den die erste Zeile nennt, der Dienst bezeichnet, den er Gott leistet — *ih ueiz her imos lonot.* Den Verwaisten gesellte Gott sich zu, er ward sein Lehr- und Zuchtmeister und gab ihm den fränkischen Königsstuhl. Hierauf wollte Gott ihn prüfen, ob er schon in der Jugend Mühsal zu ertragen verstehe: er liess die Heiden übers Meer kommen. Doch die Not, die sie stifteten, erbarmte ihn, er forderte Ludwig auf, seinen, den Gottes Leuten zu helfen. Dem Befehle gehorchte Ludwig und zog mit seinem Willen her in den Krieg. Und wie er als Vollzieher des göttlichen Gebotes siegte, ist der Stoff des Hauptteils; ihn beschliesst eine Strophe, die in der Verteilung der Gedanken unter ihre vier Halbverse in aller Kürze diese enge Verbindung des geistlichen Kompositionsmotivs mit dem weltlichen Stoff versinnlicht:

Gilobot si thiu godes kraft: Hluduig uuarth sigihaft,
Joh allen heiligon thanc: Sin uuarth ther sigikamf.

Die Person Gottes hat, wie man sieht, pragmatische Bedeutung für die Handlung. Sie ist weder bildlich noch zu lyrischen Wirkungen verwendet, sondern ist wie eine historische Figur aufgefasst, und wenn sie die Ankunft der Heiden zulässt, so drückt sich darin die kausale Geschichtsauffassung des Poeten aus. Er schliesst jeden Zweifel hierüber aus, indem er als Zweck des Heideneinfalls — in der Absicht Gottes — eine Mahnung

[1]) Vgl. dazu Dümmler, Gesch. d. ostfrk. Reiches [2] 3, 113—156.

der Franken an ihre Sünden hinstellt und unter seinen Wirkungen nur sittliche, in drei Strophen, ausführt. Was sonst Epiker bei feindlichem Eroberungszuge hervorheben, ist Z. 22 nur in dem allgemeinen Wort *all thiu not* angedeutet. Als diese sittlichen Wirkungen erreicht sind, greift Gott von neuem ein: der Hauptteil ist genügend vorbereitet, jetzt setzt er ein.

Gott spricht mit eigenen Worten zum König, dieser antwortet ebenso. Hierauf eine rein erzählende Strophe, die die Fahrt nach Franken berichtet, dann die Worte, mit denen der König von seinem Volk bewillkommt wird[1]) und Ludwigs Antwort: sie bildet den ersten Höhepunkt im Hauptteil. Der König erzählt seine Sendung durch Gott und ruft sein Volk, das er ebenfalls *godes holdon* nennt, zu gleichem Gehorsam auf, zu gleicher Ergebung in Gottes Willen; wer den erfüllt, dem wird der König es lohnen. Dieser erste Gipfel ist, wie bekannt, durch Uebergang aus der zweizeiligen in dreizeilige Strophen gekennzeichnet. Hierauf wieder rein erzählende Strophen: Rüstung und Vormarsch; geistliche Vorstellungen sind eingemengt: der König dankte Gott, als er die Feinde erblickte, er zog in den Kampf mit Kyrieleison. Dann der zweite Höhepunkt: dieser ist durchaus weltlicher Art — die Kampfschilderung selbst, der Heldenmut des Königs wird stark hervorgehoben. Auch dieser zweite Gipfel läuft in eine dreizeilige Strophe aus. Der Inhalt der zwei Höhepunkte entspricht wieder den zwei Elementen des ganzen Gedichtes und bezeugt ansehnliche Gestaltungskraft. Der Hauptteil endigt in einer, freilich allgemein gehaltenen Aristie des Königs, in der der weltliche Gehalt des Stoffes einigermassen zu seinem Rechte kommt, aber man wird nicht anstehen, dem ersten Höhepunkt im Sinne des Dichters grössere Bedeutung beizulegen: in ihm gipfelt die Anlage der Handlung, auch äusserlich ist ihm der breiteste Raum gegönnt. Durch ihre Stellung gegen Ende des Liedes wirkt die Kampfschilderung zwar wie ein musikalisches Schluss-Crescendo, aber der Dichter wollte die Klänge der frommkriegerischen Rede Ludwigs vom ersten Höhe-

[1]) Man bemerke, dass die Worte *so lango beidon uuir thin* ihre Parallele in dem wohl 1002 gesungenen Rhythmus Versus de Ottone et Heinrico (Anselm der Peripatetiker hg. von Dümmler S. 80 f.) haben, Z. 40 ff.:

Regum creatrix maxima *Clamat iam Italia*:
Heinrice curre, propera *Te expectant omnia.*
Numquam sinas te principe *Harduinum vivere.*

punkt herüberwirken lassen: er nimmt sie ja, gleich nach dem weltlichen Stück, zum Beschluss des Hauptteiles in v. 55. 56 direkt wieder auf, in engster Verbindung mit dem weltlichen Siegmotiv. Wollte ein moderner mit Leitmotiven arbeitender Musiker das Lied komponieren, so wäre ihm Wechsel und Zusammenklang der zwei herrschenden vom Texte selbst aufs deutlichste vorgezeichnet.

In einer dreizeiligen Strophe, die durch ihren Inhalt auch als Schluss des Ganzen sich kennzeichnet — Heilwunsch für den Kǫnig, Bitte zu Gott um seine Erfüllung — endigt das Gedicht.

Die Verbindungslinien, die von den früher besprochenen lateinischen Gedichten zu ihm hingehen, sind ziemlich deutlich.

Ein historischer Verlauf wird dargestellt wie in jenen historischen Gedichten, aber ein Teil dieses Verlaufes tritt besonders stark hervor: was die einzelne Situation im Avarenlied ist, bedeutet hier die feierliche Rede Ludwigs vor der Schlacht und, in zweiter Linie, die Kampfscene. Wie im Avarenlied und sonst in historischen Liedern ist am Mittelpunkt der Handlung die dialogische Form Darstellungsmittel. Wie sie im Avarenlied abgestuft ist — die Hauptrede (des Cacan) vorbereitet durch die des Ingwiomar —, so gehen hier der Schlachtrede Ludwigs die Reden Gottes und des Volkes voraus. Im Avarenlied bemerken wir einen Anlauf, geistliche Gedanken auch episch zu gestalten und in die Handlung einzuführen — hier ist dieses Kompositionsmotiv in hervorragender, man kann sagen künstlerischer Art durchgeführt. Im Avarenlied war das geistliche Motiv noch mehr äusserlich angefügt, zu Eingang und am Schluss, bildete daher eine Art Umrahmung. Das Ludwigslied hat zwar auch eine als solche gekennzeichnete Schlussstrophe, aber zu Beginn setzt ohne weitere Einleitung die Handlung nach ihrem weltlichen wie ihrem geistlichen Bestandteil sogleich ein. In einer Beziehung ist aber doch der Anfang beider Denkmäler ebenfalls vergleichbar — denn auch das Avarenlied nennt bereits in seiner ersten Strophe die Avaren, allerdings erst in Unterordnung unter das geistliche Motiv.

Auf die Uebereinstimmung in Gedanken der Schlüsse — Heilwunsch dort für Pipin, hier für Ludwig — lege ich kein Gewicht; sie liegt darin begründet, dass diese Lieder auf eine bestimmte Person hervorragender Stellung gesungen und gedichtet sind, also mit dem Dedikationsgedicht in dieser Beziehung Ver-

wandtschaft haben. Daher schliesst auch Otfrid seine Widmung an Ludwig den Deutschen mit einem Heilwunsch für den König, daher mischt sich in diese Gedichte in höherem oder geringerem Grade auch an und für sich ein Lobpreisungselement.

Wenn ich endlich noch die Verwendung der dreizeiligen Strophe heranziehe, die an den lateinischen Rhythmen in charakteristischer Erscheinung hervortritt, so wird kein Zweifel bleiben, dass das Ludwigslied zur Gattung des historischen Liedes gehört und von den lateinischen Rhythmen der Gattung beeinflusst ist.

Aber auch das lateinische historische Gedicht ist, wie wir aus dem Aufbau einer sich entwickelnden Handlung ersehen haben, von Einfluss gewesen — das auch der Zeit nach recht nahe liegende Lied von dem italischen Ludwig (s. oben S. 329 f.) liefert die Parallele, denn auch hier ist in der Form des historischen Rhythmus ein Verlauf einer Handlung, nicht eine einzelne Episode, dargestellt.

Da das religiös-geistliche Element auch in solchen historischen lateinischen Liedern vorkommt, deren Verfasser schwerlich Geistliche waren — wie in dem Fontenai-Lied oder dem ebengenannten italischen Rhythmus —, so ist sein Vorkommen im Ludwigslied an und für sich kein Grund, in seinem Verfasser einen Geistlichen zu sehen. Allerdings hat es bei ihm auf die Komposition der Handlung starken Einfluss genommen; aber einzelne volkstümlich-bildliche Vorstellungen äussern sich darin — Gott der den Verwaisten in seinen Schutz nimmt, wird als sein *magaczogo* gedacht, Gott ist Volksherr, wenn er den König anruft: *hilph minan liutin.* Und die Kampfschilderung enthält volkstümliche Züge.

Dem steht aber gegenüber, dass in der ganzen und einheitlichen Stilisierung der Handlung Gott nicht bloss in religiösem Sinne, sondern auch in der epischen Behandlung über die Figur des Königs hinaus gehoben ist und sie — bis auf die Kampfstelle — in der Wirkung drückt. Diese Grundauffassung ist doch wohl nur einem geistlichen Poeten zuzutrauen, und die vollkommene technische gegenseitige Durchdringung des geistlichen und weltlichen Motivs wird daher leichter und natürlicher als aus geistlicher Bildung erwachsen zu verstehen sein. Entscheidend endlich für die Annahme eines geistlichen Verfassers halte ich die moralisierende Nutzanwendung des Normanneneinfalles: dass

Gott ihn als Strafe für die Sünden der Franken zuliess, konnte ohne weiteres auch ein weltlicher Poet denken, aber dass in der Schilderung seiner Wirkungen alles Weltliche fehlt und nur Dieb, Lügner, Räuber, Falsche sich bessern — der Dieb, indem er Fastenbusse auf sich nimmt —, das weist sicher auf speziell geistliche Anschauungsweise. Wir begreifen unter dieser Voraussetzung auch besser die Art der Verallgemeinerung und Idealisierung, der er den Stoff unterworfen hat, verstehen nunmehr auch besser, dass die litterarhistorischen Beziehungen des Gedichtes auf mittellateinische Volks- und Kunstpoesie hinweisen, das lateinische historische Lied und Gedicht.

Wir besitzen keinen Text eines deutschen historischen Liedes vor diesem, und wir sind nicht ohne weiteres berechtigt, die Form, die die Gattung im Ludwigslied besitzt, durchaus auf das in weltlichen Volkskreisen entstandene, deutsch gesungene zurück zu übertragen. Dass auch ein geistlicher Verfasser, in einem historischen Lied, das er in der Volkssprache dichtet, also wahrscheinlich auch für Volkskreise, sich nicht bloss einer dem Volke verständlichen Sprache bedienen, sondern auch einer dem Volke geläufigen Kunstform in höherem oder geringerem Grade sich anpassen wird, ist an sich wahrscheinlich und wird selbst durch das Beispiel des eigenwilligsten solcher Poeten, Otfrids, bestätigt. Das Muster, auf das wir beim Ludwigslied zunächst verwiesen sind, war ausserdem selbst in seinen Kreisen volkstümlich. Und wenn wir im Hildebrandslied 1) unmittelbares Eintreten in die Situation, 2) Wahl, nicht eines grösseren Verlaufes, sondern einer bestimmten Situation, 3) starke und bedeutsame Verwendung des Dialoges finden, eben dieselben Merkmale neben anderen auch im lateinischen historischen Lied, so dürfen wir in eben diesen Eigenschaften Grundzüge des volkstümlichen deutschen sehen, die in den lateinischen westfränkischen oder italischen Stücken wieder auftauchen. Der erste und dritte Punkt fällt sogleich auch am Ludwigslied auf, der zweite drängt sich durch eine unter kunstpoetischem Einfluss abgegrenzte Handlung noch durch in deren Anordnung.

Die rein historischen Nachrichten, die wir von der Schlacht bei Sathulcurtis haben, sind ärmlich. Aber der historische Inhalt des Ludwigsliedes bleibt noch dahinter zurück. Es nennt nicht den Ort der Schlacht: die allgemeine Vorstellung *in Frankon*

muss genügen; allerdings hatte der Poet selbst eine etwas bestimmtere: *reit her thara in Vrankon* sagt er, und man erkennt daraus, dass er selbst in der Nähe des Kriegsschauplatzes war. Aber ihn auch für Landfremde zu kennzeichnen, fällt ihm nicht bei. Das Fehlen solcher Absicht genauerer historischer Mitteilung ist kennzeichnend. Dass besondere Kampfesthaten des Königs oder einzelner anderer Helden in den Quellen nicht berichtet werden, ist natürlich kein Beweis, dass sie nicht vorfielen oder nicht mündlich erzählt wurden: auch das Ludwigslied weiss davon nichts, wie es auch ausser dem Namen Ludwigs keinen anderen weder bei Freund noch bei Feind nennt. Die historische Hauptquelle für die Schlacht, die Annales Vedastini,[1]) erzählen, dass, noch nachdem die Normannen in die Flucht geschlagen waren, ein kritischer Augenblick eintrat, als eine Schar Feinde, die sich in den Hof Sathulcurtis geworfen hatte, hervorbrach und die Franken überraschte: wenn nicht der König schnell vom Pferde gestiegen wäre und die Seinigen aufgehalten und mit neuem Mut erfüllt hätte, wären sie, sagt die Quelle, schmählich von dem Orte geflohen. Hier war ein Ansatz zu einer Darstellung, wie Ludwig besonders entscheidend eingriff. Und auch der Annalist bewegt sich da in einer geistlichen Auffassung der Zusammenhänge, die der des Ludwigsliedes nahe steht: weil die Franken nach dem ersten Teilsieg sich seiner rühmten als eines durch ihre Kraft gewonnenen und nicht Gott die Ehre gaben, fand jener Rückschlag statt. Das Lied übergeht auch diesen Zwischenfall, es bleibt bei der geraden, aber handlungsarmen Linie, die von Gottes erstem Eingreifen und der frommen Gottergebenheit, mit der Ludwig und die Seinigen in die Schlacht zogen, direkt zum Siege führte.

Und auch in dem einleitenden Verlauf hat er auffallende Thatsachen — und es sind solche, die man bei seinem geistlichen Sinn für besonders eindringlich halten möchte — übergangen: der Poet des Avarenliedes weiss einleitend von den Schandthaten, die die Avaren an Kirchengut verübten, mit starker Betonung zu erzählen — auch die Normannen, gegen die Ludwig focht, hatten im Laufe der letzten acht Monate die Klöster St. Vaast, St. Riquier, St. Valery, Corbie, St. Omer und wohl auch Péronne geplündert und verwüstet, und Platz für diese Ereignisse

[1]) Mon. Germ. SS. 2, 198 f.

wäre dort gewesen, wo der Poet die Folgen des Normanneneinfalles schildert; er verbleibt aber bei seinen Wirkungen auf die innere Sittlichkeit.

Gehört Lust am Mitteilen — wie die Lust es zu hören — zu den ersten Merkmalen naiven historischen Sinnes, so tritt sie in diesem Gedicht zum mindesten stark zurück vor der andächtigen Anschauung göttlicher Fügung und Leitung, die dieser Poet im Geschehenen sieht. Wir haben keine Andeutung, die uns veranlasste, ihn ferne vom Schauplatz der Ereignisse, ihn von vielgliedrigem Hörensagen über sie unterrichtet zu denken; wie *thara in Vrankon*, so spricht auch die verhältnismässig sehr geringe Zeitfrist, die zwischen der Schlacht und der Abfassung des Liedes liegt — im äussersten Falle kaum $5^1/_2$ Monate — dafür, dass der Verfasser seine Nachrichten aus erster Hand hatte. Er hebt sein Lied auch in epischer Haltung an, er kennt die Form des volkstümlichen historischen Liedes und lehnt sich an sie; aber gelehrte Bildung — man denke an den Einfluss des historischen lateinischen Gedichtes — und religiöser Sinn veranlassen seine entschiedene Gestaltungsgabe, dass neben den Mitteilungs- ein Erbauungszweck tritt, der die weltlichen Bestandteile des Stoffes, das Geschehene, zu Gunsten der religiösen und sittlichen stark einschränkt.

Wie der Stoff in rein epischer Auffassung sich darstellte, davon können wir uns in diesem Falle durch günstiges Zusammentreffen der Umstände eine annähernde Vorstellung bilden. Denn wir haben Zeugnisse, dass die Schlacht von Saucourt mündliche Berichte hervorrief, deren sich volkstümliche Phantasie bemächtigte. In ihrem Mittelpunkt steht die Chanson de geste von Gormond und Isembard,[1]) um sie lagern sich andere, prosaische chronikalische und poetische Berichte, endlich der verdeutschte Roman von Loher und Maller, die insgesamt auf einen epischen Kern zurückgehen, an dem Erinnerungen an die Schlacht von Saucourt, jedoch bereits in starker phantasiemässiger Umgestaltung und Bereicherung zu erkennen sind. Festgehalten sind die Gaue Vimeu und Pontieu als Schauplatz der Kämpfe, König Ludwig, der Gegensatz von Christen und Heiden, der Sieg der Christen; diese Sage weiss auch, dass die Heiden über England herüberkamen. Schon diese ihre geschichtlichen Grundzüge sind also

[1]) Ich benutzte die Ausgabe von Heiligbrodt, Rom. Studien 10, 501.

reicher als die des Ludwigsliedes. Sie weiss aber auch einen Namen für den heidnischen König, Gormund, sie weiss, warum die Heiden in Ludwigs Reich einfielen: weil Ludwig einen edlen Herrn, Isembard, verbannt hatte, dieser zu Gormund floh, dort Christum ableugnete und dann Rache suchend mit ihm nach Frankreich zurückkehrte. Diese Fabel ist natürlich durch zahlreiche Nebenfiguren bereichert worden. Die Untersuchung des Stoffes auf seine historischen Bestandteile[1]) hat Spuren des Einflusses anderer, vorausgehender, gleichzeitiger und späterer geschichtlicher Ereignisse nachweisen können; sie bleibt insoferne noch unbefriedigend, als die Hauptgestalt des Isembard, an der treibende Motive der Handlung hängen, im Dunklen bleibt.

Dieses Gebilde ist ausschliesslich auf romanischem Boden entwickelt worden — so dürfen wir wohl sagen, weil alle seine Ausläufer Ueberlieferungen in romanischer Sprache sind oder auf solche zurückweisen. Hätten wir ein dem Ludwigslied gleichzeitiges romanisches historisches Lied auf denselben Stoff, so wäre es möglich, die Umwandlung des Historischen ins Epische, von der früher die Rede war, an den Quellen selbst zu prüfen. Die Chanson de geste trägt vollkommen deutlich, besonders in dem gegenseitigen Verhältnis der Hauptfiguren Ludwig, Gormund, Isembard die Züge der typischen, epischen Erfindung und Ausgestaltung an sich. Es ist nicht möglich, das historische Lied — vielmehr wohl die historischen Lieder — aus denen die epische Form erwuchs, inhaltlich und formell zu erschliessen. In der lebendigen Erinnerung Deutschsprechender muss die Schlacht von Saucourt bald geschwunden sein — an das Ludwigslied hefteten sich keine sagenhaften Sprossformen. Grössere Schärfe, Lebendigkeit des eigentlich historischen Sinnes in den romanischen Liedern vorauszusetzen, haben wir gar keinen Anhaltspunkt; die reichere romanische Sagengestaltung muss vielmehr auf reicheren, an die Motive der volkstümlichen Epik sich bereits anlehnenden Gefühlswerten der ursprünglichen Lieder beruhen, sie werden also mehr epische als historische Haltung bereits besessen haben. Auch der Dichter des Ludwigsliedes ist kein blosser Berichterstatter und fasst den Stoff ebenfalls schon phantasiemässig auf, aber die Motive seiner Ausgestaltung waren christlich-typische, die inner-

[1]) S. Lot in der Romania 27 (1898), 1 ff., wo die weitere Litteratur genannt ist.

halb ihres eigensten Kreises einer Weiterbildung nicht fähig waren. Von den reichen weltlichen Trieben der romanischen Form ist kein anderer Keim in seinem Lied zu entdecken, als der Gegensatz zwischen Christen und Heiden, der dem Grenzgebiet zwischen religiösen und weltlichen Motiven angehört, aber später nach der weltlichen Seite hin besonders fruchtbar wurde.

Noch immer ist leider eine Erörterung der Grundlage des Liedes De Heinrico (MSD. XVIII) nötig. Auch ich vermag nicht Abschliessendes zu bringen.

Vorerst muss ich bemerken, dass ich nicht — wie Koegel[1]) — über die von Priebsch mitgeteilte Lesung der Z. 7 *bringt her hera kuniglich* mich hinwegsetzen werde: die Synkope *bringt* ist in der That auffallend, aber da die neue Lesung durchaus glaubwürdig bezeugt ist, hat man mit der Synkope sich abzufinden oder sie zu erklären oder hat *bringit* zu lesen (mit oder ohne Streichung des *her*), darf aber keinesfalls das Kind mit dem Bade ausschütten und ohne weiteres an Eccards *bruother* 'festhalten'. Man weiss, dass an diesem *bruother* das einzige klare Anzeichen hängt, dass der Heinrich des Gedichtes der erste baierische Heinrich, der Bruder Kaiser Ottos I., sei.

Es ist heute vor der Menge historischer Deutungen, die das Lied erfahren hat,[2]) förmlich schwierig geworden, unbefangen sich seinen Inhalt zu vergegenwärtigen. In der Eingangsstrophe ruft der Poet den Sohn der himmlischen Maid an, er möge ihm beistehen, dass er erzähle von dem edlen Heinrich, der das Baiernreich besass.[3]) Es folgt der Hauptteil, 5 Strophen, deren erste

[1]) der Gesch. d. d. Litt. I, 2, SS. 127 und 132 f. bloss die von Priebsch AfdA. 20, 207 veröffentlichte Notiz nennt und noch nicht ebendesselben Deutsche Handschriften in England I, 25 gekannt hat. Breuls Notiz AfdA. 24, 59 ist nichts anderes zu entnehmen, als dass er das von Priebsch mit Hilfe eines Reagens gelesene *bringt* ohne Reagens nicht mehr lesen konnte, und dass *bruother* nunmehr auch noch graphischen Bedenken begegnen müsste.

[2]) Zu den in MSD.[3] genannten sind seither noch die Aeusserungen von Kelle, Gesch. d. d. Litt. 1, 194 ff., Wilmanns, GGA. 1893, S. 494, Priebsch, Deutsche Handschr. I, 26 f., Koegel, Gesch. d. d. Litt. I, 2, S. 132 ff., [Martin, AfdA. 24, 58] hinzugekommen. Vgl. auch Ottenthal in den Regesten Ottos I.[2] S. 59. [Während der Korrektur dieses Bogens lerne ich Josephs neue Deutung ZfdA. 42, 197 ff. kennen, auf die hier einzugehen nicht mehr möglich ist].

[3]) Es ist nicht sicher, ob dieser Auszug sich mit dem Sinne des Originals deckt: denn in dem Satze *thaz ig iz cosan muozi de quodam duce* kann

durch grössere Initiale gekennzeichnet ist.[1]) Ein Bote mahnt den Kaiser sich zu erheben, Heinrich sei da, er bringe ein königliches Heer . . . .[2]) Da erhob sich Otto, ging ihm mit Gefolge entgegen und empfing ihn ehrenvoll. Er sprach ihn an: 'Willkommen Heinrich, *ambo vos aequivoci,*[3]) Gott und mir, *nec non et sotii*, willkommen seid ihr mir!' Heinrich antwortete sehr angemessen (*so scono*), sie reichten einander die Hand; er führte ihn in das Gotteshaus: beide erbaten Gottes Gnade. Hierauf empfing ihn Otto wieder, führte ihn ehrenvoll in den Rat und überliess ihm, was er da hatte, nur das Königsrecht nicht — das Heinrich nicht begehrte. Es folgt der Schlussteil, zwei Strophen, deren erste wieder mit grösserer Initiale bezeichnet ist. Da (*Tunc*) stand die ganze Verhandlung unter Heinrichs Festigkeit (*stetit al thiu sprakha sub firmo Heinriche*): was Otto that und was er liess (?*amisit* = *omisit*, wie Z. 20?), das beantragte alles Heinrich. Hier war niemand — für die Wahrheit dessen habe ich gute Gewähr — dem nicht, Edlen und Freien,[4]) Heinrich all sein Recht gewährt hätte.

Wir wohnen also einer feierlichen Empfangsscene mit darauffolgendem Kirchgang und Fürstenrate bei. Sichtlich soll die Ehre, die Herzog Heinrich empfängt, in den Vordergrund gestellt werden, ja in der Ratsversammlung geschieht durch den Kaiser nur, was Heinrich rät, und er rät gerecht.

Die Namen Otto und Heinrich, jener Kaiser, dieser Baiernherzog, sind die einzigen festen Anhaltspunkte zur historischen Deutung des Gedichtes. Die drei Kaiser des Namens Otto, die drei Baiernherzoge des Namens Heinrich und ein vierter Heinrich, der Sohn Bertholds, der während Heinrichs II. von Baiern Ent-

---

iz den Inhalt der ZZ. 3 und 4 vorweg nehmen — und für diesen Fall gilt der Wortlaut meines Auszuges —, oder es kann prägnantes Objekt sein und dann — mit der Bedeutung 'es' = 'die Geschichte' — den Inhalt des Hauptteils andeuten.

[1]) Zu Beginn der Eingangsstrophe war Raum für eine solche gelassen.

[2]) *dignum tibi fore thir selue moze sine.* Diese Ueberlieferung wird gelesen teils als *dignum tibi fore* (oder *foret*, oder *fare*) *thir seluemo ze sine* — wobei *sine* teils als *wesenne*, teils als *sehenne* verstanden wird — (oder: *thu selue mozes ine*), teils als *dignum* . . ., *fore thir seluemo ze sine.*

[3]) Diese Halbzeile wird entweder für verderbt gehalten, oder *aequivoci* in ihr als Nom. (Voc.) Pl. oder als Gen. Sg. aufgefasst, im letzteren Fall unter Aenderung von *ambo vos.*

[4]) Ich fasse *nobilibus ac liberis* dativisch (zu *fecisset*), nicht ablativisch (zu *fulleist*) auf.

setzung einige Jahre hindurch das Herzogtum besass, können in Betracht kommen. Aus diesen Reihen ist Otto II. auszuschliessen, weil zwischen ihm und seinem Vetter Heinrich II. nur in den allerersten Zeiten seiner Regierung ein gutes Verhältnis bestand und der Inhalt des Liedes aus den Beziehungen der beiden — soweit wir sie wenigstens kennen — nicht zu deuten wäre. Ebenso gänzlich unklar bliebe er, wenn wir an Heinrich, Bertholds Sohn, dächten. Allerdings wollte Uhland[1]) einen der zwei, die in *ambo vos aequivoci* gemeint seien, in ihm suchen,[2]) aber Hauptperson bliebe dann doch Heinrich II., und ausserdem halte ich es mit Scherer und Steinmeyer für ganz unmöglich, dass in jener Halbzeile der sprechende Kaiser einen zweiten Heinrich, von dem weder vorher noch nachher das geringste ausgesagt, angedeutet wäre, habe anreden können. Auch Heinrich III., der spätere König Heinrich II., fällt weg: denn der Heinrich des Gedichtes lebt nicht mehr (Z. 4 und vgl. Steinmeyer in MSD.[3] 2, 105). So bleiben nur Otto I. und sein Bruder Heinrich I., oder Otto III. und Heinrich II. So lange Eccards Lesart *bruother* galt, herrschte natürlich die Beziehung auf jene beiden und man suchte immer neue Wege, um der Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellten, Herr zu werden. Um ihretwillen hat zuerst Steinmeyer energische Bedenken gegen Eccards Konjektur erhoben und sein *bringit hera* ihr entgegengesetzt, das die neue Untersuchung der Handschrift durch Priebsch bestätigt hat. Er durfte daher mit mehr Berechtigung als Uhland wieder an Otto III. denken und sprach in der Form gelegentlicher Vermutung die Möglichkeit aus, dass das Gedicht auf Heinrichs II. 'Zug nach Brandenburg 992, Otto zur Hilfe', gehe. Hierin folgt ihm Priebsch, der ferner annimmt, dass das im Gedicht gezeichnete Bild besonders freundlicher Beziehungen zwischen Herzog und Kaiser sich durch Uebertragung des zwischen Otto III. und Heinrich III. bestehenden besonders guten Verhältnisses auf den älteren Heinrich erklären lasse. Man erkennt, dass die neue Deutung besonderes Gewicht auf die Nachricht, dass Heinrich mit einem 'königlichen Heere'

[1]) Schriften 7, 580.

[2]) und auch Koegel hält es a. a. O. S. 133 für möglich, dass der die Ereignisse vermischenden Phantasie des Poeten jener Tag zu Magdeburg vorgeschwebt habe, an dem Heinrich II. und Heinrich, Bertholds Sohn, vor dem Kaiser standen, 'des Verrates schuldig befunden und ins Exil geschickt wurden' (Jahrb. d. d. Reiches II, 1, S. 44).

zum Kaiser kam, legt. Will man auch mit Priebsch die Schwierigkeit, dass von irgend welchen Thaten dieses Kriegsheeres weiter nicht die Rede ist, dadurch wegschaffen, dass ja jene Heerfahrt ohne Blutvergiessen mit einem Friedensschluss endete, so bleibt doch wunderlich, dass gleich auf die Ankunft des kriegerisch Gesinnten Kirchgang und Ratsversammlung folgt und eben darin der Schwerpunkt der Mitteilungen liegt.

Darin hingegen, dass Kaiser und Herzog sehr freundlich mit einander verkehren, scheint mir keine Schwierigkeit zu liegen: man weiss, dass Heinrich II. im letzten Jahrzehnt seines Lebens nicht mehr als Feind des Königs galt, und Thietmar (IV, 20) überliefert, dass er auf seinem letzten Lager dem Sohne empfohlen habe, niemals gegen den König und Herrn sich zu stellen: *multum me penitet hoc umquam fecisse.* Ein laudator ducis mortui könnte immerhin eine besondere Freundschaft daraus emporgesteigert haben. Ja, man möchte an Ottos III. Jugend denken und den Heinrich, auf dessen Rat der Kaiser Handlungen thut und unterlässt, der im Rate Edle und Freie nach dem Recht behandelt, als den Lenker, Vormund sich vorstellen. Alles erhält er vom Kaiser, nur die Kronrechte nicht — aber die begehrt er nicht: dass das ausdrücklich hervorgehoben wird, fällt auf — Heinrich hatte in der ersten Zeit nach Ottos II. Tod wirklich die Hand nach der Krone ausgestreckt, aber schon zu Rara 984 und noch gründlicher zu Frankfurt 985 (vgl. Thietmars *dedicius* [*regis gratiam et ducatum*] *promeruit* III, 8) sich unterworfen. Bei solchem Anlass konnte ein Lobredner wohl sagen, dass er Kronrechte 'nicht begehrte'. Wollte man aber die Zusammenkunft Ottos und Heinrichs, die Ehrung, die Ratsversammlung auf eines dieser Ereignisse beziehen und auch den Kirchgang als typisches Motiv auffassen, so erhöbe sich die Schwierigkeit, dass damals Otto ein kleines Kind noch war und die Rolle, die ihm zugeteilt ist, nur aus grösster poetischer Freiheit haben konnte, wie denn überhaupt sein Epitheton *ther unsar keisar guodo* auf ihn nicht passen will, da doch *ther unsar keisar jungo* so nahe gelegen hätte.

So glaube ich, dass es besser ist zur alten Deutung auf Otto I. und Heinrich I. zurückzukehren, die gesamten Beziehungen des Gedichtes zur Geschichte aber durch die Spuren, die auf die Zeit Heinrichs II. und Ottos III. weisen, zu erläutern.

Sobald man die Figur Heinrichs I. ins Auge fasst, werden, wie schon Lachmann sah, zu allererst und am besten die ZZ. 20—24

— Heinrich ist der erste nach dem Kaiser, was er rät, ist für diesen massgebend — als Spiegelung einer verbreiteten Geschichtsüberlieferung sich erkennen lassen: als Heinrich im Winter von 947 auf 948[1]) Herzog von Baiern geworden war, hielt er, erzählt Widukind (II, 36), Treue bis an sein Lebensende: *Fratrum .. pax atque concordia Deo acceptabilis hominibusque amabilis toto orbe fit iam celebris, dum unanimes res publicas augent, hostes debellant, civibus paterna potestate praesunt.* Aehnlich äussert sich Hrotsvith im Carmen de gestis Oddonis I, v. 449 f.[2]) Stünde statt des *Tunc* (v. 22 und statt des *Hic* v. 25), ein *tum* oder *post*, so wäre nicht bloss die Tendenz, sondern unmittelbar auch Inhalt und Zusammenhang im Liede ganz dem bei Widukind vergleichbar: der Poet hat aber die Einzelheiten, in denen sich die Freundschaft der beiden Helden des Liedes äussert, verdichtet und in eben jene Ratsversammlung verlegt, von der er früher geredet hatte.

Um dieses *concilium* willen hat Seelmann[3]) den historischen Anlass in dem Augsburger Reichstag 952 gesehen: der Reichstag selbst ist ihm die *sprakha* (v. 22), in dem *concilium* will er die gleichzeitig abgehaltene Synode erkennen. Diese und andere Detailbeziehungen auf die Augsburger Vorgänge, die Seelmann herauslas, sind so wenig greifbar, dass von seiner Erklärung nichts anderes übrig bleiben könnte, als die ganz allgemeine Beziehung auf einen Reichstag: dem Gedichte und dem Augsburger Tag wäre nur gemeinsam die Vorstellung von feierlicher Zusammenkunft und darauffolgender Beratung. Da überdies ganz sicher ist, dass das Lied nicht unmittelbar nach diesem seinen vorausgesetzten Anlass gedichtet sein kann, sondern frühestens erst nach Ottos Kaiserkrönung 962,[4]) so ist nicht abzusehen, wie ein so gewöhnliches Ereigniss, wie die Anwesenheit eines Reichsfürsten bei einem Reichstag, nach 10 oder mehr Jahren zu einem historischen Gedichte anregen konnte.

Muss man einmal zugeben, dass die mit poetischer Thatsächlichkeit und konkret erzählten äusseren Handlungen des Gedichtes, Ankunft Heinrichs mit Kriegsgefolge, Einholung und Begrüssung, gemeinsamer Kirchgang, Einführung in den Rat, nicht

[1]) S. Ottenthal, Reg. Ottos I., S. 79.
[2]) Vgl. auch Dümmler, Otto I., S. 120.
[3]) NJb. 12, 81 ff.
[4]) Vgl. auch Steinmeyer in MSD. [3] 2, 105.

um ihrer selbst willen mitgeteilt sein können, sondern das indirekte Mittel sind, einen bedeutsameren Vorgang anzudeuten, und laufen sie ferner in eine zwar allgemein gehaltene, aber ausführlicher behandelte und stark betonte Schilderung der hervorragenden Stellung aus, die Heinrich im Rate einnahm, so setzen diese an sich zwar feierlichen und pathetischen, aber doch typischen Vorgänge, um bedeutsam zu werden, ein Widerspiel voraus. Das erregende Moment muss gesucht werden, sei es in der Handlung selbst, sei es in den Voraussetzungen, die die Zuhörer selbst mitbrachten.

In der That waren Otto I. und Heinrich I. durchaus nicht immer ein Herz und eine Seele gewesen, wie das Lied v. 22—25 sie zeichnet. Und dass ihre Einigkeit das Ergebnis einer Entwicklung, einer Versöhnung war, dass ihr Zwist und Kampf vorausging, deutet die Handlung des Liedes selbst wirklich an, vielleicht schon in der dunklen Zeile *dignum tibi fore* u. s. w., greifbarer in dem *coniunxere manus* (v. 16). Koegel zeigt (a. a. O. S. 131) nach Uhlands Vorgang sehr gut aus Parallelen der mhd. Epik, dass die Einzelheiten, mit denen der Empfang Heinrichs durch Otto geschildert wird, typisch sind: aber in dieser einen Handlung des *coniunxere manus* kann und wird grössere Bedeutung liegen. In dem einen Beispiel aus Nib. 1186 C, das er anführt —, und es gilt für die vielen anderen, die aus volkstümlicher und höfischer Epik reichlich zu Gebote stehen — nimmt Gernot den Rüdiger, den er eben empfangen hat, bei der Hand und führt ihn zu seinem Sitze. Durchweg ist in diesen feierlichen Empfangsscenen das höfliche Geleiten des Gastes, dessen Hand man ergreift, gemeint. Ob das für unsere Stelle anzunehmen, ist zum mindesten fraglich, ja unwahrscheinlich: zwei parallele Empfänge finden statt, der erste vor dem Kirchgang, der zweite nachher, dem *excepit illum* 11 entspricht *intfieg ina aver* 18 und so dem *her leida ina in thaz godes hus* 16 (das unmittelbar auf *coniunxere manus* folgt) *duxit in concilium* 19: wie hier von selbst sich verstand, dass er ihn an der Hand führte, so dort; *coniunxere manus* wird also davon zu trennen sein und besondere Bedeutung haben: diese kann dann nur die des Treugelöbnisses mit der Hand[1]) sein, und dass der Ausdruck *coniungere*

[1]) über das man ausser Grimms Rechtsaltert. S. 138 nunmehr Paul Puntschart, Schuldvertrag und Treugelöbnis d. sächs. Rechts im Mittelalter SS. 491 ff., auch 356 vergleiche.

dafür möglich ist, zeigt das von Grimm in den RA. S. 138 angeführte Beispiel aus dem Waltharius 22 *foedus precari et dextras coniungere dextris,* und der Ausdruck *manu coniuncta promittimus* in einer Rechtsurkunde von 1333 bei Puntschart a. a. O. S. 417. Und den Gedanken, dass Heinrich mit dem Handsymbol sich nunmehr verpfändet hat, finde ich im *firmus Heinrich* der Zeile 22 wieder. Die Sühne ist durch den Handschlag 'gefestet', 'firmata', 'confirmata';[1]) wie zunächst die fides selbst in den Rechtsquellen 'firma' heisst, so konnte auch Heinrich metonymisch *firmus* heissen, *stati*, 'qui fide data stat'.

Wenn also die Erinnerung an die Zeiten des Zwistes zwischen Otto und Heinrich einspielt, so sehe ich kein Hindernis, das Motiv vom Kirchgang als Reflex des bekannten Vorganges zu Weihnachten 941 anzusehen. Keinesfalls lässt sich dieser Kirchgang unmittelbar nach dem Empfang und vor dem Rat in das Gefüge der typischen Empfangsfeierlichkeiten hineinbringen, die das Vorhergehende, bis zu *coniunxere manus* beherrschten. Wir stehen hier schon inmitten des Hauptteiles der Handlung und ihrer bedeutsamen Tendenz. Kirchgang als Einleitung und Vorbereitung zu einer feierlichen Versammlung könnte allerdings typisch sein und war es bis zu einem gewissen Grade, als die Umgestaltung der zugrunde liegenden historischen Thatsachen in den Zusammenhang stattfanden, den wir heute im Liede haben. Geben wir ihm aber wieder nur rein typischen Sinn und bleibt er bloss begleitender Umstand, so bliebe auch das, was nunmehr allein als Haupthandlung erübrigte, die Ratsversammlung, gänzlich ohne konkreten Inhalt und ohne jedes erregende Moment. Als religiöses Nachspiel der vorausgegangenen rechtlichen Versöhnung reiht er sich aber an die Motive, die durch die Wirkung des Kontrastes der folgenden allgemeinen Schilderung tieferen Hintergrund geben. *Peticrunt ambo thero godes genadeno* ist im abschwächenden, bloss andeutenden Stile der übrigen Motive, die auf den vorausgegangenen Zwist zielen, gehalten, aber jene Worte konnten auf das unmittelbar benachbarte *coniunxere manus* hin und für eine zeitgenössische Hörerschaft genügen, um den Fortschritt der eigentlichen Handlung zu erkennen, auf die Folgen der Versöhnung zu spannen.

Dass unter dem Einfluss des thatsächlich guten späteren Verhältnisses zwischen Kaiser und Herzog der Eindruck der

[1]) Vgl. Puntschart S. 460.

üblen Vorgänge früherer Zeit sich abschwächen, dass in der Umgebung des bairischen Hofes die Unterwerfung Heinrichs milde, für ihn ehrenvolle Formen annehmen, die Folge der Ereignisse sich verschieben, die Zeit, die zwischen seiner Unterwerfung und seiner bairischen Macht und Herrlichkeit lag, verdichtet, die Rolle als Berater des Königs unmittelbar an den Vorgang der Versöhnung vor dem Münster in Frankfurt geknüpft, das Ganze als ein einziger höfischer Vorgang vorgestellt werden konnte, halte ich für möglich auch ohne Scherers Annahme einer absichtlichen Entstellung und Verdunkelung des Sachverhaltes.

Aber die Frage bleibt noch immer, wie eine so farblos gewordene Kunde interessant, aktuell genug sein konnte, um mindestens zwei Jahrzehnte nachher und mehrere Jahre nach Heinrichs I. Tod noch poetische Gestaltung zu finden und vorgetragen zu werden. Und darum wird nach einem Anlass zu suchen sein, der in der Gegenwart des Sängers lag und geeignet ist, die Allgemeinheiten des Gedichtes mit individuellerem Leben zu erfüllen.

Wie Heinrichs II. Charakter[1]) mit dem seines Vaters Heinrich I. verwandt war, so hatten auch ihre Beziehungen zu ihren Königen eine gewisse Aehnlichkeit: hier wie dort folgt auf eine Zeit des Kampfes eine des Einvernehmens, ja die Quedlinburger Annalen wissen von einem Akte persönlicher Reue und Demütigung zu erzählen, durch den Heinrich II. die Verzeihung der beiden Kaiserinnen — wie einst Heinrich I. durch seinen Fussfall die Ottos I. — erlangt habe. Nach Ottos II. Tod ward er seiner Haft zu Utrecht ledig und bemächtigte sich der Person seines Mündels, des jungen Königs Otto III., 984. Aber schon im Sommer 984 sah er sich gezwungen, das Kind seiner Mutter und seiner Partei auszuliefern, und im Oktober musste er zu Worms Treue geloben. Noch immer aber hatte das Herzogtum Baiern, dessen Heinrich 978 entsetzt worden war, Heinrich, der Sohn Bertholds, inne: erst als Heinrich II. 985 zu Frankfurt Baiern wieder erhalten hatte, herrschte dauerndes Einvernehmen zwischen ihm und dem König — ähnlich wie sein Vater seit seiner Belehnung mit Baiern alle frühere Feindschaft begraben hatte.

Und in die ersten Zeiten der Regierung Ottos III., als Heinrich II. 984 seinen Fuss wieder nach Baiern gesetzt und einen

[1]) Zur Geschichte Herzog Heinrichs II. vgl. Wilmans in den Jahrb. d. d. Reichs II, 2, S. 3 ff., Riezler, Gesch. Baierns 1, 358 ff.

vorderhand misslungenen Versuch, es mit den Waffen wieder zu gewinnen, unternommen hatte, als in der zweiten Hälfte des Jahres die erzwungenen Annäherungen an die königliche Partei stattfanden, die Entscheidung aber noch ausstand — also nach dem Tag von Rara, an dem Heinrich das königliche Kind auslieferte, und vor dem von Frankfurt (Anfang 985), an dem er Baiern wiedererhielt — möchte ich die Abfassung des Gedichtes setzen.[1])

Es handelte sich damals um die endgiltige Aussöhnung wie um den Besitz Baierns. Da konnte in den Kreisen der Anhänger Heinrichs II. wohl die Erinnerung an die ähnliche Lage erwachen, in der sein Vater sich befand, und wenn dessen Versöhnung mit Otto in der Art dargestellt war, wie wir es im Liede sehen, so war jener für Heinrich I. so ehrenvoll verlaufende Vorgang als Muster gedacht, wie auch Heinrichs Sohn aufzunehmen und für sein Treugelöbnis zu belohnen sei. Es ist ebensosehr für Heinrich und seine Partei als für die Gegner gesungen. Den Stimmen aus dem eigenen Lager, die zu einem Mehr an Zugeständnissen rieten, aus dem feindlichen, die demütigende Forderungen stellten, konnte nach beiden Seiten wirksam jenes stolze Auftreten Heinrichs, jenes entgegenkommende Ottos vorgehalten werden. Es lag bei solchem Zweck in der Natur der Sache, dass der ältere Stoff Einzelheiten in sich aufnahm, die für die Gegenwart Anwendung zuliessen, und dass die älteren Motive im Sinne der neuen Tendenz gesteigert wurden.

Schon die erste Einführung Heinrichs: *qui cum dignitate thero Beiaro riche bewarode* enthält mehr als ein Epitheton ornans: sie ruft die aktuelle Frage vom Besitz des bairischen Herzogtums in die Vorstellung und will durch den Zusatz *cum dignitate* ihren Helden gleich in die Beleuchtung rücken, in der er gesehen werden soll.[2]) Er kommt mit zahlreichem Gefolge, das als Heer

[1]) Auch Koegel setzt a. a. O. S. 128 das Gedicht '984 oder wenig später' an, doch begründet er diese Datierung nur damit, dass der Verfasser es 'doch gewiss mit der Absicht' geschrieben habe, 'ihm (d. i. Heinrich II.) durch die Lobeserhebung seines Vaters politisch zu nützen'.

[2]) *bewarode* wird hier nicht die Bedeutung 'schützte' haben, weder in dem speziellen Sinne, an den Seelmann dachte (Sieg über die Ungarn), noch in dem typischen, für den Koegel mhd. epische Beispiele anführt: *cum dignitate* spricht dagegen, nicht bloss für den ersten Fall (vgl. Steinmeyer MSD.[3] 2, 105), sondern auch für den zweiten. Besser passt die Bedeutung 'erhalten', 'bewahren'; dann ist 'sich erhielt', 'behielt' zu übersetzen, und es wäre mög-

bezeichnet wird,[1]) und dass dieses Auftreten wieder mit der *dignitas* zusammenhängt, möchte ich aus dem *dignum* der im übrigen dunklen nächsten Zeile vermuten. Dass die auffallende Hervorhebung des *regale* als des Einzigen, das Otto dem neuen Vertrauensmann nicht überliess, gut auf Heinrichs II. nach Ottos II Tod hervortretendes Streben nach der Königswürde passt, habe ich früher schon angedeutet, und der Zusatz 'aber Heinrich begehrte es nicht' sieht geradezu wie ein Hiebwort gegen jene Gerüchte aus, die nach Ottos Tod umliefen, als das Volk (nach Thietmar V, 2) sang: *Deo nolente voluit dux Heinricus regnare.*

Solche lebendige Beziehungen zur Gegenwart konnten den alten Stoff mit neuem Interesse erfüllen, und uns selbst wird, wenn wir sie annehmen, erst verständlich, wie die so typische und anscheinend inhaltsarme Hofaktion, auf die sich der Stoff auf den ersten Anblick zu beschränken scheint, Gegenstand eines historischen Liedes werden konnte. Solcher Anspielungen mögen noch mehrere in dem Gedicht verborgen sein; so wohl in der letzten Strophe, die Heinrichs Gerechtigkeit hervorhebt — vielleicht um kleineren Grössen der Gegenpartei die Besorgnis vor den Folgen einer Wiedererhebung Heinrichs II. zu mindern?

Noch erübrigt das vielbesprochene *ambo vos aequivoci*, das in meiner Erklärung des Denkmals bisher noch keinen Platz gefunden hat. Dass es als Parenthese und als direkte Anrede an Heinrich II., an dessen Hof das Lied vorgetragen worden sei, aufgefasst werde, ist ausgeschlossen, wenn die Vermutung richtig ist, dass wir ein politisches Tendenzgedicht vor uns haben, welches nach beiden Seiten, der eigenen Partei und der feindlichen gegenüber, wirken sollte. Alle anderen Versuche, in der Handlung und Situation selbst einen zweiten Heinrich ausfindig zu machen, sind gescheitert und sind überhaupt von vornherein bedenklich, weil ausser dem einen Heinrich kein zweiter sonst irgendwo im Gedichte auftritt. Ich kann den Vers nur als verderbt ansehen, und meine mit Scherer, dass ein Gedanke, der die nahe Verwandt-

---

lich, dass die Zeile geradezu das Thema des Folgenden ausdrückt, d. h. dass die Vorstellung herrschte, der Zwist zwischen König und Herzog habe sich um Baiern gedreht, und dass mit der Versöhnung und durch sie Heinrich sein Land 'behalten' habe — unhistorisch allerdings, aber episch möglich: so kämpft ja auch der Dietrich der Sage mit Otacker oder Ermenrich um sein eigenes Land, nicht um ein erst zu eroberndes.

[1]) Die Bedeutung des *kuniglich* bleibt mir unklar. Sollte der Ausdruck mit der Vorstellung vom bairischen 'Reiche' zusammenhängen?

schaftsbeziehung des eben angeredeten Heinrich ausdrückte, hier zu erwarten ist, ich glaube aber nicht, dass wir stärkeres Verderbnis als die Verlesung eines *n* zu *u* anzunehmen haben, und schlage vor: *ambo nos aequivoci,* 'wir beide sind Söhne eines Vaters, der Deinen Namen trug'.

Wenn wir annehmen dürfen, dass die Sprache, in der das Lied aufgezeichnet ist, im grossen und ganzen noch die seines Verfassers uns darstelle, so sprach dieser eine niederrheinische Mundart. Heinrich II. hatte von 978 bis 984 in der Verbannung zu Utrecht gelebt: Niederrheinländer können von dieser Zeit her leicht auch während der Vorgänge des Jahres 984 in seiner näheren Umgebung gewesen sein. Denn die Gestalt, welche die Familiengeschichte aus der Zeit Heinrichs I. in dem Gedichte zeigt, rät durchaus, seinen Ursprung am Hofe Heinrichs II. zu suchen.[1])

Dass das Gedicht zur Gruppe der historischen Lieder gehört, zeigt deutlich seine Komposition: ein einzelner einheitlicher Vorgang, die Zusammenkunft Ottos und Heinrichs, steht im Mittelpunkte; ohne weitere Einleitung werden wir in sie versetzt. Und als Darstellungsmittel verwendet es mit den Dialog. Auch die dreizeilige Strophe kehrt wieder, vermischt mit vierzeiligen (5:3). Trotz der lateinisch-deutschen Mischsprache zeigt sich auch in Wahl und Darstellung der Motive Einfluss des Volkstümlichen, besonders in der ersten Hälfte des Hauptteils; eben da hat auch der Dialog seinen Platz. Gegenstand ist hier die höfische Empfangsscene. Auch in ihrer epischen Breite äussert sich das volkstümliche Muster. Im Gegensatz dazu steht die Unbestimmtheit der Pointe im Hauptteile und des Schlusses.

Dem Stoffe nach könnte einigermassen der Rhythmus auf Gregor V. und Otto III. vom Jahre 998[2]) verglichen werden: Otto führt den Papst nach Rom, das ihn vertrieben hatte, zurück und Papst und Kaiser siegen völlig über ihre Gegner. Aber die Darstellungsmittel sind verschieden: der Rhythmus erzählt nicht, sondern schildert die gegenwärtige Situation, er ist ganz vorwiegend enkomiastisch.

Auffallend ist im Heinrichslied das fast völlige Vorherrschen des weltlichen Erzählungsstoffes. Nur in der ersten Hälfte der Eingangsstrophe kommt in der Anrufung des holden Sohnes der

[1]) Gegen Koegel, der um der Mundart willen den Dichter an den Hof Warins von Köln oder Ekberts von Trier setzt.

[2]) Hg. von Dümmler, Anselm d. Peripatetiker S. 78 f.

Maid ein geistlicher Gedanke zum Ausdruck — das Motiv vom Kirchgang bleibt völlig im Rahmen der Erzählung. Es hat auch nicht den üblichen Schluss, sondern verwendet als solchen eine Begleiterscheinung eines Motives aus dem Hauptteil, die zu einem Schlusse dadurch sich eignete, dass sie den Gedanken einer in ihr enthaltenen dauernden, erfreulichen Folge der Haupthandlung wecken sollte.

Das erzählende Element tritt hier also ungleich selbständiger auf, als wir bisher beobachten konnten, der weltliche Stoff, obwohl von einem Geistlichen gestaltet, hat bereits seine eigene Daseinsberechtigung. Dem Verfasser kam es allerdings durchaus nicht in erster Linie darauf an, das vergangene Ereignis als solches und um seiner selbst willen mitzuteilen, er schrieb ein Tendenzgedicht, dessen Wirkung auf gegenwärtige Verhältnisse ihm wohl weit wichtiger war; er ist allerdings weit entfernt von der Prüfung des Mitgeteilten auf seine historische Wirklichkeit, er benutzt diejenige in seinen Kreisen gangbare Ueberlieferung, die ihm für seinen politischen Zweck am besten passt; der historische Stoff ist ferner allerdings schon in hohem Grade episch stilisiert, indem die Empfangsscene nach typischen Motiven gestaltet ist — aber er gewinnt hinwieder einen höheren Grad konkreter, historischer Bestimmtheit durch die Beziehung auf ganz bestimmte Verhältnisse der Gegenwart, die den Typus in historischem Sinne individualisieren.

Die selbe volle Weltlichkeit finden wir auch in einem lateinischen, auf deutschem Boden entstandenen, in Sequenzenform verfassten historischen Gedicht, dem Modus Ottinc (MSD. XXII). Es ist in unserem Zusammenhang dadurch bemerkenswert, dass es die Einheitlichkeit des Stoffes in voller Auflösung zeigt: von den drei aufeinander folgenden Ottonen ist die Rede: der Hauptteil erzählt die Schlacht am Lechfeld, den Tod Ottos I., unter Betonung, dass er noch viele andere Siege erfochten; es folgt Otto II., der lange regierte, ein gerechter, milder, tapferer Kaiser, nur hat er selten grosse Siege erfochten — das fehlte bei ihm; der junge Otto, sein Sohn, aber ist so glücklich als tapfer, früher nie besiegte Feinde zähmt der Ruf seines Namens. Kriegs- wie Friedensfürst, ist er im Kriege wie im Frieden gütig, vergass nie seine Armen und heisst darum ihr Vater.

Weitaus den breitesten Raum nimmt das Thema der Lechfeld-



schlacht ein, ärmlich ist im Vergleich dazu das übrige, insbesondere die Erwähnung Ottos II. Eine Art gemeinsamen Fadens ist in der Betonung der Heldenschaft im Kriege zu entdecken, aber er läuft bei Otto III. doch in einen auffallenden Gegensatz aus, den Preis seiner Barmherzigkeit gegen die Armen — nur wenn man darin die Umschreibung der Bitte um ein Geschenk, die der Sänger an den König richtet, sehen wollte, wäre der Gegensatz abgeschwächt und bliebe jener dünne verbindende Gedanke in Kraft.

Auch im Stile scheiden sich deutlich Abschnitte des Hauptteiles: in der Schlachtschilderung ist eine ganz bestimmte, einheitliche Situation Gegenstand, sie ist eingeleitet durch kurze Darstellung der bösen, von den Ungarn verübten Verwüstungen — wie im Avarenlied —, es folgt ein den Kampf vorbereitender Dialog — wie im Ludwigslied —, endlich — wie im Ludwigslied — die eigentliche Schlacht und ihr Ergebnis. Das übrige ist allgemein gehalten, ohne bestimmte Einzelheiten, vermengt mit direkt preisenden Bestandteilen.

Eigentümlichkeiten des historischen Liedes — Wahl und Festhalten einer einzelnen bestimmten Situation — sind gemengt mit solchen des historischen Gedichtes — Darstellung eines grösseren Verlaufes; letzterer aber entwickelt nicht das Ganze einer Handlung, sondern seine Motive sind rein äusserlich, zeitlich, nach der Folge von Vater, Sohn und Enkel, aufgereiht.

Verständlich wird diese zerfahrene und stillose Komposition nur, wenn man an den Namen des Gedichtes — Modus Ottinc — und an die Einleitungsstrophe anknüpft. Sie erzählt, dass der Palast, in dem der grosse Kaiser Otto einst schlief, in Brand geriet, dass seine erschreckten Hofleute, die durch Berührung ihn zu ermuntern sich scheuten, 'durch Saitenklang' ihn weckten, retteten und dem Lied, das damals gesungen wurde, seinen Namen gaben. Denselben Namen giebt der Poet dem seinigen. Und als neuer Inhalt für einen Modus Ottinc legte sich ihm nahe, von allen drei Ottonen, die es bis auf seine Tage gab, zu reden. Darin liegt die äussere Einheit für seine Komposition, der er innerlich durch den Kriegs- und Siegesgedanken nur wenig nachzuhelfen wusste.

Wie dem Poeten des Heinrichsliedes gelingt gut auch ihm, was epische Breite hat, und wie bei jenem, darf man auch bei ihm vermuten, dass vorschwebende volkstümliche Muster seine Darstellung geleitet haben. Und wie dort, folgt darauf ein allgemein gehaltener Teil, in dem die individuelle Fähigkeit stärker

hervortritt — uns nicht zu Gefallen. Im Heinrichslied war das vergangene Ereignis tendenziöses Musterbild für die Gegenwart, und ein politischer Gegenwartszweck konnte erkannt werden. Dass die Erzählung der Lechfeldschlacht aber in ähnlicher Weise auf die Gegenwart zu beziehen sei, dafür giebt der Modus Ottinc keinerlei Anhaltspunkt: das Gedicht scheint bloss Otto III. persönlich und direkt, sowie durch das Lob seiner Vorfahren preisen zu wollen.

Die beiden Denkmäler liegen zeitlich nahe aneinander. Otto III. hat sich schon Kriegsruhm erworben — in den Kämpfen gegen die Slaven, und da von der Wirkung seines Namens die Rede ist, der allein schon die Feinde bezwingt, so ist nicht bloss die Kriegsfahrt des Sommers 986, in der der kaum sechsjährige Knabe mit dem Heer gegen die Slaven zog, und die von 991, bei der er Brandenburg belagerte und gewann, gemeint, sondern auch schon das grosse Aufgebot von 992, auf dessen Anrücken hin die Slaven ohne Kampf sich unterwarfen. Die untere Grenze — 996: Otto heisst noch König — hat schon Lachmann erkannt. Beide Gedichte, obwohl von Geistlichen verfasst, sind Belege dafür, dass die Darstellung historischer Stoffe in litterarischen Formen von der geistlichen Auffassung sich befreit hat. Sie stellen sich in dieser Beziehung in eine Reihe mit den Bearbeitungen von Schwank- und Novellenstoffen wie der Modus Florum, Liebinc u. s. w. Die zahlreichen im Volksmund lebendigen, nicht zur Aufzeichnung gelangten historischen Lieder haben zu dieser Entwicklung gewiss beigetragen: ihr Einfluss ist uns nur von den Endpunkten aus — dem Hildebrandslied einerseits, den mhd. Volksepen andererseits — kontrolierbar, und wenn wir wie dort Wahl einer einzelnen bestimmten Situation und Verwendung des Dialogs als epischen Stilmittels, wie hier den festgewordenen Motiven epischer Breite, wie in beiden dem Einfluss epischer Typen begegnen, so sind wir berechtigt, das Zusammentreffen aus den verlorenen volkstümlichen Mittelgliedern zu erklären; auf der anderen Seite steht der Einfluss der gelehrten Kunstpoesie, in beiden Gedichten bezeugt durch den Gebrauch des Lateins, im Modus Ottinc ausserdem durch die Sequenzenform und die Schlussstrophe, die nach gelehrter Tradition den Gedanken variiert, den z. B. Otfrid in der Widmung an Liutbert ausspricht: *sin vero (liber) minus aptus parque meae neglegentiae paret, (eadem veneranda sanctaque contempnet auctoritas).*

ZU WOLFRAMS PARZIVAL.

Von S. Singer.

I.

1, 1 *Ist zwîvel herzen nâchgebûr Daz muoz der sêle werden sûr*; dabei hat W. vielleicht eine sprichwörtliche Redensart vom sauern Nachbar vorgeschwebt, wie sie uns Gottfrieds Tristan 15052 *deheiner slahte nezzelkrût Nie wart sô bitter noch sô sûr Alsô der sûre nâhgebûr*,[1]) Erasmi Adagia I, 6, 37 ἁλμυρὸν γειτόνημα belegen.[2]) Noch ein anderes Sprichwort gleichen Inhaltes hat wohl W. und der Kreis, in dem er verkehrte, gekannt: *Qui a mal voisin Si a mal matin* (Proverbe au vilain ed. Tobler No. 104. Ebert, Sprichwörter d. afrz. Karlsepen No. 1); wenigstens wird mir das wahrscheinlich aus der unmotivierten Verwendung von *mâ vesin* Wh. 163, 16. Ebenso wird W. *bêâ curs* wohl nicht

[1]) Auch die folgenden Zeilen sind sprichwörtlich: *Noch nie kein angest alsô grôz Alsô der valsche hûsgenôz*, vgl. Prov. au vilain ed. Tobler No. 190 *Ja ne verrez si mauvais larron con le privé.*

[2]) Vgl. noch Winsbeke 42 (MSH. 1, 368) *Sun, hochvart unde gitekeit, Diu zwei sint bœse nachgebur, An den der tievel sich versneit, Daz im sin sueze wart ze sur.* Renner 6851 ff. *In wirt die helle vf erden saure E denn sie werden nachgepaure Jens swartzen, der mit sinen genozzen Von himel wart herab gestozzen.* Lied von der Messe, Beitr. 3, 361 *Wand weltlich fröd ist laider sur, Der sel ain schedlich nachgebur.* Tannhäuser zur Frau Welt (Fastnachtspiele ed. Keller, Nachlese S. 49) *Deine wort sint suss vnd linde, Die werden manigem leyder saur. Du bist eyn boser nochgebawr.* Christophorus ZfdA. 26, 27 *Swer dem tiuvel diene des lôn wirt sûr, Er ist guoter tugende ein hûtgebûr.* Predigtmärlein Germ. 3, 418 ist der Teufel *nit ein guoter nôchgebûr.* Katharina 315 (Germ. 8, 145) die Teufel, *Dise bosen nachgebure Die lieben uns daz sûre Und leiden uns daz sûze.* Spervogel MSF. 21, 21 *Swer... hât einen valschen nâchgebûr, Dem wirt sîn spîse harte sûr.* Stricker Docens Miscellaneen 2, 217 *Wirt er Gotes nachgebure Daz ist worden im vil sure.* In anderem Zusammenhang bei W. und anderen *bœser, übler, strenger nâchgebûr* häufig. Kaum richtig fasst Ludwig, D. bildl. Ausdruck bei W. S. 54 *nâchgebûr* als Adjektiv und *herzen* als Dativ.

nur des Reimes wegen Parz. 187, 22. 283, 8. 327, 19. 333, 24 der Condwiramurs zugeschrieben haben,[1]) sondern auch um durch Erinnerung an das Sprichwort *aux beaux corps belles âmes*[2]) ein günstiges Vorurteil für seine Heldin zu erwecken. An einer Stelle Parz. 521, 28 hat er statt einer vernünftigen Ortsbezeichnung einen allgemeinen Satz gesetzt *en iawe estroite male voie*, 'in engem Wasser ist die Furt schlecht', der ihm dabei in den Sinn kam; ich kann kein formell, wohl aber ein inhaltlich übereinstimmendes Sprichwort aus dem 16. Jahrh. nachweisen: *les eaues en lieu estroict vont plus roidement* (Leroux a. a. O. 1, 66).

Aber vielleicht haben wir es hier nicht mit einer gewöhnlichen sprichwörtlichen Wendung zu thun, sondern mit einer Sentenz, die W. aus einer anderen Stelle seiner Vorlage übernommen hat, und der wir einen ganz bestimmten Platz anweisen können. Denn wir erinnern uns an Parz. 129, 7 ff., wo der Held die Furt eines besonders schmalen Baches (er ist nicht breiter als ein Hahnenschritt; über dieses Mass s. DWb. s. v.), der Warnung seiner Mutter folgend, meidet. Wenn man die Freiheit, die man doch jedenfalls W. gegenüber seiner Vorlage zugestehen muss, bedenkt, so wird man keinen Anstand nehmen, ihm die Aenderung des 'schmalen' in das ihm verständlichere 'dunkle' Wasser zuzutrauen, und wird es nicht unwahrscheinlich finden, dass der nun doch einmal belegte, für ein französisches höfisches Epos gute Vers *en iawe estroite male voie* 127, 16 an Stelle von *Soltu tunkel fürte lâzen* gestanden habe.

Dass W. hier seine Vorlage nicht recht verstanden hat, geht meiner Ansicht nach auch aus der vorhergehenden Zeile hervor. Dass man an ungebahnten Strassen befindliche Furten meiden solle, giebt, wie Kraus mir brieflich mitteilt, allerdings einen Sinn, insoferne man bei dunkeln Furten, zu welchen eine gebahnte Zufahrtstrasse führt, die sich, wie man von diesseits erkennen kann, jenseits fortsetzt, trotz ihrer Dunkelheit keine Gefahr läuft. Auch führte aus jener Wildnis, in der Herzeloide wohnte, gewiss keine gebahnte Strasse, so dass der Fall des Ver-

---

[1]) Den Namen *Beacurs* findet W. Hertz, Parzival S. 514 nur beim Pleier, er steht aber auch im j. Tit. 1773, auch die Donaueschinger Hs. des von Peters herausgegebenen Lanzelotromans giebt S. 44 *Beakurs* statt des überlieferten *Gaharies*, B. v. Schonebeke 1369 nennt ihn als Muster von Schönheit.

[2]) Ich kenne es freilich erst aus dem 16. Jahrh., s. Leroux de Lincy, Le livre des proverbes français 2. ed., 1, 212.

botes hier eintrat. Parz. folgt dann dem Gebote der Mutter, obwohl der Fluss des kleinen Rinnsals 129, 6 nur durch die überhangenden Gräser und Blumen verdunkelt war, was ja in Anbetracht seiner Schmalheit wohl der Fall sein konnte. So hat die Sache wohl W. verstanden. Aber ist es nicht auffallend, dass die Mutter diese Eventualitäten von der gebahnten und ungebahnten Strasse in Erwägung zieht und nicht einfach vor der dunkeln Furt warnt? Auch muss *gebantiu strâze* nicht gerade das heissen, was wir nhd. darunter verstehen, sondern heisst nicht mehr als *getriben strâze* 'ausgetretener Weg', und der konnte auch aus der Wildnis an den Fluss führen. So ist es mir denn wahrscheinlich, dass W. durch irgend ein Missverständnis der Konstruktion seiner französischen Vorlage aus zwei Sätzen einen, aus zwei Ratschlägen einen gemacht hat — dass in dieser Vorlage zwei Verbote gegeben worden waren: 1. der ungebahnten Strassen, 2. gewisser Flussübergänge. Damit stellt sich aber dieser Rat (was schon J. Grimm aufgefallen ist, s. Lat. Ged. d. 10. u. 11. Jahrh. S. 207) zu den Räten der Ruodliebmärchen, deren ältestes, das Ruodliebepos, den Rat *Quamuis cenosa per uillam sit uia trita Numquam deuites callem, quo per sata pergas* (V, 457) ausdrücklich und einen zweiten 'Reite nie zuerst in einen Fluss' (Seiler S. 47) implicite enthält. Gewöhnlich finden sich beide getrennt, der zweite nur noch in zwei Fassungen, einmal in der Form 'Ueberschreite keinen vom Regen angeschwollenen Bach', das andere Mal 'al fiume non essere il primo al passare' (Seiler SS. 48. 62). Beide führen auch eine selbständige Existenz als Sprichwörter; das erste ist sehr weit verbreitet, vgl. besonders das afrz. *Meuz valent le* (sic!) *veilles veyes que les noves* (Leroux a. a. O. 2, 478), das zweite als 'durch einen unbekannten Fluss muss man zuletzt waten', 'geht's über grossen Fluss, so drängt sich Niemand vor', 'a gran ruscello passate l'ultimo' (Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon 1, 1083 f.). Der Ruodlieb und die zweite Erzählung zeigen die ursprüngliche mit dem Sprichwort übereinstimmende, der Parz. und die erste Erzählung eine abweichend gestaltete Form.

Dann gewinnt auch 129, 9 *Swie dâ stuonden bluomen unde gras* erst Bedeutung. Nimmt man die vorgeschlagene Beziehung an, so heisst es: 'obwohl dort Blumen und Gras wuchsen, (also kein ausgetretener Weg war), ging er doch wegen der Dunkelheit der Furt den Fluss entlang'; also er vergass das eine der

Gebote der Mutter, um das andere übermässig genau zu erfüllen. Wie in all den Ruodliebmärchen gereicht dem Helden der Ungehorsam zum Unheil: auf diesem ungebahnten Wege gelangt er zu Jeschûtens Zelt.

Diese beiden Ratschläge treten nach Lichtenstein (Beitr. 22, 13) bei W. an die Stelle des Gebotes Kirchen und Münster zu besuchen bei Crestien.[1]) Auch dieses Gebot ist ein den Ruodliebmärchen eigentümliches (Seiler S. 48 ff.), und schon dieser gewiss nicht zufällige Umstand, wonach ein Zug eines Ruodliebmärchens für den andern eintritt, legt die Annahme nahe, dass W. eine französische Vorlage gehabt hat, die nicht Crestien war, eine Vorlage, die er ausserdem (und das erhöht die Beweiskraft) wahrscheinlich an dieser Stelle nicht recht verstanden hat.

Wir werden versucht, die anderen Lehren der Mutter von denselben Gesichtspunkten aus zu untersuchen: die nächste lautet 127, 19 *Du solt dich site nieten, Der werlde grüezen bieten.* Das ist eine höchst unauffällige Lehre, dem *saluta libenter* der den Catonischen Distichen vorausgehenden breves sententiae entsprechend (s. Türleins Wh. S. XLII). Crestien lässt diese Lehre aus, obwohl sie seine Vorlage, wie aus 1876 ff., 2552 ff. hervorgeht, sicher gehabt hat. Offenbar ist hier W. vollständiger als Cr., ob durch Ergänzung aus den späteren Stellen, wie Lichtenstein meint, ist doch sehr zweifelhaft. Statt dessen hat Cr. eine andere Lehre, die wieder W. fehlt, Fremde, die er trifft, um ihre Namen zu fragen; denn dann sind sie nicht mehr Fremde: *Le nom sacies et la persone; Que par le nom connoist-on l'ome.* Das ist eine Variante der von Laistner (AfdA. 9, 81) wohl richtig erschlossenen Ruodlieblehre 'lass dich mit keinem Fremden ein'.[2]) An deren Stelle tritt in fast allen Ruodliebüberlieferungen die genauer spezifizierte Lehre 'lass dich mit keinem Roten ein'. Nun finden wir aber bei W. einen Roten, den der Held der Lehre seiner

---

[1]) Crestien 2506 ff. ist freilich von einem dunkeln aber sehr breiten Wasser die Rede, das der Held vermeidet; die Uebereinstimmung ist wohl nur zufällig.

[2]) Richtig bringt er wohl auch das Verbot vom Flussübergang damit in Verbindung: 'das Abenteuer zeigte wohl ursprünglich einen Flussübergang, bei welchem der unvorsichtig Voranreitende durch den tückischen Begleiter ins Wasser gestossen wurde;' wenigstens giebt es verschiedene Märchen, in denen ein Jüngling, der sich trotz der Warnung mit einem Gezeichneten einlässt, von diesem ins Wasser geworfen wird (s. Cosquin, Contes populaires de la Lorraine 1, 32 ff.).

Mutter entsprechend grüsst, dadurch sich mit ihm einlässt, einen Auftrag von ihm empfängt, der ihm (der dadurch seine schwerste Sünde begeht), vor allem freilich dem Roten selbst, zum Unheil gereicht. Nehmen wir an, dass die Warnung vor dem Roten sich unter den Lehren der Mutter befunden hat, so gewinnen wir einen völligen Parallelismus zur obigen Beobachtung, dass der Held die eine Lehre übertritt, um die andere pedantisch zu befolgen. Dass W. die Lehre vom Roten absichtlich gestrichen hat, scheint mir bei seiner auch sonst sich zeigenden vorurteilsfreien Gesinnung nicht unwahrscheinlich, auch ist uns das Auflehnen der ritterlichen Kreise gegen diesen Aberglauben sonst noch bezeugt, vgl. Wigalois *Des gelouben hân ich niht. Swie man den getriuwen siht, In swelher varwe er schînet, Sîn herze sich doch pînet Ûf triuwe unde ûf güete. Swie sîn hâr ist getân, Ist êt er ein getriuwer man, Diu varwe im niht geschaden kan* (Wackernagel, Kl. Schriften 1, 173), ja ich glaube, den direkten Widerspruch W's gegen die Lehre vom falschen Roten herauszuhören aus dem Eifer, mit dem er Ithern gerade alle und jede Falschheit abspricht, vgl. Parz. 155, 11 *der valscheit widersatz*, 160, 12 *Alsô daz dechein ôre nie Dehein sîn untât vernam. Er was vor wildem valsche zam: Der was vil gar von im geschabn*, 475, 28 *Der rehten werdekeit geniez, Des diu werlt was gereinet, Het got an im erscheinet*, 498, 14 *Ithêrn, den sîn herze hiez, Daz aller valsch an im verswant*, 559, 6 *Sô manege tugent diu gotes kraft In mannes herze nie gestiez*, und das bestärkt mich in der Ansicht, dass wir es hier mit einer absichtlichen Auslassung zu thun haben.

Ich glaube, dass die Vorlage W.'s und Crestiens die Lehre vom Roten neben der vom Fremden gehabt hat, wie ja oft Varianten des gleichen Motivs neben einander in der Erzählung verwendet werden. W. hat dann, als er die Lehre vom Roten strich, auch die verwandte vom Fremden gestrichen, Crestien hat diese beibehalten, aber ebenfalls die Lehre vom Roten, natürlich unabhängig von W., doch vielleicht aus ähnlichen Gründen, gestrichen (und zwar viel gründlicher, da bei ihm *li vermaus chevaliers* keine roten Haare zugeschrieben werden) und zugleich die damit zusammenhängende Lehre vom Grüssen. Diese Lehre vom Fremden hängt wieder mit der folgenden vom Rate des *preudom* organisch zusammen. Die letztere Lehre ist bei Crestien und W. etwas verschieden. Bei jenem handelt es sich um den *preudom* 'das Ideal aller männlichen Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit' (s. Kadler,

Sprichwörter und Sentenzen der afrz. Artus- u. Abenteuerromane S. 67), es wird zwar auch sein Rat gelobt, vor allem aber sein Umgang empfohlen: 1757 *as prodomes parlés,* vgl. *Qui a proudome parole, si se repose* (Proverbe au vilain No. 249; vgl. dazu Leroux a. a. O. 2, 379); 1758 *Avoec les preudomes alés*, vgl. Psalm 1, 1 *Beatus vir, qui non abiit in consilio impiorum, et in via peccatorum non stetit,* 25, 4 ff *cum iniqua gerentibus non introibo . . . et cum impiis non sedebo. Lavabo inter innocentes manus meas.* W. hat statt des *preudom* den Greis eingesetzt, dessen Rat nach Vorschrift des Sprichwortes die Jungen folgen sollen (s. Zingerle, D. deutschen Sprichwörter im Ma. SS. 12. 189. MSD. XXVII, 2, 202), und hinzugefügt, dass man ihrer Zurechtweisung wegen nicht zürnen solle, vgl. Fecunda ratis I, 418 *Stultus correctus monitorem protinus odit* und Voigts Anmerkung. Dass W. hier den schwer übersetzbaren Begriff des *preudom* ersetzt hat, scheint mir sicher, auch sonst hat Crestien wohl ursprünglicheres; denn 163, 15 *mîn muoter sagt al wâr: Altmannes rede stêt niht ze vâr* scheint direkte Uebersetzung von 1759 *Preudom ne forconselle mie*; hingegen sind 1757. 1758 bei Crestien wohl an Stelle zweier anderer getreten, die ich aus 162, 28 ff. heraushöre, dass nämlich seine Mutter ihn dem Graulockigen *nâch râte dienen* geheissen habe, vgl. *qui preudome sert De son servise rien ne pert, Ains i aprent et si gaaigne* (Kadler a. a. O.), *On dist que qui preudomme sert Que son service pas ne pert* (Leroux a. a. O. 2, 496), *Ir habt gehôret manec zît: Swer einem vrumen dienen kan, Daz der niht verliuset dran* (Zingerle a. a. O. S. 24).

Der bestimmte Rat des *preudom* bezw. *altman,* um den es sich handelt, ist wieder bei beiden verschieden, Cr. warnt vor zu vielem Reden, W. vor zu vielem Fragen, und es ist eine Kontamination, wenn Lichtenstein a. a. O. S. 24 als gemeinsamen Inhalt angiebt: 'zu vieles Fragen und Reden vermeiden'. Cr. beruft sich 2845 f. *Li sages le dist et retrait: Qui trop parole pechié fait* auf Prov. 10, 19 *in multiloquio non deerit peccatum* (vgl. Fecunda ratis 433 und Anm.), alles andere ist nur Ausführung dieses Satzes; Parz. 171, 17 lautet aber der Rat (vgl. 239, 13) *Irn sult niht vil gevrâgen,* und dieser hat die Wahrscheinlichkeit für sich, echter zu sein als der bei Crestien, 1. weil er ein Ruodliebrat ist, s. Seiler a. a. O. S. 57 ff. 'Frage nicht nach dem, was dich nicht angeht', 'Non demandar quel che non t'importa sapere', 'En lo que no te importa, la lengua muy corta', 'Frage nie in fremden Häusern,

warum diess oder jenes da sei, oder was diess oder jenes zu bedeuten habe', 'Wenn dir unterwegs etwas aussergewöhnliches begegnet, so mache keine Bemerkungen darüber', 'Vidi assai e parra pocu', 'Nun metter la bocca addove nun ti tocca', 'Was dich nichts angeht, darnach frage nicht'. 2. weil durch die übergenaue Befolgung dieses Rats, und dadurch mittelbar der Lehre der Mutter, die befiehlt, solchem Rate zu folgen, sich der Held mit einer andern Lehre, jeden Fremden nach seinem Namen zu fragen (die Mitleidsfrage bei W. ist wohl eine Umbildung), in Widerspruch setzt und dadurch ins Unglück gerät.

Die Lehre vom Benehmen gegen Damen zerfällt in zwei Teile, 1. benimm dich als Kavalier gegen dieselben, 2. suche dir Liebespfänder von ihnen zu verschaffen, welche sich zusammen nur bei Cr. finden, während W. den ersten, um den ritterfeindlichen Charakter der Herzeloide festzuhalten, weggelassen hat. Doch sehn wir wohl, wie der Held, um dem zweiten nachzuleben, den ersten durch die gewaltsame Aneignung der Schmucksachen Jeschûtens gröblich verletzt.

Es erübrigt nur noch die Lehre, Kirchen und Münster fleissig zu besuchen. Sie fehlt W., ist aber als Ruodliebrat (s. o.) sicher ursprünglich. Der Held vernachlässigt diese Lehre (s. Parz. 461, 4 *Swâ kirchen ode münster stuont Dâ man gotes êre sprach, Kein ouge mich dâ nie gesach*) und gerät dadurch in die äusserste Verzweiflung. Aber vergebens sehen wir uns in beiden Gedichten hier nach der Parallellehre um, durch deren übergenaue Befolgung er diese andere übertreten hätte. Es ist wahrscheinlich, dass sie einmal existiert hat, wir könnten auch ihren Inhalt annähernd vermuten; aber sie scheint schon im Original beider Gedichte aus irgend welchen Gründen ausgefallen zu sein.

Ich glaube also, dass in der gemeinsamen Vorlage die Gralsuche in den Rahmen eines Ruodliebromans gepresst war, welchen Rahmen dann wieder Crestien und Wolfram (oder dessen Vorlage) selbständig zerschlagen haben. Dieser Rahmen wäre, um zu rekapitulieren, der folgende:

I. fehlt Crestien; der Reihenfolge der Ereignisse nach steht er bei W. richtig zuerst:
   1. meide ungebahnte Wege: wird übertreten,
   2. meide die Furt in engem Flussbett: wird übergenau befolgt.

II. Benehmen gegen Damen; der Reihenfolge der Ereignisse nach bei Crestien an richtiger Stelle:
   3. benimm dich als Kavalier gegen Damen; fehlt W.; wird übertreten.
   4. suche dir Liebespfänder zu verschaffen; übergenau befolgt.

III. folgt nach der Reihenfolge der Ereignisse bei W.; fehlt Crestien:
   5. grüsse alle Leute; fehlt Crestien, aber aus dem folgenden sicher zu erschliessen; übergenau befolgt.
   6. lasse dich mit keinem Roten ein; fehlt beiden, aber bei W. aus dem folgenden möglicherweise zu erschliessen; wird übertreten.

IV. folgt nach der Reihenfolge der Ereignisse in beiden:
   7. frage jeden Fremden nach dem Namen, fehlt W.; wird übertreten.
   8. folge dem Rate eines *preudom*; übergenau befolgt.

V. 9. besuche Kirchen und Münster; fehlt W.; übertreten.
   10. verloren.

Ich begebe mich zurück zu meinem Ausgangspunkte, der Einleitung des Parz., um auf anderem Wege zu ähnlichem Resultate zu gelangen. Jacobi 1, 8 heisst es *Vir duplex animo inconstans est in omnibus viis suis,* was mhd. ausgedrückt hiesse *der zwîvelære daz ist der unstæte.* Das ist nun gerade das Gegenteil dessen, was unser Eingang ausführt, der behauptet, zwischen die *stæten* und die *unstæten* schieben sich die *zwîvelære* als eine dritte, von beiden unterschiedene, obgleich aus beiden gemischte, Gattung ein. Ich kann nicht umhin, darin eine bewusste Polemik gegen den angeführten Vers zu sehen. Man muss dabei nicht gleich an Ketzerei denken. An Polemik gegen Bibelverse war man von Marcolf her gewöhnt, dessen Art sogar in den Sprüchen eines frommen Mönches wie Egbert von Lüttich zur Geltung kommt. So polemisiert etwa Freidank 31, 20 *Got nieman des engelten lât Ob er der werlde hulde hât* offenbar gegen Jacobi 4, 4 *nescitis quia amicitia hujus mundi inimica est Dei? Quicunque ergo voluerit amicus esse saeculi hujus, inimicus Dei constituitur* (vgl. Leyser, Predigten 104, 38). So scheut sich Freidank durchaus nicht, Proverbia 13, 22 *custoditur iusto sub-*

stantia peccatoris, nachdem er es 87, 20 *Ich sach ie swaz der arge spart Daz ez dar nâch dem milten wart* ungenau wiedergegeben hat, dann Marcolfisch umzukehren *Den bœsen ie ze teile wart Swaz man vor dem vrumen spart.*[1]) So rühmt sich Willehalm (Türlein CIV, 6. CVI, 8), das Muster des christlichen Ritters, höchst unchristlich, dass er nie einen Feind verschont habe, worüber Martin zu Kudrun 1491, 3, Voigt zu Ysengrimus I, 73, Fecunda ratis I, 104.

Man wird die Beziehung auf diesen Bibelvers nicht wohl läugnen können; dann aber muss wenigstens für diese Stelle eine gewisse religiöse Beziehung des Wortes *zwivel* zugegeben werden. Dass W. den Begriff konsequent festhalte, ist zu viel verlangt: man denke doch, wie schwer es heute selbst wissenschaftlich Gebildeten wird, Begriffe klar auseinanderzuhalten, die die Sprache nicht scheidet. Im Allgemeinen ist *unstæte* die *inconstantia operibus,* hingegen *zwîvel* die *inconstantia arbitrii.* Immerhin hat *unverzaget* hier wohl eine weitere Bedeutung allgemein sittlicher, nicht bloss kriegerischer, Natur, es ist einfach das Gegenteil von *zage,* das ja auch bei weitem nicht immer Feigling, sondern oft schlechter Kerl im allgemeinen heisst, vgl. den Bedeutungsübergang in unserem *brav.*

Dann wird man aber wohl auch einen Zusammenhang mit der vielbesprochenen Stelle von den neutralen Engeln (zuletzt Sattler, Die religiös. Anschauungen W.'s v. E. S. 49) annehmen müssen. Hier wie dort wirft die orthodoxe Ansicht die *zwîvelære* mit den *unstæten* zusammen und verweist sie in die Hölle, hier wie dort giebt W. für sie die Möglichkeit eines mildern Urteils zu. Er gebraucht den Ausdruck *zwîvelære* freilich nicht für die neutralen Engel, wohl aber Jans Enikel 233 *die selben wârn zwîflær,* 267 *die zwîfelære,* 271 *die zwîflær wâren,* der diese zwar auch verdammt sein lässt wie die anderen *Die sint got gar unmære Wan si sint ouch verstôzen Von andern irn genôzen,* obwohl sie sich etwas darauf einbilden, dass sie einen anderen Wohnort

---

[1]) Vgl. Zingerle, Die deutsch. Sprichw. im Ma. S. 140, C. Schulze, D. bibl. Sprichw. d. deutsch. Sprache No. 101. Ausserdem vgl. Freidank 56, 19 *Nâch guote wirbet manic man Und wirt dem, dem ers übele gan,* Renner 15492 *Der milte zert oft daz gut frölich Umb daz der karge sich iemerlich Hat gewürget und genagen,* 16322 *Ir kint zeren ez ofte gar reilich Daz sie ersparn iemerlich,* Hǫvamǫl 40 *opt sparir leiđom, þaz hefir liufom hugat.*

haben: *Dâ mit wellent si güften Si varent in den lüften.*[1]) *Die andern ir gesellen Die müezen in die hellen.* Ich habe seinerzeit (Zs. d. Vereins f. Volkskunde 2, 297) bereits die Stelle angeführt, leider nachlässiger Weise nach meinen Notizen aus der Arolsener Hs., obwohl damals Strauch's Ausgabe bereits erschienen war.[2]) Ich habe daselbst unter anderm auf Lütolf's Sagen aus den fünf Orten verwiesen: da dieselben im Buchhandel vergriffen sind, teile ich hier näheres darüber mit. S. 50 berichtet er nach Renward Cysats, des Stadtschreibers von Luzern (1575—1614) Kollektaneen, die *herdmännlin* seien, wie einzelne von ihnen selbst eingestanden haben, *us der Zahl derer so mit Lucifero vom Himmel verstossen syent.* S. 473 berichtet er nach Mitteilung des Pfarrers Ming in Obwalden: die gefallenen Engel hätten zu bestimmter Zeit in der Hölle sein sollen. 'Ihre Zahl war aber so gross, dass es dichte Haufen vom Himmel schneite, wobei wie beim Schneefall[3]) einige schneller und früher, andere langsamer und später auffielen. Im Augenblick, als die Frist auslief, waren viele noch im Fallen begriffen zwischen Himmel und Hölle'. Das sind die Erdleutchen. Die Zimmer'sche Chronik IV, 228 glaubt, *das diese erdenmendle eitele gaister von den verstossnen engeln seien, vor dem fahl Adæ beschehen. Und als die vilerfarnen philosophi Belinus und Behencater, auch die rechten, uralten cabalistæ vermelden, die dann ain underschidt under diesen verstossen engeln machen, sagen, das dise erdenmendle wider iren herren und schepfer so grosslichen sich nit, wie die andern verhundert haben. . . . . Darumb haben sie auch noch ain hoffnung der gnad und usssonung.* Md. Magnificat, Germ. 20, 5: *Dhe tiuvile hat got zû-sprengit Over al die werlt gemengit, In wazzere und in berge — Daz sin nickere unde twerge — In walde und brûche — Got hat*

[1]) Vgl. die Rede des Teufels, Reinbot ed. Vetter 3438 *Wir varn von natûre Von arte mit hôhem gufte Ze viure und ze lufte.*

[2]) Auf eine ebensolche Schwellhs. geht nach *Auch wurden mit im verstossen die zweifler, do regnät es drey tag und drey nacht nichts wen lötig tewffl* die von Merzdorf 1, S. 59 besprochene Historienbibel zurück. Auch enthielt dieselbe nach S. 57 am Anfang den Einschub δ aus Türlein's Wh. (s. meine Ausgabe S. VII). Ueber die Fassung in Kellers ad. Erzähl. s. Strauch zu Enikel 233.

[3]) Der Vergleich mit dem Schneefall ist selten, häufiger der mit dem Regen, s. Jans Enikel 320 und Anm., ausserdem Dante Inferno VIII, 83 *piovuti dal ciel.* Der biblische Vergleich ist der mit dem Blitze Lucas 10, 18. Dante Purgatorio XII, 27. Himelrich ZfdA. 8, 147 *Also die donerstrale.*

ûr cleine ruche: Das sin elve, dhorse und wichte, De der werlde tûgin se nichte. Ouh viel ir menich dusunt In der tiefin helle grunt. Das vierte irische Elfenmärchen der Brüder Grimm beginnt: 'Leute, die sich auf solche Dinge verstehen, sagen, das stille Volk sey ein Teil jener aus dem Himmel verstossenen Engel, die nun auf Erden festen Fuss gefasst haben, während ein anderer Teil, grösserer Sünden wegen, an einen viel schlimmeren Ort noch tiefer gesunken sei', wozu in der Einleitung und den Anmerkungen richtig auf jene Sagen hingewiesen wird, in denen die Erlösung dieser Naturgeister (wie in unserm Parz. die Wiederaufnahme in den Himmel) in dubio bleibt, worüber näheres Mythologie S. 408. Auch 'die isl. Alfar und Huldumenn, die schonischen Trolle, Wald- und Wassermänner, die nl. Alver werden als gefallene Engel angesehen, die Gott wegen ihres Aufruhrs ins Meer und auf die Erde hinabschleuderte' (Meyer, Germ. Myth. S. 136; Feilberg, Zs. d. Ver. f. Volksk. 8, 267—70). Eine an die Vögel der Brandanslegende gemahnende Ueberlieferung haben wir in Hondorffs Promptuarium exemplorum [3], Frankfurt a. M., 1580, fo. 64v (die früheren Auflagen 1572 und 1575 sind mir nicht zugänglich): 'Viel hoher gelehrter Leute, so in einem Concilio zu N. beysammen gewesen, sind um erlüstung willen, mit einander auss der Statt zu einem Holtz oder Wäldlein gegangen, vnd viel nützliches Gespräch vnter einander gehabt, in solchen spatzieren hören sie ein klein Vögelein gantz lieblich, wie eine Nachtigall singen, Wie sie sich hoch verwundern vnd bekümmern, was diss für ein Vöglein sein möchte, Da sie nun in Wald kommen, vnd sich das Vögelein auff einen Bawm gesatzt, vnd gar schön ohn vnterlass gesungen, haben sie ihm sämptlich fleissig zugehört. Einer auss den Gelehrten hebt an vnd sagt zu dem Vögelein: Ich beschwere dich bey den Namen Jesu, dass du vns sagest, was du seiest! Antwort der Vogel, Ich bin ein verdampte Seele, und hieher an diesen Ort verordnet biss zum Jüngsten Gericht, da ich denn die ewige Verdamniss empfahen werde, Vnd als es solches gesagt, flohe es von dannen, schreyend: O ewig, O ewig, wie ist das so ein lange Zeit! Als die jenigen, die nun solche Beschwerung vnd Frage, auch dess Vogels antwort angehört, sind alle sehr hart krank worden vnd hernach kürtzlich gestorben'.[1]) Verwandtschaft mit der Sage vom Mönch Felix

[1]) Hiemit grossenteils wörtlich übereinstimmend erzählt diese Geschichte Johann Gross 'Kurtze Bassler Chronik' von 1624 (s. Kohlrusch, Schweizer

(W. Hertz, Deutsche Sage im Elsass S. 265. Hartland, Science of fairytales S. 187 ff.) ist andererseits freilich auch nicht zu verkennen. Die von Wlislocki (Hamburg 1891) gesammelten Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier berichten S. 51: 'Als der Erzengel Gabriel von unserem lieben Gotte den Auftrag erhielt, ihm neue Engel zuzuführen, da war er in der Wahl derselben nicht sehr genau und machte auch solche Seelen zu Engeln, die nicht genug sanftmütig und friedfertig waren. Die Folge davon war, dass die Engel sich gar oft entzweiten. Erzürnt darüber, befahl Gott dem Erzengel Michael, viele der Engel in die Tiefe zu stürzen. Da kam ein Teil derselben unter die Erde, ein anderer auf dieselbe zu liegen, ein dritter blieb zwischen den Sternen schweben'. L. Breuer im Anhang zu Fouqués Uebersetzung von Thomas Moores Lalla Rookh (Klass. Kabinetsbibl. 59. Bändchen, Wien 1826, S. 140) schreibt: »die Perien sind — wie sie der kundige Verfasser der Schirin bezeichnet — 'zarte, weibliche, anmutvolle Gestalten, nahe mit den Feen, am nächsten mit den Elfen verwandt' und, als Abkömmlinge halbgefallener Geister, von dem Paradiese ausgeschlossen, so lange bis sie ihre Sühne vollendet haben«. Ich habe die Stelle in Hammers Werken nicht finden können; jedenfalls ist diess die der Episode 'The paradise and the peri' zugrunde liegende Auffassung. Das Buch Henoch (übers. und erklärt von Dillmann) und ihm folgend Justin und Tertullian (s. Dillmanns Anm. zu 47, 6, San Marte Parz.-Studien 2, 57) unterscheidet die wegen ihrer Unzucht mit den Menschentöchtern unter Bergen gefesselten bösen Engel von den auf Erden lebenden bösen Dämonen, die eben die Sprösslinge dieser unzüchtigen Verbindung sind. Der Talmud unterscheidet drei Engelscharen, von denen zwei als dem Willen Gottes bei der Menschenschöpfung zuwider vernichtet wurden, giebt aber keinen Unterschied zwischen den beiden an

Sagenbuch S. 359), doch jedenfalls nicht nach dieser Auflage des Werkes, da er die Geschichte im Bruderhölzchen bei Basel lokalisiert und zur Zeit des Basler Konzils spielen lässt, wie ebenfalls eine spätere Auflage des Hondorff'schen Buches 'Theatrum historicum sive promptuarium illustrium exemplorum', Francofurti 1616, S. 149, die aber durch Phil. Lonicer ins Latein übersetzt ist und deswegen nicht die Quelle sein kann. Daselbst wird Manlius 'loci communes' zitiert (Basel 1562), wo sich die Geschichte I, 36 f. findet, ebenfalls lateinisch, doch der Ruf des Vögleins deutsch; für *Bruderhölzchen* nur *quandam sylvulam*. Aus Hondorff-Lonicer scheint es abgeschrieben zu sein in Grosius, Magica de spectris, Lugdun. Batav. 1656, S. 82.

(Wünsche, D. babylon. Talmud II, 3, 63).[1]) Auf die oben genannte Stelle bei Jans Enikel und nicht auf die ferner stehende Cristherre-chronik (s. Massmann, Kaiserchronik 3, 130) hätte sich Milchsack (Historia D. Johannis Fausti I, S. CCIL) berufen müssen bei Besprechung des einschlägigen Passus im 'Büchlein von Lucifers mit seiner Gesellschaft fall' (ib. S. CCXLVI): 'Viele Engel ... wären ihm in seiner Hoffahrt gefolgt, doch einer mehr dann der ander .... Von jeglichem Chor seien, wie Nicolaus von Lyra (auch andere Lehrer) schrieben[2]) etliche Engel gefallen, aber einer in grössere Pein als der ander, darnach jeder dem Lucifer der Ehren gegönnt und Gott Lob und Ehre habe entziehen wollen.[3]) So seien einige Engel gefallen in die Tiefe der Hölle mit ihrem Herrn, da sie immer und ewiglich bleiben müssten, einige in die Luft und auf die Erde, wo sie die Menschen täglich anföchten reizten und zu Sünden brächten. Augustinus[4]) aber sage, diese in die Luft gefallenen Engel beleidigten die Menschen nicht, sondern bestärkten sie in ihren guten Vorsätzen, und einige Lehrer meinten, dass sie am letzten Gericht Gottes Gnade wieder zu erwerben vermöchten'. Richtig stellt Milchsack (ib. CCXLVII) damit die Angaben des Faustbuches über Mephostophiles zusammen: 'denn auch dieser nennt sich einen fliegenden Geist unter dem Himmel, reizt die Menschen zu sündigen, hofft noch einmal zur Gnade Gottes zu kommen und selig zu werden, und muss sich zu den Menschen begeben ihnen zu dienen, während die Verdammten in der Hölle bleiben und brennen müssen und niemals zur Gnade Gottes kommen können'; s. auch das 16., 18. und 23. Kapitel des 1. Teils des

---

[1]) Spätere jüdische Tradition scheint übrigens auch einen Fall der Engel zu kennen; vgl. den Fluch 'dass sein Schutzengel aus dem Himmel gestürzt werde!' (Byzant. Zs. 6, 104).

[2]) Ueber die Controverse, ob die gefallenen Engel nur aus dem zehnten Chor oder aus allen zehn gefallen seien s. u.

[3]) Vgl. Renner 21581 *Swer einem andern daz verkert, Damit er gotes lop gemert, Wizzet furwar, der tut niht wol: Unsers herren lob nieman irren sol. Swen werltlich lob treit enbor, Der hüte sich, daz er uf daz spor Iht kume, den* (l. *dar*) *Lucifer uns hat Geben* (l. *Gebant*) *des ewigen valles pfat.*

[4]) Ich finde nirgends bei Augustin eine ähnliche Ansicht, wohl aber polemisiert er De civitate, lib. X, cap. XI gegen ähnliche Anschauungen des Porphyrius: *omnes daemones ... non in aethere, sed in aere esse sub luna atque in ipso lunae globo ... quosdam namque benignos daemones asserit*, vgl. auch ib. cap. II *An inter daemones, quibus dii superiores sunt, sit aliqua pars bonorum, quorum praesidio ad veram beatitudinem possit humana anima pervenire.*

Widmannschen Faustbuches und Widmanns Polemik gegen seinen Text. Recht nah der obigen steht die Erklärung des Teufels in dem durch Jostes, Euphorion 3, 756 veröffentlichten Meistergesang: *Der meister sprach: 'ich hon gelesen, Wi das eur vil der tewfel in den luften wesen; Ist das war? wi sol ich das gelauben?' 'Eya, ein teil di haben trost, Ir hofnung stet noch, wi si werden erlost. Dy selben tewfel kein sel nicht berauben, Si thun nymand kein ungemach, Di auf di genod pauhen. Der selben was ich keiner nicht, Zue Lucifer het ich mich also ser verphlicht, Dor umb ich got darf nymmer mer getrauen.* Zur Stelle des Faustbuches zitiert A. Bauer (Vierteljahrsschrift f. Littg. 1, 190f.) Thurneissers *Εὐπορραδήλωσις* (Berlin 1575): 'Seind alls von Gott verstossen Geist, Ein theil dem Menschen Fründtschafft leist, Die anderen jm zu wider sindt . . . . Warend alls heilge Engel klar, Alls aber Gottes zorn da war, Seind mit dem Teuffel gstossen nider, Alls sy unschüldig, seind sy wider Von Gott zur Hoffnung Prieffet woren, Doch wartent sy des gRichts zuvorn. Dann werden sy mit allen frummen Zur gnadt, und wider zHimel kummen', und vergleicht noch eine Stelle in des gleichen Verfassers Archidoxa (Münster 1570).

Dante hat in seiner Hölle III diesen neutralen Engeln jene Menschen zugesellt *che visser senza infamia e senza lodo,*[1]) und der jüngere Titurel 5770ff. scheint sie, wenn ich ihn recht verstehe, zu Führern der Seelen ins Fegefeuer zu machen. Gewiss sind diese Vorstellungen verwandt, und die Gestalt von neutralen Engeln hat gewiss teilweise der der lauen Menschen ihren Ursprung zu danken: *Sed quia tepidus es et nec frigidus nec calidus, incipiam te evomere ex ore meo* (Apokalyps. 3, 16). Diese Menschen wohnen auch Plato zufolge nach dem Tode an besonderem Orte, am acherusischen See (Phaedon Kap. 62 über die *μέσως βεβιωκότες*, s. Rohde, Psyche S. 567),[2]) nach talmudischer und arabischer An-

[1]) Vgl. dagegen H. v. Kleist, Katechism. d. Deutsch. 9. Kap. (ed. Zolling IV, 326) 'Sage mir, mein Sohn, wohin kommt der, welcher liebt?' ‚In den Himmel'. ‚Und der, welcher hasst?' ‚In die Hölle.' ‚Aber derjenige, welcher weder liebt noch hasst: wohin kommt der?' ‚Der kommt in die siebente, tiefste und unterste Hölle'.

[2]) Vgl. ausserdem Lucian, *περὶ πένθους* 9 (nachdem von dem seligen Aufenthalt der Guten und der Bestrafung der Bösen gesprochen ist): *Οἱ, δὲ τοῦ μέσου βίου πολλοὶ ὄντες οὗτοι, ἐν τῷ λειμῶνι πλανῶνται ἄνευ τῶν σωμάτων, σκιαὶ γενόμενοι.*

schauung, auf der Zwischenmauer, die Hölle und Paradies trennt (s. Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judentume aufgenommen? S. 69 ff.) oder in einer Art Fegefeuer (s. Jahrb. f. protest. Theol. 6, 381). Ein besonderer Ort wird auch in den keltischen Visionen den *mali non valde* und den *boni non valde* zugewiesen (s. Zimmer, ZfdA. 33, 286). Aehnliches berichten uns persische Quellen des 5.—6. Jahrh. n. Chr. 'Le livre d'Ardâ î Vîrâf contient en son chapitre VI le passage suivant: J'arrivai à un certain lieu et je vis des âmes qui restaient toujours dans le même état . . . Car tout homme dont les bonnes oeuvres dépasseront les fautes . . . ira en paradis; celui dont les péchés seront plus nombreux ira en enfer et celui dont les uns et les autres seront égaux restera dans ce lieu d'arrêt (*hamestakân*). Leur punition est le chaud et le froid qui proviennent de la rotation de l'atmosphère; il n'y a point d'autre' (Harlez, Zs. d. deutsch. morgenl. Ges. 36, 627 ff.). Ebenda polemisiert Harlez gegen Bartolomae, der a. a. O. 35, 157 ff. diese Auffassung schon im Avesta finden will. Roth a. a. O. 37, 223 ff. nimmt eine Mittelstellung ein; 'dass von dem mythologischen Beiwerk, dem Mittelreich noch nichts im Avesta zu lesen ist, dass aber die Vorstellung von Personen, bei welchen Verdienst und Schuld des Lebens bis auf Lot und Quent gleich wiegen, die also mit abgekürztem Ausdruck Gleichgestellte, Ausgeglichene, heissen — dass diese Vorstellung für den Parsen an anderer Stelle schriftmässig bezeugt ist' (a. a. O. S. 227). Verwandt sind schliesslich auch die Vorstellungen über die ungetauft gestorbenen Kinder: *Wan in ist niht wê: sie durstet niht, sie hungert niht, noch sie fürhtent den tiuvel niht. Ir marter heizet die marter des schaden, wande sie gotes antlitze niemer mêr gesehent.* (B. v. Regensburg 1, 32), *diu varnt alle an eine stat, diu heizet limbus und ist vor der helle, unde die habent einer leie martel, diu heizet diu martel des schaden* (das. 126; über die entgegengesetzte Anschauung des Anegenge s. Schröder S. 62); im limbus auch die Propheten u. s. w. des alten Testaments das. 289.

Wenn so die Teilung in gut, böse und neutral der Menschenwelt entnommen ist, entsprang ihre Uebertragung auf die Engelscharen dem Bedürfnis, den Widerspruch in den Angaben des neuen Testaments über den Wohnort der Dämonen aus der Welt zu schaffen. 'Der Satan und seine Geister liegen in der Unterwelt gebunden und harren auf das Gericht; nach einer anderen Stelle geht der Teufel wie ein brüllender Löwe frei umher; bald

ist durch Christi Tod seine Macht besiegt, und dann wieder dauert der Kampf fort bis zur Wiederkunft Christi. Die Aussprüche über die Machtstellung des Teufels sind ebenso schwankend wie über seinen und der bösen Geister Aufenthalt. Letztere werden in den Luftkreis versetzt, daher ihr Oberhaupt *ἄρχων τῆς ἐξουσίας τοῦ ἀέρος* heisst; anderwärts zittern sie in der Unterwelt dem Gericht entgegen' (Roskoff, Gesch. d. Teufels 1, 206 f.; einen modernen Versuch, diesen Widerspruch zu heben s. bei Märker, Der Zwischenzustand, Erlangen u. Leipz. 1891).[1]) Was lag näher, als die in Hölle und Luft wohnenden als mehr und minder Schuldige aufzufassen? Man konnte dabei auch wie Lactanz sich den doppelten Engelfall, die direkte Empörung des Teufels gegen Gott gegenüber dem milderen Vergehen der Vermischung der Engel mit den Menschentöchtern (Genesis VI), zu Nutze machen. 'Aus der Vermischung der Engel mit den Weibern auf der Erde sind jene des Himmels unwürdig, zu Genossen des Teufels geworden und bilden in dessen Reiche die Klasse der Unzucht- und Buhlteufel, die in der Welt herumschwärmen und die Menschen ins Unglück zu bringen suchen, die Seelen mit List angreifen, aber auch in den menschlichen Leib schleichen und da verderblich wirken' (Roskoff a. a. O. S. 232). Vielfach stellte man es sich auch so vor, dass nur Lucifer, der oberste Teufel, in der Hölle gefesselt liegt, seine Untergebenen aber, wenigstens bis zum jüngsten Gericht frei herumschwärmen dürfen. *Luciuer, satanas darnauch, Beltzenpuck, ander teufel auch, Dy sein tieff in der helle krufft Und haben oben in der lufft Der klainen teufel uile Geheczet in das spile,*[2]) *Das der mensch hie auff diser erd Nur uon yn an gewaiget werd. Sy türren es selber nit tun, Wan in ist nit wal zu wissen fun Der almehtikait gotes Vnd auch seines gebotes* (Behaim, Buch v. d. Wienern 24, 13). *Sie heten al gelernet wol Ir kunst heist nigromanci; Satanas was auch darbi, Wanne sie die rede geteten. Lucifer an siner keten Der wär auch gerne da gewesen, Vor leid enmocht er kume genesen! Er lag in der hellen glût ... Er mûst*

---

[1]) der sich auf ähnliche Weise hilft wie Egbert v. Lüttich, der den Teufel *carcere in aerio*, Fecunda ratis II, 363, vgl. 263. 557, eingesperrt sein lässt, ebenso wie Passional ed. Hahn 334, 26 nur von einem Wurf *vz dem himele in die luft* die Rede ist. Hingegen Wackernagel, Predigten S. 32 *vnde neworden ir ein teil versencket in die tuffi der hella ein teil har in disen luft obder erde.*

[2]) Vgl. Stricker Docens Miscell. 2, 220 *Als mangen tivfel haizet er Der groze tivfel Lucifer, Daz si gen dem menschen gen.*

dem engel globen und swern Von der keten nit ze komen; *Ir habt das vor wol vernomen* (Würzburger Städtekrieg, Liliencron, Hist. Volkslieder 1, 173). Im Tundalus ed. Hahn wird Lucifer in der Hölle auf einem Rost gebraten (56, 35). Deshalb besorgt der oberste der Teufel nur selten selbst seine Geschäfte, sondern muss andere aussenden, was zu dem besonders für das Drama fruchtbaren Motiv vom Hoftag der Teufel geführt hat (s. Seemüllers Anmerkung zu Ottokar 93764). Er selbst, *Lucifer* genannt, verführt die ersten Menschen Erlösung 224 ff. 242 ff. Barlaam 52, 21 ff. Alsfelder Passionsspiel 651 ff. H. Sachs ed. Keller 1, 34 ff.,[1]) *Satanas* genannt Heliand 1032 ff. Heslers Offenb. Joh. 32 (Roth, Dichtungen des Ma's.). A. Kurzmann 121 ff. (Schönbach, Marienklagen). *Lucifer* und *Satanas* zusammen sind es in der Arolsener und der Gothaer Weltchronik und der von Merzdorf 1 S. 62 beschriebenen Historienbibel; hingegen ist es ein von dem obersten Lucifer unterschiedener *Satanas* bei Enikel 693 ff., Egerer Fronleichnamspiel 393, *Beliâl* Wiener Genesis 26, 33, *Oggewedel* Tyrol MSH. 1, 8b,[2]) *Machmet* Berliner Georg 773 (Reinbot ed. Vetter S. CLXXXIX), *Pharias* Gottes Zukunft 274. 276, *Josim* Juliana ed. Schönbach 314 (s. Anm.), *Mathalion* Keller Ad. Erz. 15, 37, ein vom obersten unterschiedener ungenannter Teufel in der ags. Genesis; ebenso ist der Verführer des Judas oder Versucher Jesu ein Lucifer untergebener *Satanas* (Ottokar 93807 ff., Haller Passion ed. Wackernell, Ad. Passionsspiele aus Tyrol S. 283, vgl. das. S. 438) oder *Astaroth* das. S. 262. Diese wichtigsten Geschäfte würde er wohl persönlich ausführen, wenn er nicht gehindert wäre.

Man könnte auch an gnostische Einflüsse denken, an die Dreiteilung der Welt (die zwischen Zeus, Poseidon, Hades liegt jedenfalls ferner) zwischen Gott, Satan und Demiurg, dessen Reich der ψύχη ja auch aus gut und böse gemischt ist. Dass gnostische Lehren bis ins Ma. hinein ihren Einfluss geltend machen, zeigen

---

[1]) Daselbst aber giebt er nur der Schlange den Verführungsplan ein, ohne selbst deren Gestalt anzunehmen. In Ruffs Adam und Heva S. 12 wird nur Lucifer von einem Engel *in der weiche mit einer kettin gegurt*, bleibt aber auf dem Spielplatz zwischen Himmel und Hölle und läuft S. 17 gleich den andern Teufeln ganz frei in die Hölle hinein. Ueber scenische Rücksichten, die dies erklären, s. Heinzel, Beschreibung des geistl. Schauspiels S. 21. Ruff S. 35 ff. ist es ganz unklar, welcher der Teufel in die Schlange kriechen soll.

[2]) Vgl. den Teufelnamen *Mückewedel* Euphorion 3, 755.

ja verschiedene Ketzersekten, und wird Zwierzinas Buch über die Legenden von der h. Margaretha noch deutlicher ausführen. Aber es ist nicht notwendig, eine solche Grundlage zu konstruieren. Dass diesen Geistern meist der Luftraum als Wohnort angewiesen wurde (s. Heinzel, Ueber W.'s v. E. Parz., WSB. 1893, S. 16) ist nach den obigen Ausführungen begreiflich, auch dass dann mit diesen in der volkstümlichen Anschauung die heimischen Luft- und Erddämonen verschmolzen. Wenn sie im Brandan und Huon d'Auvergne (s. A. Graf, Miti, leggende e superstizioni del medio evo 2, 117 ff.) auf einer Insel wohnen, so hat hier vielleicht neben keltischen Mythen der antike Mythus von Kronos Einfluss gehabt, der ebenfalls mit den anderen Titanen aus dem Himmel gestürzt, die *νῆσοι μακάρων* bewohnt (Rohde, Psyche SS. 99. 505). Direkt in die Hölle verweist die neutralen Engel zu den andern die knappe Andeutung der Wiener Genesis (s. Joachim, D. altdeutsche Genesis S. 8), sowie Frauenlobs Spruch (ed. Ettmüller S. 74 f.): *die iu zwîvel schenken, In muoz geschehen, sam in geschach, die got stiez ûz den trônen. Dô Lucifer sich het gesetzet wider in, Den selben sin Si truogen in dem muote. Unt brach got der guote Den zwîvel doch mit valscher ger* (d. h. *zwîvel* und *valscheit* gleichmässig) *ûz der himele huote. Si muosten mit einander varn, wan dâ was ie kein schônen.* Ein schwacher Nachklang des Motivs ist es, wenn in Heinrichs v. Krolewitz Vaterunser 1445 ff. ein Unterschied zwischen Engeln und Erzengeln gemacht wird nach ihrer gemütlichen Teilnahme am Kampf: *Wan dô Lucifer wolte Anders danne er solte, Den engelen was ez leit gnûch; Doch dirre* (der Erzengel) *leide vurder trûch Unde was in leider dannoch.* Dabei bleiben natürlich auch die minder teilnehmenden im Himmel wohnen.

Das Brandangedicht und der Parz. geben die Möglichkeit ihrer Wiederaufnahme in den Himmel zu. Das ist die 'einst von Origenes geäusserte Meinung, dass auch der Teufel sich bessern könne, womit diesem die Aussicht auf einen glücklichen Zustand eröffnet ward' (s. Roskoff a. a. O. S. 281); vgl. Pfeiffer Mystiker 1, 209 *Daz ist wider etelîche ketzere, di dâ sprâchen, der tiuvil solde noch selig werden. Also stunt ouch in Orienis buchern, und daz hât di kristenheit verbannen.* Diese Ansicht war von der Kirche verworfen und festgestellt worden, dass der Wille des Teufels nach dem Falle ebenso im Schlechten fixiert worden sei, wie der der Engel im Guten; vgl. Summa theologiae 6 (MSD. XXXIV

und Anm.): *Daz er nimmir kumit widiri, Wand er virlorin hât den willin Zallin gûtin dingin*, Wackernagel, Predigten S. 3 *daz er niemir ne mag noch ne wil wider chomen*, das. 6 *die ne mogin noch weln niemir widir chomin*, das. 32 *vnde si also sint uerhertet inder ubili daz si niewet mugen noch gerent wider ze chomene*, Martina 226, 63 ff. *Dv der da geuestet hat Mit vnzallicher genaden rat Der heilgen kore dort In diner hohen himel hort Daz si niht mvn gevallen me*, 240, 39 ff. *Die do bi gotte wolden Beliben als si och solden Die wurden och gevestet so Daz siv beliben iemer fro Die andern svn beliben In der helle ir zit vertriben*, Leyser, Predigten 112, 29 *do machete got eine so stete vestenunge an den andern nvn korn, daz die nimmer mûgen geuallen*, B. v. Regensburg 1, 97, 20. 142, 12 *dô wurden die andern engel dâ gevestent von gote, daz sie nie niemer mêr himelrîche verliesen mügent*, s. auch Schröder, Glaube und Aberglaube in afrz. Dichtungen S. 74; Polemik gegen diese Anschauung Cristherrechronik 1050 nach G. v. Viterbo (Massmann, Kaiserchron. 3, 134).

Die Erzählung von den neutralen Engeln widerruft Trevrizent an späterer Stelle: er habe gelogen, um Parz. von der Gralsuche abzuhalten. Heinzel a. a. O. S. 11 glaubt ihm diese Lüge; ich kann mich nicht dazu entschliessen. Es liegt gar nicht in der Art eines mhd. Dichters, einen Helden etwas mit versteckter Absicht thun oder reden zu lassen, ohne den Leser, gewöhnlich durch einen Monolog des lügen oder heucheln wollenden, von dieser Absicht zu unterrichten. Ausserdem ist es gar nicht klar, wieso er ihn dadurch *ableiten* will. Wenn *die vertriben geiste* noch dort wären, so könnte es ja vielleicht abschreckend wirken; aber dass sie einmal dort waren, was sollte das für Einfluss haben? Jene Stelle 454, 21 ff., die Heinzel zur Stütze seiner Ansicht verwendet, kann man ja allerdings so auffassen, wie er will, da *unschult* wohl auch 'sittliche Reinheit', ohne irgend welche Beziehung zu einer Schuld, heissen kann; wahrscheinlicher aber ist mir, dass wir an die Auflehnung gegen Gott zu denken haben: der *zwîvel* ist ja aus *stæte* und *unstæte* gemischt, ebenso das Benehmen dieser *zwîvelære* aus *schult*, insoferne sie sich Lucifer nicht widersetzt haben, und *unschult*, insoferne sie nichts positiv schlechtes gethan haben, und jene zweite Hälfte ihres Wesens verhilft ihnen zur Rückkehr in den Himmel. An der ebenfalls von Heinzel in diesem Zusammenhang angeführten Stelle Tit. 6 ist ebenso wie Parz. 471, 27 überhaupt nur von einem einzelnen

Engel die Rede, der die Botschaft bringt: dieser ist wahrscheinlich gar keiner von den neutralen, sondern der ständige Gottesbote Gabriel. So ist wohl die Lüge Trevrizents als ein späterer Einfall W.'s anzusehen, eine Ausflucht, mit der er die frühere unkirchliche Ansicht von den neutralen Engeln widerrief.

Die Einleitung ist nicht, wie Lachmann meinte,[1]) nur ein später angeflicktes Stück, sondern sie enthielt den ursprünglichen Grundgedanken des Ganzen. Diese Meinung, die schon viele vor mir vertreten haben, habe ich zu verstärken geglaubt durch die Betonung des genauen Zusammenhanges zwischen *zwîvel, stæte, unstæte* einerseits, *zwîvelære,* unschuldige, schuldige Engel andererseits. Aber ich verkenne nicht, dass alle, die bisher die Gedanken der Einleitung in dem Gedicht nachweisen wollten, an diesem Unterfangen gescheitert sind. Und das ist auch gar nicht zu verwundern, einfach deshalb, weil W. jedenfalls seinem ursprünglichen Plane nicht treu geblieben ist. Das beweist uns wieder die Geschichte der neutralen Engel, die, wie ich gezeigt zu haben glaube, im ersten Plane gelegen hat, und dann zurückgezogen wurde; das zeigt uns der elsterfarbene Mensch der Einleitung,[2]) der dann im Gedicht wirklich auftritt als 'bunter Sohn', als deutliches Gegenbild des 'schönen Sohnes', des Helden des Gedichtes, ohne dass aber von ihm etwas erzählt würde, was wir mit dem *zwîvelære* der Einleitung irgendwie in Zusammenhang bringen könnten.

Ob dieser ursprüngliche Plan der Vorlage angehört hat, lasse ich dahin gestellt. Dass W. eine Vorlage für viele seiner Abweichungen von Crestien gehabt hat, scheint mir durch Heinzel vorläufig bewiesen und durch Lichtenstein nicht widerlegt. Mit blossen mechanischen Vergleichen geht es hier nicht ab, man muss

---

[1]) Schönbachs Ansicht der spätern Zufügung der ersten zwei Bücher (DLZ. 1898, Sp. 308) ist mir vorläufig ganz unglaubhaft.

[2]) Ich weiss nicht, ob schon darauf hingewiesen ist, dass diese Naturerscheinung wirklich öfters vorkommt: 'Es giebt . . . einen partiellen Albinismus, bei dem sich nur einzelne weisse Flecke auf der Haut . . . zeigen; am auffallendsten ist diese Erscheinung bei den gescheckten (sog. Elster-)Negern . . . Von dem eigentlichen, stets angeborenen . . . Albinismus ist streng die . . . erworbene Pigmentatrophie zu trennen . . ., bei welcher kleine über den Körper zerstreute weisse Flecken auftreten' (Brockhaus, Conversationslex., 14. Aufl. s. v. Albinos). Dass bei Beobachtung solcher Erscheinungen der mittelalterliche Mensch geneigt war, dieselben auf Racenmischung zurückzuführen, ist wohl begreiflich.

die Abweichungen daraufhin untersuchen, ob sie den Charakter der Erfindung durch einen deutschen Dichter oder den des französischen Epos tragen. Aber abgesehen davon, scheint mir einzelnes in Martin-Heinzels Argumentation nicht nur wahrscheinlich, sondern beweisend, [s. jetzt W. Hertz, Parzival S. 419]: 'Feirefiz hat Bartsch gewiss richtig als *vair fiz* gedeutet. Aber da W. nirgends andeutet, was der Name bedeute, so hat er ihn gewiss nicht erfunden, sondern unverstanden aus seiner Quelle übernommen' (Heinzel S. 13). Auf die Beziehung zum *bea fis* und zur Einleitung habe ich eben hingewiesen. Dass W. den Zug, dass Parz. dies für seinen Namen hält, erfunden habe, bloss gestützt auf jene Stellen Cr.'s, wo ihn die Mutter *biaus fils* nennt (Lichtenstein a. a. O. SS. 8. 37), würde sehr gezwungen ein zufälliges Zusammentreffen von W.'s Erfindung mit einem weitverbreiteten Märchenmotiv erfordern (s. Heinzel S. 90, [s. jetzt W. Hertz, Parzival S. 443] Grimmelshausen, Simplicissimus). Dass die Vorgeschichte nicht W.'s Erfindung sein kann, scheint mir schon Martin, Gralsage S. 18 [s. jetzt W. Hertz, Parz. S. 476] unwiderleglich gezeigt zu haben, durch seinen Hinweis auf den nl. Lancelot, in welchem Aglaval, Percevals Bruder, nach andern Perceval selbst, eine Mohrin verführt und dann verlässt, weshalb ihn dann sein Sohn, der ganz schwarz den bedeutungsvollen Namen *Morian* führt, später aufgesucht habe. Auch das ähnliche Motiv im Apollonius des H. v. Neustadt ist nicht aus W. entlehnt, wie Heinzel S. 89 annimmt, sondern nur durch diesen beeinflusst darin, dass der Sohn *Garamant* als gefleckt und die Tochter *Marmatora* als schwarz erscheint, was offenbar auf Umwandlung einer Quelle hinweist, in der *Garamant* (in der antiken Sage *Garamas,* s. Roscher, Myth. Lex. 1, 204. 317. 1603, der Stammvater der *Garamantes,* der Sohn des Apollo, wie hier des Apollonius) schwarz, seine Schwester **Marmorata* aber gefleckt erschien. Auch dass der Rest der Vorgeschichte mit anderen Darstellungen der Gralsage in den Umrissen stimmt, haben Martin S. 16, Heinzel S. 79 mit Recht betont. Der Name *Gamuret* kann ja mit dem Cr.'schen Ortsnamen *Gomeret* zusammenhängen, wichtig aber scheint mir [Hertzs Nachweis desselben als Personenname, Parzival S. 469 und] Heinzels Hinweis auf den sarazenischen Fürsten *Gamor* (S. 86), der ausserdem als *Gamur der Sarrasin* in H's. v. d. Türlein Krone 22646 erscheint. Auch an *Gamalerot* im Rennewart und j. Tit. kann man erinnern als an eine ähnliche Bildung. Ebenso wie in der Vorgeschichte stimmt aber W.

auch in dem Anhang der Schwanrittersage mit einer Gralgeschichte überein (Martin S. 18 [Hertz, Parzival S. 549]). Eine andere Quelle für W. anzunehmen, sieht sich Lichtenstein S. 18 selbst veranlasst für die Scene von dem redenden Stummen; denn den ihm mit H. gemeinsamen Gelegenheitseinfall in der Parenthese S. 19 wagt er selbst nicht zu vertreten. Mir scheint noch manches sicher an der H.'schen Argumentation, aber ich will vorläufig zufrieden sein, wenn die Gegner Kiots[1]) diese wenigen Gründe besser, als es L. gethan hat, widerlegen. Dass sich W., wenn er sich Kiot und Crestien vorlesen liess, die beiden Darstellungen manchmal im Gedächnis verwirrten, will ich als Möglichkeit gelten lassen.

II.

Noch an einer anderen Stelle kommt W. auf den Fall der Engel zu sprechen: Parz. 463, 15 *Do Lucifer fuor die hellevart Mit schar, ein mensche nâch im wart;* denn so ist doch wohl mit Bartsch und Bech (Germ. 7, 298. 24, 297) zu lesen, vgl. Ottokar 93992 *Grœzer wurd der sêle val, Die scharhaft füern ze helle.* Wackernagel, Kirchenlied 2, 272 *Zu hand da uiell meng schare Von himel her in helle glast.* das. 276 *Uil menig schar, Die wold er mit jm fellen.* Jeitteles, Predigten 45, 15 *der ubel tievel und sîn schar.* 93, 25 *der tievel und alliu sîn schar.* W. hat hier einen ungewöhnlicheren Ausdruck gewählt für das typische *mit sînen genôzen*, das formelhaft auf *verstôzen* reimt: Diemer 4, 27. Summa theologiae MSD. XXXIV, 5. Wiener Genesis 11, 30. Millstätter Gen. 2, 2. Renner 3100. 6155. 6853. Enikel 329. Reinbot ed. Vetter 3325. Martina 272, 111. Wackernagel, Ad. Pred. 3, 82. Ad. Blätter 1, 363.[2]) Christophorus ZfdA. 26, 33. Margarethe, Germ. 18, 98. Leyser, Predigten 102, 1. Erlösung 213. Adams Klage (Gesamtabenteuer 1) 177. Adams Buch (Arolsener Hs.) 343. Zweter 192, 7 (und Anm.). Lutwin 1332. Keller, Ad. Erzähl. 15, 21. B. v. Regensburg 1, 97, 15. 2, 176, 34. Egerer Fronleichnamsspiel 9. 373. Sächs. Weltchron. ed. Weiland 67, 6 (Lesart). Haller

[1]) Behaghels mehrfacher Hinweis (zuletzt LB. 1898, Sp. 263) darauf, dass Kiot als Gewährsmann an einer Stelle zitiert werde, wo sicher Entlehnung aus Veldekes Eneit vorliege, scheint mir nicht schwer ins Gewicht zu fallen: W. kann sehr wohl die Figur des Liddamus und die ganze Scene in seiner Quelle gefunden, die Zitate aus der Eneit (und dem Nibelungenlied) aber aus Eigenem hinzugethan haben.

[2]) Das Stück ist nach einer andern Hs. neu gedruckt bei Kauffmann, Gesch. d. schwäb. Mundart S. 372.

Passion 1506 (Wackernell S. 340). Alsfelder Passionsspiel 159. Rosenplüt in Kellers Fastnachtspielen SS. 1166. 1341. 1434. H. Sachs ed. Keller 1, 32; auf Adam ist die Formel übertragen, Zarncke Priester Johann S. 961. Keller, Ad. Erzähl. 20, 6; s. auch Warnung 2782. Seltener sind andere Wendungen *und die sîne alle* (*mit den sînen allen*) : *valle* (*vallen*) Hochzeit Karajan 42, 7. Kaiserchronik 9200. Kindheit Jesu 9. Ring 44c, 17. Keller, Ad. Erzähl. 12, 9. Katharina 442 (Germ. 8, 147); *gevallen Mit sinen genozzen allen* ZfdA. 5, 19. Hagens Germ. 9, 172, 46. *gesellen* : *helle(n)* Brandan 1373 (Schröder S. 80). Keller, Ad. Erzähl. 12, 21. Wackernagel, Kirchenlied 2, 261. 396. Hagens Germ. 9, 171, 31. Tractat ZfdA. 8, 453. Egerer Fronleichnamsspiel 173. 179. Osterspiel ZfdA. 2, 304. Katharina 202 (Germ. 8, 144). Stricker, Docens Miscell. 2, 225. Haller Passionsspiel 1503 (Wackernell S. 340); *gesellesehaft* Nic. v. Basel ed. Schmidt S. 190. Egerer Fronleichnamsspiel 355. Leyser, Pred. S. 30. Suchenwirt, Wackernagel Kirchenlied 2, 476. Abh. d. bayr. Ak. XX, 2, 378. Luzifers und siner gesellschaft val s. o.; *Lucifer mit aller siner rott und gesellschaft* Ruff, Adam und Heva, scenische Anweisung zu Actus primus; *volgære* (*mit-, nâchvolgære*) Cristherrechronik 718 (Massmann Kaiserchron. 3, 129). Schönbach, Ad. Pred. 4, 4. Wackern., Pred. S. 4. Leyser, Pred. S. 63. Predigt Alemannia 2, 217. Enikel 2557. Sächs. Weltchron. ed. Weiland S. 67; *mit allen ime nach volgentin gnozzin* Wackernagel Pred. S. 3; *Lucifer Mit allem sînem helschen her* Ammenhausen 9893, *den tivel vnd sîn here*, Predigt, Germ. 3, 364; *an Luzifer und sîme gelîch* Kolmarer Hs. ed. Bartsch S. 438; *er also gevallen was und alle die ime gestůnden* Leyser, Pred. S. 112.

Natürlich muss *ein mensche nâch im wart* dann heissen 'entstand als sein Nachfolger', vgl. Cristherrechron. 1960 (Massmann Kaiserchron. 3, 146): *diu nâch im an sîne stat Solte werden gesat Von der er vertriben wart.* Ebenso ist Closener 19, 19 *daz kein bobste noch bischof einen andern noch im setzen sol* (DWb. 7, 13) zu übersetzen 'als seinen Nachfolger', nicht mit Lexer 'nach seinem Tode'; denn dasselbe gilt auch für die Abdikation bei Lebzeiten. Dass der Mensch so als Nachfolger der gefallenen Engel, zur Ausfüllung des zehnten Chores geschaffen wurde, darauf kommt W. noch sonst zu sprechen, s. Wh. 308, 14,[1]) und das ist

[1]) *Wie kumt daz nu daz mennisch baz Dan der engl gedinget? Mîn munt daz mære bringet. Daz mennisch wart durch rât verlorn: Der engel*

auch die landläufige Anschauung des Ma.'s, s. San Marte, Parz.-Studien 2, 48. Sattler a. a. O. S. 52. Graf, Miti, leggende e superstizioni del medio evo 2, 82. Schönbach, Ad. Pred. 3, 4 (u. Anm.). Ags. Genesis 92 ff. Summa theologiae 7 (MSD. XXXIV). Anegenge 13, 17, wozu Schröder SS. 63. 68). Wiener Genesis, Fundgr. 2, 12. Vorauer Gen. 5, 5. Freidank 68, 12. H. v. Aue, MSF. 211, 4. Hawart MSH. 2, 163a. Wackernagel Kirchenl. 2, 106. Leyser, Pred. S. 102. Grieshaber, Pred. 1, 48. Philipps Marienleben 9729. Reinbot ed. Vetter 3426.[1]) Enikel 327. Ammenhausen 9897. Karajan, H. d. Teichner S. 39. Hagens Germ. 9, 172, 39. Sächs. Weltchron. S. 68. Predigt, Wackernagels Lesebuch S. 194, vgl. noch Lerchheimers Christl. Bedenken, Scheibles Kloster 5, 264. Daher stammt auch sein Neid und Hass gegen den Menschen: Wh. 38, 2. ags. Genesis 365 ff. Erlösung 244 ff. Jeitteles, Pred. 2, 29. 18, 16. Christophorus ZfdA. 26, 21. Leyser, Pred. S. 63. Pfeiffer, Mystiker 1, 156. Rudolfs Weltchronik 345 ff. (Vilmar, D. 2 Recensionen u. d. Hss. Familien d. Weltchron. d. R. v. E. S. 65). Cristherrechron. 755 (Massmann, Kaiserchron. 3, 130). Hesler, ZfdA. 32, 113. Kolmarer Hs. S. 237. Cecilia, ZfdA. 16, 181. Egerer Fronleichnamsspiel 326. 382. Beheim, Germ. 3, 309. Vintler 5890 ff. Freidank 6, 3 ff. Ottokar 44892 ff. Barlaam 52, 15 ff. Wiener Passionsspiel 57 ff. (Froning, D. Drama d. Ma's. 1, 307. Kürschners Nationallitt. 14). Wie Sattler a. a. O. zeigt, polemisiert

---

hât sich selb erkorn Zer êwigen flûste Mit sîner âküste, Und al die im gestuonden Die selben riwe fuonden. Die varent noch hiute dem mensche bî Als op der kôr ir erbe sî; vgl. B. v. Regensburg 1, 238, 22. *Wan Adam zuo der sünde verrâten wart, dô was daz ouch wol mügelich, daz er baz ze hulden kume danne der ungehôrsame engel. Der überhuop sich von sîn selbes willen.* Hesler ZfdA. 32, 114 *Der tuuil hete sich so virworth . . . Daz er barmunge was nicht wirdich: Der mennische de was erdich, Der ist minre in der naturen, Des inmochter nicht geduren Wider eyme so wisen geiste.* Hagens Germ. 9, 171, 32 *Im ist ouch gar benomen Der gedinge ze widerkomen, Wand er viel âne nôt. Im riet nieman den tôt.* B. v. Schonebeke 10061 *Durch waz got den menschen troste Und den engel nicht irloste?* 10077 *Sint her abir was unsterbelich So bleib der engel ungelost.*

[1]) *Und wilt den leimînen Mînen hèrstuol behalten; Dâ von wil ich sie schalten. Ich bin edel und tiure, Von lufte und von viure: Sô ist der mensche unwerde Gemachet von der erde*; vgl. des Satans Rede im Koran Sure 7, übers. v. Ullmann, 6. Aufl. S. 112, 'Weil ich vorzüglicher bin denn Adam, da du mich aus Feuer und ihn nur aus Thon geschaffen'; s. auch Cristherrechron. 1955 (Massmann Kaiserchron. 3, 146): *Daz got von eime lîme nam Des menschen urhap und den stam, Daz geschach durch solche site, Daz got den tiuvel schante mite, Als swenne er gesæhe Die materje alsô smæhe.*

Honorius gegen diese Ansicht, ihm folgend B. v. Regensburg 1, 142. 2, 186,[1]) wozu Strobls Anm. 2, S. 636, anders jedoch 1, 65 *Wande er die zal des zehenden kôrs erfüllen wil mit menslîchem geslehte.* 94 *der zehende (kôr) ist gevallen.* 99 *Dô der aptrünnige engel gesach, daz der irdenische mensche sîne stat besitzen solte, daz begunde er nîden,* vgl. 155. 198.

Ich habe oben die Ausdrücke, die von den Gesellen Lucifers gebraucht werden, besprochen, jedoch einen, der einige Zeilen vor der in Erörterung stehenden Stelle erscheint, noch nicht genannt: 463, 4 heisst es *Nu prüevet wie Lucifern gelanc Unt sînen nôtgestallen.* Er wiederholt diesen Ausdruck Wh. 308, 9 *Die selben nôtgestallen Von gedanken muosen vallen.*[2]) Sonst finde ich ihn in diesem Zusammenhange nur noch in der Kindheit Jesu 1972 *Dô in dâ got durch sîn hôchvart lie Mit sînen nôtgestallen In daz abgründe vallen.* Der Ausdruck wird sonst von Christus und seinen Aposteln angewandt, und es scheint mir diese verkehrte Anwendung mit jener leichten Ironie, als ob wir vom Teufel und seinen Paladinen sprechen wollten, echt Wolframisch. Dann hätte ihn Konrad v. Fussesbrunnen entlehnt. Dass er W. gekannt hat, dafür spricht auch sonst einiges, obwohl er sich im Allgemeinen von diesem Einflusse frei zu halten verstand. Doch scheint ihm bei der der Quelle gegenüber frei ausgeführten Klage Josephs über Marias Untreue die Willehalms über Vivianzens Tod vorgeschwebt zu haben, wenigstens beginnt sie ähnlich 384 *Er sprach: ôwe daz mich sô lange Der grimme tôt hât gespart* (vgl. Wh. 61, 12 *Tôt, daz du mich nu kanst sparn!*) und endet wie jene mit einer Ohnmacht. Bei dem in die fremde aegyptische Stadt ziehenden Joseph denkt er etwa an den als Fremder in Monleun aufgenommenen Wh.; vgl. 1958 *Dâ in nieman ze hûse bat Want man sîn niht erkande* mit Wh. 130, 6 *Dennoch was er unbekant Von manegen die dâ wâren . . . Daz ir decheiner wolte Im bieten êre noch gemach.* Vielleicht ist die Betrachtung 2253 *Swer herzen leit versuochet hât Und rehte weiz wie nâhe ez gât,*

---

[1]) s. auch Hesler, Germ. 11, 73. Bischof Albrecht ZfdA. 8, 217. Albertini, Lucifers Königreich und Seelengejaidt, Augspurg 1617, S. 7.

[2]) Vgl. dazu Predigt ZfdPh. 30, 204 *Do der gidanc giborn wart, do wc sin val biraite.* Stricker, Docens Miscellaneen 2, 213 *So musten di Engel han verchorn Den gedanc der si valte.* Wackernagel, Predigten S. 3 *sprach er in sinem mvote mit gedanchin nuit mit offener stimme daz er wolte werdin ebinhere,* S. 95 *und do er daz gedahte do viel er.*

Mit dem wil ich ersiugen daz, Daz einem si mit fröuden baz, Der ungemaches ist gewon, Denne jenem, der dâ von Nie deheine arbeit Sô vil sô in einem troume erleit angeregt durch die ähnliche Wh. 281, 5 *Swer zaller zît mit freuden vert, Dem wart nie gemach beschert. Jâ sol diu manlîch arbeit Werben liep unde leit,* obwohl ähnliche Reflexionen bei anderen Dichtern im Wortlaut teilweise näher stehen, so Wolkenstein 6, 3 *Und wer nye laid versuechet hat Wie mag er freud ervaren,* Wildonje 2, 254 *Swer niht lîdet ungemach Dem wart nie mit gemache wol,* so dass volkstümlich-sprichwörtliche Grundlage in letzter Linie anzunehmen ist. Wie in der Einleitung zum Wh. 4, 14 *sündehaften mundes galm* wird hier vom Dichter sich selbst 32 *sündiger mund* zugeschrieben. Zu vergleichen wäre noch 957 *Begunden sî hœren Von den himelischen chœren Frœlîchen singen* mit Wh. 230, 27 *Dazz d'engel möchten hœren In den niun kœren* (doch s. z. B. Reinbot ed. Vetter 3751) und 2303 *Deheines fürsten kemenâten Mit wœte baz berâten* mit Wh. 323, 27 *Ern næme ein kemenâten Dâ für, wol berâten mit senften pflûmîten* (doch vgl. z. B. Christophorus 125, ZfdA. 17, 89). Aus dem Parz. fällt ihm das Weinen der Kundrîe ein 318, 7 *Daz manec zaher den andern sluoc* bei der Schilderung des weinenden Joseph 1699 *Daz ein zaher den andern sluoc,* (doch s. Passional ed. Köpke 644, 64 und DWb. 9, 366), vielleicht auch bei der der klagenden Räuberfrau 2152 *Als ein tobunde wîp si brach Daz hâr ûz der swarte* die klagende Sigûne Parz. 138, 17 *Dâ brach frou Sigûne Ir langen zöpfe brûne Vor jâmer ûzer swarten,* obwohl der Zug und seine Formulierung sehr allgemein sind; vielleicht Gahmuret bei der Schilderung des verwundeten Räubers 2145 *Dô man der hûsfrouwen Sô sêre verhouwen Ir lieben man ze hûse truoc,* vgl. Parz. 81, 18 *Der tiwer wâpenroc im wart Durchstochen unde verhouwen: Den truoger für die frouwen.* Bei der Schilderung der Behausung des Räubers 1825 *Der wirt hete lâzen Boume sô ze mâzen Umbe den hof geleitet, Ir este gebreitet, Daz dem grase dar unde Niht geschaden kunde Der sunnen schîn wider ein blat; Dâ was ze allen zîten schat,* fällt ihm etwa Belrapeire ein Parz. 185, 27 *Man leit ein teppech ûfez gras, Da vermûret und geleitet was Durch den schaten ein linde.* Auf den Wolframischen Humor bei der Erwähnung des Mangels der Dienerschaft im Räuberhaus hat schon Kochendörffer, Einl. S. 50 aufmerksam gemacht. Mehr als solche unbestimmte und unsichere Anlehnungen bietet uns

dieser seiner ganzen Art nach möglichst unwolframische Dichter nicht.

Die jenem ersten *nôtgestallen* folgende Stelle verlangt eine nähere Erörterung. 463, 6 *Si wârn doch âne gallen*; *Jâ hêr, wâ nâmen si den nît, Dâ von ir endelôser strît Zer helle enpfâhet sûren lôn?* W. ist kaum der Ansicht gewesen, dass die Engel Körper wie Menschen gehabt haben, nur ohne Galle. Unmöglich wäre es nicht; denn einige Kirchenlehrer schreiben den Engeln allerdings Körper zu (s. Othonis Casmanni Angelographia, Francofurti 1605, p. 69 ff.), der Mangel der Galle aber könnte zur Erklärung ihrer Unsterblichkeit, bezw. ihres unendlich langen Lebens, verwendet worden sein, vgl. Megenberg S. 28 *Plinius der spricht, daz etsleich leut niht gallen haben ... und daz si lang leben und lange stark sein.* Renner 19204 ff. *Swelh tyer gar ane gallen ist, Des leben wert gar lange frist. Ist daz ich gesprechen ez getar, So waren die alten alle gar Ane gallen, die so manic iar Lebten als Matusalam, Enoh, Helyas und Adam.* Das könnte sein; doch ist mir eine solche Anschauung nirgends begegnet. Es ist auch nicht ganz dasselbe, wenn etwa die gute Frau 2573 *diu süeze âne gallen* genannt wird; denn hier schwebt immerhin, wenn auch nicht so direkt wie bei der Jungfrau Maria (s. Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens 134 ff.) der Vergleich mit der Turteltaube vor. Vielmehr ist *galle* metonymisch für 'Bosheit' gesetzt, und die Frage ist die: 'wieso konnten die Engel fallen, da sie doch ohne Bosheit, d. h. gut geschaffen waren'? Die Frage ist vielfach erörtert worden, und die Kirchenväter haben alle betont, wie es W. hier thut, im Gegensatz zu den Manichäern, welche behaupteten *diabolos natura sua esse malos ac immundos,* dass Gott nichts böses geschaffen habe, unter Berufung auf Genesis 1, 31 *Viditque Deus cuncta quae fecerat: et erant valde bona,*[1]) dass also, wie Origenes von den Dämonen sagt, *Execrabiles illos fecit praeuaricatio et non natura* (Casmannus a. a. O. p. 388 ff.). Dabei schlägt allerdings in Wolframisch gleichsam wortspielender Art die Beziehung der körperlichen Galle zum Neide durch. Doch ist die flache Auslegung 'die Engel haben keine Galle, weil sie überhaupt keinen Körper haben, sollten also auch keinen Neid kennen', jedenfalls fern zu halten.

---

[1]) Vgl. Maerlant, Alexanders geesten 12 *Groot wonder hebbic daer of, Hoe die werelt es so verkeert. Want ons die scrifture leert, Dat God alle dinc maecte goet.*

Den Grund des Falles der Engel nennt W. hier *nît*, worauf, wird nicht gesagt. Doch wissen wir das aus anderen Quellen: es war Neid auf die Gottähnlichkeit des neuerschaffenen Menschen,[1]) s. W. Meyer a. a. O. S. 198. Casmannus l. c. 398. Helbling 2, 200 *Nît vant die êrste riuwe. Dô er sich in dem himel huop, Er viel die gruntlôsen gruop Her ab in die helle nider,* Freidank 60, 19 *Sich huop nît unde strît Ze himele bî der êrsten zît,* wegen welcher Gottähnlichkeit die Engel ihn sogar anbeten sollten, s. Hochzeit Karajan 38, 10 *Daz wir herore wæren Danne der engil dehein, Den ie div sunne beschein. Den hiez er betten an den man, Den er erste bilden began*; s. Kraus, 'Vom Rechte' und 'die Hochzeit' S. 81 (WSB. 123). W. Meyer a. a. O. Lutwin 1398 (vgl. auch Scopf von dem lone 26, ZfdA. 40, 322 *Die engile dienont den man.* Pfeiffer, Mystiker 1, 202 unter Berufung auf Apocalypsis 19, 10 *dâ sprach der engel: nicht ane bete mich! ich bin ein diner dîn und dînre brudere*). Dieser erste Neid vor dem Engelfall ist wohl zu unterscheiden von jenem zweiten nach demselben, von dem wir oben gesprochen haben, und von dem W. im Wh. 38 und 308 als Grund für die Verfolgung des Menschen durch den Teufel spricht. Einer Verwechselung zwischen den beiden ist es zuzuschreiben, wenn Sattler a. a. O. S. 47 sagt: 'die Unsterblichkeit der Engel setzt auch W. voraus, wenn er vom *endelôsen strît* der gefallenen Engel redet (Parz. 463, 8)'; denn nicht von jenem ewig währenden Streit der bereits gefallenen Engel gegen den Menschen, der ihre Stelle im 10. Chor einnehmen soll, ist hier die Rede, sondern von der Ursache ihres Falles, der Auflehnung gegen Gott, die durchaus nicht immerwährend genannt werden kann, weshalb *endelôs* mit 'ungeheuer', 'unendlich gross' übersetzt werden muss, wie in vielen Fällen (*endelôsiu herzenôt* u. s. w.). Dieser *nît*, der Aerger über die Bevorzugung der Menschen, treibt den Engel zum *strît*, zur Empörung gegen Gott. Allerdings liegt schon in dieser *invidia* eine gewisse *superbia* (vgl. *wie der tiuvel durch nît In sîner valschen hôchvart Verworfen von dem himel wart* Cristherrechronik 1110, Massmann Kaiserchronik 3, 135, *Der*

[1]) Bei Milton, Paradise lost V, 662 richtet sich Satans *envy* gegen die Einsetzung des Sohnes als Mitregenten. In Vondels Luisevaar beneidet er 'Gott um seine unendliche Grösse und den Menschen um die ihm verliehene Macht über das Erdreich. Sein Neid wird noch gesteigert, da Gabriel als Herold Gottes die Engel für nur dienende Geister erklärt und ihnen die Geheimnisse der künftigen Menschwerdung Gottes offenbart, durch welche die Menschennatur über die der Engel erhoben werden soll' (Zs. f. vgl. Litt. 1, 82).

durch hôchvart und durch nît Versigelt in der helle lît Greg. Lachm. 135, Paul 305), die eigentliche Hoffart des Teufels aber bestand darin, dass er sich an Gottes Stelle setzen wollte, worin freilich wieder ein gewisser Neid liegt (vgl. *Der chvom uone sinen tiephin gedanchen ze nide vnde zvo vbirmvotin* Wackernagel, Pred. S. 3.) *Superbia* ist, wie Roethe (Anm. zu Zweter 192, 7) richtig sagt, der traditionelle Grund für Lucifers Fall. Seine Sünde heisst dann *hôchfart* Zweter a. a. O. Tundalus ed. Hahn 57, 24. S. Stephan 14 ed. Priebsch, Deutsche Hss. in England S. 290, 13. Barlaam 51, 28. 372, 7. Kindheit Jesu 1972. Marner XV, 19d. j. Tit. 793. Hagens Germ. 9, 171, 24. Cristherrechronik 716 bei Massmann Kaiserchron. 3, 129. Hesler, ZfdA. 32, 114. Keller, Ad. Erz. 13, 11. 26, 24. Schütze, Hist. Bücher d. a. Test. S. 174. Warnung 2475. Christophorus, ZfdA. 26, 29. Leyser, Pred. S. 112, 28. Predigt Alemannia 2, 210. 217. Stricker, Docens Misc. 2, 225. Pfeiffer, Mystiker 1, 268. Wackernagel, Pred. S. 32. Frauenlob S. 51. Enikel 253. Freidank 6, 4. 28, 15. 29, 14. 30, 3. Lutwin 385. Helbling 7, 541. 989. Vintler 5778. Montfort 26, 33. Renner 284. 517. 7836. 11973. 12027. 21172. Martina 13, 51. 226, 65. Liedersaal 3, 127, No. 188, 27. Alsfelder Passionsspiel 148, Haller Passion 1512 a. a. O. B. v. Regensb. 1, 98, 24. 104, 11. 191, 35. 238, 26; 2, 68, 12. Kolmarer Hs. S. 436. 457. Speculum ecclesiae 13, 28. Keller, Ad. Erz. 13, 11. Narrenschiff 92, 101. Nic. v. Basel S. 190. ZfdA. 5, 18. Mariengrüsse ZfdA. 8, 277. Lorengel 10, 9 (ZfdA. 15, 183). der Helle krieg, Germ. 6, 304. *übermuot* Wiener Genesis (Fundgr. 2, 11, 14). Millstätter Genesis 1, 21. Vorauer Genesis 4, 26. Vom Rechte, Karajan 7, 22. Sündenklage 452, ZfdA. 20, 269. Summa theologiae MSD. XXXIV, 5. Vorauer Hs. 352, 23. Kaiserchron. 9267. Anegenge 4, 31. Marner XV, 19f, 12. Erlösung 227. Strickers Karl 5620. Eschenbachs Alexander 116. Frauenlob S. 62.[1]) Hagens Germ. 9, 171, 13. 10, 170. Jeroschin 21910. Hawart, MSH. 2, 163a, Hinnenberger ib. 3, 41b. Wackernagel, Pred. S. 4. Schönbach, Ad. Pred. 3, 4. B. v. Regensb. 1, 98, 20. 199, 33. Fastnachtsspiele ed. Keller, Nachlese S. 297. Kolmarer Hs. S. 236. ZfdA. 5, 18. Lorengel 10, 8 (ZfdA. 15, 183). Osterspiel, ZfdA. 2, 303. der Helle krieg, Germ. 6, 304. Katharina Germ. 6, 144. *stolzheit* Van der girheit 237 (Köhn, D. Ged. d. wilden Mannes u. W.'s v. Niederrhein S. 40), *untriwe* Hawart, Hinnenberger a. a. O. Frauen-

[1]) Er konstruiert daselbst sicher willkürlich einen Unterschied zwischen *hôchvart* (= nhd. Stolz in gutem Sinne) und *übermuot* (= nhd. Hochmut).

lob S. 124. *ungehôrsam* (nur vielleicht hierher gehörig) Renner 3496. B. v. Regensb. 1, 311, 11. *valschafte guft* Passional ed. Hahn 334, 25. *tratzmuot* Renner 15718. *muotwille* Martina 240, 33. *ruom* Marner XV, 19c. *spot* Kolmarer Hs. 436. *widerbruht* Himelriche, ZfdA. 8, 148. *ungedult* Hesler, ZfdA. 32, 114. *hôchmuot* Leyser, Pred. 102, 3. Wiener Passionsspiel 12; vgl. noch ags. Genesis 29. Hochzeit, Karajan 22, 22 ff. 42, 8. Fecunda ratis I, 404. II, 86. Brandan 1355 ed. Schröder S. 80. Ottokar 44892 ff. Rumezlant MSH. 3, 65a. Krolewitz 1445. Frauenlob S. 74. Buch von den Wienern 25, 13. 275, 30. Teichner, Liedersaal 95, 76. Martina 111[a], 22. j. Tit. 10. Predigt, ZfdPh. 30, 207. Meistergesang, Germ. 3, 320. Ueber den dritten Grund, der sich auf Genesis 6 stützt, der Begier nach den Töchtern der Menschen s. Döllinger, Gesch. d. gnostisch-manichäischen Sekten S. 139. *unrehte lîbe, hôhvart und haz* Sünden widerstrît 2096 ff. 2977 ff.; vgl. *haz vn giricheit* Hagens Germ. 10, 170, *hochvart unde gitekeit* Winsbeke 42, MSH. 1, 368; alle 7 Todsünden, Ad. Blätter 1, 363, Kauffmann, a. a. O.

Wir haben oben gesehen, wie Adam nach der von W. geteilten Ansicht zur Ausfüllung des zehnten Chores von Gott geschaffen wurde. Darum heisst Gott Wh. 166, 19 *der Adâmen worhte*, vgl. Rother 374 *der Adâmen gebiledôte.*[1]) U. zw. macht ihn Gott nach Parz. 463, 17 aus Erde wie in der Genesis[2]) u. zw. aus jungfräulicher Erde, worüber R. Köhler Germania 7, 478.[3])

[1]) Erwähnung der Menschenschöpfung ohne Nennung des Stoffes, aus dem Gott den Menschen bildete, noch Heliand 3594. Otfrid I, 3, 5. Fundgruben 2, 303. Hochzeit ed. Karajan 38, 11. 42, 13. Freidank 6, 5. Konrads Trojan. Kr. 2172. Krolewitz 261. 2170. Eschenbachs Alexander 11183. Vintler 5860. 7002. Moerin 4318. Ring 20d, 2. Nic. v. Basel S. 173. A. v. Halberstadt, Prolog 15. Liedersaal 3, 127 No. 188, 33. Schönbach, Ad. Pred. 3, 4; vgl. auch Seufferts Vierteljahrschr. 3, 362; über die Bildung nach Gottes Antlitz s. u.

[2]) Vgl. Anegenge 14, 29. Eustachius, Roth's Denkmäler 49. Barlaam 51, 39. Zweter 189, 6 (u. Anm.). Stolle MSH. 3, 49b. Martina 220, 6. 272, 99. Vintler 5341. 9651. Ottokar 52117. Renner 110 ff. Mariengrüsse, ZfdA. 8, 276. Donauesch. Spiel 3717 (Mone 2, 334). W. v. Rheinau 43, 38. Gottfrieds Lobgesang 69. Wackern. Kirchenl. 2, 286. Sächs. Weltchron. ed. Weiland 267; u. zw. rote Erde Kolmarer Hs. S. 237; vgl. Schulze, Bibl. Sprichw. No. 2, Predigt Germ. 3, 360.

[3]) s. auch Veterbuoch ed. Palm S. 13; Anhang zu B. v. Regensburg 2, 680; *wer meiligot sin ane? Kaym;* Der scopf von dem lone 15, ZfdA. 40, 319 *Daz pluot daz uon imo gienc, Du erde ez ungerne imphienc, Des uerlos su ir magitheit.* Ueber Schöpfung aus den 4 Elementen u. a. m. s. Lipsius, D. apokryph. Apostelgesch. 1, 325. Diemers Anm. z. Bücher Mosis 6, 17. Cristherre-

Wenn Sattler a. a. O. meint, 'allerdings nicht in der Weise, als ob Gott mechanisch eine Figur aus Erde gebildet hätte', so berechtigt ihn nichts, W. diese geläuterte Anschauung zuzuschreiben. Nicht, als ob nicht die von ihm angeführte des Honorius (und anderer, s. Schröder, Anegenge S. 53), wonach der Mensch *iussu tantum* aus Erdenstaub entstanden sei, auch mhd. Dichtern bekannt gewesen sein könnte,[1]) aber die gewöhnliche Auffassung war das nicht, sondern eben jene von S. verworfene mechanische, man denke an die ausführliche Schilderung in der Wiener Genesis. Darum wird hervorgehoben, dass Gott den Menschen aus Lehm, alles andere aus Nichts geschaffen habe, Fecunda ratis I, 472 *Hunc creat ex aliquo, qui de nihilo omnia fecit,* wozu Voigt, Anmerkung 'nicht aus dem *λόγος*, sondern *ex limo,* nicht *λόγῳ*, sondern *manu,* durch kunstvolle Formung der Materie'. Darum nennt Parz. 166, 21. 253, 9. 306, 27. 450, 19 auch nur, nicht, wie San Marte Parz.-Studien 2, 12 sagt, vorzugsweise, den Menschen Gottes *hantgetât,* wie alle die zahlreichen Belege, die die Wörterbücher unter *hantgetât* bringen, nur den Menschen so bezeichnen, mit einer einzigen Ausnahme, die wohl auf einem lapsus calami infolge der allgemeineren Bedeutung von *hant* (vgl. Parz. 514, 15. Wh. 309, 15) beruht, Salomonis hûs 156 (Adrian, Mitteilungen aus Hss. und seltenen Drucken S. 454): *Vser aller miner hantgetat Ich dich menshe irwelit han.* Deutlich sagt das Martina 220, 29 *Da von der mensche reine Ir* (l. *Ist*) *gottis hant getat alleine Und anders nieman mere Nach der warheit lere. Swaz nv ist ander geschaft Div wart von siner vorhte* (l. *worte*) *craft: Er sprach 'nv si', do was es Uon siner magencrefte mez. Svz wurden alle creature*

chron. 1703 ff. (Massmann Kaiserchron. 3, 142 ff.). Hagens Germ. 8, 282; aus 8 Teilen s. Köhler, Germ. 7, 350. J. Haupt, ZfdA. 23, 356. Kögel, Gesch. d. d. Litt. 1, 42.

[1]) Anegenge 15, 70 wird polemisiert gegen *Er chivt, daz si got in einer stunde Beschûff bediv ensampt, Daz irn wederz chom in sein hant,* Erlösung 162 *Er nam dar nâch in kurzer frist Ein gar lutzel erden. Dar ûz sô hiez er werden Einen man lobesam,* Enikel 442 *Dô begund got aber jehen 'Wir süllen einen menschen machen . . .' Dô wart der mensch zehant Nâch gotes bild sîn lîp.* Ruffs Adam und Heva 595 *Got machet den menschen uss der erden und spricht: Es sol ein mensch grad diser stund, Wie ich das red uss minem mund, gformiert, erschaffen von mir werden, Eins wägs härfür kon uss der erden, Uss miner krafft, dem einigen wort, Im ougenblick, an disem ort. Und wie Adam herfür kumpt uss dem erdtrich* u. s. w. Egerer Fronleichnamsspiel 331 *Salvator facit Adam dicens: Adam du solt zu eim menschen werden Aus disem klos der erden.*

Ane des menschen figure, vgl. auch H. Sachs ed. Keller 1, 22 *Wie viel edler des menschen leben Auff erd ist uber andre thier, So viel mer hat Got mit begier Ihn mit hoherem fleiss gemacht, Der sunst all seine werck verbracht Mit einem wort, das er auss sprach.* Gottfried Lobgesang 69 *Sit daz Adam von diner hant Gebildet wart von erden*, Christophorus, ZfdA. 26, 30 *Den menschen macht er mit der hant*, Predigt, Alemannia 1, 76 *A. was sibenstunt schoener denne Absolon, vnd waz daz billich, wenne in got geschaffen het mit sin selbes handen.*[1]) Darum ist es auch ganz wörtlich zu nehmen, wenn Adam in der Hölle sagt Urstende 127, 24, Sterzinger Spiel ed. Wackernell S. 209, Redentiner Osterspiel 497, Egerer Fronleichnamsspiel 7502 *ich sich die hant diu mich beschuof*, MSD. 2, S. 288 *disin namin den Adam ane ruofte, dô er die hant sah, diu in dâ machote*, Anhang zu B. v. Regensb. 2, 681 *Wie wart A. getauft? Do got ze helle für, do sprach A. 'ich sich di hant, di mich geschaffen hat', do nam er in under sein üchsen und von dem plût und von den wazzer, daz aus seiner seiten ran, wart A. getauffet;* ungenauer Erlösung 5047 *Wan ich sehen die selben hant, Die mich und al die welt geschûf.* Diess geht zurück auf Kap. 9 (25) des als Latine B von Tischendorf bezeichneten Evangeliums Nicodemi *Ecce manus quae plasmaverunt me,* während Latine A und die ihm folgenden deutschen Fassungen wie die in den von Bachmann und mir edierten deutschen Volksbüchern keinen derartigen Ausruf Adams enthalten.

Dass Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat, sagt Parz. 817, 24 *Von dem Adâm antlütze enpfienc,* vgl. Anegenge 16, 26. Schwabenspiegel, Wackernagels Lesebuch Sp. 725. Himmelfahrt, ZfdA. 5, 515. Gebet, ZfdA. 8, 116. Geistl. Ged., ZfdA. 17, 12. Türlein 271, 23. Frauenlob SS. 44. 111. Meissner MSH. 3, 98b. K. v. Würzburg das. 337a. Kanzler das. 454a. Tannhäuser das. 2, 97b. Weltchronik 222 (Vilmar a. a. O. S. 63). Enikel 446. Veter buoch ed. Palm S. 13. Predigt, Alemannia 2, 26. Auch das stellte er sich wohl sinnlich vor (wenn auch vielleicht nicht so ganz wie die Mohamedaner, s. Schiltberger, Reisebuch S. 91), und die theologische Deutung, wonach nur die Seele, nicht der Körper

---

[1]) Adams Schönheit auch sonst erwähnt: Wernhers Marienleben 67 (Hagens Germ. 8, 241): *So seit man och er wer alsam Schön gleich als Adam*; vgl. Wünsche, D. babyl. Talmud II, 2, 164.

nach dem Ebenbilde geschaffen wäre[1]) (Schönbach, Ad. Pred. 3, 159. Merzdorf, Historienbibeln 1, 59. Eckhart ed. Jostes S. 7. H. v. Egwint, ZfdA. 8, 230. Pfeiffer, Mystiker 1, 371; 2, 246) ist ihm wohl fremd gewesen.

Diese Erschaffung des Menschen geschah am 6. Tage der Weltschöpfung, und darum heisst *sît Adâmes zît* u. s. w. so viel als seit Erschaffung der Welt, vgl. z. B. W. v. Orlens, Germ. 21, 198 *Sit daz die welt begunde sin.* Gewöhnlich in negativer Fassung als vergleichend-steigernde Formel: Parz. 123, 16 *Nie mannes varwe baz geriet Vor im sît Adâmes zît,* 773, 28 *Niemen sît Adâmes zît Möhte im glîchen sin getragen,* Wh. 458, 17 *Diu ist sît Adâmes zît Alsô breit unt alsô wît An decheiner stat vor uns geschehen,* vgl. Barlaam 59, 4 *Got zeiget an Salomône Die grœsten wîsheit die ie man Sît Adâmes zît gewan,* Reinfrit 20896 *Diz ertrîch, sît daz Adan Starp, als ich gehœret hân Wîsern menschen nie gewan Dan Salamôn den rîchen.* Lucifer und Jesus 76, Hagens Germ. 9, 172 *Daz nieman sô wise Wart sider Adâmes ziten Der dem tiuvel möhte gestrîten.* (Die zwei Parz.-Stellen und die 3 letzten Stellen mit besonderem Bezug auf die unten zu besprechende sprichwörtliche Weisheit Adams). Reinfr. 20534 *Von alten und von jungen Wart nie keiserlîcher strît, Wil ich wœnen, sît der zît, Daz got Adâmen mahte,* Reinbot ed. Vetter 2054 *Sô werde riter wurden nie Sît Âdams zîten her geborn,* Frankenstein, Kreuziger 9680 *Daz nî wîb ermer wart Von Ade zît unzen dar,* Garel 16507 *Daz hie gestriten ist ein strît Daz her sît Adâmes zît Sô herter strît nie geschach,* Mönch v. Salzburg No. 60, 3 ed. Mayer und Rietsch S. 293 *Ich main, dein geleich halt nye geporen wart So lang dort her seit Adams zeit,* Johan uz dem virgiere 71 (Priebsch, Deutsche Hss. in England S. 243) *Do ersach er das schoneste knebelin Das sider adams zyten mochte sin Ie in dise werlt geborn,* Renner 2683 *die tevrsten levte Die von adams zeiten ie Würden geborn.* Gottfrieds Tristan 12614 *Deiswâr, ich saste es wol mîn leben, Daz sît Adâmes tagen Als edel valsch nie wart geslagen, Noch nie sô gæbiu trügeheit An mannes sîten wart geleit.*[2]) Der Spiegel,

---

[1]) Die Seele nach dem Vater, der Leib nach dem Sohne bei D. v. Augsburg (s. Hildebrand, Didaktik aus d. Zeit d. Kreuzzüge S. 22); *do got Adam geschuof, do was sîn lîp gelîch gemachet sîner sêle* (Eckart bei Pfeiffer, Mystiker 2, 651).

[2]) Ob dies bloss allgemeine Zeitbestimmung 'vom Anfang der Welt' oder bestimmte Beziehung auf das Schicksal der ersten Eltern enthält, könnte

Altswert 160, 17 *Syd her von Adams tagen Ward schoners nye geborn*, Renner 17162 *Doch sult ir wissen so getan mort Von adam her nie wart gehort*, Rother 2706 *Der surnigiste man Der von Adâme Zô der werlde ie bequâme*; vgl. noch Stricker in Wackernagels Lesebuch S. 561 *Der überhôhtes alle Die sint Adâmes valle Mit hôhvart wurden bekant* (über Adams Hoffart s. u.). Gottfrieds Lobgesang 69 *Sît daz Adam von diner hant Gebildet wart von erden, Sone wart nie hoher triwe erkant.* Regenboge, Wackernagel, Kirchenl. 2, 256 *übermuot nie gelac, sît sich Adam der ersten sünd vermaz.* Wernhers Maria ed. Feifalik 2089 *Daz aller beste mære . . . Sît A. wart verschundet*, Marienlegende 457, Mitteld. Ged. ed. Bartsch S. 14 *Di sint Adâme beteiten Und noch immer mê betein, Di konden alle nicht vol sein, Wi vollenkumen sî daz cleit*, Fressant, Gesamtabenteuer XXXV, 631 *alle die meister, der ich Aller versinne mich, Noch ie gevreiste von Adâmen, Die künnen nimmer wîbes namen Niht volprîsen*, Livländ. Reimchron. 20 *Daz kan ûch niemant vollensagen* (*Dâ von mûz ich der rede dagen*) *Allen* (l. *Aller*) *menschen, waz der ist Geborn von Adames vrist Und noch zû dem lesten zil, Daz got ein ende machen wil Der werlde an der lesten stunt*, Geistl. Ged., ZfdA. 28, 259[1]) *Ze gerihte vber al der werlte kint* (*Diu gebor*)*n vf der erden sint* (*Und werd*) *ent von adames zit Biz daz div werlt ein ende git*, Minnespiegel, Erlösung S. 276 *Hetst du gelebt von Adams zîten In arbeit und in grôzen strîten, Des ergetzet dich ein ougenplic*, B. v. Regensburg 1, 72, 37 *Swenne dû als manic tûsent jâr gebrinnest als manic hâr sît Adâmes zîten ûf menschen und ûf tieren und ûf vihe ie gewuohs sît anegenge der werlte, sô hebet sich dîn marter êrst an*, das. 82, 33 *Sô dû dar umbe als lange brinnest, als manic tûsent jâr, als tropfen*

---

zweifelhaft scheinen, vgl. Wünsche, Bab. Talmud II, 3, 68 ff., wo die Erschaffung des Weibes durch Entnahme einer Rippe als Diebstahl und die Ersetzung durch Fleisch als Betrug von Seiten Gottes vorgestellt, aber auch gerechtfertigt wird: 'Ein Räuber hat uns diese Nacht überfallen und uns einen silbernen Krug genommen und einen goldenen dafür hingelegt, möchte doch ein solcher uns täglich überfallen!' wozu Summa theologiae 15 (MSD. XXXIV) *Beinis vesti wîb von man giwan, Mit vleischis brôdi wart der wechsil gitân.* Andererseits wird auch die Verführung zum Sündenfalle als Falschmünzerei des Teufels bezeichnet, B. v. Regensb. 1, 238, 30. Leyser Pred. 64, 17.

[1]) Dieses Gedicht ist, wie ich eben bemerke, nur ein Bruchstück der Cristherrechronik u. zw.: I^r = 1469—80, I^v = 1419—31, II^r = 1620—36, II^v = 1670—86 und die Versanfänge von 1720—35 nach Massmann in der Kaiserchronik 3, 118 ff.

in dem mer ist, sô hebet dîn martel alrêrst an . . . und als manic tûsend jâr als loubes unde grases ie gewahsen ist sît Adâmes zîten, 295 *alle menschen, die von Adâmes gezîten ie geborn wurden oder iemer geboren werdent, die möhten die erzenîe niemer so guot hân gemachet,* 297, 10. 509, 4. 573, 30. 575, 6 *unde hæte ein mensche alle die sünde getân, die alliu diu werlt ie getân hât sît Adâmes zîten, ez wære ir aller ledic,* 552, 15 *Unde wære allez daz lebende, daz sît Adâmes zît ie wart, wie wære im danne in der werlte? Ez möhte deheine wîse niht gesîn lîpnar ze habenne.* Liedersaal 3, 313, No. 213, 290 *Von Adam her* ist so etwas noch nicht vorgekommen; Amis 215 *Von Adam unze her* sind sieben Tage; vgl. Hätzlerin S. 248b II, 60, 38 *Du mainst der sunn sein siben; sô ist mir hewr als fert die ain, Die von Adams zeitten schein*; W. v. Wenden 3038 *von Adam sît* bis Christus (vgl. Predigt, Leyser 132, 41. ZfdA. 20, 225. 242 nach Rom. 5, 14); Enikel 2791. Martina 285, 13. A. v. Halberstadt, Prolog 15. B. v. Regensb. 1, 381. H. v. München, Massmann, Kaiserchron. 3, 189. Speculum ecclesiae 114, 27. Merzdorf, Historienbibeln 1, 56. Sachsenspiegel I, 3. Schwabenspiegel, Wackernagel, Leseb. Sp. 731. Cristherrechronik, ZfdPh. 28, 6. Schütze, Hist. Bücher d. a. Test. SS. 105. 252. Himmelfahrt, ZfdA. 5, 517. Predigt in Pipers Notker 3, 406. Christophorus 1372 (ZfdA. 26, 62). Leyser, Predigt 46, 29. 118, 13; erstes Alter von Adam beginnend, vgl. noch Renner 15580. Helbling VII, 996 ed. Seemüller S. 270. Sächs. Weltchron. ed. Weiland (MG. Deutsche Chroniken) S. 68. Sünden widerstrît 1641. ZfdA. 5, 19. Christi Leben 82, Hagens Germ. 4, 150. Jeitteles, Predigten 2, 16. Eckart, Pfeiffer, Mystiker 2, 304.

Verwandt ist die Formel Wh. 62, 2 *Sît Adâmes rippe Wart gemachet ze einer magt, Swaz man von dem sâmen sagt, Dâ von Eve frühtic wart, Ir aller tugende an dich gespart Was, die sider sint erborn,* 461, 10 *Al der heiden sunderlant Behalten heten ninder wîp, Diu ie sô kürlîchen lîp Sît Êven zît gebære,* vgl. Türlin 5, 25 *Dîner hantgetât den hœhsten span, Den heiden geburt ie gewan, Sît von Adam Eva wart genomen,* j. Tit. 1444 *Ovch was der edel iunge Von solher fruht der sippe, Daz weder munt noch zunge Nie gelas, seit daz adams rippe Verholne wart gemaht zv einem bilde, Daz menlicher were Vor aller missewende so der wilde,* 5175 *Mit so menlicher tete Nie bezigen wart alsolhe iugende Von der zit daz adam ein rippe Hellichen wart gezucket.* Ulrichs Tristan 527, 28 *Sît got ûz Adams rippe worht Even, sît wart*

nie kein wîp Sô schœne, als ist Isôten lîp, H. v. Montfort 27, 127 ed. Wackernell S. 87 *Und si nit Dann üppikeit uff erden Dört her von Adams rip.* Selten ist *von Even zîten* Wackernagel, Kirchenl. 2, 121.

Die letzten Stellen setzen die Anschauung voraus von der Erschaffung Evas aus Adams Rippe, ebenso wie Parz. 463, 19 *Von Adâms verhe er Even brach,* Tit. 95, 4 *diu dâ wuohs ûz stelehafter rippe.* Mehr oder minder ausgeschmückte Erzählungen davon s. ags. Genesis 176 ff. Summa theologiae, MSD. XXXIV, 15. Wiener Genesis, Fundgr. 2, 17, 40. Millstätter Genesis S. 12. Vorauer Genesis 7, 1. Enikel 452. j. Tit. 2491. Eschenbachs Alexander 11187. Gottes Zukunft 269. Kolmarer Hs. S. 237. Keller, Ad. Erz. 27, 10. Wackernagel, Kirchenl. 2, 286. 476. Osterspiel, Fundgruben 2, 303, 18. Alsfelder Passionsspiel 2959. Donaueschinger Spiel 3721 (Mone, Schausp. d. Ma's. 2, 334). Sächs. Weltchron. ed. Weiland S. 67, 23. Predigt, ZfdPh. 30, 206. ZfdPh. 9, 33. Lutwin 235. Vintler 7003. Renner 110 ff. Freidank 7, 8. Martina 165, 74. 220, 11. 272, 100. Barlaam 51, 39. Frauenlob S. 112. Meissner MSH. 3, 96a. 103a. Weltchronik 226 (Vilmar a. a. O. S. 63). Moerin 4318. Reinbot ed. Vetter 2587. Himmelfahrt, ZfdA. 5, 543. W. v. Rheinau 43, 38. Rennewart, Wiener Hs. 2670, Fo. 147a. Loher u. Maller erneut v. Simrock S. 283.[1]) Ausdeutungen: *Unde greif im an sinen lip Unde hiez im werden ein wip Uzzir einem sinem rippe: Also ist div werlt sippe. Daz wip chom uon dem man, Si schol im sin gehorsam: Si wart genomen von sinem libe, Uon den schulden so gat der man noch nach dem wibe,* Vom Rechte, Karajan 12, 6, vgl. 11, 13 *Uon div sol der man unde daz wip Sin als ein lip,* (s. Kraus a. a. O. S. 105), vgl. auch Kreuzlegende in Kellers Fastnachtspielen, Nachlese S. 124; darum heisst es Parz. 173, 1 *Man und wîp diu sint al ein,* 203, 5 *Man und wîp wærn al ein,* worüber, wie über das Sprichwort überhaupt und seine Anknüpfung an die Menschenschöpfung Zingerle, D. deutschen Sprichwörter im Ma. S. 97. C. Schulze, D. bibl. Sprichwörter d. deutsch. Sprache No. 1 S. 11 ff.; ausserdem Erlösung 176 *Er nam ûz sîm gebeine Ein rippe ûz sînen brusten, Er schûf im wol nâch gelusten Einen*

---

[1]) Das war die landläufigste Vorstellung, doch gab es auch andere, die sich auf Gen. 1, 27 stützen, wonach Eva zugleich mit Adam erschaffen worden wäre, s. Kelle, Gesch. d. d. Litt. 2, 149, vgl. auch Heliand 3594. Vintler 5880. Reinbot 3088. Cristherrechron. 1573. (Massmann, Kaiserchron. 3, 141). Kolmarer Hs. S. 402. Himmelfahrt, ZfdA. 5, 515. Cecilia, ZfdA. 16, 181.

frouwenlîchen lîp, Daz sie wêr sîn êlich wîp, Daz sie wêren beide al ein Zwêne korper an in zwein, Doch zwei an einem lîbe. Meissner, MSH. 3, 103a *Von einem menschen zwene menschen wurden gemachet, Adam, Eva, man unde wib uz eime libe,* Mariengrüsse, ZfdA. 8, 276 *Diu ander (geburt): von Adams rippe ein wîp; Von ê noch zwei wordent ein lîp.* B. v. Schonebeke 1837 ff. Umdeutung auf Christus; W. v. Niederrhein ed. Köhn 393, die Entnahme der Rippe, Vordeutung von Christi Seitenwunde; W. v. Rheinau 278, 31 sagt Adam von Maria *Daz gebeine ist genomen Von minem gebeine*; Ingold, Gold. Spiel ed. Schröder S. 15, 5 *do got die frawen Evam geschûf, do macht er sy nit aus Adams haupt, noch auss den fûssen, er macht sy aber auss der seiten nach pey dem hertzen,* (also die linke, ebenso Wiener, Millstätter, Vorauer Genesis a. a. O., hingegen die rechte in der Merzdorf 1, 86 besprochenen Historienbibel) *darumb das die fraw nit wâr ob dem man; ob sy auch nit gesündet hat, so wâr sy gestanden in gleichayt zû dem man. Sy solt auch nit under im sein als ain fûsstuch, aber in geleichayt, wann geleichayt ist ain sach der lieb,* das. S. 18, 14 *Augustinus spricht: die fraw ist nit gemacht auss den fûssen, das sy sûl dein kellerin sein, sy ist gemacht auss ainer ribb nach bey dem hertzen, das du sy als lieb solt haben als dein aygen leib,* was sich nach Schröder S. 86 aber nicht bei Augustin zu finden scheint; hingegen ähnlich bei B. v. Regensburg 1, 329, 23 *Dô nam er ein rippe von Adâme bî dem herzen; er nam ez niht bî dem houbete, er nam ez ouch bî den füezen niht. Dâ mite hât dir got erzöuget, daz iuwer dewederz daz ander versmæhen sol.*[1]) In dem Schwanke des Hans Sachs, Der hundsschwantz, ed. Keller 9, 303 ff. rühmen sich die Frauen ihres Vorzuges vor den Männern, da diese nur aus Erde, sie aber aus Bein gemacht seien, wozu vgl. Romania 15, 321 *Mulier prefertur viro, quia Adam factus de limo, Eva de costa Ade, quia Adam factus extra paradisum, Eva in paradiso.* In Ruffs Adam und Heva 1138 wird die Falschheit des Weibes mit der Krummheit der Rippe zusammen gebracht.

Vielfach wird mit dem Gedanken gespielt, dass infolge

[1]) P. Meyer, Notice du Ms. Bibl. Nat. Fr. 6447 S. 9 (Tiré des Notices et Extraits des Ms. de la Bibl. Nation. XXXV, 2) *Et pour çou fist Dieus la feme de la coste del home que ce est la moiene partie. Nel vaut pas faire del chief, k'ele ne vausist iestre trop dame; et s'il l'eust prise plus bas, viers lui en fust mise en viutet. Et por çou le fist en tel maniere ke chiere le tenist et amast, et que bien seust Adans, ke ele seroit sa compagne.*

dessen Adam der Vater seiner Frau geworden sei oder ähnlich,[1]) s. Freidank 19, 9; Tannhuser, MSH. 2, 97b, ZfdA. 31, 364. Reinbot ed. Vetter 2587. Deutsche Volksbücher ed. Bachmann und Singer S. 290. Gottes Zukunft ed. Strobl 139 (im Gedankengang ganz gleich mit Reinbot); Wossidlo Meklenburg. Volksüberlieferungen 1, No. 410. Dadurch, dass also Adam und Eva unter einander selbst verwandt sind, ist erst die ganze Menschheit mit einander verwandt, s. Martina a. a. O., Vom Rechte a. a. O. Diese Verwandtschaft der Menschheit unter Beziehung darauf wird oft hervorgehoben: Parz. 82, 1 *si sint mir alle sippe Von dem Adâmes rippe,* Renner 13387 *Die sich grozer frïnde rümen, Den ist der künk von Rome gesippe Von der alten Adams rippe,* das. 23252 *Manger sin ze mage giht, Swenn er sin gut gemeren siht: Dirre ist im gesippe Von der alten Adams rippe,* das. 14280 *Der ist dem teufel mere gesippe Denn menschlicher Adams rippe,* Reinfrit 20281 *Der kunic von Agrippe, Von Adames rippe Wart sîn muoter nie geborn: Snebel lanc von rôtem horn Fuort er und sîner rotten schar,*[2]) Wiener Meerfahrt 132 *Der reite die sippe: 'Von Adâmes rippe Sî wir gar mâge Als Akers unde Prâge'* (zu letzterem Vergleich s. Lambels Anmerkung, ausserdem Renner 7504 *Mange verrer sint gemage Denn Strasburch Ackers und Prage*), Liedersaal 2, 762 No. 174, 60 *Wol mag der fröden sang Adam clamen in die gail, Da sinez rippes och ain tail An dir gehüre stette lit,* Hans Krug, Germ. 26, 108 *Vnd rechens her von Adams ripp,* dass Christus unser Bruder, Maria unsere Schwester ist, W. v. Rheinau 278, 31 s. o.; auch heisst das ganze weibliche Geschlecht *Adâmes rippe,* Wernhers Maria ed. Feifalik 1166. Darum heisst Adam Parz. 518, 1. Wh. 219, 10 *unser vater,* ebenso Paternoster 19, 5 (MSD. XLIII). Anegenge 13, 17. 14, 29. Vom Glauben 770. 819. Kaiserchronik 9556. Leyser, Pred. S. 63, 38. Grieshaber, Pred. 1, 155. Predigt, Alemannia 1, 76. 247, 44. Beheim, Wackernagel, Kirchenl. 2, 671. Zweter 189, 6. Buch der Rügen 59 (ZfdA. 2, 47). Ottokar 52113. 53648. Buch der Märtyrer, WSB. LXX, 1872, S. 64. Martina 107, 102. 119, 11. ZfdA. 38, 152.

[1]) Verwandt sind die Spielereien mit Maria als Mutter ihres Vaters oder Gatten s. z. B. Wackernagel, Kirchenl. 2, 205. 410. Heimesfurt 940 (ZfdA. 8, 195). Marienleben 582 (ZfdA. 17, 542).

[2]) Vgl. Renner 4409 *Unkevsch ist on hoffart niht, Fraz hat mit in beiden pfliht, Neit vnd zorn ist in gesippe Von der alten slangen rippe.* Minne-Gebote, Docens Miscellaneen 2, 183 *Mâze* und *Bescheidenheit sint von edeln rippe Ainander nahent sippe.*

Zarncke, Priester Johann S. 998b, 347. Hartmann, Deutsche Meisterliederhss. aus Ungarn S. 79. *unser aller vater* Hagen und Büsching, Litt. Grundriss S. 336. Der Rœmer tât ed. Keller S. 62. Deutsche Volksbücher ed. Bachmann und Singer S. 289; *al der werlte vater* Gottes Zukunft 4704. 7805; *altfater marer* Otfrid I, 3, 6; *unser altvater* Schönbach, Ad. Pred. 3, 174, 29. 180, 19. 216, 16. 219, 24; *unser alter vater* Jeitteles, Pred. 2, 15; *unser erster vater* Schönbach a. a. O. 2, 53, 20. Ad. Blätter 1, 76. Morgant ed. Bachmann S. 159, 5. H. Sachs ed. Keller 9, 354; *der vater* Fastnachtsspiele ed. Keller, Nachlese S. 263. Eva heisst *unser muoter* Diemer 9, 10. Schönbach a. a. O. 1, 80, 12. Leyser, Pred. 63, 38. Barlaam 52, 3. K. v. Heimesfurt 838 (ZfdA. 8, 191). Ave Maria, Germ. 22, 357. Gottes Zukunft 4705. Di vier schîven 406 (Köhn S. 68). Deutsche Volksbücher a. a. O. Kolmarer Hs. ed. Bartsch S. 237. Beide zusammen heissen *der erst vater und muoter* Der Rœmer tât S. 67; *unser aller vater und muoter* Deutsche Volksbücher a. a. O.; *ûnser altvæter* Schönbach a. a. O. 3, 46, 10; *unser altvordern* Schönbach a. a. O. 48, 21. 127, 18. 151, 8. 159, 9. 261, 22. Die Menschen heissen darum *Adâmes geslehte*[1]) Wh. 347, 19. j. Tit. 3291, 2. Wernhers Maria ed. Feifalik 2397. Philipps Marienleben 5179. Christophorus, ZfdA. 17, 85. 26, 59. *Adâmes künne* Parz. 465, 1. Demantin 7468. Rotenburc, MSH. 1, 84b. Philipps Marienleben 1593. B. v. Regensburg 1, 238, 22. 242, 16. 443, 5. Wackernagel, Kirchenl. 2, 109. *kint* Erlösung S. 302. Muscatblüt Wackernagel 2, 493. Strickers Frauenehre, ZfdA. 7, 511. Christophorus, ZfdA. 26, 38. Mariengruss, Germ. 25, 191. Gottes Zukunft 7451. Litanei 1207. Marienlegenden ed. Pfeiffer 19, 90. Wolkenstein 115, 4. Gesamtabenteuer XXXIV, 132 (2, S. 212). Thomasin 2175. Freidank 135, 10. Ring 44a, 18. Ruff, Adam und Heva 28;[2]) *sâme* Wh. 62, 4.[3]) Damen, MSH. 3, 162a. ZfdA. 5, 19. 515. Freidank 28, 19.[4]) Krolewitz 261. 2171. K. v.

[1]) Hingegen im Gegensatze zu *Noes geslehte* Predigt in Pipers Notker 3, 406, zu *Kains geslehte* Ruffs Adam und Heva 4730.

[2]) Anders *Adams kind* 3033, eigentlich *Seths kind* im Gegensatz zu *Kains kint*.

[3]) *Swaz man von dem sâmen sagt Dâ von Eve frühtic wart, Ir aller tugent an dich gespart Was*, vgl. Reinfrit 23124 *Von Adâmes sâmen Wuohs schœner massenîe nie.*

[4]) *Hôchvart, gîtcheit unde nît, Diu habent noch vaste ir êrsten strît: Daz schein et an Adâme; Sus verdarp sîn reiner sâme.* Dies ist eine ungewöhnliche Zusammenstellung der drei Hauptsünden; zu vergleichen Suchenwirt, Wackernagel, Kirchenlied 2, 473, wo *hôchvart*, *haz* und *geitichait*, Renner

Würzburg, MSH. 3, 337[a]. Martina 214, 25. 266, 70. Ottokar 93822; vgl. noch Hochzeit, Karajan 38, 13 *den herren Adamen Uon dem wir alle chomen,* Kaiserchronik 9317 *Aldaz . . . Daz von Adâme und von Even wære geborn,* Bîspel, ZfdPh. 4, 319 *Alle die von Adam sint bekomen,* Passional ed. Hahn 90, 14. Rûmezlant, MSH. 3, 55[a] *Adam und al die sine*; Urstende ed. Hahn 103, 59 *Adam vnt alle sein afterchumft,* (vgl. Jeitteles, Pred. 9, 19). MSH. 3, 441[b] *Adam, dinre lester künfte Han ich wol die reinsten art.* Wackernagel, Kirchenl. 2, 408 *Adams aste.* Ebenso *filii Evae, exules filii Evae* im Salve regina: Kellers Ad. Ged. 246, 14 *Ellend kinder Eue,* Der maget krone ed. Zingerle WSB. XLVII (1864) S. 21 *Ellend Even kind,* Wackernagel, Kirchenl. 2, 511. Germ. 19, 77 *Wir enelenden kynder frawen eue,* Mariengedicht, ZfdA. 8, 301 *In*

17120, wo *hoffart, neid und geitikeit* als Hauptsünden genannt werden, und der Spiegel bei Altswert 143, 15 wo *Gitikeit, Nyd - und - Haz* und *Hoffart* als Kinder des Satans auftreten. Gewöhnlicher ist die von *gula, vana gloria* und *avaritia,* die auf die erste Epistel des Johannes 2, 16 *concupiscentia carnis, concupiscentia oculorum* und *superbia vitae* (nach Augustin *ambitio saeculi*) zurückgeht (s. Voigts Anmerkung zu Fecunda ratis I, 456, Erdmann zu Otfried II, 5 und Schönbach zu Ad. Predigten 2, 59); vgl. noch Jeitteles, Predigten 50, 7 *Mit drîn dingen wart der êrste man Adam uberwunden: mit gôtlichem vrâze, mit ubermuot, mit uppiger êre. Diu selben dinch wolt der tievel râten unserm herren.* Renner 6351 *Fraz, hoffart, geitikeit Brahten vns von erst in erbeit; So machte Kayn durch neit - und - haz Mit plute seins vater muter naz* 7836 *Hoffart viel von himelrich, Neit treip den menschen iemerlich Von sinem erbe, daz got im hete Verlihen in ewiger frevden stete. Do praht in fraz vnd geitikeit Vnd vnkeusch seit in manic leit. Fraz hoffart vnd geitikeit, Mit den der tevfel versuchen wolde Vnsern herren anders danne er solde.* Volksbuch von Wagner in Scheibles Kloster 3, 3. *wie der Teuffel dreymahl hefftig bey dem HErrn angesetzet, und selbigen durch eben die Waffen zu fällen gedacht, durch welche es ihm ehmahls gelungen, unsere erste Eltern ins Verderben zu stürtzen, nemlich durch die Lust vom verbohtenen Baum zu essen, 2. durch die Ehrsucht Gott gleich zu seyn, 3. durch den Geitz, da sie mit ihrer Herrligkeit über alle Creaturen zu herrschen nicht vergnüget gewesen.* Darum erklärt Hildebrand DWb. IV, 1, 2, Sp. 2813, 2[a] in der aus dem Buch der Liebe zitierten Stelle: *der teufel saget der Eva, ihr möget die verbotten frucht wol essen, und ihr werdet dardurch klar, lauter, mächtig als euwer schöpfer. also meinete sie, er saget die warheit, ward in hoffart und geitz bewegt, im zu glauben,* das *geitz* fälschlich als 'aufs essen oder fressen gerichtet'; es gehört vielmehr unter 3[a] = 'Ehrgeiz'. Diese Zusammenstellung liegt auch der Erzählung Veronica 215 ff. (Köhn I) zugrunde. Zu vergleichen ist auch *übermuot, untriwe* und *girischeit* MSD. 2[3], 312, worüber Schönbach, ZfdA. 38, 136; die 7 Todsünden s. o. S. 374 Anm.; andere Aufzählungen s. Schröder Anegenge S. 63 ff.

disem ellende si wir Diu vil schuldigen Even kint, Salve regina, ZfdPh. 17, 216 *rueff wir dich an Aus dem ellend . . . Wir euen chinder,* Manuels Elsli Tragdenknaben, Kellers Fastnachtsspiele S. 886 *Wir arme Evakind,* Ad. Blätter 1, 81 *Even kint,* Meistergesang, Germ. 3, 320 *Von Eva sey wir allesant geborn,* Leyser, Pred. 25, 40 *kinderen adames vnd even.* Daraus wird dann geschlossen, dass auch alle Menschen Brüder und unter einander gleich sind.[1])

Parz. 518, 1 jene Stelle, in der Adam *unser vater* genannt wird, fährt dann nach Genesis 2, 20 fort: *Die kunst er von gote nam, Er gap allen dingen namn, Beidiu wilden unde zamn,* vgl. Wiener Genesis, Fundgr. 2, 17, 31 *Als das ter was lebentes Uliugentes oder gentes Wurm oder tiere, Dei chomen skiere, Dei brahte got zû adame, Daz er in namen gabe. En namen den er in dû gab Den habent si elliu unse an disen hutigen taeh,* Millstätter Genesis 11, 4 *Allez daz lebentich was, Es uluge, gienge ode chras, Wrm ode tiere Die chomen uil schiere, Dei braht got zû Adam, daz er gæbe in den nam: Den nam, den er in do gap, Den behabetens unz an disen tach,* das Bild daselbst führt die Ueberschrift *Von siner chrefte Alle dirre geschefte Gap Adam den Nam, Als sin bilde was getan,* Anegenge 15, 79 *Der da wil daz adam, Do got daz wîp von im nam, So weise wære, Daz er ir den namen gæbe Vnt aller der geschefte,* Weltchronik 330 (Vilmar a. a. O. S. 64; vgl. Cristherrechronik 2135, Massmann, Kaiserchronik 3, 150) *In disen stunden sâ zehant Nam got alle die geschaft, Die er geschuof in sîner kraft, Und braht si viir Adamen dar, Daz er in namen schüefe gar; Gevügel, tieren, wilden, zamen, Gap Adam allen gelîch ir namen, Und als er tet ir namen bekant, Als ist ir name noch genant*[2]), Frauenlob S. 112 *Adâm, sît gæbe du allen dingen sunder namen Wilt unde zamen,* Kolmarer Hs. S. 607 *Mit worten A. aller creatiure sprach Ir namen sâ ze hant,* Pred., ZfdPh. 30, 205 *herre adam hete aller der welte wishait, wan allis dc ie gifloz oder giflôic, des nature irkand er vn gab im sinen*

---

[1]) s. Zingerle, Sprichwörter SS. 9. 188; ausserdem Rother 1207. Ammenhausen 9764. Vintler 9651. Himmelfahrt, ZfdA. 5, 515. Martina 214, 25. Enikel 3121. Zweter 158, 12 u. Anm. Fastnachtspiele ed. Keller S. 382. Kolmarer Hs. ed. Bartsch S. 291. Muscatblüt, Wackernagel, Kirchenlied 2, 493. Meistersinger, Germ. 3, 320.

[2]) Natürlich in hebräischer Sprache, denn Adam spricht hebräisch, s. Weltchronik, geograph. Abschnitt 24, Zingerle WSB. L, 1865.

namen. Er wisse ŏch allis dc ie gischah vn noch gischehin sol, j. Tit. 481 ff. *Swenn ich nu clage die rehten Begreif, so wirt si ouch an mir gesigende, Der sich der edel wise Erwert niht mit crefte, Der volkomen an prise Also gar, daz keiner meisterschefte Dar zv niht tovc zv prvfen sinem werde — Vnd het ovch lebens lenge Nevn hunder iar vnd drizzic hie vf erde. Sin craft die vbergrozze,*[1]) *sin edelkeit,*[2]) *sin witze Niht half: an sige der blozze Ward er gen tod, swie er ienz vnd ditze Mit craft erkande an aller creature, Den er von erste gap namen Vnd bekante wol ir svzze vnd ovch ir svre. Der wirde mit geschihte Was man adamen iehende; Ouch must er todes pflihte Liden, wan der was an ihm geschehende. Swaz der werde got an im bekande, Des moht er niht geniezzen, Der erden wehst sin lip alhie zv pfande.* B. v. Regensburg 1, 36, 19 *Her Adam was als wîse, daz er allen dingen namen gap, und in half alliu sîn wîsheit niht sîn sun würde ein morder,* 153, 16 *her A. erkante ieglîcher würze kraft unde gesmac, und allen dingen gap er namen,* 374, 10 *her A. wiste vil wol, war zuo iegelîchez guot was, dô er iegelîchem namen gap* (vgl. das. 551, 15), MSD.[3] 2, 262 *Sapientia in Adam (donum sancti spiritus),*[3]) *quia ad omnes feras vel bestias et volatilia coeli et pisces maris posuit nomina* vgl. Weil, Bibl. Legenden d. Muselmänner S. 26. Wünsche, D. babyl. Talmud II, 1, 20 Anm. II, 3, 63.

Diese Namen sind nach W.'s Anschauung nicht willkürlich erfundene, sonst hätte es keiner von Gott verliehenen Kunst bedurft, sondern sie sind, wie die zuletzt zitierten Quellen, am deutlichsten aber vielleicht die Ueberschrift der Millstätter Genesis (vgl. auch die Scene in Ruffs Adam und Heva S. 23 ff.), zeigen, das Wesen der Dinge ausdrückende Zeichen, so dass die durch göttliche Gnade verliehene Erkenntnis des Wesens vorausgehen muss. Ueber diesen göttlichen Ursprung der Sprache s. Steinthal, Der Ursprung der Sprache SS. 2. 37; vgl. Sunburc ed. Zingerle S. 85: *Dennoch was Adâm âne wort, der geist im kwam,*

[1]) Vgl. B. v. Regensb. 1, 246, 3 *Den hete got als starken geschaffen, und hæte man alle tage berge ûf in geleit, man möhte in niht erdrücket hân, wan er hete eht in untœtlich geschaffen.* Eckart, Pfeiffer, Mystiker 2, 496 *Adam hâte aller crêatûren kraft an sîner obersten kraft;* noch Kleist, Käthchen 1. Akt, 1. Scene: 'gesund an Leib und Seele wie die ersten Menschen, die geboren sein mögen'; Riesengrösse, s. Wünsche a. a. O. I, 267.

[2]) s. z. B. *Wêre Adam bliben ûf sîme natiurlîchen adel,* Pfeiffer, Mystiker 2, 657.

[3]) Vgl. ZfdA. 8, 113.

aldâ er lac: Antwurt gap er got sân. Darum und wegen anderer Weisheit (denn er kennt auch die Pflanzen, Steine und Sterne; vgl. z. B. noch Christophorus, ZfdA. 26, 51. Moses, Diemer 66, 19. Widmanns Faustbuch, ZfdA. 2, 262 *Adam war sonderlich ein astronomus*)[1] wird so vielfach Adams Weisheit hervorgehoben: Paternoster 19 (MSD. XLIII). Diemer 66, 19. Bibl. Bilder, ZfdA. 23, 358. Adams Klage 32. 72. 101. Barlaam 59, 4. Reinfrit 20896. Frauenlob S. 227. Renner 3298. 15722. Keller, Ad. Erz. 16, 6. Marner XV, 172, besonders um ihn als einen derjenigen Männer hinzustellen, die trotz ihrer Weisheit den Verlockungen der Frauen nicht zu widerstehen vermochten, worüber s. Roethe zu Zweter 103.[2]) Kummer zu Wildonie 1, 49. Wackernell zu Montfort 11, 22. Ottokar 67060. Christophorus 1276 (ZfdA. 26, 62). Sieben Weise, Keller, Ad. Ged. 19, 22. Frauenlob S. 102. Weimarer Hs., MSH. 3, 468k. Fecunda ratis II, 515. 540. Ad. Blätter 1, 57. Konrads Trojanerkrieg 2172. Partonopier 8884. Martina 132, 90. Lutwin 1228. Wolkenstein 110, 2. Fastnachtsspiele ed. Keller S. 263; breit ausgeführt in Murners Gäuchmatt, vgl. auch Romania 15, 316.[3]) Darum ist die Frau die Hauptschuldige beim Sündenfall: Wh. 218, 15 *Eve al eine schuldic wart,* vgl. H. Hildebrand, Didaktik aus d. Zeit d. Kreuzzüge (Kürschners Deutsche Nat. Litt. IX) S. 15. Salzer, Sinnbilder u. Beiworte Mariens S. 472 ff. Ava, Diemer 260, 26. Anegenge 15, 59. Rotenburc, MSH. 1, 84b. Tanhuser, MSH. 2, 97b. Wackernagel, Kirchenl. 2, 106. 107. 109. 259. 327. 409. 489. 490. Gottfrieds Tristan 17940.[4])

---

[1]) Andreas Glorez, Eröffnetes Wunderbuch, Regensburg u. Stadtamhof 1709, S. 179 'Le Grand hat von dem langen Leben unserer ersten Eltern, die schier das tausendste Jahr erreicht haben, geschrieben, dass Adam eine vollkommene Wissenschaft der natürlichen Sachen von Gott empfangen'.

[2]) *vrî* heisst A. daselbst und anderwärts in Beziehung auf den freien Willen, s. B. v. Regensburg 1, 296.

[3]) und die trotz ihrer Weisheit sterben mussten, j. Tit. 3291. Fastnachtspiele ed. Keller S. 1069. Suchenwirt, Wackernagel, Kirchenl. 2, 474 (Nachahmung der Stelle des j. Tit.?). Der von Halle, Germ. 3, 235.

[4]) *Ir erloubete unser hêrre got Obez unde bluomen unde gras, Swaz in dem paradîse was ... Wan einez, daz er ir verbôt An ir leben und an ir tôt ... Daz brach si und brach gotes gebot Und verlôs sich selben unde got. Ez ist ouch noch mîn vester wân, Eve enhæte ez nie getân, Und enwære ez ir verboten nie ... Sus sint si alle Even kint, Die nâch der Even gêvet sint.* Eraclius 4176 (ed. Gräf, 3940 ed. Massmann; nichts der Art bei Gautier) *Ir erkennet niht des wîbes art. Diu unsælde ist ir beschert, Swaz man ir ernestlîchen wert, Daz sie des allermeiste gert ... Gedenket an daz êrste wîp,*

Vintler 9487. Teufels Netz 6572. Marienlegende 396 (Md. Ged. ed. Bartsch S. 12). Lutwin 1103. Martina 95, 217. Kolmarer Hs. ed. Bartsch SS. 445. 578. Montfort 13, 47. Hätzlerin I, 26, 15. Mone, Schausp. d. Ma.'s 2, 335. 343. H. Sachs ed. Goetze 23, 453. Himmelfahrt, ZfdA. 5, 515. Doch gab es auch Schriftsteller, die sich der Frauen annahmen und Adam die Hauptschuld beimassen, s. Sattler a. a. O. S. 59, Der Spiegel, Altswert 173, 30 *Man sol nit arguirn So vil von reynen wiben; Gott dutt die fromen* (l. *frowen*) *schriben Dort in das lebend buch. Da Adam wart der fluch Von got dem schopffer sin, Da was genug der pin Die manig fraw mus dulden. Ob etwas kompt von schulden, Das stel wir hin zu got; Es was ein clein gebot, Das Eva überfur: By got der engel swur, Es blib nit ungerochen.*[1]) *Adam hat auch gebrochen, Als im der herr gebot, Darumb dut es nit not, Das man die frawen schelt,* vgl. auch Hans Krug, Germania 25, 107. Darum finden wir den Sündenfall bald *Adams val* genannt: Wh. 218, 12. Wiener Genesis, Fundgr. 2, 23, 15. Paternoster 18 (MSD. XLIII). Diemer 301, 18. Rother 4407. Kaiserchronik 8929. j. Tit. 93, 4. Freidank 13, 4. 20, 17. Stricker, Wackernagels Lesebuch Sp. 361. Meistergesang, das. 1032. B. v. Schonebeke 9762. Wackernagel, Kirchenl. 2, 110. 543. Ave Maria, Germ. 22, 357. 362. Pfeiffer, Mystiker 1, 110. MSH. 3, 468q. Krolewitz 2310 (Lesart). Meissner, MSH. 3, 98b. Martina 227, 15. Renner 6557. Kellers Heldenbuch 14, 33. Liedersaal Nr. 48, 2. Buch der Märtyrer 35 (Haupt, WSB. a. a. O. S. 64). Mone, Schausp. d. Ma.'s 2, 329. Wackernell, Schausp. aus Tirol S. 435. Deutsche Volksbücher ed. Bachmann u. Singer SS. 289. 290. Predigt, ZfdA. 23, 345. 35, 225. Kolmarer Hs. ed. Bartsch SS. 22. 599. Zimmersche Chron. 4, 228. Des Kreuzes mære Wiener Hs. 5305 Fo. 372v. *schulde* Hochzeit, Karajan 42, 18. Freidank 9, 22.

Von der ist disiu nôt beliben. Anekdotisch ausgeführt ist dieser Gedanke in einem Predigtmärlein Germ. 3, 420; vgl. noch Renner 12688 *Des pavmes obze, daz got verbot, Prachte uns alle in grozze not: Waz man vns wert, daz wolle wir haben,* s. Zingerle, D. d. Sprw. im Ma. SS. 158. 163. Schulze, D. bibl. Sprw. No. 49, Freidank 31, 26. 33, 6.

[1]) Die Stelle verstehe ich nicht. Ist an die orientalische Tradition zu denken, wonach Iblis der Eva bei Gott schwört, dass ihr ein trauriges Alter bevorstehe, wenn sie von dem Obst nicht ässe (Weil a. a. O. S. 26; vgl. Koran Sure 7, übers. v. Ullmann 6. Aufl. S. 113), oder an Apocalyps. 10, 5 *Et angelus . . . levavit manum suam ad coelum et juravit per viventem in saecula saeculorum . . . . quia tempus non erit amplius, sed . . . . consummabitur mysterium dei?*

12, 18. 20, 10. Hagen u. Büsching, Litt. Grundr. S. 336. B. v. Regensburg 1, 291, 27. 494, 32. 495, 34. 521, 27. Wackernagel, Kirchenl. 2, 395. Servatius, ZfdA. 5, 86. *missetât* Diemer 296, 27. Barlaam 324, 17. Gerhart 413. Partonopier 9316. Cristherre-chronik 1425 (in Massmanns Kaiserchronik 3, 139). Türleins Willehalm 110, 25. Eraclius 158 (ed. Gräf). B. v. Schonebeke 7395. 7674. *sünde* Veldekes Servatius I, 1977. Philipps Marienleben 354. Türleins Willehalm 275, 26. Diemer 48, 23. B. v. Regensburg 1, 511, 4. Leyser, Predigten S. 132, 38. Idsteiner Bruchstücke in Roth, Jans Eninkel S. 34. Regenboge, Wackernagel, Kirchenl. 2, 256. Predigt, ZfdA. 20, 237. 242. Heymonskinder ed. Bachmann S. 172. Fastnachtsspiele ed. Keller S. 807. *ungehôrsam* Kaiserchronik 9500. Türleins Willehalm 110, 25. Ottokar 53648. Sünden widerstrît 587. Bîspel, ZfdPh. 4, 316. Teichner, Liedersaal Nr. 151, 47. Grieshaber, Pred. 1, 155. 2, 115. Predigt, Alemannia 2, 18. *übertrit* Hesler, ZfdPh. 19, 319. ZfdA. 24, 83. *übervarn* Eckart, Pfeiffer, Mystiker 2, 244. *unruoch* Pass. ed. Köpke 2, 14. *gire* Litanei 127 (Massmann, Ged. d. 12. Jhs.). *mort* Laufenberg, Wackernagel, Kirchenl. 2, 576. Die Folge des Sündenfalles *Adams verlies* Hesler in Roth, Dichtungen des MA.'s S. 125. *zorn* Keller, Ad. Gedichte 246, 49. Hartmanns Glauben 801. Regenboge, Wackernagel, Kirchenl. 2, 259. *fluoch* Glauben 768. Martina 107, 100. Schönbach, Ad. Predigten 3, 220. der Rœmer tât ed. Keller S. 8. *wê* Marienlied, Beitr. 3, 362. *pîn* Wackernagel, Kirchenl. 2, 389. *schame* Mönch v. Salzburg, Wackernagel, Kirchenl. 2, 452. *suht* Damen, MSH. 3, 162[a]. *stric* Jeroschin 23460. wortspielend *bitze* Martina 54, 36. vgl. auch Eneit 13418. Sunburc ed. Zingerle S. 83. Eckart, Pfeiffer, Mystiker 2, 218. Daneben *Even val* Melker Marienlied, MSD. XXXIX, 12. Türlein 108, 24. 135[c], 6. 277, 3. Donaueschinger Spiel 3742 (Mone, Schausp. d. Ma.'s 2, 335). Gottes Zukunft 1275. Boppe ed. Tolle S. 22. *schulde* Stolle, MSH. 3, 3[b]. Walther's Leich 48. Türlein 135[b], 20. Reinbot ed. Vetter 2600. Wackernagel, Kirchenl. 2, 482. 617. 676. *sunde* Diemer 260, 26. Schönbach, Ad. Pred. 1, 80. Krolewitz 4080. Maget krône IV, 115 (Zingerle WSB. a. a. O.). W. v. Wenden 2788. *missetât* Predigtmärlein, Germ. 3, 420. *unsühte und übermuot* Wackernagel, Predigten S. 58. *zorn* Mœrin 1432. Renner 12353. Kolmarer Hs. S. 209. Türlein 3, 12. 108, 14. Marner 13, 31. *kriec* Hans Krug, Germ. 25, 108. *mort* Kolmarer Hs. S. 86. *fluoch* Wackernagel, Kirchenl. 2, 295. 438. 443. *not* das. *leit* Meissner, MSH. 3, 99[a]. *suht* Frag-

ment, ZfdA. 25, 247. *bruch* Lohengrin 3830. *gebrach* MSH. 3, 37. Auch von beiden zusammen *val* Kolmarer Hs. S. 87. Jeitteles, Predigten 9, 18. Mœrin 3207. Martina 272, 103. *ungehôrsam* Helbling 2, 234. Lamprecht Syon 2081. W. v. Rheinau 135, 8. Teichner, Liedersaal Nr. 151, 47. B. v. Regensburg 1, 289, 19. 2, 81, 11. *sünde* Martina 117, 76. Eckart, Pfeiffer, Mystiker 2, 368. *erbesünde* Alexius F 173. *süntlich getât* W. v. Rheinau 43, 44. *missetât* Kaiserchronik 9292. *fluoch* Martina 119, 51. Wackernagel, Kirchenl. 2, 277. *kriec* Kolmarer Hs. S. 565. *wê* Laufenberg, Wackernagel, Kirchenl. 2, 555.

Evas Schuld bestand nach Parz. 463, 21 darin, *dass ir schepfære überhôrte*; im *überhœren -gên -farn -treten, brechen, verlân, under wegen lân, versmæhen, scheiden von gotes gebot* oder *wort* besteht auch sonst die Schuld der ersten Eltern: Sequenz v. Muri 16 (MSD. XLII). Predigt in Piper, Notker 3, 405, 28. Alemannia 2, 26. Eckart, Pfeiffer, Mystiker 2, 397. Wackernagel, Predigten S. 57. Anno 40. Hochzeit, Karajan 38, 16. Gregorius 1790 (Lachm., 1962 Paul). Freidank 5, 11. 175, 2. B. v. Regensburg 1, 65, 26. Ottokar 52115. 93828. H. v. Rugge, MSF. 98, 15. Regenboge, Wackernagel, Kirchenl. 2, 259. das. 276. Muscatblüt das. 489. Rumezlant, MSH. 2, 367a. Montfort 32, 73 (Wackernell S. 138). Altswert, Spiegel 174, 2. 6. Kurzmann 121 (Schönbach, Marienklagen). Nic. v. Basel S. 173. B. v. Schonebeke 5382. Himmelfahrt Mariae, ZfdA. 5, 515. K. v. Heimesfurt 839 (ZfdA. 8, 191). Cecilia 552 (ZfdA. 16, 181). Jeitteles, Predigten 2, 15. Pfeiffer, Mystiker 1, 127. Mone, Ad. Schausp. S. 145, 4. Fastnachtsspiele ed. Keller S. 933. Meistergesang, Euphorion 3, 749; *ungehôrsam* s. o. *zebrach die gehorsam* Schwabenspiegel, Wackernagel, Lesebuch Sp. 728, 18. Vielfach aber wird sie genauer bezeichnet als *daz er ungehorsam az* Passional ed. Köpke 79, 85. *sine hant unzitliche zu deme munde bot* Vätersprüche in Roth, Jansen Eninkel S. 34. der *biz* Martina 54, 36. *durch einen bizzen den er nam* Brandan 605 (ed. Schröder S. 64). das *brechen ab dem zwî daz ir got verbôt* Helbling II, 230 (ed. Seemüller S. 75). das Essen *der vorboten spise* Zarncke, Priester Johannes S. 951, 43. Des Kreuzes Mære, Wiener Hs. 5305 Fo. 367. H. Sachs ed. Goetze 15, 332. Egerer Fronleichnamsspiel 7499. Beheim, Germ. 3, 309. Gedicht, Germ. 29, 404. Mones Anz. 4, 329. des *obez* Kaiserchronik 9294. Hochzeit, Karajan 41, 11. 42, 19 (?). Physiologus das. 84, 17. Wiener Genesis, Fundgr. 2, 17, 26. 18, 27. 20. 1. 22, 8. Millstätter 10, 9.

13, 15. Veronica 245 (Köhn S. 9). Krolewitz 2300. Türlein 110, 23. j. Tit. 1646. Barlaam 52, 25. Hesler, ZfdA. 32, 115. Bibl. Bilder, ZfdA. 23, 358. Adams Klage 212. Hagens Germ. 9, 172, 56. D. v. Augsburg (Hildebrand, Didaktik a. d. Z. d. Kreuzzüge S. 23). Sünden widerstrît 2987. Martina 220, 23. Brandan-Prosa (ed. Schröder S. 172, 10). B. v. Regensburg 1, 71, 19. Pfeiffer, Mystiker 1, 313. Sächs. Weltchron. ed. Weiland S. 67. einer *fruht* B. v. Schonebeke 3947. 10092. Laufenberg, Wackernagel, Kirchenl. 2, 529. Alsfelder Passion 2969. eines *apfel* Veronica 227. 353 (Köhn SS. 8. 12). Vier Scheiben 320 (Köhn S. 65). Brandan 515 (Schröder S. 138). Vom Glauben 803. Gold. Schmiede 166. 393. Marner XV, 338. Frauenlob S. 227. Sunburc ed. Zingerle S. 83. Tyrol, MSH. 1, 6b Bruder Wernher das. 2, 227a. 3, 13b. Montfort 18, 216 (Wackernell S. 59). Rennewart, Wiener Hs. 2670, Fo. 147a. Türlein 275, 26. Konrads Sylvester 3528. Erlösung 317. Vintler 5888. Keller, Ad. Erz. 18, 34. 28, 8. B. v. Schonebeke 3111. Hagen u. Büsching, Litt. Grundr. S. 279. Mönch v. Salzburg, Wackernagel, Kirchenl. 2, 456. Laufenberg das. 545. Ruffs Adam und Heva 1383. Egerer Fronleichnamsspiel 416. Fragment, ZfdA. 25, 247. Hans Krug, Germ. 25, 107. Predigt, Alemannia 1, 226. Liedersaal Nr. 85, 256. 86, 8. 188, 34. B. v. Regensburg 1, 113, 8. 354, 20. 451, 24. Kreuziger 11034. Ring 20d, 4. Enikel 817. Lutwin 507. Br. Philipp 5154. Wiener Passion 106. Osterspiel, Fundgruben 2, 303. Sterzinger Passion ed. Wackernell S. 211. Alsfelder Passion 651. Mone, Schausp. d. Ma.'s 2, 335. Ad. Schauspiele SS. 117. 162. Meistergesang, Euphorion 3, 750. Gebet, ZfdA. 31, 198. Kolmarer Hs. 66. 412. 437. 447. 453. 471. Narrenschiff 12, 12. Barbara 544 (Donaueschinger Hs. 116 [131]) vgl. Fecunda ratis I, 456, ags. Genesis 637. 935; nur Gottfrieds Tristan 17947 ist es die Feige: *Die pfaffen sagent uns mære, Daz ez diu vîge wære,* und B. v. Regensburg sagt 2, 39 *dô Adam und Evâ ein obz stâlen in dem paradîse Ir heizet ez einen apfel. Nû sî ein vîge oder ein apfel. Ez was ein obz,* s. Zs. d. Ver. f. Volksk. 2, 298.[1])

[1]) Man nahm dabei an, es sei derselbe Baum gewesen, aus dem sie sich die Schürzen machten. So heisst der Pisang, Musa paradisiaca, im Holländischen wohl auch *Vijgeboom van Adam*, *Adamsvijg* (wie im Deutschen *Paradiesfeige*, *Adamsfeige*, französisch *le figuier d'Adam*), aber daneben auch nach Nemnich, Polyglottenlexikon d. Naturgesch. 2, 661 *Boom der kennisse van goed en kwaad.* Ausserdem ist zu bedenken, dass *apfel* nicht nur *malum*, sondern jede 'rund und voll hängende Frucht' (DWb. I, 533) bezeichnen kann und gerade in diesem Falle auch bezeichnet, s. Nemnich 3 s. v. Adamsapfel, Paradies-

Eine gewisse Unklarheit entsteht manchmal dadurch, dass diese erste sündhafte That, das *peccatum originans*, nicht klar genug von dem *peccatum originale* geschieden wird, d. i. von der derselben zu Grunde liegenden sündhaften Empfindung der *concupiscentia* (vgl. H. Sachs ed. Goetze 15, 332 *da wurd verderbet sin begierd*), die sich ebenfalls im Zeugungsakt äussert und durch denselben die Verderbnis resp. Schwäche des Willens fortpflanzt, s. Zöcklers Handbuch d. theol. Wissensch. 2, 611. 635. Bruder Philipp 351: *alle die von mannes lîbe Komen sint und ouch von wîben Geborn sint, die müezen alle In einer slaht sünde gevallen, Dâ uns her Adâm mit erstach, Dô er die gehôrsam brach. Diu selbe sünde ist geheizen Originale, wand von vleischen Gelust gewinne wir den lîp.* W. v. Rheinau 43, 45: *Und hiesse si dar ûf stellen, Daz si die menscheit mêrten Und doch ir sin nit kêrten An keiner slachte gelust: Wan si kindetin alsust Âne sünde einvalteklich, Sô mêrte ir êwic sêlde sich. Daz gebot Evâ und Adâm Nicht machten leider stæte hân, Wan daz ir lîp süntlich getât Ûf sich und ûf üns geladen hât.* Anegenge 34, 4: *Si waren ledic vnchivscher dinge: Elliv ir minne Was ein wnne ir gœistes Ane girde ir vlœisches. Got het si im zetrovte genomen, Daz von in rœiner wûcher wær chomen.* Vincentius, Speculum historiale 2, 56 *Virgines de paradiso egressi sunt et extunc carnaliter coierunt.* Schönbach, Ad. Predigten 3, 261 *Den namen den heten ouch*

---

apfel, Judenapfel, DWb. IV, 2, 2354. VII, 1455. In Wien bezeichnet 'Paradeisapfel' die Tomate, Solanum lycopersicum. Hans von Hirnheim in seiner Reisebeschreibung vom Jahre 1569 (ed. Khull, Jahresber. d. 2. Staats-Gymn. in Graz 1897, S. 17) berichtet von den Städten *Pavo* und *Thima* auf Cypern: *In disen zwain Städlein wachsen die Äpfel, davon Adam und Eva im Paradeis sollen geessen haben, sehr vil und ist gar ein wunderbarlichs Gewächs darumb; sie send lenglet, wachsen auch wol 20 oder mehr Äpfel an einem Stil oder Stengel gleich wie ein Trauben, so send die Pletter wol 4 oder 5 Schuech lang und einer guten Spannen prait.* Es ist das offenbar der Baum, den K. v. Megenberg S. 312, aber nach 313, 25 darin nicht seiner gewöhnlichen Quelle, dem Thomas Cantimpratensis folgend, *arbor paradisi* nennt: *daz seineu pleter an der lang ain daumeln habent und an der prait ain halb daumeln. Der paum tregt lenklocht öpfel . . , und sprechent die maister, daz er der öpfel mêr den hundert trag an ainem stengel.* Von diesem unterscheidet er aber den *Adams paum* 312, 21 *in dem land gegen der sunnen aufganch, sam Jacobus spricht, die tragent gar schœn gelb öpfel. An den öpfeln scheint ains menschen piz gar offenleich und kuntleich und dar umb haizt man si Adâmes öpfel;* das ist Citrus decumana, s. Nemnich 3, 11. DWb. IV, 2, 2354. Ueber den Knorpel am Halse, den man *Adamsapfel* nennt s. DWb. I, 176.

hie bevor die unsern armen altvorderen A. unde E., das si maide hiezen. Do aver si ûz dem paradyse verstozen wurden, do verluren si den namen. Merzdorf, Historienbibeln 1, 117 *Und wärind A. und E. ān schuld beliben so hettind sy kind āne liplich begird und lust ān sund geboren.* Lucidarius Köbel 1519 A 5 *Wie hetten die menschen gekindet, bo* (!) *sy in dem Paradeifs werenn belibenn? Als man zwo hendt zůsamen legt on gelust vñ on sünd.* Doch ist der fleischliche Verkehr an sich keine Sünde (solches behaupten nur die Ketzer, s. Döllinger, Gesch. d. gnostisch-manichäischen Sekten S. 17), ja sogar von Gott eingesetzt: B. v. Regensburg 1, 325, 11 *Dô unser herre des aller êrsten die ê satzte in dem paradîse.* Gottes Zukunft 7819 *Der iu den êrsten orden gap In dem frônen paradîse.* Liedersaal 3, 129. Nr. 188, 73 *Nu list man das adam nie Kain sünd mer begie Wann das er an dem apfel köw. So hart in daz geröw, Das er buoz darumb nam Und buesst dü vngehorsam. Man list nit an kainer stat, Wa er dü minn gebuezzet hat.* Meissner, MSH. 3, 96ª *Den zwein gap got die e.* Kanzler, das. 454ª *Do Got Adam unt Evam schuof, Do schuof er minnen vünde .... Adam der tet uns minne kunt.* Reinfrit 10872 *Ze hôhen fröuden stiure Gît in reht êlîch orden, Wan sî von gote worden Ist selbe in paradîse, Do er mit hôhem prîse Adâmen unde Even gap Des selben ordens urhap*; vgl. auch *rechen daz A. an E. rach* Kolmarer Hs. S. 304, s. noch Murner, Gäuchmatt ed. Uhl 501 *Eva, alss sy vff erden kam, Het sy im bett gehalten scham, So wer kein mensch vff erden nit.* Von des bapsts gebot bei Vetter, Lehrhafte Litt. 2, 130 *Die minne midet manik man: Konde er die schrift, als ich sie kan, Er mide sie ungerne. Ich han vil manik quaterne Beide hin und her gewant, Daz ich nie geschriben vant, Daz man die minne solte fliehen.* das. 131 *Wer die welt nicht mit minnen bestan, Si wer vor tusent jaren vergan*; vgl. *Adams gerte* = 'penis' Fastnachtsspiele ed. Keller SS. 317. 324. 325.

Es kann daher zweifelhaft scheinen, ob Wh. 218, 4 ff., wo Gott als derjenige bezeichnet wird, *Der frouwen Even gap die schem Daz si alrêrst verdact ir brust, Dâ was gewahsen ein gelust Der si brâhte in arbeit, In des tiuvels gesellekeit, Der unser immer vâret,* ob an dieser Stelle unter *gelust* die Begierde nach dem verbotenen Apfel[1]) zu verstehen ist, wobei dann *ein* die

[1]) vgl. Predigt, ZfdPh. 30, 209 *wan sis geluste, darumme az sin.* B. v. Schonebeke 10051 *Den uns an ein viel boses luste In ire minnegernden bruste*

Bedeutung von *jener* hätte, oder die unkeusche Begierde, worauf die Zusammenstellung mit der Schamhaftigkeit und die Hindeutung auf die Vererbung weisen könnte. Merkwürdig ist die ganze Anschauung, dass Gott Eva die Scham gegeben habe, (nachgeahmt von B. v. Holle im Demantin 7843 *Di dar Even gab den schamen*), da ja sonst die Scham bei den ersten Eltern als unmittelbare Folge des Genusses der Frucht aufgefasst wird, die Kenntnis des Guten und Bösen verleiht, merkwürdig ferner, wenn auch sehr hübsch gewendet, dass sie ihre Brust verhüllt habe, während die Bibel ja nur von einem *perizoma* redet. Wahrscheinlich ist mir eine Vermischung mit der späteren Stelle, wo Gott sie mit Fellen bekleidet. Von einem eigentlichen *perizoma* sprechen zwar auch sonst mit Ausnahme der Wiener Genesis, Fundgr. 2, 19, des Wiener Passionsspieles und der Wolfenbüttler Sündenklage die mhd. Autoren kaum, sondern von einem *schermwadel* Priesterleben 168, *schamerîs* Reinbot ed. Vetter 1286, *rîs* Frauenlob S. 39, *queste* Kreuz-Mære, Wiener Hs. 3505 Fo. 367 ff. Merzdorf, Historienbibeln 1, 118. Zerbster Prozession, ZfdA. 2, 278 (woselbst die Darstellung der Scene deshalb den Badern zugewiesen ist), *qwestenrîs* Erlösung 328, *bint uns wedel für die scham* Enikel 925, *Ein loup er fur sich brach* Anegenge 18, 17 kann man auch kaum sagen, wenn man sich etwas umbindet, sondern nur wenn man es sich vorhält. Bedeutet aber *loup* hier ein einzelnes Blatt wie in der von Suchier ZfrPh. 21, 438 besprochenen provenzalischen Bilderhs. *cobriron lur natura cascun d'una fuella d'albre*? Millstätter Genesis 15, 2 *Si ilten zeinem fichpôme Nach des bômes lôbe, Zesamene siz bedwngen So si beste chunden* sagt zwar nichts Näheres, doch ist nach der dabei befindlichen Miniatur auch an einen Wedel zu denken, den man vorhält, nicht an einen Schurz, den man umbindet. Aehnlich werden wir uns daher die Vorstellung der Autoren zu denken haben, wo aus ihrem Ausdruck nichts Bestimmtes hervorgeht, wie ags. Genesis 845 *þa hie heora lichoman leafum beþeahton Weredon mid ðy wealde: wæda ne hæfdon*[1]), wobei aber nicht

---

(wonach zwei Zeilen fehlen) *Da von ir iezu kundig was Daz si was nacket.* Pfeiffer, Mystiker 1, 313 *der gæhe bæse gelust.*

[1]) vgl. Orendel 548 *Er gieng zuo einem strûche Und brach einen wald* (so die Hs.; *ein loub* der Druck) *rûche, Den hielt er für sîn schame, Ander wât het er nit ane;* über die allegorische Auffassung, nach der Orendel der Mensch ist, der über das Meer des Lebens zu *Ise* (d. i. Jesu) fährt, s. Heinzel, Ueb. das Ged. v. König Or. S. 23 ff. AfdA. 22, 44. 45. Zu den daselbst zitierten

an eine Bedeckung des ganzen Körpers zu denken ist, wie die sichere Ergänzung von *sceome* 869 zeigt; Vorauer Genesis 8, 10 *Mit lovbe si sich bedahten*, Lutwin 512 *Ir yetweders des loubes brach Von eins vygebömes aste Und bundent das vil vaste Zu deckende für ir scham*, wobei *für ir scham* ebenso wenig wie in der obigen Enikelstelle zu *binden* zu konstruieren ist, sondern zu *decken*. Ueberall ist anders als bei W. nur von einer Verhüllung der Schamteile die Rede, vgl. Predigt, ZfdA. 20, 239 *an dem gelidi da sich der mennische schamte iemer*. Dass dem allen gemäss Adam und Eva nach dem Sündenfalle vor ihrer Verhüllung nackt waren, ist kein Zweifel (s. Heinzel, Beschreibung d. geistl. Schauspiels S. 25), und das setzen auch die Redensarten *plosz als Adam* Hätzlerin S. 265, II, No. 68, 52, *ein niuwer Adam Nackent unde vingerbar* Lamprechts Franciscus 873[1]) voraus, ob aber auch vor dem Sündenfalle, das ist zweifelhaft. Ausdrücklich wird das gesagt in Ruffs Adam und Heva 1010, wohl auch so aufzufassen in Leysers Predigten S. 41 *Die cleidere wûrden gegeben den ersten lûten nach der sunde zv einem zeichene daz si gebrochen haten gotes wort*, und ist auch anzunehmen für des Physiologus Ausdeutung der angeblichen Thatsache, dass die Natter den Nackten verschont, den Bekleideten verfolgt: Karajan 89, 12 *Da bi mugen wir uns uerstan: Do unsir uater Adam Nachet was in dem paradise, Done mohte in der ualant niht uerwisen*, vgl. Lauchert, Gesch. d. Physiologus SS. 16. 186. 206. 242; nicht mehr ist aber aus dem darauf beruhenden Zusatz der Hs. 13 zu Enikel 1074 *Noch wil ich ew niht verdagen, Ich wil ew ain wunder sagen: Der wurm tût dem menschen niht, Swenn er in nackat vor im sicht Er fleucht*

Belegen für Rock bezw. Rüstung = Menschheit Christi s. noch DWb. V, 1073 unten. Jeitteles, Predigten 19, 26. Meissner, MSH. 3, 98b. Mönch v. Salzburg, Wackernagel, Kirchenlied 2, Nr. 558 (Beitr. 3, 362). Beitr. 22, 339. ZfdA. 5, 20.

[1]) Vielleicht nur eine Ausführung der allgemeinen Vorstellung der Nacktheit ist es, wenn hervorgehoben wird, dass A. und E. keine Mode und keinen Luxus kannten: Renner 22710 *Doch wen ich daz her Adam hete Lützel geren an siner wete, Prischuhe, hosen, gebildet hemde Waren im biz an sin ende fremde. Ich wen daz er auch selten sezze, Da man uz golde oder uz silber ezze; Swaz man im gab daz azer, Ich wen er selten wazzer Uz rosen und lylien habe gebrant. Auch wene ich, daz frauwen Even gewant Lützel bilde hete und valten.* Doch bezieht sich das eher auf den nachparadiesischen Zustand, wie bei Enikel 1455, wo von Adams Tochter erzählt wird: *Durch daz tuoch si im ein loch sneit, Niht anders wart der roc bereit: Dheinen gêrn man dar inn vant, Noch dheinen ermel man da erkant, Wann ez was dennoch ân swær In der werlt dhein snîdær.* Ebenso hatte Adam kein Geld, Ring 18d, 23.

in vil ser Von der natur ler, Durch daz der man und daz weip Trůgen vor ir nackaten leip, Do der flůch ůber in geschach Und er si doch nackat sach. Er furcht noch ser an in Den schrick dez flůches ungewin, Den mit grozzer pein enpfieng, Do gotes flůch ůber in gieng etwas darüber zu entnehmen.[1]) Andererseits wird im Anschluss an eine allegorische Ausdrucksweise (vgl. die Beschreibung der Gewänder der Seligen, z. B. Himmelreich, ZfdA. 8, 152) berichtet, dass A. vor dem Sündenfalle bekleidet gewesen sei: Anegenge 17, 69 *Ein wnnechlich giwant Het in der tivel ab gezogen. Er het siv bediv sampt betrogen. Do si daz obez gazzen, Do musen si lazzen Die wat der vnschulde.* Jeitteles, Predigten 13, 18 *dô wart er nacht und beroubt der stôle und der zierde der untôdichkeit.* Predigt, Germ. 3, 64 *die beroubeten den ersten man sines gwandes, wan si im abzvgen die ere der vntotlicheit.* Predigt, Alemannia 1, 76 *Adam den het got gekleidet vnd gezieret mit drien hohen goben.* Wiener Passionsspiel 110 *Adam, Adam quid fecisti? Quare stolam amisisti, Qua indutus immortalis Angelis eras equalis?* Wiener Genesis, Fundgr. 2, 22, 19 *Dû dei wenigen liute Fluren daz engliske gewate Und nacchet waren In suntlichen gebaren,* Teichner, Liedersaal 2, 53 No. 95, 79 *her adam stunt ze hant Do er sündet an gewant,* Keller, Ad. Erzähl. 13, 36. 20, 3. Gott giebt ihm *engelische wœte*; als er sündigt, geschieht es, *daz im diu engelische wât mit jâmer ist enpfallen.* Eine ähnliche Anschauung liegt wohl dem Predigtmärlein, Germ. 3, 421, zugrunde, wo der das Gebot übertretenden Frau die Kleider weggenommen werden; vgl. das französische Adamsspiel ed. K. Grass, Halle 1891;[2]) Weil, D. bibl. Legenden d. Muselmänner S. 27; Koran Sure 7 a. a. O. S. 113.

Sattler bringt S. 58 die Versuche, von denen Parz. 481, 19 berichtet wird, dem kranken Amfortas durch das Wasser der Paradiesesströme Heilung zu bringen, mit der Sendung des Seth durch Adam nach dem Oel des Erbarmens in Zusammenhang. Das Apokryphon, in dem dieses erzählt wird, hätte er nicht so kompliziert zu zitieren brauchen, denn es ist kein anderes als die durch W. Meyer, Abh. d. bayr. Ak. XIV veröffentlichte Vita Adae et Evae. Zu den von Meyer besprochenen Vulgärfassungen derselben gesellt sich jetzt noch ein deutsches Gedicht, das die

[1]) Daraus dann Merzdorf, Historienbibeln 1, 89. 120.

[2]) S. 3 *Adam indutus sit tunica rubea, Eva vero muliebri vestimento albo,* S. 22 *exuet sollempnes vestes, et induet vestes pauperes consutas foliis ficus.*

revelationes des Methodius als seine Quelle nennt (vgl. Kelle, Gesch. d. d. Litt. 2, 151), und in Schwellhss. der Cristherrechronik (den Hss. d. Wiener Hofbibl. No. 2768. 2782. 12470, der Kremsmünsterer Fo. Saec. XV, die ich in Goldhanns Abschrift Wien No. 13704 kenne, der Arolsener und einer Berliner ehemals Efferdinger (s. Germ. 31, 218), auf die mich Prof. Strauch gütigst aufmerksam macht,[1]) mitten unter die Verse Enikels eingeschoben ist. Es nennt sich *Adams buoch* und ist von jenem ebenfalls in die Cristherrechronik eingeschobenen, das sich *Adams Klage* nennt (s. Fischer, Germ. 22, 316. Hagen, Gesamtabenteuer No. 1), durchaus unterschieden. Uebrigens ist die ganze Parallele etwas weit hergeholt; näher liegen die Märchen vom Wasser des Lebens, das aus dem Paradiese gebracht wird, besonders aber vgl. [W. Hertz, Parzival S. 525 und] Zarnckes Priester Johann S. 912 *unde fons perspicuus oritur, omnium in se specierum saporem retinens .... et progreditur itinere dierum trium non longe a paradyso, unde Adam fuit expulsus. Si quis de fonte illo ter ieiunus gustaverit, nullam ex illa die infirmitatem patietur,* dazu die Uebersetzungen SS. 951. 961. 976. 998, vgl. auch Cristherrechron. 2068 ff. (Massmann, Kaiserchron. 3, 148). Meistergesang, Euphorion 3, 749 f.

Die eben besprochene Erzählung von Seths Gang nach dem Paradiese geht wohl in den meisten mhd. Quellen nur mittelbar auf die Vita Adae,[2]) direkt auf das Evangelium Nicodemi oder die Kreuzlegende zurück, so die Erwähnungen in den Oster- und Passionsspielen, in den Sibyllen, im Passional ed. Köpke 266, wo zitiert wird *Nichodemus hat uns geseit,* vgl. noch Enikel 1569 ff. Passional ed. Hahn 98, 68. Gottes Zukunft ed. Strobl S. 132. Urstende 125, 15. Frauenlob S. 20. Ottokar 93818. Meistergesang, Euphorion 3, 750. Kolmarer Hs. SS. 41. 194. 412. Auf dasselbe apokryphe Evangelium gehen direkt oder indirekt (s. Schröder, Anegenge S. 54. Kelle, Gesch. d. d. Litt. 2, 148) zurück die Erwähnungen von Adams Erlösung aus der Hölle, wie Wh. 218, 23 *daz er die helleporten brach, Unt der Adâmes ungemach Erwant,*[3])

[1]) Wahrscheinlich auch in der ersten von Merzdorf mitgeteilten Historienbibel.

[2]) Auf diese aber die Bemerkung bei B. v. Regensburg 1, 72, 11, dass *Adam buozte drîzic jâr,* hingegen 2, 39, 10 *niun hundert jâr,* Montfort 27, 153 *Ich ruof dich an als Adam tet, Er stuont gen dir in buoze,* Liedersaal Nr. 188, 76 *daz A. buoz dar umb nam.*

[3]) Was natürlich trotz Sattler a. a. O. S. 61 durchaus nicht beweist, dass *queln* das. 19 'eingeschlossen sein' bedeutet; denn diese Bedeutung scheint mir

219, 10 *Daz unser vater wurde erlôst, Adâm, von hellebanden,* 331, 28 *Zer krefteclîchen hende Diu die helleporten brach Und Adâm urlœsunge jach Vnd sîner nâchkomn genuoc,* Parz. 465, 28 *Zer helle uns nam diu hôhste hant,* vgl. ausser den Oster- und Passionsspielen und den bei Schröder a. a. O. angeführten noch Passional ed. Hahn 101, 40. Zweter ed. Roethe 4, 1. Frauenlob S. 201. Mœrin 1472. Gottes Zukunft 1388. Helbling II, 229. 268. W. v. Rheinau 121, 214. Lutwin 3196. Erlösung 5046. Hagens Germ. 9, 174, 173. H. d. Damen, MSH. 3, 162[a]. Rotenburc, das. 1, 84[b]. Rennewart, Wiener Hs. 2670 Fo. 145[c. d.] 215[d]. Marner XIV, 124. Eschenbachs Alexander 230. B. v. Schonebeke 6314. 7400. Fastnachtsspiele ed. Keller Nachlese S. 170. Process Belial bei Vetter, Lehrhafte Litt. 2, 140. B. v. Regensb. 2, 39. Kolmarer Hs. SS. 41. 194. 217. 452. Suchenwirt 4, 467. Sünden widerstrît 1479. Wackernagel, Kirchenl. 2, 109. 279. 389. 655. Jeitteles, Pred. 76, 18. Christophorus, ZfdA. 17, 86. Germ. 29, 405. Barbara 641 in der Donaueschinger Hs. 116 (131); dass unter *helle* hier nur der *limbus* gemeint sei s. Lutwin 3196. B. v. Regensburg 1, 293. 2, 81.

Ueber die Erzählung von Adams Töchtern, Parz. 518, 11 s. Bartsch, Herzog Ernst CXLI, Schorbach, Studien über d. deutsche Volksbuch Lucidarius SS. 193. 228. Der von Bartsch a. a. O. erwähnte Meistergesang ist seitdem durch Jostes abgedruckt, Euphorion 3, 745. Die Parzivalstelle ist ausserdem zitiert in der von Merzdorf 1, 61 besprochenen Historienbibel: *Die weib teten als weib: Etlicher riet ir ploder leib Daz si ires herzens gier vollbracht.* Ich weiss nicht, woher Bartsch in der Anmerkung

---

überhaupt vom Mhd. Wb. künstlich konstruiert, besonders da die Etymologie (s. Zupitza, D. germ. Gutturale S. 85) in ganz andere Richtung weist. Gudrun 448, 4 *die kel wir in die vlüete,* wo nicht mit Bartsch das *die* in *der* zu ändern ist, liegt das Verbum *keln* 'stossen' vor (Schweiz. Idiotikon 3, 202 f. Bachmann, Mhd. Lesebuch, 2. Aufl. S. 248), über dessen Etymologie nichts sicheres bekannt ist. Tit. 116 ist wohl zu interpungieren *Vil quelehafter nôt (daz ist unwendec) Er quelt mîn wilde gedanke: an sîn bant al mîn sin ist im bendec.* Hadloub, MSH. 2, 287[a] *Zuo dien arbeit kellet* ist wohl richtig *die* nach *dien* von Bartsch, Schweiz. MS. S. 308 ergänzt. Hätzlerin S. 266, II, Nr. 68, 332 hat allerdings *verqueln* die Bedeutung 'versperren', ist aber als *verquellen* aufzufassen, s. DWb. XII, 981. Dieses schwache bei Lexer und im Mhd. Wb. nicht belegte Verbum *quellen* ist wohl auch Wh. 271, 3 *Alyzen kus het in* (scil. *den bart*) *gequelt* d. i. 'hervorquellen gemacht' anzunehmen. *In der helle queln* auch Osterspiel, ZfdA. 2, 304.

zur Stelle (10, 451 seiner Ausgabe) die Nachricht hat: 'die folgende Erzählung auf talmudischer Quelle ruhend, ist in vielen mittelalterlichen Dichtungen (lateinisch, romanisch, deutsch) verbreitet'. Romanische Quellen konnte mir auch Prof. Freymond, der sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigt hat (s. die Anmerkung S. 54 seiner Beiträge z. Kenntnis d. afrz. Artusromane in Prosa, SA. aus Zs. f. frz. Sprache u. Litt. 17) nicht geben. Die talmudische Quelle ist aber, so viel mir bekannt, fälschlich angenommen; die talmudische Anschauung überliefert uns vielmehr Rosenplüts Fastnachtsspiel 'Die alt und die neu ee' (Kellers Fastnachtsspiele S. 19): '*Im buch Broschits* (d. i. *Bereschith*) *Adam der rein Spricht: das* (l. *dast*) *gebein von meinem pein. Da nimbt rabi Elezer*[1]) *ab, Das Adam sich vermischet hab Mit allen tiren, darvon alsbalt Kemen man, so wunderlich gestalt Der menschen nach gestalt der tir. Darauf redt rabi Schlanis*[2]) *schir Das Adam vor Even gewis Ein frawen hett, genant Lilis, Die eitel teufel im gepar*[3]) *Und Ezerei*[4]) *sagt clar, Das Eva mit der slangen sich Auch hab vermischt unleuterlich.*[5]) S. 20 *Her rab*

[1]) D. i. *Eleasar*, s. Wünsche, D. babyl. Talmud II, 1, 20.

[2]) Kann ich nicht nachweisen.

[3]) S. Roskoff, Gesch. d. Teufels 1, 254. Wünsche a. a. O. I, 208; II, 2, 170. Loepers Anm. zu Goethes Faust 3762 (4118); vgl. auch Ammenhausen 9747 *Chaym ... was Adames êrster sun Als uns kund dû schrift kan tuon ... Ob aber dekeiner vor im was, Des envand ich niendert dâ; Doch seit hystoria scolasticâ, ... Das es villîht wol mag wesen, Das A. vor im het andrû kint, Der namen doch verswigen sint.* Nach Vetters Anm. hat aber Comestor nichts ähnliches.

[4]) Vielmehr *Josse*, Wünsche a. a. O. I, 169. *Jochanan* II, 3, 350.

[5]) 'Als die Schlange der Eva beiwohnte, warf sie Gift in dieselbe. Die Israeliten, die am Berge Sinai gestanden, haben dieses Gift verloren, die Völker dagegen, die nicht am Berge Sinai gestanden, haben dieses Gift nicht verloren'; vgl. dazu B. v. Regensburg 1, 153, 2 *Wan ez sprichet der guote sant Anshelm von Kantelberc; 'dô ... der slange A. und E. den rat getet, unde dô sie dem râte beidenthalp volgeten A. unde E. und daz obez âzen durch des slangen rât, dâ mite slikten sie alle die vergift und allez daz eiter, daz in dem slangen was, unde von der selben vergift dô wurden wir ze dem lîbe unde ze der sêle siech unde tœtlich; unde werte daz an uns, unz daz sich got über uns erbarmte*, s. das. 1, 291, 28. 507, 26. Ueber die talmudische Anschauung bei Ketzern s. Döllinger, Gesch. der gnostisch-manichäischen Sekten SS. 39. 162. Wohl nur bildlich gemeint ist es, wenn Enikel 726 der Teufel sagt *Ich teil in mînen sâmen Mit*, oder wenn Eva bei H. Sachs ed. Keller 1, 57 den Kain *des Belials kind* nennt (vgl. Wiener Genesis Fundgr. 2. 26, 33) oder Mönch v. Salzburg, Beitr. 3, 362 *Der slang der Euen hat gehekt.* Vielmehr wird die Schlange weiblich gedacht mit einem Frauenkopf, s. Türlein 46, 9 (s. Einl. p. XXXIX). Megenberg 270, 35 (Beda zitierend; vgl. Schröder, Anegenge S. 49). B. v. Regens-

Anelin[1]) *schreibt das und dits Àuf das dritt capitel Bereschits: Der her beschuf in weib und man. Do got die ungestalt sach an, Teilt er erst von einander die Und hat ie seit versmehet sie.*[2])

Die letztzitierte Talmudstelle lautetet: 'Jeder Jude, der kein Weib hat, ist kein (ganzer) Mensch'; denn es heisst Gen. 5, 2 'Mann und Weib hat er sie erschaffen und hat sie (beide zusammen) Adam d. i. Mensch genannt'; dazu vgl. Vorauer Genesis 7, 6. Anegenge 15, 73 *Er hiez si beidiu Adam* (vgl. MSD.[3] 2, 258 Anm.). Ueber die ganze Disputaz und besonders das S. 7 mitgeteilte hebräische Gebet, das noch heute gebetet wird, s. Güdemann, Gesch. d. Erziehungswesens u. d. Kultur d. Juden in Deutschland S. 204. R.'s Gewährsmann wird wohl ein getaufter Jude gewesen sein, der ihm auch das Gebet prosaisch vorübersetzt hat; dass aber die vorliegende Versfassung von jenem Anonymus herstamme, nimmt Güdemann wohl mit Unrecht an.

Die eine der oben zitierten Talmudstellen parodiert auch Hans Sachs oder seine Quelle[3]) in seinem Schwank *Der hundsschwantz,*

burg 1, 286, 34. Kreuzlegende in Kellers Fastnachtsspielen Nachlese S. 123. Wolfenbüttler Sündenfall ed. Schönemann 960. Einschub in Schwellhss. der Cristherrechronik (Arolsen, Gleink, Wien 3060) über Hecuba's Traum und dessen Deutung durch den Zauberer Sabilon, vielleicht aus dem Göttweiher Trojanerkrieg (s. Dunger, Sage vom trojanischen Kriege S. 71. Progr. d. Vitzthumschen Gymn. Dresden 1869. Greif, D. mittelalt. Bearbeitungen d. Trojaner-Sage S. 125): *Der verjagten einer kam Zu in; er was in peiden gram. Der triwelôs unstæte, Junkfrowen pild er hæte Und einen zagel nâch slangen site. In peiden er sô lange mite Gieng mit sînen ræten, Unz daz die edelen tæten.* (Nun fehlen wohl 2 Zeilen.) *Von wîbes krenk gewan unheil. Den aphel si daz halbe teil Az und sagte mære, Wie guot der aphel wære, Adam, Und schuof daz er kou. An der stunt ez in gerou. Sîn menlich ellen was sô snel, Daz er in brach ûz der kel.* Ich habe die Stelle in extenso gegeben des letzten interessanten Zuges wegen, der, wie mir Jellinek mitteilt, das gerade Gegenteil von Otfrid II, 6, 25 ff. besagt; s. Erdmann zur Stelle, Schönbach, ZfdA. 39, 64. Dass ihm ein Stück Apfel in der Kehle stecken geblieben sei, woher unser Adamsapfel am Halse s. o.

[1]) D. i. *Amme,* Wünsche a. a. O. I, 97. 182.

[2]) S. Wünsche a. a. O. II, 1, 19. Döllinger a. a. O. S. 144. In letzter Linie geht die ganze Vorstellung auf die Doppelmenschen des Platonischen Symposion zurück, die Zeus mit dem Blitzstrahl gespalten hat. Nur auf die Schöpfung aus der Rippe ist zu beziehen Meissner, MSH. 3, 103ª *Von einem menschen zwene menschen wurden gemachet, Adam, Eva, man unde wib uz eime libe,* Suchenwirt, Wackernagel, Kirchenl. 2, 474 *Hast aws ainem gemachet tzway.*

[3]) Ueber dieselbe ist mir nichts bekannt. War es eine mündliche Tradition und brachte er sie nur wegen der Aehnlichkeit der zitierten Talmudstelle mit dem Talmud in Zusammenhang? Jellinek schreibt mir: 'Dieselbe

in dem unter Berufung auf den Talmud erzählt wird, Gott habe allerdings dem Adam die Rippe genommen, aber als er die Eva daraus bilden wollte, sei ein Hund gekommen und habe das Rippenstück weggeschnappt, so dass dem Herrgott nichts übrig geblieben sei, als aus dem dem fliehenden Hunde abgehauenen Schwanze das Weib zu machen; vgl. Wünsche a. a. O. I, 97 'Und es baute der Ewige die Rippe. Rab und Samuel sind darüber verschiedener Meinung. Nach dem einen war es ein Gesicht, nach dem andern ein Schwanz'. Dem Zusammenhange nach kann das dort nichts anderes heissen, als dass es fraglich sei, ob der ursprüngliche Androgyne doppelgesichtig war oder nicht; im letztern Falle hätte Gott aus der rückwärtigen Hälfte des entzwei geschnittenen Androgynen die Eva gebildet. Auf eine andere hier einschlägige Sage, die mit der in der Vita Adae berichteten Busse zusammenhängt, bezieht sich Agrippa v. Nettesheim, De occulta philosophia III, cap. XXVIII *gigantes non numerantur de specie hominum (ut ait Rabbi Moyses Aegyptius) sed de specie bestiarum et daemonum, praeterquam quod habent figuram humanam: et tales (inquit) fuerunt filii Adae, qui precesserunt Seth post Abel: de quibus dixerunt sapientes Hebraeorum, Adam genuisse Tochoth h. e. diabolos;* vgl. Wünsche I, 182 'Als er sah, dass der Tod über ihn verhängt war, fastete er 130 Jahre und lebte getrennt von seinem Weibe und zog Binden von Feigenblättern um seinen Körper. Es heisst doch, er habe Geister und Dämone erzeugt? Das war durch den Samenfluss'. Ueber die Abstammung der *untydras* von Kain s. Beowulf 111—14.

Parz. 464, 11 *Diu erde Adâmes muoter was, Von erden fruht Adâm genas* zeigt den gleichen Gedankenzusammenhang wie Cessolis ed. Köpke S. 16 *quia terra est mater omnium, quia ex ea sumpsimus omnis formationis initium et illam habemus in fine vitae domicilium, debuit* (so zu interpungieren, nicht *domicilium. Debuit* wie Köpke) *nobis viventibus nostro labore reddere nutrimentum* (vgl. Ammenhausen 9763. Beringen 3944). Doch ist der Sinn insoweit ein etwas verschiedener, als im Parz. gemeint ist,

---

Sage soll in Andalusien volkstümlich sein. Nur ist es der Schwanz einer Aeffin, die die Rippe gestohlen hat. Der Herr erwischt sie beim Schwanz, sie zerrt aber so stark, dass der Schwanz dem Herrn in der Hand bleibt. Da zuckte er mit den Achseln und sagte: für das, was ich machen will, ist auch das genügend. Vgl. den Roman *Pequeñeces* des P. Coloma (Bilbao 1891) S. 226 f. samt der Anmerkung 227[1]. Von talmudischer Herkunft weiss C. nichts'.

dass die Erdfrucht Adams einzige Nahrung war, weil die Menschen erst nach der Sündflut Fleisch zu essen anfingen, vgl. Strauch zu Enikel 2781. Martina 124, 45. Vincentius, Spec. histor. II, 60. Wünsche a. a. O. II, 3, 103. Einschub der Arolsener Hs. hinter Enikel 1178 *Wann chain fleisch as man dannoch nicht Vntz an di stunt vnd auf di frist, Daz di sinnflut ain ennd nam.*

Die Herausgeber schreiben meist *Adâm*, doch ist *Adam* vorzuziehen, wie die Reime beweisen: *nam* (cepit) Parz. 464, 15. 518, 1. Anegenge 15, 79. Konrads Silvester 3510. 3730. Brandan II, 605. III, 515. Zweter 103, 1. Sibille in Schades niederrhein. Ged. 63. Hätzlerin II, No. 68, 52. Hesler, ZfdA. 32, 114, Adams Klage 49. 161. 261. Liedersaal No. 188, 35. Lutwin 1954. Frankensteins Kreuziger 11030. Enikel 1485. *nam* (nomen) Lutwin 152. 3523. *kam* (*quam*) Buch der Rügen 52. Passional ed. Köpke 79, 17, 36. 286, 6. Veterbuch ed. Franke 47. Hesler, ZfdA. 32, 113. Frankensteins Kreuziger 11307. Meissner, MSH. 3, 96a. 98b Sünden widerstrît 587. 1641. 2985. Lutwin 3659. *-sam* (in Adjectivis und Substantivis) Kaiserchronik 9202. Ava ed. Diemer 305, 8. Anegenge 15, 5. 28, 64. Adams Klage 71. Kisteners Jacobsbrüder 83. K. v. Heimesfurt 838 (ZfdA. 8, 191). Egerer Fronleichnamsspiel 441. 475. Katharina 211 (Germ. 8, 144). Passional ed. Köpke 97, 87. Helbling II, 233. Lutwin 266. 734. 2113. 2625. 2804. 3348. 3778. Erlösung 165. Vom Glauben ed. v. d. Leyen 839. Enikel 953. Donaueschinger Spiel 3718 (Mone, Schausp. d. Ma. 2, 334). Fronleichnamsspiel 1 (Mone, Ad. Schausp. S. 145). Lamprechts Tochter Syon 2081. Renner 3496. Keller, Ad. Erz. 16, 32. 19, 36. *sam* (Adverb) Lamprechts Franciscus 873. Kolmarer Hs. S. 41. Behaim, B. v. d. Wienern 10, 19. *stam* Sachsenheims Tempel 1102. *ram* Gottes Zukunft 7447. *gram* Adams Klage 169. 315. *zam* (Adjektiv) Türlein 275, 26. *zam* (Praeteritum) Enikel 1448. Adams Klage 343. Wackernagel, Kirchenl. 2, 207. *scham* Enikel 727. 853. 893. 926. 949. 969. 1127. 1143. 1172. 1229. 1492. Cristherrechronik, ZfdA. 31, 361. Unbeweisend: *Abraham* Erlösung 2304. Redentiner Osterspiel 463. Kolmarer Hs. S. 86. Hagens Germ. 9, 174. *Matusalam* Renner 19204. 19212 (vgl. *Matusalam* : *vernam* das. 24639). Späte Ungenauigkeit ist *Adame* : *stame* Wackernagel, Kirchenl. 2, 259. Lang nur : *sâm* (semen) Lutwin 3657. Ebenso im unflektierten Dativ : *alsam* Enikel 1109. Adams Klage 137. B. v. Schonebeke 4013. *nam* (cepit) Netz 6572. Frauenlob S. 277. ZfdA. 38, 152. *lîchnam* Lutwin 3601. *kam* Eschenbachs Alexander 1125. Vintler 9654. *stam* Frauenlob a. a. O.

Der Rœmer tât ed. Keller S. 8. *scham* Mönch v. Salzburg, Wackernagel, Kirchenl. 2, 413 und Accusativ (worüber Roethe zu Zweter 4, 1). *nam* (cepit) Eschenbachs Alexander 11189. Passional ed. Köpke 78, 95. Rennewart, Wiener Hs. 2670 Fo. 209b. Hagens Germ. 9, 172. Kolmarer Hs. S. 237. ZfdA. 5, 19. *nam* (nomen) Chronik, ZfdA. 31, 362. H. Sachs ed. Keller 9, 303. *kam* Rennewart, a. a. O. Fo. 147a. Meistergesang, Euphorion 3, 749. Mönch v. Salzburg, Wackernagel, Kirchenl. 2, 423. Beitr. 3, 359. Muscatblüt, Wackernagel, Kirchenl. 2, 489. 502. *-sam* Ottokar 52113. 53649. H. Sachs ed. Goetze 15, 332. *ram* Mönch v. Heilbronn Tochter Sion, Goedeckes Ma. S. 248a. *Abraham* Albr. v. Halberstadt Prolog 15 (Lesart).: *zam* (Praeteritum) Muscatplüt, Wackernagel, Kirchenl. 2, 502. *zam* (Adjektiv) Katharina 1065 (Germ. 8, 154). Anders stellt sich das Verhältnis bei den ungenauen Reimen mit *n*: Nom. *man* Vorauer Genesis 10, 1. Adams Klage 31. Schades Sibille 101. Kellers Ad. Erz. 13, 30. 15, 6. 17, 26. Alsfelder Passionsspiel 2957. Wiener Passionsspiel 168. *gewan* Anegenge 21, 47. Ava ed. Diemer 261, 25. Kaiserchronik 9556. Ring 18d, 23. *Jordan* Adams Klage 101. *behaltan* Anno 37; Dativ: *man* Märtyrer ed. Haupt S. 64. *dan* Vintler 5904; Accusativ: *man* Hagens Germ. 10, 164 — aber auch Nom.: *ge-, undertân* Anegenge 13, 17. 14, 63. 19, 11. 34, 52. 37, 72. 38, 58. Kaiserchron. 2365. Vorauer Genesis 7, 6. Reinfrit 20895. Egerer Fronleichnamsspiel 529. Innsbrucker Spiel 240 (Mone, Ad. Schausp. S. 117). Hochzeit ed. Karajan 42, 18. Lutwin 1276. Cristherrechron., ZfdA. 31, 362. *wân* Anegenge 15, 70. *gân* das. 18, 11. Rother 1207. *hân* Anegenge 38, 32. W. v. Rheinau 43, 52. *stân* Physiologus ed. Karajan 89, 12. Anegenge 16, 9. Enikel 707; Dativ: *getân* Anegenge 37, 8; Accusativ: *getân* Vom Glauben 769. Gerade umgekehrt aber ist das Verhältnis bei den flektierten obliquen Casus: nur Lutwin reimt da Dativ : *schamen* 509, Accusativ : *samen* 3048. Fressant (GA. XXXV, 631) Dativ, und Reinbot 3071 Accusativ: *namen,* Katharina 229 (Germ. 8, 144) Accusativ: *ungehôrsamen*; sonst reimt der starke Genetiv: *krâmes* Martina 117, 77. 200, 81. *getânes* Anegenge 15, 44;[1]) der starke Dativ: *sâme* Vorauer Genesis 11, 20. Liedersaal No. 96, 17. Wackernagel, Kirchenl. 2, 107. Freidank 28, 26. *krâme* Liedersaal No. 187, 90. Suchenwirt, Wackernagel, Kirchenl. 2, 474. *wâne* Anegenge 33, 76. *Abrahâme* Schütze, Hist. Bücher d. a. Test.

[1]) Den lateinischen Genitiv *Adê* finde ich (abgesehen von Prosaikern) nur Frankensteins Kreuziger 8480 ff. 9681, den unflektierten Genitiv *Adam*: *nam* erst bei H. Sachs ed. Keller 1, 203.

S. 105. (mit unterbliebenem Umlaut) *nâme* Wernhers Maria ed. Feifalik 1414. *quâme* Rother 2708. *unbequâme* Erlösung 311. *gâbe* Wiener Genesis. Fundgr. 2, 17, 33; der schwache Dativ : *kâmen* Stricker, Kl. Ged. 12, 617. *nâmen* Marienlegenden ed. Pfeiffer 19, 90. Martina 95, 73. 107, 100. 119, 53. 132, 93. Wernhers Maria ed. Feifalik 1387. *sâmen* Enikel 705. Gottes Zukunft 267. 4030. Martina 214, 27. ZfdA. 5, 19. 515. Christophorus, ZfdA. 26, 38. 51. H. d. Damen, MSH. 3, 162[a]. K. v. Würzburg das. 337[a]. Hagens Germ. 9, 172. *âmen* Helbling VII, 1257; im klingenden Reim Mönch v. Salzburg, Wackernagel, Kirchenl. 2, 411; Accusativ: *kâmen* Hochzeit ed. Karajan 38, 13. Rennewart, Wiener Hs. 2670 Fo. 210[c]. Sünden widerstrît 1479. Stolle, MSH. 3, 49[b]. *nâmen* Hesler, ZfdA. 33, 119. Kolmarer Hs. S. 403. MSH. 3, 468[k]. *sâmen* Freidank 7, 6. Rennewart a. a. O. 147[a]. Barlaam 84, 39. Reinbot 2569. Enikel 725. Martina 220, 6. 266, 71. Ottokar 93823. Krolewitz 2171. Wackernagel, Kirchenl. 2, 286. *âmen* Apollonius ed. Strobl 20892. Rennewart a. a. O. 351[d]. *râmen* das. 152[c]. *genâden* Anegenge 14, 29. Man sieht also, dass das Reimbedürfnis bei rein reimenden Dichtern zu folgender Deklination geführt hat, die dann auch für das Innere des Verses festzuhalten ist, soweit man überhaupt Längezeichen setzen will:

Nom. *Adam.*
Gen. *Adâmes.*
Dat. *Adâme, Adâmen, Adam.*
Acc. *Adâmen, Adam.*

Hingegen ist es wieder nicht richtig, mit v. d. Leyen S. 7 den Reim *Adâm* : *getân* Glauben 769. 819 als Reim *a* : *â* aufzufassen.

III.

Ich habe im vorhergehenden Abschnitt eine Gruppe religiöser Vorstellungen Wolframs durch die mhd. Litteratur auf- und abwärts zu verfolgen gesucht, die lateinisch geschriebene theologische Fachlitteratur absichtlich beiseite lassend, obwohl auch hier nach Sattler noch vieles zu sagen wäre. Ich gebe nun noch Bemerkungen zu einzelnen Stellen des Parz.:

1, 21 *des blinden troum* ist sprichwörtlich, vgl. Freidank 55, 1.

1, 30 'zeigt, wie dumm ich bin'; vgl. 129, 13.

2, 11, vgl. 21, 17.

3, 5 *slôz* heisst prägnant Verschluss, nicht Umschliessung, Inbegriff, wie Bartsch will: die Scham schliesst die Kammer der

Tugenden ab, so dass sie nicht herauskönnen, vgl. Türlein 12, 9 *Der wîpheit gemuot unchiusche nie, Ir reine herze daz wær ie Mit schame tür beslozzen.* Suchensinn, Fichards Archiv 3, 240 *Besluss din oren mit stæte tür.*

3, 7 *Diu valsche erwirbet valschen prîs. Wie stæte ist ein dünnez îs, Daz ougestheize sunnen hât?* Umwandlung sprichwörtlicher Redensart; vgl. Marner XV, 236 *Der welte prîs Smilzet sam ein îs.* Jeroschin 21842 *Und al irre witze prîs Vorswein sam vor der hitze ein îs.*

4, 13 *herte* ist wortspielend gesetzt: Parzival war wie Stahl, der sich beim Zusammentreffen mit einem harten Gegenstand (*herte*) nicht bog, insofern er ein Mann war, der im Kampfe (*herte*) nicht nachliess. Es ist also *er stahel* hinauf zu beziehen, und das auch in der Interpunktion auszudrücken.

5, 15 *Ez enwart nie niht als unfruot Sô alter unde armuot* ist wohl sprichwörtlich (vgl. dazu auch Kraus, Das sog. II. Büchlein), und die Uebereinstimmung mit der Antike (*duo quae maxima putantur onera, paupertatem et senectutem, πενίαν φέρειν καὶ γῆρας ἐστι δύσκολον*: Otto, Sprichwörter der Römer S. 269), wie mit französischen Sprichwörtern (*C'est grand peine d'estre pauvre et vieux* Leroux de Lincy 2, 263. *Pauvreté et maladie en vieillesse C'est un magazin de tristesse* Kritzinger, Nouveau dictionnaire des proverbes françois-allemand, Leipzig und Budissin 1743, S. 519) ist wohl auf die bekannte Uebereinstimmung der Sprichwörter verwandter und unverwandter Nationen eher als auf litterarische Entlehnung zurückzuführen. Jedenfalls zeigen uns die Parallelen, dass *Alter unde armuot* zu betonen ist. Auch 5, 12 *Daz alter guot solde hân* ist vielleicht sprichwörtlich, vgl. Wander 1, 59 freilich ohne Beleg *Alter bedarf Geld und Gutthat* und MSD. XXVII, 47 *Discolor est vetulus si non est calceus unctus.*

6, 23 Wohl Umwandlung einer sprichwörtlichen Sentenz, etwa *Swes ein man ze mâze gert, Des wirt er ie ze hant gewert* oder ähnlich; vgl. Cato ed. Zarncke 203 *Er ist niht wîse swer des gert, Des man in ze reht entwert.* Boner 92, 75 *Er ist niht wîse swer des gert, Des er doch niemer wirt gewert.* Reinhart Fuchs S. 333 (s. Zingerle, Sprichwörter S. 96) *Ein man sol betelîchen gern, Den mac man deste baz gewern.* Iwein 4545 *Des sît ir alles gewert, Ist daz ir betelîches gert.* Verena in Rochholz, Drei Gaugöttinen S. 111 *Wand nieman wirt entwert, Der rechter dinge an sie gert.*

7, 9 ein biblisches Sprichwort liegt zu Grunde, s. Schulze, D. bibl. Sprw. Nr. 20, ausserdem Renner 5902 *Got gibt die sele, der neme sie auch hin.*

10, 20 Bartschs Uebersetzung verwischt das Wortspiel: *an einem dinge blint, eines dinges betoubet* sein, heisst einfach desselben ermangeln, und die Nebeneinanderstellung der beiden Ausdrücke ist ein Witz.

12, 27 dass es sich hier um eine sprichwörtliche Redensart handelt, dass man dem nicht glaubt, der sich selber lobt (s. Zingerle S. 93 ff. Schulze Nr. 96. Ysengrimus ed. Voigt VII, 79; besonders W. Gast 1667 *Swer sich selben loben wil, Den lobent danne niht ze vil Sîne nâchgebûren.* Proverbia 27, 2 *Laudet te alienus et non os tuum*), scheint mir klar, weshalb Stoschs Erklärung (ZfdPh. 28, 51), die *ein ungeloube* als 'etwas Unglaubliches' fasst, welche Bedeutung ja allerdings das Wort haben kann, sicher abzuweisen ist.

13, 7 *lîdenlîchen* nicht mit Bartsch 'geduldig', sondern 'passiv'.

13, 10 ff. der Zug vielleicht aus der Christophoruslegende.

13, 30 dass die Mohamedaner *ir bâbestreht âne krümbe sleht dunket* mit einem Seitenblick auf die Christen, bei denen das nicht der Fall ist, unter Hinweis auf die sprichwörtliche Redensart Freidank 152, 2 *Swenne alle krümbe werdent sleht, Sô vindet man ze Rôme reht.*

14, 15 *mit gernden siten* nicht 'absichtlich', wie Bartsch giebt, vielmehr 'als Einer der etwas verlangt scil. vom Schicksal, also etwas erhofft'; daher der Anker als Symbol der Hoffnung.

17, 8 'So wie es jetzt stünde, hätte ihr Kämpfen keinen anderen Erfolg als ihren Tod'; nicht 'auf Tod und Leben', wie Bartsch meinte.

19, 15 *Unt sîn marnære Der wîse und der mære,* kaum anders zu verstehen denn als komische Verwendung spielmännischer Formel.

19, 28 *Swenn er den arzât gewan, Daz er doch mohte niht genesen,* wohl auf eines der vielen mit Aerzten sich beschäftigenden Sprichwörter zurückgehend; vgl. MSD. XXVII, 126 *Non est in medico semper, relevetur ut aeger.*

20, 1 wol Umwandlung eines Sprichwortes; vgl. *der geflôch, der genas* H. v. Neustadt, Apollonius Cap. XVIII der Strassburger Hs. *der genande der genas* Boner 16, 28. Heinzelin, Minnelehre

1991. *Mieux vaut bonne fuie que mauvaise attente* Proverbe au vilain Nr. 64.

20, 25 f. ironische Verwendung spielmännischer Formel (Belege Mhd. Wb. I, 1056) ebenso wie H. v. Neustadt, Apollonius ed. Strobl 4295. Passional ed. Köpke 32, 93.

21, 2 *unser nôt Ist mit freuden zergangen* auf sprichwörtlicher Grundlage, vgl. Krone 7312 *Leit von liebe zergât* und das Umgekehrte Zingerle S. 89.

26, 19 sprichwörtlich, vgl. Fecunda ratis I, 141 (besonders Glosse und Anmerkung). Schulze, Bibl. Sprw. Nr. 190.

27, 10 *erlengen* in doppelter Bedeutung 'seinen Lohn hinausgezögert und mein Leid langdauernd gemacht'; doch kaum als Wortspiel gemeint, da die Verschiedenheit der Bedeutung beim gleichen Wort W. wohl gar nicht zum Bewusstsein kam.

28, 15 vielleicht in Beziehung zu dem kirchlichen Verbote, mit Thränen zu taufen (s. Phillips, Kirchenrecht S. 531): 'Man darf freilich einen Anderen nicht mit Thränenwasser taufen, soweit man sich selbst aber taufen kann, muss die Thränentaufe gelten'.

28, 19 *jâmers lêre* vgl. 80, 10. 92, 4. 320, 4. Wh. 61, 5. Ueber die sprichwörtliche Grundlage s. R. Köhler, Germ. 29, 408.

30, 14 der Conjunctiv *wurde* ist kein Beweis, wie Bartsch meint, dass die direkte Rede erst mit der nächsten Zeile anfängt; denn er kann auch in direkter Rede nach *sît* stehen.

33, 12 *wes* statt *was* bei Bartsch ist wohl Druckfehler.

39, 28 sollte nicht *für schœner 'rkorn* zu lesen sein? Metrisch steht wohl nichts im Wege, s. Moldänke, Ausgang des stumpfreimenden Verses bei W. v. E. S. 21.

42, 10 die naturhistorische Anekdote vom Strauss mit der sprichwörtlichen Redensart vom Eisenfresser (s. DWb. s. v., auch Eisenbeisser) verschmolzen.

44, 25 es ist wohl nötig mit Lachmann und den Hss. Ddd zu lesen *Die juncfrouwen*, während Bartsch *Die* streicht; denn es sind die 44, 17 genannten, und *giengen* ist Plusquamperfect.

45, 23 warum tilgt Bartsch gegen die hsl. Ueberlieferung das *Was*?

50, 5 die Form *sarapandratest* ist noch nicht aufgeklärt. Sollte W. gewusst haben, dass das *pandragon* in dem Namen *Utepandragon* 'Drachenkopf' bedeutet und sich dadurch haben beeinflussen lassen?

53, 2 *Unvergolten dienst im tet ze wê* wohl auf sprichwörtlicher Basis, vgl. *Undank thut weh,* auch Renner 1972 *Swâ dienest ist verlorn, Dâ wære dienest paz verborn* (mit Berufung auf Salomo, was mir zu verificieren nicht gelungen ist), das. 16684 *Swer engiltet des er solte geniezen, Den mac sîn arbeit wol verdriezen.* Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter S. 265 *Arbeit ohne Lohn Ist halb Spott halb Hohn. Arbeit ohne Vorteil wird sauer.*

72, 13 *gekriuzt* ist Wortspiel, es erklärt einerseits *armman,* heisst also durch 'Armut gepeinigte Ritter', andererseits aber müssen seine Zuhörer dabei an Kreuzfahrer gedacht, und da beides oft zusammentraf, werden sie es als Witz empfunden haben. Das Verbum *kriuzen* als Uebersetzung von *cruciare,* 'peinigen' kann ich freilich nicht so früh nachweisen, das DWb. V, 2188 bringt nur aus Luther einen Beleg; hingegen hat das Substantiv *kriuze* bereits mhd. die entsprechende Bedeutung.

73, 6 *Mit swerten vil gekemmet* s. AfdA. 21, 73.

78, 9 *Dâ wirt diu krümbe selten sleht,* sprichwörtlich: s. o. zu 13, 30, Zingerle S. 85, Schulze Nr. 112, Renner 2272 *Nu get unreht ser für reht, Man siht krump lieber denne sleht.*

86, 5 ist das Sprichwort vom Eigenlob auf das Verwandtenlob übertragen, vgl. Zingerle S. 93 f. Schulze Nr. 96. Cato 289 *Sich daz du nimmer sô ertobest, Daz dû dich scheldest oder lobest.* Auch das folgende *Dune maht mîn doch verkoufen niht* hat im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden sprichwörtliche Grundlage, vgl. Haupts Anmerkung zu den Zwei Kaufleuten 496, ZfdPh. 7, 89. Graf und Dietherr, Rechtssprichwörter S. 260 *Jeder Kaufmann lobt seine Waare. Ein Verkäufer lobt seine Waare. Loben und Bieten gehört zum Kauf. Mit schönen Worten verkauft man schlechte Waare.*

91, 4 *ungewis* 'unbeständig', nicht 'unklug', wie Bartsch will.

93, 4 *Sô sult ir leit ze mâzen klagn*; vielleicht geht auf diese Stelle zurück Kindh. Jesu 1623 *Ouch ist uns dicke geseit, Ez sî ein grôziu sælekeit, Swer sîne freude unt sîn klagen Ze rehter mâze künne tragen, Sî sînes liebes niht ze frô Unt klage sîn leit alsô, Daz er sîn niht mêre,* aber die erste Zeile *Ouch ist uns dicke geseit* lässt auf sprichwörtliche Redensart schliessen, vgl. Türlein XXVII, 28 (Lesart) *Liep noch leit diu beide Niht sêre in dem herzen tragen.* Krone 7278 *als der wîse tuot, Der sich liebes niht überhebet Und sich leides niht entsebet.* Biterolf

287 *Swaz man von Salomone seit, Wie* (so, nicht *Swie*) *der sîn liep und ouch sîn leit Mit einander kunde tragen.* Otto, Sprichw. d. Römer S. 134 *feras non culpes.*

103, 24 In anderer Form wiederholt W. das Sprichwort Parz. 548, 8 *Hiute riwec, morgen vrô* s. Zingerle S. 68. Schulze No. 149. Fecunda ratis I, 140. Ebert, Sprw. d. afrz. Karlsepen S. 27.

102, 16 *Des wart gewunnen unt verlorn,* ebenso Parz. 82, 13. Wh. 446, 1. Tandareis 13063. 13904. 16880; vgl. Ebert a. a. O. S. 28 *Si va de guerre, qui le velt démener; Car hom i pert et regaaingne assés.* Cato 320 *Der nie gewan der vlôs nie.*

114, 12 *Ich bin Wolfram von Eschenbach.* Mit dieser ungemein selbstbewussten Art der Einführung steht W. allein. Weit bescheidener klingt ein *ich heize* oder *bin genant*: Pfaffe Konrad ed. Bartsch 9079. H. v. Beringen 10706. H. v. d. Türlein 10443. Thomasin 75. Hans v. Bühel, Diocletian 9437. B. v. Holle, Demantin 1. 9570. Crane 2144. 4869. H. v. Langenstein, Martina 292, 36. Pleier, Meleranz 12766. J. v. Frankenstein 11445. Philipp der Karthäuser 10122. U. v. Eschenbach, Alexander 122. Axspitz, Germ. 28, 42 oder eine andere Einführung mit *ich*: armer Hartmann 3737. Freiberg, Tristan 82. Lutwin 1253. K. v. Fussesbrunnen 3023. H. v. Wildonie 1, 276. 2, 668. K. v. Würzburg, Sylvester 82. Boner, Vorrede 39. Albrecht, j. Tit. 5883, 1. K. v. Heimesfurt, Himmelfahrt 20 (ZfdA. 8, 156). U. v. Eschenbach, Alexander 14818. 27763. R. v. Hunkhoven, Schlegel 5. N. v. Jeroschin 218. H. v. Bühel, Königstochter 1236. 3746. B. v. Schonebeke 31. M. Beheim, 10 Gedichte ed. Karajan V, 949. Buch v. d. Wienern 2, 15. 417, 7. Suchenwirt, Goedeke, Ma. 257, 1. Vintler 122. 10103. Hingegen ist die von W. gewählte *ich Wolfram von Eschenbach* Parz. 827, 13. Wh. 4. 19, wo das *ich* mit dem Namen, die ganze Zeile füllend, an der Spitze des Satzes steht, unter diesen wieder die selbstbewussteste: sie wird nachgeahmt von Ulrich v. d. Türlein 3, 26. U. v. Türheim, Rennewart ed. Roth S. 120. Tristan ed. Massmann 587, 18. U. v. Lichtenstein ed. Lachmann 660, 20. K. v. Würzburg, Trojanerkrieg 266. Engelhart 6492. Weltlohn in Benekes Wirnt S. LXIV. Schwanritter 1354. Otte 760. Partenopier 192. Herzmäre 583. Halbe bir 508. Die ältere und häufigere Form ist überhaupt die Einführung in dritter Person, so H. v. Melk, Erinnerung 1032. Eilhart 9446. 9457. Pfaffe Lamprecht 4. H. v. Fritzlar 18450. H. d. Glichesære 2250. Alber, Tundalus 66, 45. Priester Arnolt,

Siebenzahl, Diemer 356, 18. Juliana ed. Schönbach 5. Ava, Diemer 292, 13. H. v. Veldeke, Servatius I, 3228. Eneit 13465. 13480. Hartmann v. Aue, Iwein 28. Gregorius 3817. a. Heinr. 4. Büchlein I, 29. H. v. Neustadt, Apollonius 20858. Gottes Zukunft 8550. H. Wittenweiler, Ring 1d, 14. Pleier, Tandareis 4081. 18305. Garel 21303. Meleranz 102. W. v. Gravenberc 141. Stricker, Karl 116. Amis 39. Daniel 16. A. v. Kemenaten, Goldemar 2, 2. H. v. Wildonie 3, 301. Wernher der gartenære 1934. H. v. Krolewitz 4004. Meister Otte ed. Massmann, Prolog CXXXVI. J. Enikel, Weltchronik 85. K. v. Stoffeln, Gauriel ed. Khull S. 158. L. v. Regensburg, Franciscus 304. 376. 4017. Tochter Syon 2103. A. v. Halberstadt, Prolog 52. H. der Teichner passim in Lassbergs Liedersaal. S. der Dorfer in Goedekes Ma. S. 150. Kaufringer ed. Euling 14, 763. Kuonrât, Alten wîbes list 468. H. Rafolt, Der nuzperk 1. D. v. Glezze, D. gürtel 827. Sibote, Frauenzucht 16. Zwingauer, D. schwangere Mönch 540. Vriolsheimer, Hasenbraten 130. H. Fressant, Ehefrau und Buhlerin 750. J. Appet, Ritter unterm Zuber 394. R. v. Munre, Irregang 6. 1428. J. v. Freiberg, Rädlein 1. H. der Kellner, Turandot 224. R. v. Würzburg, Zwei Kaufmänner 939 (Alle die letzten in Hagens Gesamtabenteuer). Halbsuter, Wackernagel, Lesebuch 932, 11. Veit Weber das. 1055, 3. Ph. Colin ed. Schorbach 846, 21. 857, 21. Claus Wisse das. 854, 7. H. Sachs passim. Andere Einführungen sind, dass sich der Dichter durch die Leser oder eine allegorische Person in zweiter Person anreden lässt: so R. v. Dorn 2850. U. v. d. Türlein CCCIV, 30. R. v. Ems, W. v. Orlens in Goedekes Ma. 863b, 38. H. v. Krolewitz 4562. L. v. Regensburg, Franciscus 3244. B. v. Schonebeke 6436. Ottokar, Reimchronik 18186. H. Vintler 5370. 5761. 10091, oder durch ein Akrostichon nennt, was besonders R. v. Ems liebt, aber auch H. und U. v. d. Türlein, E. v. Erfurt, E. v. Cersne, K. v. Ammenhausen praktizieren, G. v. Strassburg vielleicht andeutungsweise durch Nennung des Anfangsbuchstabens seines Namens. Viele verschweigen uns ihre Namen überhaupt; vgl. Scherer, Geistl. Poeten d. d. Kaiserzeit 2, 62 (QF. VII).

115, 21 Roethes Konjektur (ZfdA. 41, 169) halte ich für überflüssig. Der Dichter hat einen ungewohnt kampflustigen Ton gegen die Frauen angeschlagen. 'Nun', fährt er fort, 'will ich Dinge von Frauen erzählen, die dem ganzen Geschlecht zur Ehre gereichen. Aber ich wünsche nicht, dass die Frauen das so auffassen, als ob ich mich bei ihnen wieder einschmeicheln

wollte: ich denke nicht daran zu Kreuze zu kriechen'. Da ist es nun durchaus kein Widerspruch, wenn er in dem später eingeschobenen Abschnitt 337, in dem er auch sonst auf jenen früheren Einschub anspielt, sich das Zeugnis holt, er habe für das weibliche Geschlecht ehrenvolle Thatsachen erzählt. Ebenso wenig aber ist es ein Widerspruch, wenn er gleich im Folgenden beweist, dass er durchaus nicht sich einzuschmeicheln beabsichtige.

116, 15 *Genuoge sprechent* heisst 'es ist ein Sprichwort', s. C. Schulze, ZfdA. 8, 380; vgl. Zingerle S. 14 *Daz hân wir dicke gehôrt: Wê dir armûte, Du hâst vil lutzel gûte.* Aber auch die darauf folgende Einschränkung findet sich sonst, so Renner 23049 *Willic armut ist uns gut, Unwillic armut schaden tut,* Pfeiffer, Mystiker 1, 220 *ist iz des menschen wille und begert nicht zu habene und vrowet sich wanne ime gebrichit, so ist iz gut; ist iz aber unwillic . . . dem ist daz ermute bôse,* besonders aber die Gedichte 'Armut und Demut' und 'Lob der Armut' in Wackernagels Kirchenlied 2, 144. 304.

116, 20 wie Bartsch und Bötticher es fassen, ist das *niuwe* nicht recht verständlich; denn 'immer neu', wie Bötticher will, heisst es nicht. Auch fehlt dabei der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden. Ich übersetze: 'Weil sie aus Treue die freiwillige Armut auf sich nahm (indem sie ihr Vermögen etwa einem Kloster schenkte), deswegen wurde diese Gabe, als sie in den Himmel kam, zu einer neuen gemacht (die Verjährung unterbrochen) mit einem Plus von unendlicher Begabung'.

117, 8 *waste* wird falsch mit 'Wüste' übersetzt; denn in Wäldern giebt es keine Wüsten. Aber auch 'Einöde' trifft nicht den Sinn, da der Gegensatz dazu nicht etwa die bewohnte Gegend ist, sondern die *plâne,* die nach 118, 12 sich ebenfalls im Walde befand. Freilich darf man auch nicht wie Hertz in seiner mir eben zugehenden, prächtigen Uebersetzung *waste* und *plâne* identifizieren, mit 'Waldesau' übersetzen und Herzeloyde auf der *plâne* wohnen lassen. Diese liegt vielmehr nach 118, 20 ausserhalb der *waste* und 117, 9 ist ausdrücklich gesagt, dass Herzeloyde nicht auf *die plâne* zog, trotzdem man etwa hätte meinen können, dass sie derselben der Blumen wegen den Vorzug gegeben hätte; das bedeutet das parenthetische *durch bluomen* (s. Bachmann, mhd. Lesebuch [2], S. 101, Anm.). Crestiens *gaste* hilft nicht weiter; was *waste* heisst, zeigt uns 735, 6 *Gein einem grôzen walde Uf einer liehten waste:* es ist eine Lichtung (vielleicht der Etymologie

nach durch irgend eine Verwüstung entstanden), die Herzeloyde zum Acker umschaffen lässt.

118, 16 Roethes Konjektur ZfdA. 41, 169 *swære* statt *süeze* zu lesen, ist überflüssig. Denn ob man mit Lachmann *süeze* oder mit Bartsch *suoze* liest, wenn man *die* wie diese beiden für *der* nimmt, ist das Wort adverbiell gebraucht, und auf süsse Weise kann doch der Vogelsang ins Herz dringen, wenn er auch in demselben Schmerzen verursacht. Aber auch mit Roethes Konstruktion, wonach *süeze* Substantiv ist, geht es ohne Aenderung auszukommen; denn auch wenn das Herz von angenehmen Empfindungen 'zum Springen voll' ist, kann man das in der mhd. weiteren Bedeutung des Wortes als *sorgen* bezeichnen.

120, 13 Paul hat Beitr. 2, 66 wohl Recht, wenn er die Konjektur *en* für *ein* für überflüssig erklärt. *swîc* ist Neutrum, und so stehen keine metrischen Bedenken (s. Moldänke, D. Ausgang d. stumpfreimenden Verses b. W. v. E. S. 15) im Wege. Auch der Grund aus dem Sinn heraus, den Lachmann zu Iwein 4644 angiebt, ist kaum stichhaltig; es ist zu übersetzen 'er hatte eben einen Zweig abgebrochen, als er auf dem neben ihm herlaufenden Wege Hufschläge hörte'.

121, 9 ich bezweifle, dass *her*, wie das Mhd. Wb. und Bartsch wollen, 'Volk, Nation' heissen könne. Es heisst entweder 'Kriegsheer' oder unbestimmt 'Menge, Schaar', und letztere Bedeutung ist wohl auch hier anzunehmen als übertreibende Vergleichung: 'Sie sind' d. h. 'jeder Einzelne von ihnen ist dümmer als eine Menge Baiern'.

128, 30 'bis ins elfte Glied', wie Bartsch paraphrasiert, verstehe ich nicht, man würde doch erwarten 'nicht einmal das elfte Glied'. Kann *uns an den eilften spân* das heissen? Oder ist zu interpungieren: *Owê daz wir nu niht enhân Ir sippe! uns an den eilften spân Des wirt gevelschet manic lîp?*

130, 14 ff. 'Man wird mich schwer dazu bringen können, einen so schönen Mund zu küssen; denn *daz ist mir selten worden kunt'*; vgl. *Ignoti nulla cupido. Onconde maect onminne. Il faut connoistre avant aimer. Unbekannt, unverlangt.* (Wander II, 1241. IV, 1420). Es ist also nicht etwa *zende* : *wende* zu ändern.

137, 28 Bartsch übersetzt 'wenn ich mir auch den Hass aller Weiber dadurch zuzöge'; aber dazu ist doch kein Anlass: vielmehr 'wenn mich die Frauen auch noch so sehr hassen (vgl. 114, 19 *Dar umbe hân ich der andern haz*), so will ich das doch

nicht Jeschûten entgelten lassen, dadurch, dass ich ihr mein Mitleid versage'.

142, 26 *Ine sorge umb niemen danne um mich* sprichwörtlich, s. Wander IV, 639 ff. Otto, Sprichwörter d. Römer S. 14. Anders gewendet Nibelungen 1921.

147, 3 ist ein Wortspiel beabsichtigt zwischen *wërden* und *werden* für *werenden* (vgl. *heleden* Parz. 466, 22. Lieder 5, 34)?

148, 23 sollte *selpschouwet* nicht so viel heissen wie *selpvar?* vgl. 'Schauen als term. techn. bei den Färbern: wenn man ein Tuch nicht ganz mit ächter Farbe färbet, sondern darüber noch eine unächte Farbe aufträgt, und diese dann verschiesst, so schaut die Farbe, d. h. die ächte kommt wieder zum Vorschein' (DWb. VIII, 2319). Zu *gehêrret noch gefrouwet* vgl. j. Tit. 83, 2. 318, 3. 6052, 2.

150, 16 der Vergleich hinkt etwas, da Parz. in demselben sowohl die *geisel* als das *kint* ist. Ueber das Sprichwort 150, 22 s. Lucae, ZfdA. 30, 369.

152, 24 *Der durch swîgen dûht ein tôr* 'den man seines Schweigens wegen (seltsamer Weise) für einen Narren hielt', während man doch sonst dem Sprichwort nach den Narren daran erkennt, dass er nicht schweigen kann; s. Zingerle S. 136. Schulze, Bibl. Sprw. No. 74. Hávamǫl 27. Fecunda ratis I, 60. Proverbe au Vilain No. 198. Ebert a. a. O. No. 92. Liedersaal 1, 565, 218.

163, 22 Wortspiel zwischen 'Ritter' und 'Reiter'.

167, 29 selbstironisierende Parodie der frühern ernsten Stelle 116, 13.

168, 7 vgl. Tristan 707 *Wie gânt im sô geliche enein Diu sîniu keiserlichen bein.* 168, 10 würde ich vorziehen, keine Parenthese zu setzen, da das *härmin blanc* ja zu *furrieren* gehört: 'Rock und Mantel waren aus hermelingefüttertem, braunem Scharlach'.

185, 1 'Bei mir zu Hause freut sich die Maus nicht wie sonst im Hause des Armen, weil der Bettelsack nicht versperrt ist. Freilich ist er das auch bei mir nicht, aber es ist auch nichts drin'; vgl. Fecunda ratis I, 347 *Mus inpune satis mendici in folle superbit* wozu die Glosse *Mures ad saccum mendici liberius currunt, quem sub sera positum non inueniunt.* Allerdings kann ihm dabei noch das entgegengesetzte Sprichwort vorgeschwebt haben: Freidank 141, 15 *Man siht vil selten rîches hûs Âne diep und âne mûs*, Renner 10502 *Ich han noch hof und hus, Grosse*

pachen, der die mus selten hat enpizzen, 10528 *Swelh maus der pachen leben sol Die wil suchen ein ander hol, Wenn sie hie niht vinden kan: Er ist nu worden ein armman.* In der Mitte steht die Anschauung, dass die Maus in des armen Mannes Hause sich freut, aber nur, weil sie daselbst Platz zum Tanzen hat: Renner 1646 *Unrates ein vollez hus, In dem ofte manic mus Getanzet und gereiet hat, So sie anderswa was worden sat.* Noch ein anderes mhd. Mausprichwort erklärt sich aus der Fecunda ratis I, 189. 1213, nämlich Hellefiur, MSH. 3, 34a *Den alten spruch den sprichet man: Also diu mus ze neste nien müge, so bint ir einen slegel an,* was zugleich beweist, dass die Glosse und nicht Voigt mit der Erklärung von I, 189 Recht hat.

230, 11 über *lign aloe* ξυλαλόη s. Hertz zur Stelle. In dem Märchen vom Prinzen Bedr in 1001 Nacht (übers. v. Weil, 3. Aufl. 3, 5) zündet die Prinzessin Gülnare Aloeholz in einem Weihrauchkessel an, worauf ihre Verwandten, die Fürsten des Meeres, erscheinen. Zauberische Wirkung ist wohl auch hier beabsichtigt, nur von W. nicht zum Ausdruck gebracht. Die Stelle Wh. 69, 12 ist wohl durch die unsere beeinflusst.

241, 9 'Die Leute wollen nach der Schnur erzählt haben. Sie bedenken aber nicht, dass auch die gerade Sehne erst *zer biuge erdent* werden muss, um den Pfeil abschiessen zu können. Für Leute, die nicht zuzuhören verstehen, ist aber überhaupt schwer dichten'. Ueber 241, 25 s. Zingerle S. 111. Liegt 241, 26 ff. etwa eine der vielen Priameln von vergeblicher Arbeit (s. Uhl, D. deutsche Priamel SS. 306. 307. 361) zugrunde? Steht der Bock an Stelle des Esels, dem man nicht das Harfenspiel beibringen kann (Zingerle S. 193, Uhl a. a. O. S. 344)?

272, 12 über diese sprichwörtliche Redensart s. R. Köhler, Germ. 18, 114.

284, 12 *Lât sîn: sîn frouwe was ouch lôs* 'lasst ihn nur, er ist ja noch jung und wird sich noch ändern; auch seine Herrin war einstmals voll Schelmerei und doch ist sie später so ernst geworden, dass sie sogar das Lachen verlernt hat'. Das *was* muss in einer Zeit vor der Erzählung liegen. W. wusste jedenfalls mehr von Cunneware.

406, 30 *Daz dicke den grôzen strûz Væhet ein vil kranker ar* vgl. ἀετοῦ γῆρας, κορύδου νεότης, καρόσον καὶ γηράσκων ἀετὸς ἀμείνων παντὸς νεάζοντος ὄρνιθος (Zenobius bei Otto, Sprw. d. Römer S. 32).

433, 1 *Tuot ûf* ist offenbar formelhaft; denn im folgenden duzt ihn die Aventiure.

433, 21 'Man sollte nach dem Vorhergehenden eher erwarten *kurz unde smal*'. Diese Anmerkung Bartschs zeigt, dass ihm der Humor der Stelle nicht aufgegangen ist. W. verhöhnt offenbar eine Formel (etwa *Des riters ganziu werdekeit Was beidiu lanc unde breit*), die ich freilich nicht nachweisen kann. Kaum macht er sich über sich selbst lustig: Parz. 104, 23 *Ir schade wirt lanc unde breit,* obwohl ihm das wohl zuzutrauen wäre. Ueber formelhaftes *lanc unde breit* s. v. d. Leyen, Des armen Hartmann rede vom glouven S. 132, wo unsere beiden Stellen fehlen. Ich finde es noch in Wernhers Maria ed. Feifalik 4610, Ottokar 52965 und öfters im Apollonius des H. v. Neustadt. Warum citiert v. d. Leyen S. 133 nur 'Pleier', wenn er 'Meleranz' meint? *werdekeit machen breit* hat R. v. Zweter ed. Roethe Nr. 29. *Den hât man ûz besunder In sô hôer werdikeit Und wirt sîn lop sô wît sô breit* H. v. Freiberg Tristan 1394. *Der alle zît dem rîche sîn Kan mêren ganze werdecheit Und im sîn gelt hie machet breit* K. v. Würzburg Sylvester 2442. Vielleicht ist prägnanter zu interpungieren *Ode ist si kurz? ode smal?*

434, 14 wird in allen Uebersetzungen falsch aufgefasst: *Ez wære* steht für *Ez enwære* (s. Erbe, Beitr. 5, 11), und der Sinn ist 'Jeden stach er vom Ross, wenn er ihn nicht etwa als Landsmann oder Verwandten (vgl. *Weder lantmann noch der mâc* Lanzelet 5577) erkannte; dann hütete er sich ihn abzustechen'. Vgl. Niedner, Das Turnier S. 65 'Für den Erkennenden war es Regel', wenn er einen Verwandten oder einen Freund traf, auf diesen so zu stechen, dass der Gegner nicht abgestochen wurde'. Die folgende Zeile heisst nicht, wie Bartsch sagt, 'der sich im Ansturm des Zusammenrennens mit ihm mass', sondern 'der den *poinder* der *tjost* gegen ihn zielte'.

435, 1 Noch heutzutage kann man das biblische 'Wer glaubt wird selig' in ein 'Wer's glaubt wird selig' als Erwiderung auf eine unglaubliche Geschichte parodiert hören. Es ist also das gleiche skeptische Verhalten gegenüber der Quelle, das Hertz S. 433 mit Recht aus Parz. 238, 8 ff. herausliest, und das W. wohl hier veranlasst hat, sich mit dieser kurzen Andeutung zu begnügen.

435, 3 *Daz Parzivâl der degen balt Kom geriten ûf einen walt, Ine weiz ze welhen stunden . . . Sîn wolte got dô ruochen*

vgl. Erec 6126 *Ir ze heile reit er durch den walt: Nâch wiu daz ist mir niht gezalt, Wan daz ich betrahte In mînes herzen ahte, Ez kom von ir sælekeit.* In beiden Fällen reitet ein Ritter aus und findet eine Frau mit einem toten Manne im Schosse. Hartmann lehnt es ab, auf die gewöhnliche Manier mitzuteilen, dass er *durch kurzewîle, banekîe* u. s. w. ausgeritten sei, Wolfram, ob die Scene *an einem morgen fruo, umb einen mitten tac* u. s. w. gespielt habe. Beide fahren dann fort: 'Jedenfalls war es eine höhere Schickung'. Nur wenn man sich das vor Augen hält, versteht man das *Ine weiz ze welhen stunden.* W. ist offenbar durch Hartmann beeinflusst, hat sich aber, wie immer, selbständig erwiesen.

435, 16 'Der Ursprung weiblicher Sorgen' d. i. die Liebe; die blüht immer neu in ihrem Herzen, mag auch ihr Treuversprechen schon verjährt sein.

436, 23 'Warum erwähne ich überhaupt Freude angesichts der Not?' denn von 'vergleichen', wie Bartsch *mezzen* übersetzt, ist gar nicht die Rede.

439, 16 Bartschs Auslegung, die Hertz annimmt, ist kaum richtig; vielmehr 'wenn Reden im Stande wären, mich herabzusetzen, an der Absicht würde es Euch nicht fehlen', vgl. Wander III, 1548 *Böse Rede Niemand schadt Der ein gut Gewissen hat.* Auch 439, 21 ist *widersaz* fälschlich mit dem Mhd. Wb. als 'Untreue' aufgefasst; alle daselbst vorgebrachten Belege lassen ganz gut die einzige Bedeutung des Wortes 'Widerstand, Widerspruch' zu, und so heisst es auch hier: 'Mit Gottes Hilfe bleibe ich frei von Herabsetzung; ich kann keinen Widerstand leisten, ich mag mich mit Euch in keinen Zank einlassen'. Dass sie ihm dann dennoch Aufklärung giebt, ist kein Widerspruch, sondern psychologisch richtig beobachtet.

440, 7 *ledeclîche* hat Beneke zu Iwein 1711 als 'ganz und gar' gefasst. Ich glaube aber, es muss hier 'ledig' heissen. 'Was die Ledigkeit anbelangt, das Nicht-verehlicht-sein, so bin ich allerdings Jungfrau; vor Gott ist er aber mein Mann.' Wieso Bartsch 440, 13 eine Uebersetzung herausbekommt 'als Zeugnis der rechtmässigen Ehe', weiss ich nicht: vielmehr ist *der rehten ê* Genitiv zu *vingerlîn,* also 'dieser Ehering'; denn vor Gott wird er als solcher gelten, während er den Menschen freilich kaum als Verlobungsring gelten kann, da sie ihn ja erst dem Toten abgezogen hat.

441, 9 Hier und in ähnlichen Fällen ist für *fruht* die Bedeutung 'Same' anzusetzen, so wie Parz. 160, 24 *Ein berendiu fruht al niuwe Ist trûrens ûf diu wîp gesæt.*

441, 24 Soll man als ἅπαξ εἰρημένον ein schwaches Masculinum *gelücke* 'Schicksalsgenosse' annehmen?

442, 1 d. h. du verspottest mich, s. Parz. 289, 11 *Der schadehafte erwarb ie spot.* Zingerle S. 128. Ysengrimus ed. Voigt I, 175. Antiloie 403 (Ad. Blätter 1, 263) *Spot unde swære Daz sint altiu mære.* Gesammtabenteuer XXXI, 247 *Schade und schimpf ist bœse.* Freidank ed. Bezzenberger S. 241 *Spot tuot nâch schaden wê.*

442, 26 ist mit Paul, Beitr. 2, 90 Kolon und 27 Punkt zu setzen, 28 aber ist *ungeverte* nicht als 'Weglosigkeit' sondern als 'Unglück' i. A. aufzufassen; denn erst das Zusammentreffen mit dem Gralritter bringt ihn von dem richtigen Wege ab, bis dahin ist er auf demselben, wie ja eben das Zusammentreffen beweist. Er verliert die Spur auch gar nicht, sondern sie wird ihm *undervangen,* benommen durch das ungünstige Schicksal: er muss nach diesem Zusammentreffen fürchten, dass ihm sämtliche Gralritter auf den Hals kommen, und darum giebt er freiwillig die Verfolgung dieses Weges auf. Das sagt deutlich 445, 27 ff., und es ist eine seltsame Annahme von Bartsch zu 445, 30, dass er in dem fremden Ritter den Gralritter nicht erkannt habe; denn deutlicher als 443, 16 konnte es ihm dieser schon nicht sagen. 443, 5 *Nu lât in rîten: war sol er?* spricht nicht gegen diese Auffassung; denn es ist nur die bekannte Wolfram'sche Ersetzung des Relativsatzes durch den Fragesatz: 'Nun lasst ihn reiten: wohin? das wisst Ihr ja: nach dem Gral.'

449, 7 *slavenîen hûs* heisst nur ein Raum, in dem sich *slavenîen* befinden, vgl. *kleithûs*: 'du kannst ihm mit Logis, Kleidung und Kost dienen'.

450, 13 Bartschs Anmerkung zeigt, dass er die Stelle nicht verstanden hat: *Ich gên ungerne in dirre schar. Dise megde sint sô wol gevar, Daz mîn rîten bi in übel stêt.* Vielleicht setzt man besser eine schwächere Interpunktion nach *schar.*

450, 24 Es ist gar kein Grund, *frouwe* mit Bartsch als Plural zu fassen. Es ist vielmehr, wie Hertz richtig übersetzt, auf die Frau des alten Ritters allein zu beziehen, da die Töchter ja 450, 27 besonders angesprochen werden.

451, 5 '*kiusche* stf. Enthaltsamkeit' sagt Bartsch. Wovon?

Es bedeutet vielmehr Reinheit des Gemütes, und diese wie sein Mitleid bethätigt sich in seiner Trauer. Diese Trauer aber besteht im Gedanken an den Schöpfer, natürlich, indem er daran denkt, was er an diesem Tage für ihn gelitten habe. Vielleicht ist aber nach *zuht* Komma zu setzen, so dass wir es mit 3 Nominativen zu thun hätten: den Inhalt des *riet* gäbe der Satz nach dem Kolon — das schiene mir gut Wolframisch.

452, 6 *Diu wîse mir dis kastelân Dez wægest pfat* wäre gar nicht auffallend, da 'Einen einen Weg führen' immer so mit doppeltem Accusativ ausgedrückt wird. Merkwürdig ist nur die Ersetzung eines Wortes wie *pfat* durch einen Präpositionalausdruck *umb die reise mîn* 'Reiseroute'.

453, 17 *ân* heisst hier 'ohne', nicht 'abgesehen von', wie Bartsch meint; denn *karacter* ist Zauberschrift. Aber der Christ lernt diese nur durch die Kraft der Taufe, er treibt bloss die 'weisse Magie', ohne sich um die 'schwarze' zu bekümmern; diese ist eine heidnische Kunst, die ohnehin nie zur Erkenntnis der Art des Grales beitragen könnte.

453, 27 'Er stammte aus israelitischer Familie, bis die Taufe unser Schutz wurde.' Das heisst doch: damals hörte seine Familie auf, eine israelitische zu sein. Und da wir hören, dass sein Vater ein Heide war, müssen wir annehmen, dass damals, zu Christi Zeiten, seine Mutter, die Jüdin, jenen Heiden geheiratet habe. Flegetanis war also ein Zeitgenosse der ersten Christen[1]). Wenn Flegetanis 454, 24 sagt *Ein schar in ûf der erden liez,* so waren zu seiner Zeit die gefallenen Engel bereits wieder im Himmel und der Gral auf Erden. Was heisst aber *Sît muoz sîn pflegn getouftiu fruht?* Man kann es fassen als 'Später werden Christen ihn hüten' oder auch als 'Seither hüten ihn Christen'. Im ersten Falle würde uns nicht gesagt, wo sich der Gral in der Zwischenzeit befunden habe, wir verständen auch nicht, wozu uns die Angabe über die Lebenszeit des Flegetanis gemacht, weshalb er gerade in diese Zeit versetzt würde. Im zweiten Falle erhebt sich eine Schwierigkeit durch Titurel 6, wo Titurel sich selbst als denjenigen bezeichnet, dem als erstem unter den Menschen das Besitztum des Grales zu teil

[1]) Man hat sich ihn wohl als ägyptischen Juden zu denken. Deshalb wird ihm Apisdienst zugeschrieben, vgl. j. Tit. 801 ff., wo die verschiedenen Arten von Heiden auseinander gehalten werden. Handelt es sich um eine pseudo-philonische Schrift? *Flegetanis* aus *Philo Egyptianus?*

wurde. Es wäre ja nicht unmöglich, dass der Dichter ohne genaue historische Vorstellungen bereits das zweite Geschlecht vor dem mit Artus gleichzeitigen Amfortas[1]) in die Zeit der ersten Christen versetzt hätte. Aber wieder drängt sich uns die Frage auf, warum denn die Geschichte in diese Zeit verlegt wurde, wenn der Gral nichts mit dem Schicksal Christi zu thun hatte. Hat hier W. nicht etwas ausgelassen und dann es dazu erfunden, dass Titurel der Besitzer war? Dann wäre die Erzählung bei Kiot etwa verlaufen wie bei Gerbert (s. Heinzel, D. afrz. Gralromane SS. 75. 77).

Die Berufung auf Flegetanis als Quelle, auf das Buch, das in Toledo an unzugänglichem Orte gefunden wurde, hat W. gewiss seinem Gewährsmann entlehnt, da sie ganz im Style des afrz. Epos ist, s. Nyrop-Gorra, Storia dell' Epopea francese S. 300 f.[2]) Der Zauberer *Flegedin* im Apollonius des H. v. Neustadt hat sicher W.'s *Flegetanis* manches zu verdanken, vor allem ist auch er Christi Zeitgenosse (s. Strobl S. 83) und lebt zwei Jahrhunderte vor Artus (das. S. 115); aber andererseits ist er (nach der Auffassung von H.'s Quelle?) auch der Höllenfluss *Phlegeton*, was daraus hervorgeht, dass ihm *Achiron* zum Vater gegeben wird (das. S. 37). Diese Mischung von Vorstellungen, der wir bereits oben begegnet sind, ist überhaupt charakteristisch für H.'s Gedicht. So ist dieser *Achiron* seiner Gestalt als Centaur, seiner Bogenschützenkunst nach, und weil ihm eine Tochter *Pliades* d. i. *Peliades* gegeben wird, doch auch wieder *Chiron*. So ist das Land, in welches neben den Kaukasusvölkern *Gog* und *Magog* noch das Volk *Kolch*, das sind die ebendort wohnenden *Kolcher*, unter dem König *Ejectas* d. i. *Aeetes* einfällt, doch sicher das *Iberien* am Kaukasus, andererseits aber hat es die Hauptstadt *Barcelona*. So ist *Galacia* zugleich die spanische Landschaft *Galizien* wie auch die kleinasiatische Provinz. So ist *Parachia* mit der Hauptstadt *Philadelphia* sicher *Palaestina Peraea* mit der gleichnamigen Hauptstadt, liegt aber andererseits in Armenien.

454, 6 Th. v. Greyerz macht mich aufmerksam, dass man abweichend von Bartsch das *si* besser als Nominativ fasst und

[1]) Das zweite Geschlecht nach diesem, Lohengrin, seiner Schwester Herzeloide Enkel, stirbt nach j. Tit. 5961 um 500 n. Chr.

[2]) Gottfrieds Art der Quellenforschung zeigt nur eine in der Sache begründete Aehnlichkeit, es ist daher kein Anlass mit Behaghel, LB. 1898, Sp. 263 in unserer Stelle parodistische Polemik gegen Gottfried zu sehen.

das *dâ von* auf *kalp* bezieht, dass dann der Sinn der Stelle ist: 'dass diese weise Nation von einem Kalb nicht denjenigen unterscheidet, der die höchste Macht hat.'

466, 16 s. Zingerle S. 46.

469, 3 Ueber den Gral als *stein* s. Heinzel, Ueber W.'s Parzival S. 18. Woher hat der j. Titurel seine Auffassung als Abendmahlschüssel? Zu dem aus Lucifers Krone gefallenen Steine im Wartburgkrieg vgl. Helbling VII, 544, wo die Hoffart als Wappen führt *ein krône viurvar Ist gekêret hin ze tal. Daz bezeichent uns den val, Den Lucifer von himel viel.*[1]) In Vincentius Bellovacensis Speculum historiale II, 10 ist Lucifer im Himmel *omnino lapide precioso opertus et ornatus.* Wackernagel, Predigten S. 4 *Wndirliche gecirit mit allen den lohesonden steinin des grvonin paradisis.*

471, 15 Zu den im Zusammenhang mit den neutralen Engeln oben S. 363 besprochenen Vögeln der Brandanuslegende verweise ich nachträglich auf Kölbings Aufsatz 'Christian v. Troyes Yvain und die Brandanuslegende' (Zs. f. vgl. Lit. 11 [1897], 442 ff.)

504, 1 den Widerspruch, den Heinzel a. a. O. S. 9 dem vorhergehenden Abschnitt gegenüber annimmt, kann ich nicht finden. *Sît er von Tschanfanzun geschiet* meint nur das Jahr zwischen dem Abschied aus Tsch. und dem jetzigen Zeitpunkt, d. i. der Aussöhnung mit Vergulaht. Von diesem Jahr will der Dichter nichts erzählen. Jetzt aber *muoz er strîte nâhen,* was ganz zu 503 stimmt.

659, 20 s. Zingerle S. 127. Fecunda ratis I, 526.

455, 25 *ein stat* ist nicht mit Bartsch 'eine gewisse Stelle' zu übersetzen, sondern 'die Stelle, jene Stelle', und deshalb nach 26 lieber Kolon als Punkt zu setzen.

---

[1]) Im deutschen Physiologus, Karajan 83, 14 verliert er nicht nur die Krone, sondern auch den Kopf: *Do der tieuil hete engelischen nam In den choren himilischen Do hat er hovbet gewisse Daz hovbet er do uerlos Des zageles wurde er ovch belost*; was unter dem Verlust des *houbet* zu verstehen ist, weiss ich nicht, es ist wohl ein Missverständnis des Urtextes, s. Lauchert, Physiologus S. 275, der Schwanz aber ist das Ende seines Namens, da er im Himmel *Satanael*, nach dem Falle aber *Satan* hiess, s. Döllinger, Gesch. d. gnost. manich. Sekten S. 39. Strauch zu Enikel 141. Auf *Lucifer* angewendet wird dessen Name durch den Fall in *Lucifur* gewandelt, Passional ed. Hahn 334, 36, merkwürdig in *Satanas* Stricker, Docens Miscell. 2, 225, Wackernagel, Predigten S. 4.

456, 1 enthält einen Widerspruch, denn es setzt voraus, dass P. mit Bewusstsein dem Rate des Ritters 448, 21 folgend, der Spur nachgeritten sei, während er sich nach 452, 1 ff. dem Zufall bezw. der göttlichen Fügung überlassen hat.

456, 22 *muoz* ist hier nicht, wie Bartsch will, mit 'darf' (obwohl es das ja heissen kann), sondern prägnant mit 'muss' zu übersetzen. Trevrizent hat schon einmal aufgefordert 456, 13 'steigt gefälligst ab: ihr seht mir gerade so aus, als ob ihrs nötig hättet', und als P. nun noch immer auf dem Pferde sitzen bleibt, wiederholt er ungeduldiger 'so steigt doch gefälligst ab, wenn ich denn bitten muss'.

458, 2 'so darf ich wohl sagen, dass ich nicht an mir trage' übersetzt Bartsch. Aber das hiesse wohl eher *trage* und giebt auch einen schiefen Sinn. Vielmehr heisst es wohl 'so brauchte ich nicht zu ertragen *fluht* noch *magetuom* d. h. den Vorwurf dieser Eigenschaften'; jetzt aber muss ich mir das gefallen lassen, da ich ein Flüchtling vor der Welt und *maget* an Keuschheit bin.

459, 23 da es allerdings richtig ist, was Bartsch in der Anmerkung sagt, 'dass es Sitte ist am Charfreitag, dass der Altar mit einer Decke bedeckt wird', so kann die Interpunktion nicht so bleiben, es ist vielmehr zu lesen: *Nâch des tages site ein alterstein Dâ stuont. al blôz dar ûf erschein Ein kefse.* Weil diese nicht bedeckt ist, darum hat P. es leicht sie zu erkennen.

460, 21 *er kom mirs sît in klage* heisst (anders als B. übersetzt) 'er hat es mir seitdem geklagt', vgl. Hartmann, 1. Büchl. 321 *und kœm dirs gerne ze klage.* Dadurch kennt Trevrizent den Sachverhalt.

461, 16 verstehe ich trotz Bartschs Erklärung nicht recht. Ich schlage vor folgendermassen zu interpungieren: *Ist mîn manlîch herze wunt (Od mag ez dâ vor wesen ganz, Daz diu riuwe ir scharpfen kranz Mir setzet ûf werdekeit Die schildes ambet mir erstreit Gein werlîchen handen?), Des gihe ich dem ze schanden.*

464, 23 Dieses Lob der Jungfräulichkeit mit den gleichen Belegen findet sich häufig in Predigten, wo ausgeführt wird, dass 3 Stände zum Himmel bestimmt seien: *meide,* Witwen und Eheleute. Darum mag eine gemeinsame Predigt vorliegen für diese Stelle wie für das Lob des Ehestandes 468, 5. Aber nur die *maget ân valschen list* im Gegensatz zur *maget itelmecherinne* (B. v. Regensb. 1, 337) kommen in den Himmel, wie auch nur

rehtiu ê (das. 309 ff. Schönbach, Pred. 1, 319) Anspruch auf denselben verleiht.

464, 30 'das war eine Entziehung, eine Entbehrung, für den Hochgeborenen'; anders Bartsch.

466, 24 Die Gottheit springt ins Herz, um den Gedanken, ehe er vom Herzen springt, zu belauschen. Es ist daher Punkt nach *enklinget* und Komma nach *springet* zu setzen.

474, 27 *erborn* heisst natürlich nicht 'geboren', sondern 'erzeugt'. Aber es bezeichnet noch merkwürdiger auch jede Seitenverwandtschaft in absteigender Linie: Wh. 167, 15 *Wie hân ich armez wîp verlorn Helde die von mir reborn Wâren unde ouch ich von in!*

476, 2 in *Er balsem ob der triuwe* ist *ob* lokal zu nehmen, vgl. *êr ist ein bals ob allen spîsen* Süsskind, MS. 2, 177; 'auch die Kochkunst machte vom Balsam Gebrauch' (Mhd. Wb. 1, 80a und die Belege unter *balseme* das. 80b).

479, 15 *Ethnîse,* wo der Tigris aus dem Paradiese entspringt, kann kaum etwas anderes sein als eine Entstellung von *Elegosine* in Armenien, wo nach Plinius VI, 31, 1 der Tigris seinen Ursprung nimmt.

643, 28 *hirzwurz* wohl wie bei Megenberg 398, 25 das Pfefferkraut, *Dictamnus albus,* dessen Blüten purpurfarben, dessen Wurzeln im getrockneten Zustande weiss sind (Nemnich, Polyglottenlex. d. Naturg. 1, 1410 f.), auf welches das Ma. die eigentlich dem *Origanum dictamnus* zukommenden fabelhaften Heilkräfte (Plinius 25, 53. 26, 14) übertrug. Die Pfeiffer, Arzneibücher 2, 10c so genannte *Anthyllis barba Jovis* (s. Plinius 16, 31), und andere des Namens (DWb. IV, 2, 1570) kommen kaum in Betracht. Vgl. noch *die brûnen bluomen,* Mhd. Wb. 1, 268.

656, 26 *Iblis,* die Frau des Königs *Ibert* von *Sicilien,* hat bereits Bartsch, Germanist. Studien 2, 155 richtig gedeutet als 'Bewohnerin von *Hybla* in Sicilien'. Noch deutlicher ist dies bei der *Iblis* in Lanzelet 4060 ff., der Bewohnerin des blumenreichen *vâls Iblê* 4086, d. i. des wegen seiner Blumenfülle im Altertum berühmten *vallis Hyblae.*[1]) Sie ist dort nicht die Gattin sondern die Tochter des *Iweret,* welcher Name offenbar

---

[1]) Ulrichs Quelle mag hier übrigens eine direkte Berufung auf antike Tradition gehabt haben, vgl. 4079 *Ob uns die meister niht enlugen,* s. Lachmann zu Iwein 5426.

dem des *Ibert* entspricht, nur angeähnlicht Namen wie *Iwein, Iwenec* u. s. w., — aber sie kann auch als seine Gattin bezeichnet werden, da sie mit ihm nach den Andeutungen 4150 f. 4162 f. in blutschänderischer Verbindung lebt.

Er ist hier freilich nicht König von Sizilien, sondern von *Dodône*, wie auch im Vagantenliede Hybla und Dodona neben einander erscheinen: *Quot sunt flores In Hyblę vallibus,*[1] *Quot redundat Dodona frondibus, Et quot pisces natant ęquoribus, Tot abundat Amor doloribus Usque* (Carmina burana 82, 3). Sein im *schœnen walde* gelegener herrlicher Palast entspricht dem daselbst im heiligen Eichenhaine liegenden Tempel des Jupiter, ja auch dem Namen *Ibert* könnte ein *Jupert* zugrunde liegen, das für *Jupiter* ebenso wohl möglich wäre wie die bekannten afrz. Entstellungen *Jupin* und *Jupé* (Schröder, Glaube und Aberglaube in den afrz. Dichtungen 151). Auch das daselbst befindliche *êrin zimbel*, an das man mit einem Hammer schlägt, um den Herrn des Waldes zu rufen, bei dessen Berührung alle Glocken in der Stadt zu tönen anfangen (Lanz. 3899 ff. 4185 ff.; so ist es wohl gemeint gewesen, wenn auch Ulrich es vielleicht nicht so verstanden hat, da er das Zimbel selbst 3905 als *glockelîn* bezeichnet) — auch dieses hat sein Vorbild im antiken Dodona, von dessen *Δωδωναῖον χαλκεῖον* Stephanus Byzantius *περὶ πόλεων καὶ δήμων* s. v. zwei Fassungen mitteilt. Die erste berichtet *ναὸν τοῦ Δωδωναίου Διὸς τοίχους μὴ ἔχοντα, ἀλλὰ τρίποδας, πολλοὺς ἀλλήλων πλησίον, ὥστε τὸν ἑνὸς ἁπτόμενον παραπέμπειν διὰ τῆς ψαύσεως τὴν ἐπήχησιν ἑκάστῳ, διαμένειν τὸν ἦχον ἄχρις αὖθις τοῦ ἑνὸς ἐφάψηται.* Die andere: *ἐν τῇ Δωδώνῃ στῦλοι β΄ παράλληλοι καὶ παρεγγὺς ἀλλήλων, καὶ ἐπὶ μὲν θατέρου χαλκίον ἐστὶν οὐ μέγα, τοῖς δὲ νῦν παραπλήσιον λέβησι. ἐπὶ δὲ θατέρου παιδάριον ἐν τῇ δεξιᾷ χειρὶ μαστίγιον ἔχον, οὗ κατὰ τὸ δεξιὸν μέρος ὁ τὸ λεβήτιον ἔχων κίων ἕστηκεν. ὅτ᾽ ἂν οὖν ἄνεμον συμβῇ πνεῖν; τοὺς τε μάστιγος ἱμάντας χαλκοῦς, ὄντας ὁμοίως τοῖς ἀληθινοῖς ἱμᾶσιν, αἰωρουμένους ὑπό τοῦ πνεύματος, συνέβαινε ψαύειν τοῦ χαλκίου, καὶ τοῦτο ἀδιαλείπτως ποιεῖν, ἕως ἂν ὁ ἄνεμος διαμένῃ. . . . Παρὰ μέντοι τῶν ἐπιχωρίων ἠκούσαμεν, ὡς ἐπείπερ ἐτύπτετο μὲν ὑπὸ μάστιγος, ἠχεῖ δὲ ἐπὶ πολὺν χρόνον, ὡς χειμερίου τε Δωδώνης ὑπαρχούσης.* In den Anmerkungen dieser Ausgabe des Stephanus zitiert Berkelius (Lugduni in Batavis 1674) p. 31 Strabo VII

[1]) Vgl. Ovid, Ibis 197 ***Neque quot flores Sicula nascantur in Hybla,***

χαλκεῖον ἐν τῷ ἱερῷ, ἔχον ὑπερκείμενον ἀνδριάντα, κρατοῦντα μάστιγα χαλκῆν, ἀνάθημα Κορκυραίων. ἡ δὲ μάστιξ ἦν τριπλῆ ἁλυσιδωτὴ, ἀπηρτημένους ἔχουσα ἐξ αὐτῆς ἀστραγάλους, οἳ πλήττοντες τὸ χαλκεῖον συνεχῶς, ὁπότε αἰωροῖντο ὑπὸ τῶν ἀνέμων, μακροὺς ἤχους ἀπειργάζοντο; p. 40 Eustathius ad Odyss. *Ξ Παυσανίας φησὶν, ὅτι ἐν Δωδώνῃ πολλῶν παραλλήλων κειμένων λεβήτων, εἴ τις ἑνὸς ἅψεται, φασὶν ἐκ διαδοχῆς πάντας ἠχεῖν.* Daher dann die sprichwörtliche Bezeichnung eines Schwätzers als *Δωδωναῖον χαλκεῖον*. Wie weit die in anderen Artusepen vorkommenden ähnlichen Vorstellungen von dieser abhängig sind, will ich nicht untersuchen; dass es die im Lanzelet ist, scheint mir sicher. An Stelle der Linde, unter der eine Quelle entspringt (Lanz. 3889) hat das antike Dodona eine Eiche, s. Berkelius a. a. O. 35, Servius ad Aeneidos III *Circa hoc templum quercus immanis fuisse dicitur, ex cuius radicibus fons manabat.* Wie aber steht es mit der Blutschande? Auch hier stehen wir auf antikem Boden, denn die christlichen Polemiker (z. B. Arnobius V, 21) werfen dem Herrn von Dodona, dem Göttervater Jupiter besonders seine blutschänderische Verbindung mit seiner Tochter Proserpina vor. Aber Iblis hat noch mehr mit Proserpina gemein: wenigstens gemahnt die mit ihren Gespielinnen blumenpflückende und kränzewindende Iblis wohl jeden an Proserpina in der vielgeschilderten Scene vor ihrem Raube, Metamorph. 5, 390—94. Fast. 4, 425—44. Claudian, De raptu Proserpinae II. Dazu kommt das Lokal: die genannte Scene wird in verschiedenen Gegenden Siziliens, meist allerdings in Enna lokalisiert (Roscher, Myth. Lex. s. v. Persephone), Hybla selbst als Lokal kann ich freilich nicht nachweisen, doch vergleicht wenigstens Claudian a. a. O. 79 den Blumenreichtum der Flur mit dem Hyblas und 124 die Blumensuchenden mit den hyblaeischen Bienen.

Der Lanzelet zeigt hier einen weit grösseren Reichtum an sagenhaften Zügen, der Parz. aber nennt das rechte Lokal Sizilien, das dort fehlt: sie können also nicht einer aus dem andern geschöpft haben. Nun könnte Wolfram oder schon Kiot die Quelle des Lanzelet, oder Ulrich bezw. seine Quelle die Quelle Wolframs, sagen wir Kiot, benutzt haben; das wahrscheinlichste ist aber, dass Kiot und der französische Lanzelet hier aus gleichen Vorlagen jeder das benutzt haben, was ihnen gerade passte. Aehnlich scheint mir das Verhältnis, wenn bei W. ein *Hardîs von Gascâne,* im Lanzelet 684. 1168. 5898 ein *Kuraûs von Gagunne, Gahgunne* vorkommt.

Daneben möchte ich doch noch eine Benutzung des Parz. durch Ulrich von Zazikhoven annehmen. Es stimmen die Namen *Karjet* (= *Gaherjet* Parz., während z. B. Füetrer denselben *Gaharies,* der Pleier und H. v. d. Türlein ihn *Gaharet* nennen, freilich auch die frz. Romane *Gaheriet*), *Kailet* Lanz. 6032 (während Erec 1672 *Gahillet* bietet), *Galagandreiz* (= *Galogandres*, Parz. *Galagaundris* Erec 1662), vielleicht *Ramuret* Lanz. 9016 für *Gamuret,* vielleicht *Iwan de Nonel* (= Parz. 234, 12, aber Hs. P liest *von Lonel* wie Erec 1642), am überzeugendsten *mit den liehten schenkeln her Maurin* Lanz. 3052 (= *mit den schœnen schenkeln Maurîn* Parz. 662, 19) und *Gurnemanz* Lanz. 2630 (gegen *Gornemanz* Erec 1632). Freilich könnte die letztere Form auch den Schreibern zur Last fallen, vgl. oben die Form *Nonel.* Aber nicht nur der Name, sondern die ganze Figur findet sich im Lanzelet, und wenn sie eben dort einen anderen Namen führt (*Johfrit von Liez* Lanz. 487; der Personenname häufig, der Ortsname vielleicht = *Lîz* Parz. Erec, Hauptstadt des Melianz) — so ist da vielleicht die Absicht dahinter, den Thatbestand zu verdecken. Man denkt natürlich zunächst an blosse Gleichheit des Erzählungsmotivs, das sich selbständig da und dort an jeden der beiden Sagenstoffe angesetzt hätte, wie dies bei der Namenlosigkeit des Helden sicher der Fall ist; dagegen spricht aber, dass die frz. Prosaromane, die die Jugend Lanzelets behandeln, diese Episode nicht kennen, dass sie bei Ulrich 296—99 äusserst gezwungen motiviert ist, so dass man den Eindruck von Flickwerk bekommt, endlich die Uebereinstimmung in Details: dass der Schild schlecht hängt, dass der Ratgeber die Vermutung ausspricht, der Held stelle sich auf Befehl einer Frau so närrisch an. Vor allem aber scheint mir die durchgeführte Ironie in der Beschreibung des Pferdes Lanz. 1454—80 durchaus Wolframisch, wozu noch der Umstand kommt, dass wir gerade bei diesem zweimal Beschreibungen von Pferden haben, die als Ideal der Hässlichkeit erscheinen. Vgl. ferner Lanz. 7568 *Die frumen niht die bœsen* und die Umschreibung der Person 807 *Der ie mit vrowen umbe gie Des wirtes tochter in gevie,* beides Wolframische Stileigentümlichkeiten und Ulrichs eigentlicher Manier fremd.

Damit setze ich den Lanzelet nach den Wigalois; denn er muss wegen *Maurîn* (s. o.) schon das 13. Buch des Parz. gekannt haben; vgl. Lanz. 59 *Daz wider in ieman spræche ein wort, Ern wære dâ ze stete mort* mit Wig. 193, 11 *Sine getorste nieman*

scheiden Noch dar zuo gesprechen wort, Wand er wære gewesen mort Von im, wobei zu beachten ist, dass das Fremdwort *mort* bei diesen Dichtern zuerst vorkommt. Deswegen kann Rudolf v. Ems die beiden doch als Zeitgenossen betrachtet haben, vgl. Haupt, Lieder u. Büchlein XII. Aus den altertümlichen und unhöfischen Worten des Landpfarrers Ulrich ein Kriterium für eine ältere Abfassungszeit zu gewinnen, hat schon Lachmann zu Iwein 5426 Anm. abgelehnt. Derartiges kann für verschiedene Werke des gleichen Dichters ein Massstab sein, nicht aber für ganz verschiedene Individualitäten. Dass der Lanzelet den Erec beeinflusst haben soll, nicht umgekehrt, ist eine patriotische Phantasie Wackernagels, der Bächtold in seiner Litteraturgeschichte nicht gegen die bessere Einsicht seiner Dissertation hätte nachfolgen sollen. Abgesehen von allen allgemeinen Gründen erscheint mir massgebend die nur Gawein (vielleicht ihm zu Liebe auch seinem Bruder *Karjet* 3188) zustehende Rolle des Unbesiegbaren u. zw. in sehr ausgeführter Form 2968—3005, anders als bei Karjet, und die Schonung der Enîte bei der Mantelprobe 6098. Soll etwa Ulrich den typischen Reim für den Helden von Hartmanns Gedicht gefunden haben? *wec* 2968. 6377. 7259. 7459. 7580. 7664. 9022. = Erec 53. 73. 3112. 3287. 3476. 3507. 3634. 4028. 4197. 4230. 4587. 4629[27]. 4835. 4995. 5007. 5023. 5116. 5288. 5312. 5488. 5712. 6135. 6723. 6899. 7790. 7911. 8028. 8057. 8520. 8590. 8684. 8896. 9160. 9924 (nur éinmal *Penefrec* 7233), was gar nicht so selbstverständlich ist, wie es aussieht, denn man brauchte den Namen überhaupt nicht in den Reim zu setzen wie der Pleier im Garel, der ihn daselbst dreimal nennt; im Tandareis nennt er ihn 19 Mal ausser Reim, éinmal 10799 im Reim auf *wec*; Wolfram nennt ihn im Parz. 4 Mal ausser Reim, éinmal im Reim auf *quec* 134, 5; U. v. Lichtenstein nennt ihn 2 Mal ausser Reim, éinmal im Reim auf *quec* 489, 3; der jüngere Titurel nennt ihn öfters ausser Reim, da er ihn natürlich als männlichen Reim nicht brauchen kann, aber auch die weiblichen Reime der obliquen Casus, die Hartmann braucht (*flecken* 1 Mal, *stecken* 4 Mal) hat er nicht; ausser Reim auch Iw. 2792, v. d. übelen wîbe 413, bei Thomasin 1042, im Wigamur 2198. 3139. 3232, im Wigalois 9570. 9905. 10070, Renner 1252, bei R. v. Ems in den litterarischen Stellen; Türlein in der Krone hat ihn 3 Mal ausser Reim, éinmal im Reim auf *stec* 2170, 2 Mal im Reim auf *wec* 23589. 25862; der Stricker hat im Daniel 2 Mal den Reim auf *wec* 984. 7998.

Sonst[1]) habe ich den Namen nirgends gefunden, vor allem wird er von den Lyrikern nirgends erwähnt, während die andern Tafelrunder mehr oder minder häufig vorkommen. Aehnlich verhält es sich mit dem Namen *Artus*. Die Quelle des Lanzelet gehört zu jenen vor-Crestien'schen, die *Arturs*, *Artur* deklinierten (Crestien nur éinmal im Erec, s. Förster zu Erec 1992. Yvain 1. Cligès, Einl. LXXII),[2]) wie der Dativ *Artiure* : *âventiure* 5361; : *ungehiure* 6741 beweist, worin der Lanz. allein steht unter allen deutschen Artusepen. Wenn daneben *Artûse* : *hûse* 7679 erscheint, so ist das wohl eine Anleihe beim Erec 2862. 4683. 7800. 9832. 9875. 9978,[3]) während der Nominativ *Artus*, da *Arturs* ja im Reim nicht zu brauchen war, mit seinem Schwanken zwischen Länge (: *hûs* 2283. 5064. 5385. 5574. 5780. 5883. 6945. 7137. 7399. 7564. 8471. 8801. 8939. 8997. 9271. 9410) und Kürze (: *sus* 6726) aus Eilhart (: *hûs* 5146. 5178. 5208 : *sus* 5439) entlehnt ist.[4])

---

[1]) Freibergs Johann v. Michelsperc zitiert noch Haupt, Erec[2] S. 324.

[2]) Ausser den daselbst angeführten Reimbelegen aus dem Roman de Rou und dem Lai du Corn weist mir Freymond noch 3 weitere für *Artur* als casus obliquus nach in Waces Brut 8965. 12534. 13321.

[3]) Dieses wird dann der typische Reim: Iwein 2760. Krone 1207. 1892. 4803. 5319. 5642. 5703. 10893. 22919. 25145. 25681. j. Tit. 1750. 2231. 2290. 4796. 5075. 5839. 5849. Lohengrin 1410. Reinfrit 11924. Daniel 7669. Meleranz 3468. Tandareis 7950. 13223. 13248. Garel 4208. 9305. 12571, den aber Wolfram nicht kennt, der neben dem flektierten Dativ, den er auf *clûse* 382, 23 (ebenso Krone 8996. j. Tit. 2124. 3774. Reinfrit 1408. Daniel (als Ortsname) 439. 3653, 5613. 5704. 5788. 6129. 8072. 8093. 8425) und *Janfûse* 314, 15 (danach j. Tit. 3152. 3156) reimt, noch einen unflektierten im Reim auf *hûs* 152, 7. 524, 16 (ebenso Krone 1377. 4422. Meleranz 4857. 6951. 6997. 7409. 10633. 12535. Tandareis 8719. 12096. Wigamur 2818) hat. Andere Reime des Dativs erscheinen selten; ich finde nur: *sûse* Reinfrit 2843 und: *Sûse* das. 24947. Einmal erscheint auch die französische Form *Artû: dû* in Wisses und Collins Parz. 54, 23.

[4]) Dieses Schwanken finde ich nur noch in der Krone und dem Wigamur, welche wohl beide den Eilhart'schen Tristan gekannt haben (aus ihm hat wahrscheinlich die Krone die Kunde von Tristans Tod 11562): *hûs* Krone 577. 3333. 4696. 8741. 11509. 20392. 23062. 24854. 27919. Wigamur 33. 3189; neben: *sus* Krone 3254. 4486. Wigamur 1030. Ueberall sonst ist die Länge fest und der typische Reim *hûs* Erec 4629°. 4782. 4948. 5018. 9910. Iwein 31. 2573. 2653. 2695. 2975. 3065. 3531. 4543. 4639. 5757. 6895. 7777. Parz. 123, 7. 135, 13. 143, 23. 161, 27. 220, 11. 280, 1. 310, 22. 548, 24. 654, 30. 667, 19. 674, 17. 699, 22. 700, 5. 759, 24. Gottfried 423, 27. Freibergs Tristan 1213. 1313. 1584. 1970. 2434. 2441. 2532. 2555. Mantel 91. Wigalois 149. 1449. 1469. 11491. Daniel 33. 135. 143. 225. 356. 477. 811. 987. 2969. 3239. 5455. 5833. 6006. 6065. 6138. 6279. 6502. 8000. 8022. 8245. 8339. Meleranz 4673. Tandareis 647. 757. 15364. Lichtenstein 454, 23. 462, 3. 503, 7. Dietr. Flucht 106. Helmbrecht 1478. Helbling XV, 163,

So sind wohl auch die anderen Namen, die der Lanzelet mit dem Erec teilt, vor allem diejenigen, die letzterer aus seiner Quelle genommen hat, aus diesem entlehnt, so *Roidurant* 7844, *Boidurant* Erec 2693 (*B* für *R* kommt wohl auf Rechnung des Schreibers), *Raindurans* (var. *randuraz, rinduraz, riduars, Aridurez*) Christians Erec ed. Förster 2182; *Givreiz* Lanz. 6014, *Guivreiz* Erec 4477 ff.; *Destregalys* Lanz. 8076 (Hs. W, *destragalis* Hs. P), *Destregales* Erec 1819. 2865. *Destrigales* 9374. 10033, während Wolfram *Destrigleis*, der Pleier im Garel 4831 *Testregis* schreibt; *Limors* Lanz. 1556 ff. Erec 6121 ff.; *Loût* 6891. 6906, *Lohût* Erec 1664 gegen sonstiges *Loez, Ilinot, Elinot*. So ist wohl auch die Episode von dem boshaften Zwerg mit der Peitsche, von der der franz. Prosaroman nichts weiss (denn die von P. Paris, Romans de la Table ronde III, 292 ff. erzählte hat nichts damit zu thun), aus dem Erec entlehnt, wie Förster wohl mit Recht (S. 15 seiner Erecausgabe) alle die französischen Wiederholungen derselben aus dem Christian'schen Erec herleitet.

Liedersaal LXXII, 527. Selten andere Reime, ich finde nur *sûs* Daniel 3007. 3597. *Venus* Krone 10831 *ûz* Wigamur 2446. Wisses und Collins Parz. 18, 2. 850, 13. Das gleiche Schwanken wie im Nominativ, zeigt die Krone im Accusativ : *hûs* 12441. 15902. : *sus* 5733, während sonst die Länge fest und *hûs* typisch ist: Iwein 4165. 5659. 5717. Parz. 147, 29. 206, 7. Freibergs Tristan 2615. Daniel 167. Meleranz 4893. 7475. Tandareis 9633. Wigamur 1397, und nur der j. Tit. seinem klingenden Reim zu Liebe eine flektierte Form *Artûsen* (: *hûsen* 4372. : *grûsen* 4646) kennt; vgl. die schwache Form des Nominativs MSH. 3, 441. Auch ein unflektierter Genitiv erscheint einmal im Reim auf *hûs* Wisse und Collin 58, 6, während sonst *Artûses* häufiger ist, aber nicht im Reim steht. Ueber den Dativ im Reim auf *hûs* s. die vorige Anmerkung. Die Lyriker nennen den Namen öfters (MSH. 2, 86. 88. 145. 362. 382. Frauenlob, Sprüche 141, 15. 248, 14. 280, 1. 329, 13) meiden es aber, ihn in den Reim zu setzen.

BEOBACHTUNGEN ZUM REIMGEBRAUCH HARTMANNS UND WOLFRAMS.

Von K. Zwierzina.

Wolfram gebraucht *sân*, Hartmann *sâ* als Form der Partikel, welche 'statim, illico' bedeutet. Das ist eine seit O. Jänickes Dissertation De usu dicendi Wolframi, Halis 1860, bekannte und oft besprochene Thatsache. Jänicke hat auch auf die ungleiche Verteilung dieses Wolframschen *sân* im Reime innerhalb der verschiedenen Partieen des Parz. und im Wh. hingewiesen (a. a. O. S. 32, s. auch Bötticher, Germ. 21, 269). Aber weder er noch andere haben bisher den merkwürdigen Sachverhalt genügend gewürdigt und ihn bis in seine letzten Konsequenzen erwogen. Wir finden *sân* an folgenden Stellen bei Wolfr. im Reime:

Parz. Buch I: 8, 1. 20, 27. 24, 29. 28, 9. 29, 1. 9. 34, 19. 35, 7. 36, 7. 38, 9. 42, 3. 47, 5. 52, 19. 58, 23. Also 14 mal, d. i. 1 mal auf 124 Verse.

Buch II: 65, 11. 68, 23. 71, 29. 76, 9. 79, 7. 94, 1. 106, 21. 109, 13. Also 8 mal, d. i. 1 mal auf 207 Verse.

Buch III: 119, 15. 121, 1. 29. 123, 19. 131, 1. 21. 132, 19. 133, 29. 140, 9. 142, 7. 143, 1. 150, 3. 13. 152, 29. 154, 23. 155, 5. 157, 25. 158, 17. 163, 11. 164, 27. 166, 29. 179, 7. Also 22 mal, d. i. 1 mal auf 88 Verse.

Buch IV: 186, 7. 188, 25. 193, 21. 194, 3. 204, 5. 206, 19. 216, 23. Also 7 mal, d. i. 1 mal auf 181 Verse.

Buch V: 228, 1. 235, 5. 242, 25. 245, 29. 246, 5. 247, 13. 259, 27. 266, 3. 273, 15. 23. 274, 5. 13. 275, 5. 19. Also 14 mal, d. i. 1 mal auf 120 Verse.

Buch VI: 289, 3. 290, 3. 294, 23. 298, 1. 299, 27. 308, 11. 320, 7. 15. 322, 5. 326, 11. 336, 11. Also 11 mal, d. i. 1 mal auf 158 Verse.

Buch VII: 352, 15. 353, 13. 354, 9. 374, 13. 390, 29. 395, 11. Also 6 mal, d. i. 1 mal auf 300 Verse.

Buch VIII: 408, 1. 413, 21. 423, 1. 432, 25. Also 4 mal, d. i. 1 mal auf 262 Verse.

Buch IX: 447, 7. 450, 23. Also 2 mal, d. i. 1 mal auf 1050 Verse.

Buch X (1500 Verse): 0.
Buch XI (900 Verse): 0.
Buch XII (1320 Verse): 0.
Buch XIII (1560 Verse): 0.
Buch XIV (1650 Verse): 717, 1.
Buch XV (1590 Verse): 755, 25. 777, 1.
Buch XVI (1230 Verse): 0.
Wh. (13988 Verse): 53, 29. 75, 3.[1])

[1]) Ich zitiere für Reimerscheinungen immer nur den ersten Vers des Reimpaares, auch wenn das in Verhandlung stehende Wort das Reimwort der zweiten Zeile ist. Meine Sammlungen sind aus Reimwbb. hervorgegangen, die nach Reimpaaren geordnet wurden. Bei der Benutzung jedesmal darauf zu achten, ob eine Zeile die erste oder die zweite eines Paares ist, schien mir misslich und der Mühe nicht wert. Misslich, weil ich Inkonsequenzen und Irrtümer meinerseits fürchtete; der Mühe nicht wert, weil jeder beim Nachschlagen von dem ersten sich leicht auf das zweite Reimwort wird zurecht finden können, und weil ich Untersuchungen darüber, wie oft ein Reimwort in der zweiten, wie oft in der ersten Reimzeile zu stehen kommt, in der Richtung wenigstens, wie sie bisher hier und da geführt worden sind, für unfruchtbar halte. Flickreime stellen sich dem Dichter, der am Ende doch über zwei Zeilen voraus weiss, was er zu sagen hat und wie er es sagen will, ebenso gut im ersten wie im zweiten Reimverse ein. Wenn ein bestimmtes Reimwort in erster, bezw. zweiter Zeile unverhältnismässig häufiger ist als in zweiter u. s. f., so sind hier auf der einen Seite Reimbrechung oder Reimbindung, auf der andern die Syntax die wirkenden Kräfte. Bei Dichtern, die ihre Reime brechen, werden sich Nomina hauptsächlich in zweiter, der ohne Satzschluss fortzusetzenden, Verba in erster Reimzeile (vor dem Punkt) finden, besonders wenn diese Dichter, sowie Wolfram etwa, die prosaische Wortfolge ohne Scheu ändern, das Verbum finitum des Hauptsatzes also leicht ans Ende von Vers und Satz stellen können. — Meine Angaben über Hartmann beruhen durchaus auf eigenen Sammlungen. Ebenso was ich gelegentlich über Gottfrieds Tristan und Wirnts Wigalois beibringe. Für Wolfram habe ich nicht für alle Partieen seiner Werke vollständige Reimverzeichnisse, ich fusse also hier z. T. auf San-Martes Reimwb. Dieses muss zwar in allen seinen Ansätzen immer kontroliert werden: oft muss man Zusammengehöriges aus den verschiedensten Winkeln des Büchleins herbeischaffen und aneinanderreihen, oft findet man Disparatestes ungesondert unter éinem Ansatz, wovon das unterschiedslose Nebeneinander von *lac*, der Verbalform, und *künec Lac*,

Wir sehen, dass sich die Partikel *sân* in der ersten Hälfte des Parz. (B. I—VIII) 86 mal im Reime findet, in dem um 1028 Verse umfangreicheren Wh. aber nur 2 mal, und ferner, dass der Wh. hier sich dem Gebrauch der zweiten Hälfte des Parz. anschliesst, wo den 86 Beispielen für *sân* aus den 12 960 Versen von B. I—VIII in den 11 850 Versen von B. IX—XVI nur 5 Beispiele gegenüberstehen. Das Wort, um das es sich handelt: 'alsbald, sofort', musste sich seiner Bedeutung und seiner syntaktischen Funktion nach in einem erzählenden Gedicht überall einfügen lassen, welche Wendung auch der Inhalt nehme, ja es musste seiner bequemen Reimform halber sich überall dem Dichter sogar aufdrängen. Wie gross die Reimmöglichkeiten für *sân* bei Wolfram waren, lehrt ein Blick in San Martes Reimregister S. 28—29 und 33—34; bei Wolfram, der die Typen *-an* und *-ân* ganz anstandslos auch untereinander reimt, waren diese Reimmöglichkeiten noch grösser, als bei anderen, und zählten nach hunderten. Unter diesen Umständen ist Zufall als Ursache für die angegebenen Zahlenverhältnisse absolut ausgeschlossen. Wolfram hat es also in der zweiten Hälfte des Parz. und im Wh. bewusst und absichtlich vermieden, *sân* in den Reim zu setzen, sowie er es bis dahin gewohnt war. Und eben weil er bis B. VIII incl. unter 75 Reimpaaren durchschnittlich eins mit *sân* zu bilden pflegte, muss es ihm notwendig schwer geworden sein, seine ausgebildete Technik in diesem Punkte zu ändern, sodass wir wohl sagen können, er habe *sân* zu reimen nicht nur bewusst und absichtlich, sondern auch sorgfältig und durchaus nicht mühelos zu vermeiden gesucht. Beweis für Letzteres: die Ausnahmen in Parz. IX—XVI und Wh., von denen noch die Rede sein wird! Was aber war der Grund für Wolframs schwankendes Verhalten? Jänicke sah in *sân*, einem Ausspruch

---

dem Namen von Erecs Vater, nur ein schnurriges Beispiel von vielen sein soll; aber dort, wo ich es mit meinen eigenen Sammlungen oder mit Jänickes Angaben u. dgl. mehr vergleichen konnte (und in hunderten von Fällen habe ich das gethan), hat sich San-Martes Verzeichnis in Bezug auf Vollständigkeit der Beispiele stets als höchst zuverlässig bewährt. Ich glaube kaum, dass San-Marte auch nur eine Reimzeile unter den Tisch gefallen ist. Auch die wenigen falschen Zitate waren fast immer leicht zu berichtigen. Meine zahlenmässigen Angaben über Reimgebrauch halte ich daher für Wolfram für so ziemlich gleich genau, wie die für Hartmann, Gottfried und Wirnt. Es versteht sich von selbst, dass ich nicht éin Beispiel, auch nicht das gleichgiltigste, San-Martes Verzeichnis entnommen habe, ohne es zu verifizieren.

Müllenhoffs (Zur Gesch. d. Nib. N. S. 91, Anm.) folgend, eine Altertümlichkeit und in dem Aufgeben der Form eine Annäherung Wolframs an die moderne Sprache der höfischen Kreise, an die vom Publikum damals für die moderne ritterliche Dichtung geforderte moderne Form. Pfeiffer hatte Recht, als er (Germ. 6, 242 f. = Freie Forsch. S. 107 f.) dagegen den Einwand erhob, dass *sân* keine altertümliche, sondern eine dialektische Form wäre. Mit dem thüringischen Einfluss auf die Sprache Wolframs hat *sân* jedoch sowenig zu schaffen als die Reime von kurz *i* : *ie*, kurz *u* : *uo* u. s. w. (s. bes. J. B. Wimmer, Ueber den Dialect Wolframs von Eschenbach, Jahresber. d. Gymn. der Gesellsch. Jesu zu Kalksburg, Wien 1895 und nun auch C. Kraus, Das sog. zweite Büchl.). Aber, ob unhöfisch oder altertümlich oder dialektisch oder keines, die Thatsache, dass Wolfram *sân* (bleiben wir bei *sân*, wir könnten ebensogut die alte Garde 'unhöfischer' Worte: *degen*, *recke*, *wigant*, *helt* u. s. w. anrücken lassen) in der ersten Zeit ungescheut und oft reimte, dann aber plötzlich aufhörte zu reimen, ist da und steht nicht allein und schreit nach Erklärung.

Ganz fehl ging Bötticher, Germ. 21, 269, soviel Gutes er auch sonst in diesem Aufsatz über höfische und unhöfische Worte sagt. Er fasst *sân* mit Pfeiffer als eine Wortform, die sich Wolfram aus Thüringen entliehen und nun ihrer bequemen Reimform halber als Füll- und Flickwort zu Reimzwecken verwendet hat. Als seine Technik sich gefestigt hatte, bedurfte er des Flickwortes nicht mehr, und so verschwand es allmählich aus seinen Reimen. Aber die Reime mit *sân* sind keine Flickreime wie die mit *âne wân* und *âne wanc*, *sunder twâl* und *ûf dem plân*. *sân* ist ein Formwort, kein Flickwort. Und den Reim durch Formworte tragen zu lassen, bedeutete in der Technik des 13. Jhs. keine Freiheit, sondern eine Feinheit. Je weniger gesucht das Wort war, welches reimte, desto weniger gesucht klang auch der Reim; und die *dâ* und *dô*, *nû* und *sô* finden sich desto öfter im Reime, je mehr die Technik der Dichter fortschreitet, so bei Hartmann wie bei Wolfram.[1])

---

[1]) *dâ* Parz. B. I—VIII: 17 mal; B. IX—XVI: 29 mal; Wh.: 31 mal. — *aldâ* (fehlt Hartm., ebenso wie *alhie* und *alzehant*) Parz. B. I—VIII: 5 mal; B. IX—XVI: 7 mal; Wh.: 14 mal. — *dô* Parz. B. I—VIII: 14 mal; B. IX—XVI: 18 mal; Wh.: 14 mal. — *nû* (bezw. *nuo*) Parz. B. I—VIII: 4 mal; B. IX—XVI: 8 mal; Wh.: 8 mal. — *sô* Parz. B. I—VIII: 14 mal; B. IX—XVI: 20 mal; Wh.: 6 mal. — *alsô* Parz. B. I—VIII: 4 mal; B. IX—XVI: 8 mal; Wh.: 9 mal.

Sollte ferner Böttichers Ansicht zu recht bestehen, so müssten wir darauf das Gewicht legen, dass nach seiner und Pfeiffers Auffassung *sân* eine dem heimatlichen Dialekt des Dichters fremde, zu Reimzwecken von ihm aus der Fremde geholte Form der Partikel war, die er aufgab, als er bei grösserer Gewandtheit später auch ohne sie seine Reime fand. Und hier komme ich zur Besprechung dessen, was mir das Interessanteste an der ganzen Erscheinung ist. Eine einfache Erwägung nämlich lehrt, dass *sân* keine dem Dialekt Wolframs ursprünglich fremde Form gewesen sein kann, sondern die seinem Heimatsdialekt einzig und allein zukommende. Denn hätte er *sân* aus der Fremde entlehnt und selbst *sâ* gesprochen, so hätte er notwendig *sâ* auch reimen müssen, wenigstens neben *sân*, und er hätte vor allem doch dann zu seiner Form *sâ* gegriffen, als er die fremde Form entbehren gelernt hatte. Aber weder im ersten Teile des Parz., wo er einige 80 Male *sân* auf *plân, man, wân, gewan, getân* u. s. w. reimt, noch im zweiten Teile des Parz. und im Wh., wo er *sân* nur ganz sporadisch zur Anwendung bringt, gestattet er sich ein einziges *sâ*. Wir werden sehen, Wolfram ist Doppelformen im Reim nicht so abhold wie Hartmann, er reimt *sît* und *sider, treit* und *tregt, gezelte* und *gezelde, schilte* und *schilde, scheme* und *schame* u. s. w., und er sollte sein eigenes *sâ* nicht zu reimen gewagt haben, neben dem fremden, später ängstlich gemiedenen *sân?* Reimmöglichkeiten waren für *sâ* bei ihm so gut gegeben wie bei jedem andern Dichter seiner Zeit. Hartmann setzt in den Epen sein *sâ* 39 mal in den Reim, und Hartmann kennt bei weitem nicht so viel fremde Namen auf *-â* als Wolfram.[1]) Dazu kommen *dâ, aldâ, wâ, anderswâ, jâ, slâ, grâ, blâ, klâ,* Worte, die sich überall zum Reime anbieten, und mit denen Wolfram nach San-Martes Ausweis S. 25 f. 119 Reimpaare füllt. Blieben nur die Annahmen, dass Wolfram eine Form für *sân, sâ* sprach, die uns unbekannt ist und die keine Reimmöglichkeit ergab, oder dass er diese Partikel überhaupt nicht kannte und entlehnen musste. Aber wo und aus welcher Gegend sind uns andere Formen für das in Betracht kommende Wort überliefert, als die beiden genannten? Und

---

[1]) Wolfram hat 26 solche fremde Namen im Reime auf *-â* in 55 Beispielen, Hartmann nur *Goliâ* Er. 5564, *Troyâ* Er. 7546, *Equitanjâ* Greg. 3009. 3593, dazu *elementâ* Er. 7594 und *vitâ* a. Heinr. 91.

was thun wir, wenn wir die letzte der angeführten Möglichkeiten in Betracht ziehen, mit den zahlreichen Beispielen von *sâ* im Versinnern? Es wurde daraus, dass *sân* mit verschwindenden Ausnahmen, die Jänicke a. a. O. beibringt und die z. T. die Ueberlieferung gegen sich haben, auf den Reim beschränkt bleibt und im Versinnern von den besten Hss. des Parz. und Wh. stets *sâ* geschrieben wird, der Schluss gezogen, dass thatsächlich *sâ* Wolframs Form war und *sân* bloss zu Reimzwecken von ihm adoptiert worden sei. Aber der Umstand, dass *sâ* in Wolframs Reimen fehlt, in allen Teilen seiner Epen, verbietet eben diesen Schluss. Die Sache verhält sich so, dass *sân* Wolframs Form ist für die Stellung des Wortes in pausa, *sâ* für die Stellung des Wortes im Innern des Satzes. Er sagte *sâ zehant* und *sâ zestunt,* aber *dô kom er sân* u. s. w.

Damit leugne ich nicht, dass sich Wolfram Reime gestattete, die seinem Dialekte zuwider liefen. Wir werden im Verlaufe der Arbeit ihm noch eine ganze Reihe solcher nachweisen. Aber stets finden sich dann neben den fremden seine heimischen Formen auch im Reim, falls sie überhaupt zu reimen waren, u. zw. stets so, dass das Fremde die Ausnahme, das Eigene die Regel blieb.

War nun aber *sân* die Wolframs Sprache gemässe Form, so ist der Vorgang klargelegt, dass der Dichter eine Wortform, neben der in seinem Dialekt keine andere Geltung hatte, später bewusst und absichtlich vermied. Diese Wortform aber ist zu gleicher Zeit eine solche, die bei der Mehrzahl der anderen Dichter nicht zur Anwendung gelangt, die den Dialekten und den Reimen dieser Dichter, Heinrichs und Hartmanns vor allem, deren Werke Wolfram ja kannte, durchaus abgieng, die also eine eminent dialektische war. Auch das kann kein Zufall sein! Wolfram hat, als er es aufgab, sein *sân* zu reimen, nicht die Form der anderen Dichter, der fremden Dialekte an die Stelle treten lassen, seine Konzession an die Dichtersprache ist hier nur negativ. So wie alle Gebote des guten Tones nur Verbote zu sein pflegen. Er unterliess es fortan die Form zu reimen, die Schreibern, Vorlesern und Hörern seines Gedichtes in anderen Gegenden als seiner Heimat Schwierigkeiten bereitete. Im Innern der Zeile hätte jeder Schreiber beim Kopieren, jeder Leser beim Vortrag das überlieferte *sân* ohne Schwierigkeit in sein gewohntes *sâ* verändern können, aber bei dem bloss auf

den Reim und Stellung in pausa beschränkten Worte kam er jedesmal ins Gedränge, und entweder musste sich das Publikum den ungewohnten Reim oder der Dichter die täppische Schreiberbesserung gefallen lassen. Der höfische Dichter, der damals oft genug in fürstlichem Auftrage arbeitete, der auf Reinheit der Sprache und Reime, auf Brechung der Verspaare und die ganze innere und äussere Form seines Werkes so undenkliche Sorgfalt wandte, der auch den Wert seines 'Buches', seiner Quelle, nicht hoch genug anschlagen zu können glaubte, hat gewiss nicht für die umliegenden Schlösser und Burgen seiner engsten Heimat gedichtet, sondern an ein grösseres Publikum gedacht, an die ganze ritterliche Gesellschaft des oberen und mittleren Deutschlands. Er kam selbst im Lande herum, gewiss meist weiter noch, als wir immer nachweisen können, weiter als von Baiern nach Thüringen und von Thüringen zurück nach Baiern, wenn auch nicht ein jeder von ihnen, so wie Hartmann, mit deutschen Rittern aus aller Herren Länder übers Meer nach dem Orient gefahren ist. Und sie werden wohl in der Fremde und vor Fremden ihre Gedichte lesen und — z. T. wissen wir es ja genau, s. Wh. 4, 19 ff. — über ihre Gedichte urteilen gehört haben. In allen Teilen des Landes wurden Hss. der beliebten Gedichte angefertigt, entliehen und verliehen. Und warum sollen wir glauben, dass gerade der Dichter nicht wusste, was die ganze Schreibergilde that, wo sie änderte und besserte, wo die Zunge des Vorlesers stolperte, und bei welchen Reimen die Hörer ihre Köpfe schüttelten *und baz ir rede wæhten*. Das Publikum, das reine Reime wollte und dem damals nicht wie zu Zeit des Rother und des Ernst auch mit einem Reime *sâ* : *getân* gedient war, den nur der Dichter als *sân* : *getân* gemeint hatte, nahm Anstoss an dialektischen Wortformen im Reim und musste schliesslich den Dichter zwingen, die ihm allein eigenen Formen zu meiden. Besonders wenn ein älterer neben ihm im allergrössten Ansehen stand, der nicht so reimte. Weder Heinrich noch Hartmann, wie gesagt, reimten *sân*, und nun kam einer, der zu *getân* und *hân* und *wân* und *man* u. s. w. jeden Augenblick einen Reim brachte, der bei seinen Mustern und Rivalen unerhört war, und der dem Gros seines Publikums recht fremd klang. Je häufiger und unvermeidlicher das Wort war, das nun in der neuen, dialektischen Form erschien, je mehr Reimmöglichkeiten diese dialektische Form ergab, desto stärker musste das Fremde in

die Augen springen. Ein nur selten brauchbares Wort, oder ein Wort, dessen dialektische Form nur éinmal unter vielen tausend Reimpaaren die passende Bindung finden konnte, nahm man wohl hin. Was verschlägt's, dass Wolfram *wesse* reimt und nicht *weste,* wie Hartmann? Vermag er ja doch in allen seinen Werken seine Form nur ein einziges Mal mit *presse* zu binden, Wh. 391, 19![1]) Sowie Wirnt, der sich mit ihm hier im gleichen Falle befindet, sein *wessen* nur zweimal mit *messen*, Wig. 3598. 3742. Ganz anders, wenn der Dichter ein Auxiliar oder eine Partikel bloss in einer dialektisch begrenzten Form kennt, und diese Form einen höchst bequemen Reim giebt: wenn er also *sân* statt *sâ* reimt, oder *hâte, hæte* u. s. w., oder auch *kam*. Hier konnte dieser Umstand seine ganze Diktion und seinen Formelschatz beeinflussen und musste vom Hörer und Leser bemerkt werden. Wir wissen ja, wie gespannt die Nachahmer unter den höfischen Epikern auf den Reimgebrauch ihrer Muster und Vorbilder horchten und ihnen möglichst viel abzulauschen versuchten. Mussten sie da nicht auf solche Dinge aufmerksam werden? Wir sehen Wirnt während seiner Arbeit am Wigalois, als er kaum die Hälfte des neuen Parzival kennt, mit fliegenden Fahnen aus dem Lager Hartmanns in das Lager Wolframs übergehen: und er, der bis zu fünf Sechsteln seines Gedichtes mit Hartmann und wohl auch mit dem Sprachgebrauch seiner eigenen Heimat stimmend, keine andere Form reimte als *sâ,* wagte es nun plötzlich wiederholt *sân* zu reimen (10192. 11078. 11244. 11320. 11437), gerade so wie er jetzt erst *lieht* : *nieht* reimt

[1]) Wolfram reimt auch *wiste* niemals. Der Reim *gewisten* : *misten* Wh. 107, 1, der gewöhnlich für diese Form bei Wolfram in Anspruch genommen wird, ist als *gewisseten* : *misseten* aufzulösen. Erstens giebt es kein *ich geweiz* (die zwei Beispiele von *gewizzen* Inf., die das Wb. neben unserer Wh.-Stelle für dieses Kompositum aus dem Trist. beibringt, werden wohl als *gewizzenen* zu fassen sein), zweitens hätte Wolfram, wenn ihm die Form *wiste* geläufig gewesen wäre, *wiste* und *wisten* zweifelsohne viel öfter als dies eine Mal gereimt, u. z. gebunden mit *liste*, *listen*, *vriste* und *vristen* (jeder Dichter, der überhaupt *wiste* im Reim verwendet, weiss diese Bindungen zu schätzen und zu brauchen, so z. B. Trist. 2031. 3061. 3475. 3509. 3579. 7301. 7717. 8609. 9127. 9305. 12701. 15823. 15911. 16111. *wisten* 7269. 15309 neben seltenerem *weste* Trist. 4955. 5368. 11173. 13655. 17815. 18225. 18835. 18925), und drittens endlich hätte Wolfram nie *gewisten* Praet. von *wizzen* auf *misten* Praet. von *missen* reimen können, genau so wie er dieses *misten* nie auf *listen*, *vristen*, *kristen* oder *slahte* nie auf *machte* und *lachte* reimt.

(6991. 9285. 10526. 10900), jetzt erst *sider* neben *sît* setzt (9172) u. s. w.[1]) Da müssen wir doch annehmen, dass es bemerkt wurde, dass Wolfram *sân* im Reim so häufig zu gebrauchen pflegte. Es wurde bemerkt, wurde wohl auch besprochen. Und so bekam endlich Wolfram Kenntnis, dass sein *sân* auffiel, missfiel vielleicht, und er meidet fortan, fast mit einem plötzlichen Ruck einsetzend, die Form, die freilich wohl nur so lange Anstoss erregte, als Wolfram nicht selbst Autorität war, wo dann ebendasselbe *sân* alsbald von Fremden als 'litterarischer Reim' übernommen wurde.

Nicht alle 'unhöfischen' Worte und Formen waren dialektische. Andere sind in der That, sowie dies Jänicke auch von *sân* annahm, altmodische Bildungen, die die Modernen des 13. Jhs. verschmähten. Zum Teil aber deckt sich Altertümliches mit Dialektischem. Sowie noch heute jeder Dialekt eine Anzahl Worte bewahrt, die dem Nhd. fremd sind, dem Kenner des Altdeutschen aber wohlbekannt, so auch damals. Das Wort, welches in dem einen Dialekt noch im Gebrauch stand, war in dem andern schon verloren; und wenn die Dichter ein Wort meiden, das wir für früh veraltet halten, weil es unserer Umgangssprache heute ebenfalls fehlt, so mieden sie damals zugleich auch ein dialektisches Wort. Wir finden das Substantiv *künne* noch in Hss. des 15. Jhs. erhalten, während es anderen, viel älteren Hss., die aber verschiedener Gegend angehören, zu sinnlosen Verderbnissen Anlass gab. Wenn also Hartmann dieses Wort, an dem Wolfram keinen Anstoss nahm, im Er. 3mal (bei Jänicke S. 23 fehlt Er. 9546), 1mal im 1. Büchl. und 3mal im a. Heinr. in den Reim setzt und es a. Heinr. 1170 sogar auch ausserhalb des Reimes gebraucht, aus dem Iw. aber verbannt, so meidet er damit vielleicht nicht ein zu seinen Lebzeiten allmählich veraltendes Wort, sondern ein Wort, dessen Geltungsgebiet dialektisch begrenzt war. Man möge jedoch diese 'unhöfischen' Worte, die alle das Kennzeichen an sich tragen, dass sie dem nhd. Wort-

---

[1]) Man sieht, welch grosses Gebiet dem 'litterarischen Reim' eingeräumt werden muss, und wohl nicht nur bei den Nachahmern. Das Erscheinen von *sân* für *sâ* zu Ende des Wig. hat schon Jänicke a. a. O. S. 22 auf Einfluss Wolframs zurückgeführt, s. auch Medem, Ueber das Abhängigkeitsverh. Wirnts u. s. w., Danzig 1881, S. 2. Dies und anderes bei Steinmeyer, Epitheta (Erlanger Rektoratsrede v. J. 1889) S. 18f.

schatz fehlen[1]) — und das kann wiederum kein Zufall sein! — ruhig auch als 'veraltete', moderner Diktion und modernem Geschmack zuwider laufende bezeichnen. Es gab gewiss 'unhöfische' Worte, die nur deshalb gemieden wurden, weil sie längst veraltet und von den Dichtungen der Geistlichen und Spielleute bisher nur als starr gewordenes Formelgut mit fortgeschleppt worden waren. Als die höfischen Dichter Anschluss suchten an die wirklich gesprochene Sprache, die alle diese Worte nicht mehr anwendete, wenn sie auch die alten Dichter noch verstand, da konnten sie das abgegriffene und im Wert gesunkene Material an 'grossen Worten', von *recken* und *helden*, *degen* und *wîganden* u. s. w. nicht mehr brauchen, sogut wie sie die formelhaften, gewöhnlicher Rede fremden Wortstellungen und Wortbindungen nicht mehr brauchen konnten.[2]) Von einem *degen mære* und *küenen wîganden* sprachen nur die schlechten Reimer bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, nur sie auch sagten jeden Augenblick *frouwe mîn* und *herze dîn*, *künec rîch* und *maget guot* und verliessen zu Reimzwecken die prosaische Wortfolge der guten Rede; Hartmanns ausgebildete Technik, die Technik seines Iwein, meidet dergleichen. So trat hier die Bildung einer neuen Dichtersprache einer älteren feindlich entgegen. Dabei hatte diese ältere Dichtersprache vielleicht mehr Anrecht auf den Titel einer Schriftsprache, so grobe Kunst sie auch übermittelte, als die neue. Denn jene Spielleute und Geistlichen lasen oder schrieben eine nirgends gesprochene, nur in der Litteratur lebende Sprache, während sich Hartmann und Gottfried, und auch Wolfram in seiner Art, von der überkommenen Tradition zu befreien und in ihrer Diktion dem gesprochenen Wort, der natürlichen Rede anzuschliessen trachteten,

---

[1]) Neun Zehntel der von Jänicke behandelten Worte gehören hieher, sie alle fehlen uns heute ganz oder in ihrer alten, schmückenden Bedeutung. *balt* = 'kühn', *bor-* (Präfix), *degen* = 'Held', *dürkel*, *ellen*, *ecke* = 'acies gladii', *-gelîch* in Kompos. = 'alle', *gemeit*, *gêr*, *künne*, *marc*, *mære* Adj., *milte* = 'freigebig', *raste* = 'Meile', *recke*, *sarwât*, *verschrôten*, *snel* = 'kühn', *urliuge*, *veige* = 'morti deditus', *verch*, *vrech* und *vrävel* = 'kühn', *wal* = 'Walstatt', *wætlîch*, *wîc* und *wîgant*. Nur *kühn* hat sich allgemein erhalten und einige Adjektive auf *-sam*; *Held* und *Heerfahrt* und *vermessen* blieben poetische Worte.

[2]) s. Bötticher, Germ. 21, 271 ff.; Braune, Forschungen z. deutschen Phil., Festg. f. R. Hildebrand, Leipzig 1894, S. 46; ferner ZfdA. 40, 237 ff.

also in ihrer Schriftsprache die Reaktion gegen eine andere, ältere, ungesprochene Schriftsprache zur Darstellung bringen.

Haben aber die höfischen Dichter nicht nur veraltete und in der Formel erstarrte Worte gemieden, sondern auch Dialektworte ihrer eigenen Heimat aus ihren Reimen immer mehr zu verdrängen gesucht,[1] wollten sie aus ihren Reimen verbannen, was einem fremden Publikum nicht reimte — dann mussten sie notwendigerweise im Streben nach dem Unerreichbaren stecken bleiben und konnten ihr Ideal poetischer Diktion nie verwirklichen. Der Dichter musste erst wissen, was fremdem Ohr, das ihm lauschte, zuwider klang, was ein anderer Dichter anders reimte, u. s. w., ehe er es selber meiden konnte. Es wird uns also nur möglich sein, eine dahin gehende Tendenz in der Reimtechnik Hartmanns und anderer nachzuweisen, und es kann natürlich gegen diesen Nachweis nicht eingewendet werden, dass im Iw. und Wh. u. s. w. noch so viel streng Dialektisches trotz allem vorkommt. Dieses Dialektische möglichst einzudämmen, war das Ideal: ein Ideal aber bleibt unerreichbar. Tausend Zufälligkeiten konnten mitspielen, dass diesem Dichter diese oder jene Form als dialektisch zum Bewusstsein gebracht wurde, und dass er die Sache für wichtig genug hielt, hier Abhilfe zu schaffen. Wie viel spielt da persönlicher Geschmack und persönliches Können mit hinein — wir müssen froh sein, wenn wir in einigen Fällen die Tendenz deutlich vor uns sehen. Auch Rückfälle neben Fortschritten werden uns nicht in Erstaunen setzen: neue Beschränkungen, die sich der Dichter auferlegte, machten es schwer, auf Dinge zu achten, denen der Autor früher seine ganze Sorgfalt gewidmet hatte. Seine 'neuen Regeln' schienen ihm wichtiger als die alten, oder es schien ihm wirklich seine frühere Strenge gegen ein Wort, eine Formel, eine Flexion u. s. w. später unbegründet und undankbare Mühe erheischend. Wer kann hier alle Möglichkeiten aufzählen? Aber éins können wir sagen, dass die Ausnahmen von den Regeln sich bei derartiger Arbeitsweise einstellen müssen und, so wie nie noch vielleicht, die Regel bestätigen helfen. Ich werde unten an der Hand von Beobachtungen über die Verteilung von Regel und Ausnahme in den verschiedenen Teilen éines Gedichtes und in mehreren

[1] Bei *sân* wird man dies für Wolfram wohl zugeben müssen, und andere ähnliche Beispiele werde ich noch bringen.

Werken éines Dichters eben diese Ausnahmen für die Erkenntnis des Sachverhaltes fruchtbar zu machen suchen, hier will ich nur hervorheben, wie nichtig der Einwand Pfeiffers und anderer gegen Lachmanns Ansicht von den höfischen und unhöfischen Worten ist, wenn gefragt wird, was denn höfisch sei, wo nicht einmal der Iwein Hartmanns die reine Sprache spreche, und wenn man gegenüber der unleugbaren Annäherung der Sprache des Wh. im Gegensatz zum Parz. an das, was Lachmann unter höfischer Sprache verstand, auf jene, gewiss nicht wenig zahlreichen Rückfälle in die alte Manier hinweist, wodurch sich der Wh. in einigen Einzelheiten sogar als 'unhöfischer' herausstellt als der Parz. Wer zu vielem nachstrebt, erreichte auch damals oft weniger als der, der sich beschränkt hatte. Aber unser Interesse hängt wohl vor allem an der Thatsache, dass man einem Ideal nachstrebte; wie viel man davon erreichte, kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

Ehe ich nun Zahlen und Thatsachen sprechen lasse, möchte ich noch zwei theoretische Erwägungen vorführen, um dann auf Lachmann zurücklenken zu können, bei dem wir in knapper Andeutung schon alles finden, was Gutes über unsern Gegenstand gesagt werden kann. — Wie dem, der heute aus dem Lehrbuch mhd. Grammatik studiert, so mussten auch dem alten Dichter, der Sprache und Reimgebrauch an sich und anderen beobachtete und an seiner Technik feilte, Doppelformen und nach Dialekten zu trennende Formen oft in eins zu fallen scheinen. Er wusste, dass dort, wo er eine Doppelform sprach, also in seiner Sprache und seinen Reimen zwei Formen neben einander gelten liess, ein anderer Dialekt nur die eine der beiden Formen kannte und ein anderer Dichter nur diese eine reimte, ein dritter Dialekt vielleicht gar wieder die andere u. s. w. So lagen ja thatsächlich manchmal die Verhältnisse: Gottfried reimt *wiste* und *weste*, Hartmann nur éinmal im Er. *wesse*, sonst stets und oft *weste*, eine Form, die Wolfram und Wirnt ebenso fremd war, als Gottfrieds *wiste*, während sie beide *wesse* reimten, so oft oder so selten das eben möglich war (s. Lachmann zu Iw. 1721 und oben S. 444). So kamen die Dichter dazu, dort, wo ihr Dialekt Doppelformen gestattete, die eine davon, von der sie wussten, dass sie da oder dort nicht galt, als dialektisch begrenzt zu betrachten, und zu Gunsten der andern, von der ihnen bekannt war, dass sie dieser oder jener Dichter auch reimte u. dgl., auf-

zugeben. Dass die eine Form so gut oder, in Beziehung auf ihr stets mehr oder minder beschränktes Geltungsgebiet, auch so schlecht war wie die andere, versteht sich von selbst, ebenso dass die Wahl unter den beiden, die der Dichter vornahm, von heute unkontrollierbaren Zufälligkeiten abhing. Es ist aber Thatsache, dass Hartmann (nicht Wolfram und nicht Gottfried) im Iw. alle Doppelformen zu meiden gesucht hat und sich für diejenige Form entschied, die er auch in seinen übrigen Gedichten öfter als die andere zur Anwendung gebracht hatte.[1]) Das Rationellste müsste uns, wenn wir den Standpunkt acceptieren, den meiner Meinung nach Hartmanns Reimtechnik einnahm, scheinen, keine von zwei Doppelformen eines Wortes in den Reim zu bringen, die Form überhaupt zu meiden. Und das hat nun Hartmann in einigen Fällen, wo er eben Kenntnis davon hatte, dass seine beiden Formen einem Teile seines Publikums nicht geläufig waren, auch thatsächlich gethan. Wir werden ihn an der Arbeit sehen. — Das meinte Lachmann, wenn er etwa zu Iw. 7967 von einigen Doppelformen sagt, dass sie die einzigen seien in denen Hartmann 'auch noch im Iwein' schwankt.

Lachmann unterscheidet stets genau, ob Hartmann eine Wortform überhaupt nicht kennt, oder ob er sie bloss im Reime meidet (s. z. B. die eben zitierte Anm. zu Iw. 7967 über *gesendet* und *gesant*). Am deutlichsten spricht sich Lachmann darüber zu Iw. 602 (über *hete* und *hâte*, davon später) und zu Iw. 42 über *ritter* und *riter* aus: 'Ich bin dem Schwanken [der Hs. A zwischen *ritter* und *riter*] gefolgt, weil ich glaube, indem die Dichter im Reime das Wort vermeiden, wollen sie dem Leser die Wahl lassen.'[2]) Lachmann war also der Ansicht, dass die Dichter ein Wort, dessen sie sich, seiner Bedeutung wegen, unbedingt öfter bedienen mussten, dessen Form aber lautlich schwankte, eben deshalb aus der Reimstellung absichtlich verbannten, weil sie es dem Leser anheimgeben wollten, die ihm gelegene Form

---

[1]) Belege bringe ich unten.

[2]) Man darf nicht sagen, dass der Reim *ritter* : *bitter* Greg. 1331 deshalb vereinzelt blieb, weil die Bindung der beiden Worte disparaten Inhalts schwierig war. Wenigstens ist hier keine Sicherheit. Denn wäre der Reim dem Dichter sonst anstandslos erschienen, so hätte die Reimmöglichkeit sich eine dazu gehörige Reimformel attrahiert. Thatsächlich kann ja Lachmann darauf hinweisen, dass es Konrad von Würzb. fertig bringt, *ritter* häufig in den Reim zu setzen.

zu sprechen, und dem nicht durch den genau bestimmenden Reim vorzugreifen wünschten. Das stimmt zu dem, was ich oben ausführte, beleuchtet aber die Sache von einer neuen Seite. Für *degen, helt, recke* und *wîgant* das Wort *herre* oder *ritter* zu gebrauchen, war leicht; wenn aber eine bestimmte Form eines Wortes, das kein erzählender Dichter entbehren konnte, als dialektisch schwankend sich herausstellte, blieb dem Dichter nichts anderes übrig als die Form dadurch in Schwebe zu lassen, dass er sie zu reimen vermied und auch dem bequemsten Reim zu ihr aus dem Wege ging. Ohne das Praet. des Auxiliars *hân*, ohne das Praet. von *komen* konnte der Epiker auch nicht 50 Reimpaare dichten, aber er konnte es vermeiden, diejenigen, die *kom* sprachen, durch die Bindung seines heimatlichen *kam* mit *nam, vernam, gezam*, diejenigen, die *hete, hêt* oder *hæte* sprachen, durch den Reim *hâte* : *râte, drâte, kemenâte, spâte* zu kränken und im Genuss zu stören. Das, wie gesagt, konnte er, und das that Hartmann auch in seinen späteren Werken, während überaus zahlreiche Reime des Er. und Greg. die fraglichen Formen als die seinen erweisen, denen bei ihm keine andern entgegen stehen. Es ist also immer denkbar, dass ein Dichter ein dialektisches Vokabel oder eine dialektische Form im Reime meidet und sie im Innern noch gebraucht. Hier, im Innern, konnte ja jeder Schreiber die ihm nicht genehme Form beim Kopieren ändern, das ihm fremde Wort durch sein Synonymon ersetzen, und wir wissen, die Schreiber thaten das auch. In Reimstellung aber konnte der Schreiber und der Vorleser das nicht, ohne des Dichters Text zu schädigen. Auch das hintanzuhalten, musste jeder Dichter bestrebt sein, denn, wie schon oben hervorgehoben, warum sollten die Dichter, die doch mit Schreibern stets zu thun bekamen, allein nicht gewusst haben, wie die Schreiber mit den deutschen Texten umzuspringen pflegten?

Die Beobachtungen nun über diese Wandlungen in der Reimtechnik der Meister höfischer Epik, Wandlungen, die durch die genannten Rücksichten und Erwägungen bedingt waren, scheinen mir von dem allergrössten Interesse. Sie zeigen uns ein Werden und Wachsen, geben uns Einblick in die intimsten Feinheiten der Arbeitsweise von Dichtern, die zu den grössten Formtalenten aller Zeiten gerechnet werden dürfen, und sie lassen uns in markanten Einzelerscheinungen das Sprachgefühl einer Zeit erfassen, der die Sprache Kunst wurde, wie nur einer.

Endlich lässt sich auch mit ihrer Hilfe die Chronologie der Hartmann'schen Epen mit greifbarer Sicherheit feststellen. Für mich steht nach Lachmanns und Haupts einschlägigen Bemerkungen die Reihenfolge 1. Büchl., Er., Greg., a. Heinr., Iw. ganz ausser Zweifel.[1]) Ich setze diese Chronologie auch im Folgenden stets als gegeben und nicht widerlegt voraus, kann aber aus den in diesem Aufsatz selbst beigebrachten Beobachtungen (wozu wohl auch noch einige Bemerkungen meiner Aufsätze ZfdA. 40, 225 ff. und AfdA. 22, 180 ff. hinzukämen) auch ohne die Stütze der Lachmann-Haupt'schen Argumente für die genannte Chronologie den stringenten Beweis führen. Mit dem freilich, dem die Lachmann-Haupt'schen Argumente 'Kleinigkeiten' scheinen, 'auf die man keine Chronologie bauen kann', werde ich mich in diesen Dingen wohl nie verständigen können. Denn eine 'Kleinigkeit' scheint mir zwar das einmalige Fehlen oder die ausnahmslose Durchführung des Auftaktes in einem 2 oder 3 Strophen langen Gedicht, Lachmanns und Haupts Reimbeobachtungen aber scheinen mir Thatsachen zu enthüllen, deren Wichtigkeit und Fruchtbarkeit gar nicht genug hoch einzuschätzen ist. 'Wer uns die Kunst und Ueberlegung einzelner Dichter zeigt, belehrt uns mehr als wer allerhand Sonderliches ohne Prüfung und Ziel zusammenträgt', Lachmann zu Iw. 3694.[2])

[1]) Das 2. Büchlein hat C. Kraus, Das sogen. zweite Büchl., nun wohl endgiltig als nicht zu Hartmanns Werken gehörig erwiesen, und es wurde im Folgenden auch nicht mehr berücksichtigt.

[2]) Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass ich mit dem Nachsatz des Zitats nicht auf Sarans zumeist so tüchtige Arbeiten ziele. Aber ich kann mich doch nicht enthalten, an einem eclatanten Beispiel zu zeigen, wie gleichgiltig und achtlos die jüngeren Hartmannforscher, sehr zu ihrem Schaden, den interessantesten Beobachtungen der Altmeister gegenüberstehen. F. Saran stellt in seinem Buch, Hartmann von Aue als Lyriker, Halle 1889, Naumanns auf den Angaben Lachmanns und Haupts beruhender Chronologie der Hartmannschen Epen (ZfdA. 22, 25 ff.): Er., Greg., a. Heinr., Iw. (das 1. Büchl. hat Naumann falsch untergebracht), eine andere Chronologie entgegen, die den Greg. und a. Heinr. hinter den Iw. rückt. Dabei findet er sich rasch ab mit dem, was Lachmann und Haupt zur Stütze ihrer Ansicht aus Wortwahl und Reimgebrauch des Dichters beigebracht haben. Er greift *gemeit* und *begarwe* unter den im Iw. fehlenden 'unhöfischen' Worten heraus und meint inbezug auf letzteres: 'Wenn der Dichter *begarwe* im Erec fünfmal, im a. Heinr. éinmal braucht, so würde das streng genommen, beweisen, dass der a. Heinr. vor dem Erec fällt. Denn man darf doch bei der Berechnung nicht ausser Acht lassen, dass der Erec fast zehnmal so lang ist wie der a. Heinr.'.

Kehren wir nun zu unserm Ausgangspunkt zurück: zu *sân* in Wolframs Reimen. Wolfram hat sich, konnten wir konstatieren, im späteren Verlauf seiner dichterischen Thätigkeit die Beschränkung auferlegt, einen seiner Lieblingsreime: *sân* : *-ân* und *-an* nicht mehr zur Anwendung zu bringen, und er befolgte diese Regel, die nur sporadischen Ausnahmen unterworfen ist, in der 2. Hälfte des Parz. und im Wh. Diese Wendung seiner Technik setzt unverkennbar und kräftig gerade in der Mitte des Parz. mit B. IX ein. In B. VIII finden sich noch 4 Beispiele, in dem genau doppelt so umfangreichen B. IX nur 2, in B. VIII,

(a. a. O. S. 47 f.). Zuerst: Lachmann und Haupt haben den grösseren Umfang des Erec immer richtig abgewogen; drüber viel Worte zu verlieren, schien ihnen freilich der Mühe nicht wert, da derlei für sie doch selbstverständlich war. Man hat seit Pfeiffer gar viel sich auf das Plus von 2000 Versen verlassen, das der Er. gegenüber dem Iw. zeigt. Aber alle Aufstellungen Lachmanns, alle, ohne eine einzige Ausnahme, behalten volle Geltung und bleiben unberührt, wenn man jede beliebige Gruppe von zusammenhängenden 8166 Versen (d. i. der Umfang des Iw.) aus dem Er. auslöst und allein inbetracht zieht. Nun muss man aber doch *begarwe* und *garwe* zusammenstellen, da beide im Iw. sowie bei Wolfr. fehlen, sich aber im Er. finden (s. Haupt zu Er.[2] 325). Saran giebt die Zahlen Er.: 5, a. Heinr.: 1; die richtigen Zahlen sind aber Er.: 11 (324. 1564. 1700. 1704. 1782. 2288. 5618. 7292. 7596. 7728. 8922), Greg.: 2 (1777. 3679, beide Male *begarwe*, schon bei Haupt a. a. O. zu finden), 1. Büchl.: 1 (295, *begarwe*, ebenfalls schon bei Haupt), a. Heinr. nie, ebensowenig wie im Iw.! Und auf das éine Beispiel im a. Heinr., das nicht nachzuweisen ist, baut Saran seine Polemik! Die Fälle aus dem Greg. und 1. Büchl. übergeht er, und sie gerade fügen die Erscheinung richtig in die chronologische Folge ein. Aber auch gegen die Polemik Sarans an sich, den richtigen Sachverhalt vorausgesetzt, habe ich viel einzuwenden. So thut man diese Sachen nicht ab. Ein einmaliges Vorkommen beweist für das allerkürzeste Gedicht nichts, als dass das fragliche Wort überhaupt beim Dichter noch in Gebrauch stand. Sonst müsste ja in einem zehnmal kürzeren Gedicht auch das Glossar immer zehnmal weniger Vokabeln aufweisen, jede Vokabel nach einmaligem Vorkommen gezählt. Das wird doch niemand behaupten wollen? Der Iw. hat etwa 8000 Verse, aber lange keine 3000 verschiedenen Worte (möge man Beneckes Wb. durchzählen!) Wenn uns also von Hartmann irgendwo ein einzelnes Reimpaar erhalten wäre, so müsste das nach der von Saran für einmaliges *begarwe* im a. Heinr. angestellten Berechnung 'streng genommen' aus gar keinem Wort bestehen. Und käme darin ein Wort vor, das im Iw. etwa nur éinmal erscheint, so wäre nach eben dieser Berechnung daraus nicht zu schliessen, dass Hartmann das Wort eben zur Zeit als er den Iw. und als er unser supponiertes Reimpaar schrieb, in seinem Wortschatz führte, sondern — dass es hier 4000 Mal öfter vorkomme als im Iw.? Das wäre absurd! Aber absurd, sit venia verbo, scheint mir auch, was Saran über die Ausbeutung einmaligen Vorkommens von Worten und einmaligen Fehlens von Auftakten u. s. w. herausrechnet.

das 1050 Zeilen zählt, kommt ein Vers mit *sân* im Reime auf 262½, in B. IX, das 2100 Zeilen zählt, ein solcher Vers auf 1050 Verse. Der Durchschnitt ist für B. I—VIII: 1 : 150, für B. IX—XVI: 1 : 2370, darnach gehört B. VIII deutlich noch zur Technik der ersten Hälfte, B. IX schon zu der der zweiten. Mit B. IX also ändert sich Wolframs Reimgebrauch: als er an die Ausarbeitung dieses Buches heranging, war er zur Erkenntnis gekommen, dass er es aufgeben müsste, fernerhin noch *sân* zu reimen, wollte er das ihm vorschwebende Ideal poetischer Diktion[1]) erreichen. Zwischen B. VIII und IX fällt also die Grenze der beiden verschiedenen Diktionsarten. Diese Grenze fällt sonst, bei weitem nicht immer, aber zumeist an den Anfang eines neuen Werkes. Im ganzen Parz. wird noch das Wort *degen* gebraucht, noch 754, 23 und 820, 23, aber im Wh. finden wir kein einziges Mal mehr dieses im Parz. ca. 80 mal vorkommende Wort; im ganzen Er. wird noch von *künec rîch* und *vrouwe rîch* und *wât vil rîch* gesprochen, noch 9372, aber im Greg. setzt Hartmann dieses Epitheton ornans seinem Substantiv nicht mehr nach, um einen bequemen Reim zu erhalten, ebensowenig wie im a. Heinr. und Iw.; im 1. Büchl., Er., Greg. gebraucht Hartmann *garwe* und *begarwe* neben *gar,* noch Greg. 3679, aber seit dem a. Heinr. ist diese Doppelform nicht mehr zu belegen; in allen seinen älteren Werken reimt Hartmann oft und ungescheut *hâte* und *hâten,* noch a. Heinr. 1401, aber mit dem Iw. beginnt er diese Form im Reim zu meiden u. s. w. Die Beispiele, wo die neue Technik zugleich mit dem neuen Werk einsetzt, liessen sich ins Unendliche vermehren. Und es ist dieses Verhalten der Dichter auch eine ganz allgemein bekannte Erscheinung, die auch noch niemanden, begreiflicherweise, in Erstaunen versetzt hat. Aber ich möchte doch die Frage stellen: warum ändert sich der Reim- und Sprachgebrauch eines Dichters öfter und stärker von einem Werk zum andern, als innerhalb eines längeren Gedichtes? Der Abstand im Reimgebrauch ist zwischen den ersten und dem letzten Tausend des umfangreichen Er. bei weitem nicht so gross als der zwischen den 1500 Versen des

[1]) Damit ist nicht vorgegriffen. Jedesfalls zeigt die Vermeidung des früher beliebten *sân*, dass es der Dichter mit dem, was ihm in bezug auf Sorgfalt der Reime erstrebenswert schien, nicht mehr in Einklang bringen konnte, den Reim fernerhin zu brauchen. Damit ist doch die Existenz eines 'Ideals' poetischen Reimgebrauchs erwiesen, wie auch immer dieses Ideal aussah.

a. Heinr. und den ersten 1500 Versen des Iw. Ich möchte darin nicht nur die Freude und die frische Kraft sehen, mit der der Dichter an das neue Werk heranging, die ihm den Mut geben, neue Schwierigkeiten der Feilung seiner Diktion zuliebe zu überwinden;[1]) sondern ich möchte das Hauptgewicht darauf legen, dass zwischen einem und dem anderen Epos eine, sei es kleinere sei es grössere, Arbeitspause lag. Das ist doch am Ende auch das Natürliche. In dieser Pause kam das ältere Werk zur Ausgabe. Der Dichter liess es kopieren, liess es vorlesen, beobachtete seine Wirkung, war Zeuge seines Erfolges, und wir können wohl auch annehmen, dass er sich für die Urteile des standesgenössischen Publikums über seine Kunst interessiert habe. So sammelte er in dieser Pause einen Schatz von Erfahrungen, die nun seiner nächsten Arbeit zu gute kamen. Uns mögen heute diese 'neuen Erfahrungen' für die künstlerische Einschätzung des Dichters oft herzlich belanglos scheinen — das hängt freilich damit zusammen, dass uns *sân* so fremd ist wie *sâ*, und *hâte* so fremd wie *hæte*: beides ist uns eben 'mhd.' —; der damaligen Zeit aber müssen sie als wichtig erschienen sein, da die Dichter darauf so unendliche Mühe wendeten. Denn man wird nicht behaupten wollen, dass es leicht war, *sân* etwa und *kam* plötzlich im Reime zu meiden, nachdem man bis dahin tausende von Reimpaaren gedichtet hatte, von denen jedes 75. das nun vermiedene Reimwort aufwies. — Nach dem Gesagten nun sind wir, glaub ich, zu der Vermutung berechtigt, dass an der Stelle, wo innerhalb eines und desselben Gedichtes eine bestimmte und deutlich wahrnehmbare und auch nicht gleichgiltige Aenderung im Sprach- und Reimgebrauch vorliegt, eine Arbeitspause vorausgeht. Dass also die Grenze zwischen beiden Reimgewohnheiten mit einer Arbeitspause

[1]) Darin aber ist der Grund für diese Erscheinung nicht zu suchen, dass der Dichter die von seinem Standpunkte aus falschen und verwerflichen, im späteren Werke eben gemiedenen Reime früher wider bessere Erkenntnis aus Indolenz beibehalten hatte, nur deshalb, weil ihm diese Erkenntnis erst während der Arbeit gekommen war, als er bereits eine grössere Anzahl dieser nun als verwerflich erkannten Bindungen in seinem älteren Gedichte stehen hatte. Diese Annahme verbieten die immerhin zahlreichen und eclatanten Fälle, wo der Dichter innerhalb eines und desselben Gedichtes mit einem Schlag die früher beliebte, nun als verwerflich erkannte Form im Reime meidet. Ich verweise auf unser *sân*, und vor allem auf das unten über *kam* und *dagen* im Iw. Gesagte.

zwischen den beiden hier in betracht kommenden Partieen des Gedichtes zusammenfällt. Eine solche Vermutung wird sich zur Wahrscheinlichkeit steigern in dem Augenblick, wo die eine Wandlung im Reimgebrauch an bestimmter Stelle nicht allein bleibt, sondern andere, ähnliche Veränderungen in dieselbe Scheidegrenze fallen, wie die erste. Es kann nun noch manches zur Unterstützung hinzutreten. Es kann vorkommen (und alle diese Suppositionen werden sich im folgenden in einigen Fällen als gegebene Thatsachen erweisen), dass auch die Ueberlieferung des Gedichtes an dieser bestimmten, uns interessierenden Grenzstelle einen Bruch erleidet, das Hss.-Verhältnis umschnappt oder dergl. mehr, und es kann endlich vorkommen, dass gewisse Nachlässigkeiten in diesen Minutien der Reimtechnik, Nachlässigkeiten, die für die Wiederaufnahme dichterischer Thätigkeit charakteristisch und in den ersten hundert oder tausend Versen neuer, nach längerer Ruhepause angefangener Gedichte stets nachweisbar sind, sich in den Teilen der zweiten Partie eines Gedichtes wiederfinden, die der 'Grenze' unmittelbar folgen.

Letzteres soll sofort näher erklärt werden. Wir können beobachten, dass gewisse Reimbindungen, die dem Dichter als verwerflich erschienen sein mussten, weil er sie im Gegensatz zu anderen Dichtern oder im Gegensatz zu eigenem früheren Gebrauch, ohne dass der Inhalt und der Stoff des Gedichtes Schuld tragen kann, deutlich meidet, dass diese Reimbindungen im Anfang, den ersten tausend Versen eines neuen längeren Epos plötzlich ein paar Mal wiederkehren, obwohl der Dichter sie in der Schlusspartie seines älteren Werkes bereits ganz gemieden hatte, und er sie im weiteren Verlauf des neuen Werkes, im ganzen Gros des Gedichtes, auch fernerhin meidet. Er hatte in der Ruhepause zwischen seinen beiden Werken die volle Herrschaft über seine Technik, die Uebung, verloren und musste sich erst wieder einarbeiten, oder er hatte über neuen Anforderungen an seine Technik, neuen Beschränkungen, die er sich in seinem neuen Gedicht, durch Erfahrung belehrt, auferlegen zu müssen glaubte, die 'älteren Regeln' ein wenig aus den Augen verloren und konnte nicht gleich allem, was auf ihn einstürmte, gerecht werden. Später wurde er wieder aufmerksamer, obwohl es vorkam, dass er in seinem neuen Werke einige der 'alten Regeln' zu Gunsten neuer über Bord warf und die 'Rückfälle' sich dann über das ganze Werk ausbreiten (s. oben S. 447). Wir

können, um dies zu exemplifizieren, abermals bei der Betrachtung der Verteilung des *sân* über Wolframs Werke einsetzen. Nachdem Wolfram dieses *sân* in der ganzen zweiten Hälfte seines Parz. nur 5 mal in den Reim gesetzt hatte, nachdem es ihm gelungen war, sich von dieser ihm geläufigen und bequemen Form B. X—XIII incl. und B. XVI sogar ganz zu emanzipieren, bringen die ersten beiden Lachmann'schen Bücher des Wh. gleich zwei Fälle des längst verpönten *sân* (53, 29. 75, 3), obwohl der ganze übrige Wh. das Wort noch viel strenger meidet als die 2. Hälfte des Parz. Und diese Erscheinung bleibt nicht vereinzelt. Schon Jänicke hat in seiner mehrfach genannten Dissertation eine Anzahl ähnlicher verzeichnet, ohne sie freilich ganz auszunützen.

mære als dem Subst. nachgestelltes Epitheton ornans in der Bedeutung 'notus, clarus' findet sich bei Hartm. nur ganz selten und mit jener charakteristischen Hervorhebung des Begriffes, die, nach Jänicke selbst, am besten Bötticher, Germ. 21, 274 ff. klar gelegt hat: vom Helden als *der degen mære* zu sprechen in berichtender Erzählung, hat Hartm. immer verschmäht, wenn er ihn auch unter besonderen Umständen als *einen degen mære* beloben konnte, den fraglichen Ausdruck nie anders als prädikativisch konstruierend. Beides ist ein ganz verschiedenes Ding, ebenso wie es z. B. ein anderes ist, wenn hier der Name des Helden durch *der vrume man* umschrieben wird in Berichten über Ereignisse, oder *der vrume man* als Apposition zum Namen tritt, und wenn dort der Dichter meint, der Held habe gehandelt *als ein vrum man* oder dass er *ein vrum man* gewesen sei. Dieses ist der Stil des Iw., jenes der Stil der Volks- und Spielmannspoesie und z. T. auch des Er. und Wolframs. Im Parz. also findet sich dieses *mære* = 'clarus, notus' dem Subst. attributiv nachgestellt, das Ganze mit dem bestimmten Artikel versehen als Umschreibung des einfachen Namens oder als Apposition im Reime fungierend, recht häufig u. zw. *sîn marnære Der wise unt der mære* Parz. 19, 16 (die echte Formel); *der knappe mære* 139, 9. 144, 5. 157, 17; *der fürste mære* 163, 7. 166, 21. 169, 7; *Den küenen helden mæren* 263, 9; *Idêr fil Noyt der mære* 401, 19; *der degen mære* 605, 3. Dazu kommt noch *Durch iuwer schœne mære* 277, 27. Also 11 mal, aber häufig nur im 3. Buch, ferner éinmal im ersten, 2 mal im fünften und éinmal im achten. In der ganzen zweiten Hälfte des Parz. aber steht den 10 Beispielen der ersten Hälfte nur éines: 605, 3 (B. XII)

gegenüber. Wir können also sagen, dass Wolfram es hier bereits verschmähte, sich dieser Wendung der Volkspoesie zur Erleichterung des Reimes zu bedienen. Ebenso hielt er es im Wh. Aber auch dieser bringt éine Ausnahme: *Von rîterschaft der mæren* Wh. 32, 29. Im ersten Buch! S. Jänicke a. a. O. SS. 7 f. 33.

Was von *mære* gilt auch von *gemeit,* wobei wir die beiden Bedeutungen 'splendidus' und 'laetus' nicht zu trennen brauchen, weil das Wort in beiden zu gleicher Zeit und in den gleichen Denkmälern zur Anwendung kommt oder verschwindet. Wir finden im Parz.: *Den fuorte ein knappe vil gemeit* 19, 5; *Manec rîter vil gemeit* 30, 7 (die echte Formel!); *Dô sprach diu künegîn gemeit* 81, 23; *Der junge stolze wirt gemeit* 208, 27; *Mit der herzogîn gemeit* 697, 12; *Juncfrouwen clâr und gemeit* 683, 15; ferner prädikativ (fehlt im a. Heinr. und Iw. ebenfalls!): *Der knappe des roubes was gemeit* 132, 25; *Diu juncfrouwe was gemeit* 206, 13; *Des wârn die burgære gemeit* 215, 25; schliesslich: *Diu maget trûrec, niht gemeit* 318, 25. Also im ganzen 10 mal: 2 mal im ersten, 3 mal im vierten Buch, je éinmal im zweiten, dritten und sechsten Buch; von Buch VII ab verschwindet das Wort, um nur mehr zweimal an kurz hintereinander folgenden Stellen (stets ein deutliches Kennzeichen, dass hier der weise Homer geschlafen hat!): 683, 15 und 697, 12 in Buch XIV hervorzutreten. Wir können sagen, dass Wolfram das Wort, das auch dem Iw. bekanntlich fehlt, obwohl der Er. es 9 mal reimt und obwohl der Reimtypus *-eit* im Iw. der am zahlreichsten vertretene ist, in der zweiten Hälfte seines Parz., ja sogar schon von B. VII ab, zu meiden sucht. Auch im Wh. meidet er es, nur éinmal noch entschlüpft ihm der bequeme, traditionelle Reim: Wh. 86, 15. Im zweiten Buch! S. Jänicke a. a. O. SS. 9 f. 33; Steinmeyer, Epitheta SS. 13. 20.

Auch *urliuge* war ein Wort, das zur Zeit Hartmanns und Wolframs bereits veraltet war, sowie es unserer heutigen Sprache gänzlich fehlt. Nichtsdestoweniger hat es Hartmann ganz zu Anfang des Er. éinmal und 3 mal im Greg. dem Wortschatze der poetischen Formelsprache entnommen und es erst aus dem Iw. verbannt. Auch der Parz. kennt das Wort: 41, 28. 192, 5. 246, 11. 363, 3. 769, 15. Also an 4 Stellen bis zum siebenten Buch, in der 2. Hälfte des Gedichtes nur mehr an éiner Stelle. Im Wh. wird *urliuge* gänzlich gemieden, mit Ausnahme von

35, 3, einer Stelle des ersten Buches! S. Jänicke a. a. O. S. 18 f. 33.

Dass *wigant* als Bezeichnung des Artusritters das 'unhöfische Wort' κατ' ἐξοχήν ist, wird heute keiner mehr leugnen. Der feinere Stil der Artusepen hätte wohl von seinem Helden allenfalls noch aussagen können, dass er *ein küener wigant* gewesen sei, aber von ihm als von *dem wigande* schlechthin zu sprechen, hätte als durchaus stilwidrig erscheinen müssen und wurde von Hartmann und Gottfried den Bänkelsängern überlassen. Ebenso fehlt, bei Hartmann wenigstens, auch das Wort *wic* für *kampf* und *tjost*. Wolframs freiere, von Hartmanns Standpunkt aus gesprochen, laxere Technik gestattet sich auch diese beiden Worte. *wigant* steht im Parz. an folgenden Stellen, teils appositionell, teils den Namen vertretend[1]): 5, 23. 12, 15. 39, 1. 106, 17. 145, 13. 215, 19. 245, 23. 247, 1. 251, 7. 252, 9. 261, 3. 438, 1. 456, 23. 459, 9. 540, 1. 553, 3. 588, 11. 602, 27. 706, 5. Sehen wir uns einmal die Verteilung dieser 19, durchaus auf Reimstellung beschränkten Beispiele an. Es fallen auf B. I: 3, auf B. II: 1, auf B. III: 1, auf B. IV: 1, auf B. V: 5 Beispiele. Von da an fehlt das Wort, das bis jetzt in jedem Buche zu belegen war; als hätte der allzu häufige Gebrauch in B. V die Reaktion gebracht, fehlt es in B. VI, VII und VIII, also in den 3 letzten Büchern der 1. Hälfte.[2]) Mit B. IX, dem Buche, das in Bezug auf *sân* die entscheidende Wendung zum Besseren bringt, tritt ein vollständiger 'Rückfall' ein. Wir finden *Parzivâl der wigant* u. s. w. 438, 1. 456, 23. 459, 9. Und der 'Rückfall' hält an, *wigant* erscheint B. X: 1, B. XI: 1, B. XII: 2 mal. Erst von da ab, in den letzten vier Büchern der 2. Hälfte des Parz. gewinnt des Dichters Diktion in diesem Detail die Höhe wieder, auf der sie schon in den letzten Büchern der 1. Hälfte gestanden, aber von der sie mit Beginn des neunten (ich meine, um vorzugreifen, nach vorausgegangener längerer Arbeitspause) wieder herabgesunken war. B. XIII, XV und XVI fehlt das Wort, nur B. XIV findet es sich noch éinmal: 706, 5 *Den küenen wiganden*

[1]) Bei Jänicke fehlen: 39, 1. 251, 7. 261, 3. 459, 9.

[2]) Den, der sich für diese Erscheinung bei dem bequemen 'Zufall' beruhigen will (giebt es denn einen Zufall?), mache ich darauf aufmerksam, dass von Helden in allen Büchern des Parz. die Rede ist, und der Reimtypus *-ant* hier der zweithäufigste ist.

Diu ors wârn gestanden. Aber es wird kein Zufall sein, dass das Wort hier das einzige Mal im Plural steht, das einzige Mal von Helden gebraucht wird, die gerade in mutvollem Kampfe geschildert werden, und das einzige Mal mit einem Epitheton versehen ist, das die dem veralteten Worte nun innewohnende emphatische Bedeutung hervorhebt. Früher heisst es stets nur *Gahmuret der wîgant, Parzivâl der wîgant, Dô sprach der wîgant* und das abgegriffene Wort traditionellen Stils bedeutete nie mehr als *der ritter* oder *der herre*, hier aber wird von 'kampfkühnen Helden' gesprochen. — Aber noch einmal sank Wolframs Technik herab, u. zw. zu Anfang des Wh., hier doch jedesfalls nach längerer Arbeitspause: 83, 23 (im zweiten Buche!) heisst es *Willalm der wigant,* sowie kurz vorher (sich an den eben gekennzeichneten Gebrauch des Wortes in prägnanterer Bedeutung, wie er sonst nur Parz. 706, 5 erscheint, anschliessend): *Durch waz fuort ich ein kindelîn Gein starken wîganden?* Wh. 67, 29. Von da ab fehlt das Wort im Wh. gänzlich. — Und nun tritt hinzu, dass mit dem Gebrauch des Wortes *wîgant* der Gebrauch des Wortes *wîc* durchaus parallel läuft. Auch *wîc* erscheint nie ausserhalb des Reimes u. zw. im Parz. (: *Rasalîc, stîc, swîc* gereimt): 3 mal in B. I: 43, 1. 45, 3. 57, 9. Sonst nur éinmal noch B. V: 260, 23, dort wo auch *wîgant* am häufigsten zu belegen ist. B. VI, VII, VIII fehlt es, sowie *wîgant,* und mit B. IX macht sich auch hier ein kleiner Rückfall bemerklich, es erscheint gleich zu Anfang dieses Buches: 434, 19. Sonst fehlt es der ganzen 2. Hälfte des Parz., sowie dem Wh. Nur Wh. 38, 25 lesen wir *Ouch frumte der getouften wîc* u. s. w. Rückfall in die laxere Technik ('laxer' hier wohl auch von Wolframs Standpunkt aus gemessen!) im ersten Buch des neuen Werkes nach längerer Arbeitspause! S. Jänicke a. a. O. SS. 3. 17 f. 33; Steinmeyer, Epitheta S. 14.

Ich schliesse diesen dem Material Jänickes entnommenen Beispielen interessanter Verteilung bestimmter Reimgewohnheiten noch einige andere an. So wie allgemeiner *vol,* so gebraucht Wolfram des öfteren *lære* bildlich, verbunden mit dem Gen. eines Abstrakts. Diese Wendungen in denen ein Adj., das ursprünglich durchaus sinnlich konkreten Begriffen zukam, schliesslich auf Abstrakta bezogen wurde, indem ein Gen. eines Abstraktums als Gen. der Beziehung hinzu trat, fussen ebenfalls auf volkstümlich traditioneller Dichtersprache. Hartmann hat diese Konstruktionen,

vor allem im Iw., möglichst gemieden,[1]) Wolfram bildete sie bekanntlich in kühner und origineller Form aus, und einige von ihnen gehören zu den echt Wolframschen Fügungen. Hie und

[1]) 1. Büchl. 1726 Reimspiel steht noch *sorgen lære* und Er. 8304 *freuden lære*, nichts dgl. im Iw. und Greg., wo *lære*, sowie Er. 7858. 8670. 8774, stets sinnlich gemeint ist, s. im Reim Iw. 661, Greg. 785. — *bar* heisst im Iw. *nackt, unbewaffnet*, als Gen. kann ein Wort hinzukonstruiert werden, das *Gewand* oder *Harnisch* oder *Schild* u. dgl. mehr bedeutet, s. Iw. 1027. 7141. 7223, ebenso Er. 158. 860. 2510. 4154. 4212. 6674; aber im Er. nur, nicht im Iw., finden wir auch: *aller freuden bar* Er. 2988; *schœner freuden bar* Er. 9594; *aller gnâden bar* Er. 6482. — Im 1. Büchl. 1857 Reimspiel lesen wir *zallen tugenden laz*, nichts dergleichen überliefern die jüngeren Werke, und dass Wendungen wie *gein valsche snel* u. dgl. Hartmann überhaupt fehlen, hat schon Jänicke a. a. O. S. 11 bemerkt. Auch das Hartmann fehlende *balt* cum gen. rei (s. Jänicke S. 9) gehört hierher. — Ich füge noch die damit parallel laufende Verwendung des Wortes *gewin* an. Im Iw. heisst *gewin*: Gewinn an Geld und Gut, so findet es sich (und hier spielt der Dichter, wie auch sonst in dieser Partie, deutlich ironisierend zu gleicher Zeit mit der gewöhnlichen modernen und der 'epischen', übertragenen Bedeutung des Wortes, von der gleich die Rede sein wird) vor allem 4 mal an der Stelle im Reime, wo Hartmann die beiden Helden, Gawein und Iwein, mit *zwein mæren* (!) *wehselæren* vergleicht: 7177. 7185. 7195. 7201. Ebenso ferner 6403: *Von unserm gewinne, Sô sint sî worden rîchen.* In übertragener Bedeutung nur Iw. 1557 *Ê het sich diu minne Nâch swachem gewinne Geteilt an manige arme* (!) *stat*, wo aber die ursprüngliche Bedeutung von *gewin* noch hell durchleuchtet. Anders im Er. und Greg. (vgl. auch 1. Büchl. 1345. 1591)! Hier wird vor allem der Sieg in Kampf und Spiel zum *gewin* Er. 928. Greg. 1869. 1917; ferner heisst es *An lobe den besten gewin* Er. 1620; *Dâ was der minnen gewin* Er. 1858; *Ein teil durch iuwern gewin* Er. 3754 ('um euch zu gewinnen'); *Ûf der âventiure gewin* Er. 8398; (*diu âventiure*) *stât Ze solhem gewinne* Er. 7976. 8012; *Hie huop sich herzeminne Nâch starkem gewinne* Er. 9106; *Ze heiles gewinne* Er. 4020; *Durch mînes heiles gewin* Greg. 967. Daneben natürlich auch im Er. und Greg. die eigentliche Bedeutung: Er. 2620. 2704. 3300. Greg. 859. 1603. Aber auch im Er. ist der übertragene Gebrauch noch immer viel seltener als im Parz. und Wh. Vgl. *gewin an prîse* Wh. 342, 25. 408, 21; *an lobe* Parz. 103, 4; *êre* Parz. 404, 23 (vgl. Wh. 176, 7); *an freuden* Parz. 369, 7. 425, 11; Wh. 135, 29 (vgl. Wh. 167, 17); *an jâmer* Parz. 31, 11. Wh. 343, 29; *an ungemache* Parz. 628, 9; *an helfe* Wh. 122, 29; *an hôher minne teile* Wh. 95, 11 (vgl. *minneclîch gewin* Wh. 156, 23); *an willekeit der liute* Wh. 234, 13; *an künste* Parz. 329, 11; ferner *ergetzens gewin* Parz. 723, 3; *der wîbe minne* Parz. 12, 11 (vgl. 510, 27. 820, 3); *jâmers* Parz. 612, 25; vgl. schliesslich auch Parz. 213, 9. 338, 27. 378, 25 u. s. w. Wh. 53, 17. 204, 7. 299, 19 (*endelôs gewin* = 'ewige Seligkeit') u. s. w. — *ungewin* ist auch in übertragener Bedeutung allgemein: vgl. Iw. 1255. 3099. 4665. 8011 (aber stets ohne Gen.), ebenso wird auch das Verb mit abstrakten Objekten konstruiert; anders verhält sich die Sache für *bejagen*, s. unten. — Endlich sei auch

da aber scheint Wolfram im Verlauf seiner Arbeit doch von dem allzuhäufigen Gebrauch solcher Wendungen Abstand genommen und auf die gehört zu haben, *diez smæhten Und baz ir rede wæhten*. Wolfram sagt also: *valsches lære* Parz. 110, 9. 116, 9, *aller güete lære* Parz. 142, 17, später nur *freuden lære* Parz. 178, 14. 219, 13. 252, 1. 437, 15. 531, 17. 539, 19. 556, 23. Dies ist im Parz. das letzte Beispiel seiner Art; zu vergleichen ist noch Parz. 345, 3 *triuwe Aller valscheit erlæret* und Parz. 503, 1 (*mære*) *Diu freuden kunnen læren*. Ich zähle also 12 Fälle bis B. XI (556, 23), von da an bis Schluss (B. XII—XVI) findet sich nichts der Art mehr,[1]) dagegen *lære* in eigentlicher Bedeutung: Parz. 423, 3. 562, 23. 674, 29. 810, 3. Wolfram hatte also diese Wendung (die freilich auch Tit. 92, 2 wiederkehrt) bereits in den letzten 5 Büchern des Parzival (rund 7500 Versen!) aufgegeben. Auch im Wh. würde sie, während Wh. 190, 9. 389, 27 das Wort in eigentlicher Bedeutung verwendet wird, ganz fehlen, läsen wir nicht Wh. 61, 25 *Und aller freuden lære*. Abermals also ein vorübergehender Rückfall in die alte, bereits aufgegebene Technik zu Anfang des neuen, im grossen und ganzen sorgfältiger gereimten Werkes. S. Kinzel, ZfdPh. 5, 5 und 34.

Allgemein scheint *laz* zu *haz* und *minne* prädiziert worden zu sein. Nur im 1. Büchl. lesen wir bei Hartmann *zallen tugenden laz* 1857 (s. o. S. 460 Anm.), aber auch im Iw. heisst es *Dâ wart diu minne laz* 7039. Und ebenso *haz* : *laz* nicht nur im Parz. 636, 3. 820, 1, sondern auch Wh. 267, 27. Stets ohne Genetiv! Anders aber verhält es sich mit Wendungen wie *gein valsche laz* Parz. 217, 11; *valscheite laz* Parz. 236, 9. 337, 9; *valsches laz* Parz. 128, 19. 310, 8; *an witzen laz* Parz. 144, 11; *der witze laz* Parz. 416, 29; *an prîse laz* Parz. 533, 19; *an freuden laz* Parz. 562, 8; *gein dem strîte laz* Parz. 420, 15; *trûrens laz* Parz. 270, 21; *frouwen lônes laz* Parz. 334, 10; *dîner helfe . . . laz* Parz. 715, 23. Und diesen

---

erwähnt, dass schon Kinzel, ZfdPh. 5, 16 gesehen hat, dass das Adj. *breit* im Iw. nicht mehr zu den Abstrakten prädiziert wird wie im Er. (*Des ist mîn riuwe worden breit* 1228; *Des ist sîn êre vil breit* 8542), 1. Büchl. (*Mîn gedanc ist nâch dir breit* 1659 Reimspiel) und a. Heinr. (*Ouch was sîn tugent vil breit* 39) und wie *breit* und *wît* bei Wolfr. (s. Parz. 43, 5. 123, 17. 416, 13. 815, 11. Wh. 458, 17).

[1]) *Der armüete lære* 674, 29 gehört nicht hierher. Es handelt sich um einen Wohnraum.

ähnlich ist auch Parz. 95, 23 *Iwer reht ist gein mir las*; Parz. 292, 7 *Mîn lop wær gein iu niht se las*; Parz. 147, 7 *Ir sneller* (!, auch dies aber doch bildlich) *prîs wirt anders las* und Parz. 570, 11 *Sîn wer ist gein mir harte las.* Dies ist der letzte von den 17 Fällen der charakteristischen Verwendung von *las* im Parz., bis auf 715, 23, wo aber *las* vielleicht ganz eigentlich zu nehmen ist: 'hilf rasch!' Dieses *las* reicht also bis B. XI, genau bis dorthin, bis wohin auch der Gebrauch von *valsches*, bezw. *vreuden lære* reicht![1]) *las* in eigentlichem Sinne lesen wir Parz. 10, 3. 243, 14. 256, 1, aber auch Wh. 264, 23. 272, 6, während, sowie den letzten Büchern des Parz., auch dem Wh. der bildliche Gebrauch von *las* c. gen. fehlt — bis auf Wh. 66, 24 (*des willen nimmer las*) und 76, 25 (*der witze ouch niht sô las*). Beide im Wh. vereinzelt bleibenden Beispiele im zweiten Buch! S. Kinzel, ZfdPh. 5, 4 f. und 34.

Es dürfte nicht geleugnet werden, dass der Vergleich der Lauterkeit mit dem *spiegelglas*, vielleicht ausgehend von den Bildern für die Jungfräulichkeit der Mutter Gottes, ein altüberlieferter, konventioneller, fertig vorliegender war und zu dem abgegriffensten und unlebendigsten Material an episch-lyrischem Formelgut gehörte. Der verglichene Gegenstand: Herzensreinheit und '*triuwe*' war ja nun auch in den Rittergedichten stets zur Stelle, und dies sowie der bequeme Reim (: *was, las,* oder gar : *adamas*!) musste locken. Als sich Hartmanns Technik einmal aus Reimnot und Tradition zu grösserer Selbständigkeit und Feinheit emporgerungen hatte, waren es vor Allem derartige Wendungen, wie die oben gekennzeichnete vom *spiegelglas*, die sein guter Geschmack, der hier hoch über Gottfried steht, ängstlich gemieden hat. So schreibt Hartmann noch Er. 4642 ganz in alter Manier: *Alsô daz er valsches was Lûter sam ein spiegelglas*[2]) und noch a. Heinr. 61 nennt er den Helden *Der werlte fröude ein spiegelglas* und reimt hier gar thatsächlich den *adamas* darauf. Ferner lesen wir Er. 5622 *Sus wart ir herze ein lûter glas.* Aber im Iw. fehlt dergleichen gänzlich, und auch im ganzen Parz. fehlt dieses banale, aber

[1]) Ein noch genauerer Parallelismus ergiebt sich daraus, dass weder *valsches lære* noch *valsches laz* u. s. w. sich im ersten Buch finden, sondern beide sich erst aus dem zweiten belegen lassen.

[2]) Auch *valsches lûter* allein dürften wir im Iw. nicht erwarten, s. oben S. 460 Anm.

doch allgemein verbreitete Gleichnis. Wenn wir nun doch im Wh. 22, 28 lesen *Lûter als ein spiegelglas Was der helme unverdecket glanz*[1]) und bald darauf wieder: *dîner jugende schîn*

---

[1]) Auch so, auf Concreta bezogen, findet sich dieser Vergleich nur im Er. und später nicht mehr: ein Schild *Ûze ein liehtez spiegelglas* Er. 2290, eine schöne Kemenate, deren *schîn Sô gebent und sô geliutert was Daz er glaste sam ein glas* Er. 8218, (*samît*) *Var als ein brûnez glas* Er. 8942. Unter den gleichen Gesichtspunkt fällt noch manche andere Erscheinung; so fehlt allen, bis auf das älteste unter Hartmanns Epen der Vergleich *grüene als ein gras* (Er. 740. 7314. 10028, nie im Greg., a. Heinr., Iw.; bei Wolfr.: Parz. 234, 3. 605, 9. Wh. 351, 15. 425, 27. 429, 15, bei diesem auch: *noch grüener denne der klê* Parz. 498, 10, fehlt Hartm., und *wîz als ein snê* Parz. 233, 29. Wh. 366, 5. 388, 7. 408, 1, *kelter denne der snê* Parz. 490, 12, fehlt Hartm., nur Er. 276. 2020 *snêwîz*, Er. 2080 *snêvar*). Ja es fehlen auch die einfachen Farbenbezeichnungen dem Iw. fast gänzlich. Viel dergleichen bringen bereits die Zusammenstellungen von Vos, Diction und Rime-technic of Hartm. von Aue, New York und Leipzig 1896. So erfahren wir S. 11, dass dem Iw. das Wort *blanc* fehlt, das im Er. 4 Mal, im Greg. und 1. Büchl. je éinmal vorkommt, dazu tritt noch *harmblanc* Er. 1427, was Vos übergeht. Aber nicht nur *blanc*, auch *wîz* fehlt dem Iw. bis auf eine einzige Stelle (*Wîze linwât reine* 6483), während es nach Vos S. 39 im Er. sich 20 mal findet, 4 mal im Greg. und 2 mal im 1. Büchl.; *grüene* (s. Vos S. 19) erscheint im Er. 9 mal, im Greg. und a. Heinr. je éinmal, nie aber im Iw.; *gel* (fehlt bei Vos) finde ich Er. 8215. 10028, aber nie im Iw.; *brûn* (fehlt bei Vos) Er. 8215. 8943. 9261, aber nie im Iw.; *weitîn* (fehlt bei Vos) Er. 8216, aber nie im Iw., *rôt* (s. Vos S. 28, wo aber *schamerôt* nicht mitgezählt ist, ebensowenig wie *rôtsüeze*) im Iw. vom Erröten *bleich unde rôt* 2203, *schamerôt* 6299. 7637, von den Augen 451, vom Munde *rôtsüeze* 7302, im Greg. vom Erröten *schamerôt* 1085, von den Wangen 2735, von den Augen 3269, also im Iw. 5 Mal, im Greg. 3 Mal und immer von Personen, im Er. aber (nach Vos) 15 Mal, u. zw. Er. 1712 *Nû rôt und danne bleich*, 560 *Erec wart von der rede rôt* und 302 *schamerôt*, aber auch von Gegenständen, so im Reim 2296. 7866. 8214, ausser dem Reim 10028 u. ö.; *guldîn* (s. Vos S. 19) 3 mal im Er., nie im Iw.; *silberîn* (s. Vos S. 30) 3 mal im Er., nie im Iw.; ebenso auch die anderen Adjektive auf *-în* (mit Ausnahme von *härmîn* Iw. 6485 und Er. 1568 im Reim), z. B. *sîdîn* (s. Vos S. 30) 3 Mal im Er., 4 Mal im Greg. (Inhalt! Das seidene Kleid des Helden spielt eine Rolle!), nie im Iw.; *hagebüechîn* Er. 7502 u. s. w. (Enitens Sattel!). *Von sîden und von golde* steht Er. 7584. 9962, Greg. 3217, aber auch Iw. 6197, *von golde* Iw. nur 1141. 3463, viel öfter im Er.: 1994. 2294. 7418. 8914, *Von rôtem golde* (s. Jänicke a. a. O. SS. 27. 33) Er. 1444, *Mit gespunnem golde* Er. 1552, *von dem besten golde* Er. 7530, dabei im Er. fast immer (1444. 1552. 1994. 2294. 7584, vgl. auch 7530), im Iw. nie mit dem der Formel entsprechenden, typischen *als ez solde* gebunden; *von edelem gesteine, von golde und von gesteine* u. ä. Er. 2316. 7528, Greg. 551. 3215, nie im Iw. Das Wort *varwe* selbst weist Vos S. 35 im Er. 25 Mal nach (im Reim: 324. 1564. 1700. 1704. 5618. 7292. 7728; 1782. 2288. 8922), dazu tritt *sundervarwe*

Was der Franzoyser spiegelglas 67, 13, und in den 12 000 noch folgenden Versen des Wh. sich diese Banalität so wenig findet wie im älteren Parz., so darf ich wohl auch die beiden angeführten Wh.-Stellen des ersten und zweiten Buches zu den bisher behandelten Stellen rechnen, von denen ich annahm, dass sie ein Sinken der Technik nach vorangegangener Arbeitspause uns erkennen lassen.

Es wurde schon erwähnt, dass es auch vorkam, dass ein Dichter in einem neuen Werke gewisse Feinheiten und Beschränkungen überhaupt aufgab, sei es, dass er anderer Ansicht geworden, sei es, dass er ältere 'Regeln' über den neuen, die er sich nun gab, vergessen hatte. Aus Jänickes Material hebe ich für den Wh. hervor: *ecke* = 'gladius' (S. 19), *gêr* (S. 19), *hervart* (S. 17),

Er. 7596 und *in einer var* Er. 9852 (dieses bei Vos übergangen, vgl. *von einer varwe* Er. 8922), im Greg. 1777. 3679 im Reim und 2374 ausser dem Reim, dazu tritt *rôsenvarwe* 2373 (fehlt bei Vos), im a. Heinr. 1139, im Büchl. 296. Dem steht im Iw. (wo freilich die Reimmöglichkeit: *begarwe* fehlt, s. oben S. 451, Anm., bem. aber die 15 Beispiele des Er. ausser dem Reim!) nur einmaliges *varwe* entgegen: 3696 u. zw. *diu wilde varwe*, sowie a. Heinr. *diu brœde varwe*, nicht etwa die schwarze, wie Er. 5618, die weisse, wie Er. 7292, die lichte, wie Er. 7728, die rosenrote, wie Er. 1700, oder grüne, wie Er. 324! Ebenso wird das tertium comparationis in den Kompositis mit adjekt. *-var* im Greg. und Iw. unter den Abstraktis, im Er. unter den konkreten Farbvorstellungen gefunden, im Reim finden wir nur *ruozvar* zu Anfang des Iw. éinmal (433), sonst bloss *zornvar* Iw. 451; *tôtvar* Greg. 2375. Iw. 3941; *riuwevar* Greg. 257 2207. Iw. 4845. 6221, im Er. aber einerseits *bluotvar* 1184. 5578. 8846, *snêvar* 2080, *missevar* 3996, *zundervar* 9016, andererseits lediglich *freudenvar* 8316. Ebenso *diu wîze*, Subst., (s. Vos S. 39) nur Er. 7307. Greg. 3261, nie im Iw., *diu rœte* Greg. 3260, nie im Iw. Hieher gehört endlich auch die Erscheinung, dass dem Greg. und Iw. die Worte *glast*, *glesten* und *widerglesten* (Er. 1780. 7868; 2292. 7296. 7728. 9204) fehlen und das Wort *schîn* nur in adjektivischer Funktion (*schîn tuon*, *schîn werden*) vorkommt, im Er. aber daneben sehr oft auch in der Bedeutung 'Glanz' und 'Glast' (s. im Reim: Er. 1562. 1576. 2024. 2292. 7294. 8216. 8956; ausser Reim: Er. 8217 u. ö., ebenso 1. Büchl. 1501). Nur *mânschîn* Iw. 2135 und *sunnenschîn* Er. 3016. Greg. 3365 sind natürlich allgemein und *der este schîn verliesen* Iw. 613 sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. — Enitens Sattel und Pferd kann nicht dieses ganze Plus des Erec erklären: die genannten Differenzen, von denen eine die andere vergrössern hilft, haben ihren Grund nicht im Stoffe, sondern in der Behandlung des Stoffes. Der Stil des Iw. war eben nicht der, der sich in '*edelem gesteine*' und '*wîzen handen*', in '*blanker varwe*' und '*rôtem golde, als ez solde*', in '*bluotvar*' und '*snêvar*', in '*grüenem gras*' und '*grüenem klê*', in *liehten glast*' und in '*karfunkels schîn*' ein Genüge that und dabei seine Reime fand. Vgl. für Wolfram auch Förster, Zur Sprache und Poesie Wolframs, Leipzig 1874, S. 72 f.

wal (S. 19). Diese 'Rückfälle', die nicht auf den Anfang des neuen Gedichtes beschränkt bleiben, sondern sich über das ganze Werk verteilen, finden sich bei Hartmann, dessen ansteigende Entwicklung sonst klar am Tage liegt, so gut wie bei Wolfram, und dass wir uns über sie nicht wundern können, sondern dass uns im Gegenteil das Ausbleiben derselben in Erstaunen setzen müsste, wurde schon oben S. 447 bemerkt, worauf ich nochmals nachdrücklichst verweise.

Hartmann sowie Wolfram schwanken im Reime zwischen den Formen *began* und *begunde.* Ein solches Schwanken, eine Doppelform, führt bei Hartmann fast ausnahmslos die Erscheinung herbei, dass eine der beiden Formen oder auch beide im Iw. ganz verschwinden oder zum mindesten merklich seltener werden. Das ist auch hier der Fall: *began* steht im Reime im 1. Büchl. 30. 905. 1363. 1745 Reimsp., also 4 mal in nicht ganz 2000 Versen, im Er. 19. 66. 447. 2380. 2632. 2766. 2934. 4479. 4906. 5027. 5184. 5731. 6088. 6536. 7468. 7982. 8424. 8777. 8836. 9316, also 20 mal d. i. ebenfalls 4 mal durchschnittlich in je 2000 Versen, im Greg. und Iw. aber ist *began* 4 mal seltener, es kommt nur 1 Vers mit *began* am Ende auf 2000. Wir finden *began* Greg. 1121. 1971, [a. Heinr. 368. 1003],[1]) Iw. nur 2083. 3391. 7614. 7813 (über die Verteilung s. unten). Aber nicht nur *began,* auch *begunde* wird bei Hartmann später auffällig seltener, letzteres freilich nur im Iw., nicht im Greg., und natürlich (und das ist wieder mit beweisend) lediglich im Reime. Im Innern konnte der Dichter das Auxiliar eben nicht auch missen, hier ist es im Iw. so häufig als im Er. Wir finden *begunde* im Reim: 1. Büchl. 13. 1646 Reimspiel, Er. 260. 2252. 5166. 6072. 9304, Greg. 233. 583. 905 (Conj.!). 2779. Im a. Heinr. fehlt es, im Iw. steht es nur éinmal: 7945, ganz gegen das Ende des Gedichtes, wo der Dichter zum Schlusse eilte (s. ZfdA. 40, 239).[2]) Den Plural *begunden,* neben dem ja keine andere Form Geltung hat, finden wir Er. 886. 8076. 8342, Greg. 3233, a. Heinr. 481 und auch Iw. 6991.

---

[1]) Bei so kurzen Gedichten wie dem a. Heinr. können nur wichtige und entscheidende Erscheinungen zu Schlüssen verwendet werden, kleine Differenzen aber sind nicht verwertbar. Das éine der beiden Beispiele stellt den a. Heinr. näher zum Er. als zum Iw., darauf kann man thatsächlich keine Chronologie bauen.

[2]) Vgl. über *began* und *begunde* Lachmann zu Iw. 3560, Haupt zu Er.[2] 9753.

7231. Dagegen ist das Part. *begunnen* nur im Er. nachzuweisen: 1290. 7546. 10 074. Neben der Doppelheit von *began* und *begunde* schien die Form Hartmann wohl nicht geheuer. — Wie verhält sich nun Wolfram diesen zweifelhaften Formen gegenüber? Im Parz. findet sich *began* nur 3 mal (obwohl Reime : *-an* und : *-ân* in Hülle und Fülle zur Verfügung stehen) u. zw. 2 mal im ersten Buch (19, 19. 54, 17) und éinmal im neunten, zu Anfang des neunten: 438, 21. Im ersten und z. T. auch im zweiten und dritten Buch des Parz. ist Wolframs Technik noch nicht gefestigt, er gestattet sich hier eine Reihe von Formen, die seiner Sprache und seinen sonstigen Reimgewohnheiten widersprechen. Zumeist sind's litterarische Reime oder Reimungenauigkeiten. Der neue Dichter steht noch im Banne seiner Vorgänger und der Tradition. *began* war gewiss nicht Wolframs Form, sonst hätte er das überall leicht anzubringende Auxiliar öfter reimen müssen, auf *man, an, dan, sân, Gawân, plân* u. s. w., er gestattet es sich also gegen seinen Dialekt dem Reime zuliebe 2 mal im ersten Buche. Aber der Beginn des neunten, der uns die 'Besserung' in Bezug auf *sân* und den nachhaltigen 'Rückfall' in Bezug auf *wîc* und *wigant* gebracht hat (S. 458 f.), bringt uns hier neuerlich einen Rückfall, das dritte Beispiel von *began*. Im Wh. nun ist Wolfram viel kühner in der Anwendung der litterarischen Reime, die sich im Parz. nur ganz sporadisch, auf bestimmte Partieen beschränkt zeigen. Und so finden wir auch unser *began* Wh. 101, 15. 200, 3. 266, 5. 306, 29. — *begunde* reimt Parz. 29, 29. 55, 19. 104, 25. 403, 15. 575, 21. 631, 23. 662, 29. 781, 1; Wh. 157, 1. 209, 5. 264, 27. 414, 13; der Plur. *begunden* Parz. 471, 15. 641, 27. 648, 15; Wh. 50, 27. 55, 5. 182, 13; *begundet* Parz. 417, 25; das Part. *begunnen* nicht früher als Parz. 573, 23 (B. XI), dann 689, 7. 807, 13; Wh. 419, 1.

Wolfram sprach *kom, kômen, kœme* im Prät. von *komen*, denn *nam, vernam, gezam* Verb. und *zam* Adj., *nâmen, næme, vernâmen, vernæme, gezâmen, gezæme* u. s. w. sind so häufig sich darbietende Reimmöglichkeiten, die Präteritalformen von *komen* kehren in einem erzählenden Gedichte so häufig wieder (finden sich im Innern des Verses auch unzählige Male im Parz. und Wh.), dass wir bei Wolfram die Bindungen mit *kam* (*quam*), *kâmen, kæme* zu Dutzenden finden müssten, wären ihm diese Formen geläufig gewesen. Thatsächlich gebraucht auch jeder Dichter, der *kam* u. s. w. überhaupt für den Reim zur Verfügung

hat, diese Bindungen alle Augenblicke. Bei Wolfram aber finden wir unter 53 Reimpaaren des Typus *-am* nur ein einziges mit *quam* u. zw. Parz. 4, 15, ganz zu Anfang des ersten Buches! Ohne allen Zweifel ein noch in der Tradition steckender litterarischer Reim. Neben diesem *quam* des ersten Buches stehen zwei *quæme,* u. zw. jetzt wiederum im neunten Buche, eines knapp neben dem andern (s. darüber oben S. 457): 481, 25. 484, 11. Also wieder ein Rückfall zu laxerer Technik, der sich im neunten Buche zeigt! Und welche Bedeutung die Frage *quam* oder *kom, quâmen* oder *kômen*[1]) hatte, davon wird uns ein späterer Abschnitt dieses Aufsatzes, über *kam* und *kâmen* bei Hartmann, den rechten Begriff geben. Aber noch ein *quâmen* haben wir zu registrieren; es steht Parz. 750, 9. Dieser letzte Fall trifft das XV. Buch, von dem Haupt (bei Belger S. 279), gestützt auf Wolframs eigene Worte 734, 1 ff., wohl mit Recht behauptet, es nehme 'nach einer Unterbrechung vielleicht von mehreren Jahren' die Erzählung wieder auf. Von den 3 Beispielen für *sân* in der 2. Hälfte des Parz.[2]) stehen zwei (s. oben S. 438) in diesem Buche! Und wieder in diesem Buche findet sich auch das einzige Beispiel für *urliuge,* das die 2. Hälfte des Parz. aufweist (s. oben S. 457)!

Dass Wolfram *gên, stên* und *gêt, stêt* sprach, seinem bairischen Dialekt gemäss, ist eine längst bemerkte Thatsache. Wäre ihm *gân* und *stân, gât* und *stât* durchaus geläufig gewesen, so hätte er jene auf *-ân* und *-an* zu reimen mehrere hundert Gelegenheiten nicht ungenützt vorüber gehen lassen, während er die beiden untereinander häufig reimte. Und ebenso müssten die Reime von *gêt* auf *stêt* untereinander viel seltener sein, als die von *gât* (bezw. *stât*) : *hât, lât, wât, rât, tât* (lauter Reimworte häufigsten Vorkommens), hätte er beide Formen, die mit *â* und *ê,* unterschiedslos gesprochen. Ferner ist Wolframs *ê* durch Reime wie *Tabrastên* : *vergên* Wh. 74, 7; *Nazarêt* : *stêt* Wh. 219, 17, s. auch Parz. 381, 11. 386, 27. 664, 29, erwiesen. Auch der Reim *gânt* (*stânt*) : *hant, lant* u. s. w. (vgl. *wânden* : *handen* Parz.

---

[1]) Auf *kom, kômen, kœmen* giebt es keinen Reim, und daher müssen die Dichter, denen diese Form gemäss ist, das Wort aus dem Reim verbannen.

[2]) Denn die beiden Fälle des neunten Buches kann man nicht zu den 'Rückfällen' zählen, da sich hier erst der Beginn der neuen Technik zeigt und wir es also mit Resten älteren Gebrauchs zu thun haben.

228, 3; : *landen* Wh. 425, 9) wäre Wolfram hochwillkommen gewesen, hätte er anders reimen können als *gênt* : *stênt* Parz. 171, 5. 406, 19. 490, 5. Nichtsdestoweniger weist das erste Buch des Parz., dasselbe, das die eben besprochenen, vereinzelten *began* und *quam* duldet, 3 mal *gât* (bezw. *stât*) im Reime auf, u. zw. *hât* : *zergât* 3, 9, : *ergât* 12, 2, : *stât* 51, 11. Später findet sich *gât* und *stât* nur noch 2 mal im Parz. Einmal an für diese Erscheinungen nun schon wohlbekannter Stelle, in B. IX 470, 29 *zergât* : *hât*! Das zweite Mal im achten Buche (wir werden uns das merken!) 417, 29 *stât* : *rât*.[1]) — Der Wh. weist das einzige *gân* auf, 187, 21, im Reim zu *man*. Es fällt dies unter den oben S. 466 gelegentlich *began* besprochenen Gesichtspunkt. Ich möchte daher auch weder hier *dan* für *gân* vermuten (s. Lachmanns Laa.), noch auch Wh. 241, 21 für das vereinzelte *umbevân* (statt *umbevâhen*) : *hân* mit Lachmann *umbehaben* : *haben* konjizieren (s. zuletzt Beitr. 21, 235 und 557).

Wolfram sagt *liez* nicht *lie*. Er trennt die Reime *ie* : *nie* : *hie* (= *hic*) : *sie* : *die* : *knie* und die *hiez* : *stiez* : *liez* : *geniez* durchaus.[2]) Nur éinmal, Parz. 392, 3, steht *verlie* auf *hie* gereimt. Diese Freiheit gestattet sich Wolfram also im siebenten Buch.

Während Hartmann den Vokal der Adjektiva auf *-lich* seit jeher mit Vorliebe kurz reimte und kurzes *-lich* im Iw. schliesslich langes *-lîch* fast ganz zurückdrängte (s. AfdA. 22, 195), bevorzugte Wolfram *-lîch* mit Länge auf das Entschiedenste. Auf kurzes *-lich* wären nämlich Reime leicht zur Stelle, standen doch hier die bei Wolfram wie Hartmann im Reim so beliebten Pronomina zur Verfügung: *ich, dich, mich, sich*! Dagegen konnte *-lîch* immer nur wieder mit denselben *gelîch* (und Kompositis) und *rîch* gereimt werden. Im Wh. tritt noch *Heimrîch* hinzu; *esterîch, tîch* und der Imperativ *entwîch* kann ja hier nicht mit in die Berechnung gezogen werden, gerade so wie ich oben für *-lich* nicht mit *stich, slich* und den Imperativen *gich, sich* und *sprich* rechnete,[3]) die eben ihrer Bedeutung oder Funktion wegen

[1]) Ich fasse die Sachlage also anders als Ludw. Grimm, Wolfr. v. Esch. u. d. Zeitgenossen, Leipzig 1897, S. 53.

[2]) Ebenso fehlt Wolfr. *gie, vie, hie* statt *gienc, vienc, hienc*. Diese reimen nur untereinander.

[3]) Anders *gerich*. Dieses steht im Parz. 9 mal, im Wh. 6 mal im Reim und vergrössert also für Wolfram (im Gegensatz zu Hartmann, wo *gerich* nur 3 mal im Iw. — 1677. 4503. 6759 — nie im 1. Büchl., Er., Greg. oder a. Heinr. reimt) die Reimmöglichkeit für kurzes *-lich* um ein Bedeutendes.

nicht immer zur Hand waren. Trotzdem finden wir *-lîch* bei Wolfram 42 mal mit Länge gereimt (28 mal im Parz., 14 mal im Wh.), und nur 3 mal *-lich* mit Kürze, wodurch es mir klar zu werden scheint, dass langes *-lîch* die Form seines Dialektes, die Reime auf kurz *-ich* aber vielleicht bloss litterarische waren. Im Parz. findet sich nur *manlich* : *sich*, u. zw. 90, 27, im zweiten Buche, von dem, sowie z. T. auch noch von der ersten Hälfte des dritten, wenn auch in eingeschränkterem Masse dasselbe gilt, was ich für das erste S. 466 behauptet habe: des Dichters Technik haftete in einigen Einzelheiten noch unselbständig in der Tradition und gestattete sich, mehr als irgendwo sonst, lediglich dem Reim zuliebe gewählte Formen.[1] Die beiden

[1] Auch Präpositionalverbindungen als Reimflickworte weist B. I und II mehr auf, als der ganze übrige Parz. So findet sich z. B. *sunder wân* 3 mal B. I (5, 3. 6, 5. 9, 15) und 1 mal B. II (67, 7), sonst nur 291, 13 und 455, 13 (B. IX!) im Parz., nie im Wh.; *sunder twâl* 3 mal B. I (15, 5. 31, 8. 57, 29) und 1 mal B. II (113, 5) u. zw. nicht auf *Parzivâl*, also ohne besondere Reimnot. Als im dritten Buch der Name des Helden auftritt, reimt Wolfram die drei ersten Male dieses *sunder twâl* darauf: 140, 15. 153, 13. 162, 27. Aber er giebt den Reim sofort auf. Trotzdem der Name des Helden im Gedicht ja später noch hundertmal im Reim steht, finden wir nur mehr ein einziges *Parzivâl* : *sunder twâl* 265, 11 in B. V. Später nichts mehr dgl. Es sei bemerkt, dass Wolfram die Bindung *Parzivâl* : *sunder twâl* in B. IV zunächst durch die Bindung *Parzivâl* : kurz *-al* ablösen lässt. Wir finden diese Bindung aber fast ganz aufs vierte Buch beschränkt (: *schal* 193, 27. 222, 13; : *tal* 195, 9; : *wal* Neutr. 182, 7, 207, 11. 210, 27; : *wal* Fem. 198, 13), nur éinmal greift sie ins fünfte Buch hinüber (: *schal* 242, 3), dann finden wir sie lediglich als 'Rückfall': 370, 17 (B. VII! s. S. 468 und unten), 446, 3 (B. IX! s. S. 468 u. ö.), beide Male : *zal* und 778, 5 (B. XV! s. S. 467) : *wal*. Dagegen tritt ab B. V das Adjektiv *gemâl* als charakteristischer Reim zu *Parzivâl*, zunächst als nachgestelltes Attribut *wol* und *lieht gemâl* mit Sachen verbunden (*swert* 229, 9. 263, 13; *twehel* 237, 9; *phellel* 243, 3), später erst, und dann ausschliesslich als *lieht gemâl* (*vêch gemâl* 789, 1, *rûch gemâl* 793, 9) von Personen (619, 9. 694, 23. 695, 7. 706, 17. 717, 29. 723, 23. 727, 19. 730, 25. 732, 1. 742, 27. 754, 15. 762, 17. 764, 19. 801, 3. 814, 11). Schon Hoffmann, Einfluss des Reimes auf die Sprache Wolframs, 1894, S. 37 hat konstatiert, dass dieses *lieht gemâl* nur im Reim auf *Parzivâl* und *grâl* (740, 20. 810, 9) zu Personen bezogen wird (*Condwîramûrs diu lieht gemâl* u. dgl.), sonst nur zu Sachen u. zw. : *Curvenâl* Parz. 144, 19, : *Rûbâl* Wh. 33, 15. 410, 27. 441, 5, : *emerâl* Wh. 77, 27. 417, 29, : *zindâl* Parz. 64, 29. 377, 29. 549, 29. Wh. 16, 15 und dort direkt 'gefärbt, farbig' bedeutet. (Ebenso 'gefärbt' in *diu künegin gemâl* Parz. 31, 8, : *sunder twâl*, von Belakane). Zuerst *Schilde wol gemâle* : *Provenzâle* Parz. 66, 29. Sonst teilen sich *mâl*, Subst. und *grâl* in den Reim auf *Parzivâl*, dieses (durch den Inhalt bedingt) erscheint zuerst 236, 11 (B. V) und am häufigsten natürlich B. IX und XVI, jenes 179, 13 (B. IV). Aber das häufige Erscheinen des Wortes *grâl* bringt

anderen Fälle *swesterlich* : *mich* und *krefteclich* : *mich* stehen im Wh. 122, 17. 333, 3 und entsprechen jener Seite der Technik des Wh., die auch die besprochenen *began, gân, umbevân* im Reime hervorrief.

Hartmann sagt *er gît, er lît, dû gist, dû list,* neben welchen Formen bei ihm keine Nebenformen existieren. Die 2. Person Plur. heisst natürlich nur *ir liget,* denn jenes *gît* und *lît* geht auf *gibit* und *ligit,* dieses *liget* auf *liget, ligget* zurück. Daher reimt er auch *ir ligt* auf *gesigt* Er. 9340, stets aber *er lît* : *strît, nît, sît, zît* u. s. w. (Er. 269. 1226. 2006. 3918. 5786. 7908. 8010. 9326. 9420; Greg. 135. 341. 387. 3537; Iw. 1749. 2877. 2937. 5071. 5483. 5547. 6959; 1. Büchl. 1507. 1617. 1883 Reimspiel), ebenso *dû list* : *sîst, gîst, verphlist* (?) (1. Büchl. 475. 319. 695). Daneben gibt es keinen Reim *er liget* : *bewiget, gesiget, ir verswiget* (s. AfdA. 22, 187 f.). Ferner heisst es stets *er gît* (Er. 1774. 2126. 2170. 6232. 7836. 8138. 8164; Iw. 871. 1219. 2823. 5865; 1. Büchl. 17. 335. 1879 Reimspiel) und *dû gîst* (: *sîst* Er. 5784. 5916; : *list* 1. Büchl. 319). — Wolframs Dialekt sagte vielleicht *er gît,* aber ausschliesslich *er liget,* dagegen beweist das éine Beispiel eines Reimes *lît* : *zît* Parz. 136, 21 gar nichts. Denn da die Verse, deren Reim den Typus *-ît* aufweist, bei Wolfram fast 11 mal häufiger sind als die mit *-iget* (hier 38, dort 403, *lît* bezw. *er liget* nicht mit eingerechnet), so hätte Wolfram notwendig öfter *lît* auf *Davît, strît, geschrît, runzît, gesnît, hôchgezît, nît, quît, kursît, samît, tymît, gênît, phlûmît, sît* Adv., *sît* Auxiliar, *einsît, ietwedersît, ravît, wît, zît, bonît, schît* reimen müssen als auf *phliget, gesiget, wiget, bewiget.* Aber dem éinen *er lît* stehen

---

eine Wiederaufnahme des Flickreims *sunder twâl.* Auf *Parzivâl* reimt dieses nach dem dritten Buch nie mehr und, ohne Reimzwang, auf *mâl* etwa, *gemâl, zindâl* u. s. w., schon nach dem zweiten niemals, wir finden aber *grâl* mit *sunder twâl* gebunden B. VI: 333, 27; B. VIII: 424, 21. 428, 21 und dann vor Allem natürlich B. IX: 438, 29. 454, 22. 468, 9. 469, 27. 480, 25. Von da ab verschwindet *sunder twâl* aus dem Parz. gänzlich, es reimt nicht auf *grâl* und nicht auf *Parzivâl,* obwohl vom ersteren am Schluss des Gedichtes doch wieder so viel die Rede ist. Es ist einer der zahlreichen 'Rückfälle' des Wh., wenn wir in diesem Gedichte *sunder twâl* wieder im Reim erscheinen sehen: es reimt auf *Rûbûâl* 98, 29. 387, 21, aber auch auf *mâl* 125, 17. 335, 24. 368, 26. Dass *sunder twâl* reines Flickwort ist, zeigt sich auch darin, dass das Subst. sich ausserhalb der Präpositionalverbindung nur ein einziges Mal, Parz. 330, 28 (: *grâl*), findet, u. zw. in derselben Partie, wo auch der Reim *sunder twâl* : *grâl* sich einstellt.

umgekehrt 12 *er* (*ez*) *liget* gegenüber (: *phliget* Parz. 487, 29. 563, 23. 693, 23. 697, 3, Wh. 35, 5; : *gesiget* Parz. 79, 17. 108, 27, Wh. 49, 29; : *wiget* Parz. 67, 11. 287, 23, Wh. 160, 13; : *bewiget* Wh. 446, 17). Den Reim *lit* : *sit* Parz. 136, 21 halte ich also für einen litterarischen, in der Tradition haftenden, und sein Vorkommen zu Anfang des Parz., in der 1. Hälfte des dritten Buches, bestärkt mich in meiner Annahme. — Ob nicht auch die sehr zahlreichen Reime auf *gît*, deren erster sich erst B. V 248, 7 findet und die erst ab B. VIII häufiger werden, litterarische sind, veranlasst durch die Reimnot auf *gibet*, wage ich nicht zu entscheiden. *gîst* : *sîst* Parz. 154, 9, dem kein *lîst* : *sîst* zur Seite steht, spricht dagegen.

Die Reime *seist*, *er seit* (nie *ir seit*!), *seite*, *geseit*, die bei Hartmann 99 mal erscheinen, fehlen bei Wolfram gänzlich (s. H. Fischer, Zur Gesch. des Mhd., Tüb. 1889). Bei Hartmann finden sich hier neben diesen auf **sagit*, **segit* zurückgehenden Formen auch die von *sagêt* abgeleiteten. Wir finden neben allgemeinem *sagen* und *ir saget* auch *sagest* 1. Büchl. 1281, Iw. 959; *er saget* (und Komp.) 1. Büchl. 279. 939, Er. 1257. 1417. 1586. 1609. 2275. 4629, 11,[1]) Greg. 2124. 3647, a. Heinr. 301, Iw. 840. 6575; *sagte* Er. 4836. 8306. 8464, Greg. 2075. 2421, a. Heinr. 533, Iw. 952. 5693; *sagtest* Greg. 2183; *gesaget* Er. 311. 1103. 2710. 2812. 5109. 6508. 6820. 7084. 7130. 8573, Greg. 1256. 1588. 2169. 2404; a. Heinr. 223. 356. 445. 459. 558. 705. 921. 1059. 1113. 1493 (*maget*!), Iw. 387. 720. 1304. 1622. 1741. 1757. 2037. 3524. 4472. 5268. 5700. 6565. 6894. 7286. 7655. Anders bei *treist*, *er treit* (*ir traget* Iw. 1741. 1799), *er leit* (nie *ir leit*! s. Fischer a. a. O. SS. 25. 62), *leite* und *geleit*. Diese Formen kommen bei Hartmann ausschliesslich zur Anwendung, und es giebt bei ihm neben ihnen kein *trègt*, *er lègt*, *lègte* oder *gelègt*. Das beweist der Umstand, dass die fraglichen Formen von *tragen* und *legen* erstens nie auf die entsprechenden Formen von *wègen*, *er-* (*be-*) *wègen* und *règen*, ferner *mègen* reimen und zweitens auch untereinander nur höchst selten, d. h. in richtigem Zahlenverhältnis zu denen auf altes *-eit*, gebunden sind. Auf ein Wort mit altem *-eit* gehen nämlich in Hartmanns Werken (die Lieder

[1]) D. h. der elfte Vers in der Ausfüllung der Lücke der Ambraser Hs. nach Er. 4629 durch die Wolfenbüttler Fragmente des 13. Jahrh., von deren Abdruck ZfdA. 42, Heft 3 mir durch die Güte E. Schröders ein Bürstenabzug zugänglich wurde.

ausgeschlossen) 659 Verse aus, darauf reimen 74 mal *leit* (= **leget*) und *geleit* (= **geleget*), 11 mal *treit* (= **treget*); 6 mal ferner reimt *geleit* und 2 mal *treit* zu einem der 91 *seit* und *geseit* (= *saget* und *gesaget*) Hartmanns, aber nur 2 mal reimen *treit* und *geleit* untereinander (Iw. 873. 4037), wodurch es mir sicher scheint, dass wir es auch hier mit dem Reim *treit* : *geleit* und nicht mit *tregt* : *gelegt* zu thun haben. Die Beweiskraft dieser Argumente für ausschliessliches *treit* und *geleit* bei Hartmann wird durch die Vergleichung mit Wolframs Verhalten noch heller beleuchtet. Im Parz. und Wh. zeigen im Ganzen 952 Verse den Reimtypus auf altes *-eit*, auf *tregt, legt, gelegt* (bezw. *treit* u. s. w.) enden 25 Verse und nur 13 auf sicheres *-ègt* (*megt, regt, erwegt*).[1]) Die fraglichen Formen von *tragen* und *legen* reimen nun nur 4 mal auf eines der 952 reimenden Worte auf altes *-eit*, dagegen 11 mal zu sicherem *-ègt* (wo also nur der Reim *megt* : *regt* Parz. 783, 11 übrig bleibt) und 10 mal untereinander. Daher halte ich dafür, dass dort wo *tregt* und *legt* (*gelegt*) auf einander reimen, so, und nicht mit Lachmann und, man sieht nicht mit welchen, Hss. *treit* : *leit* zu schreiben ist (Parz. 294, 17. 515, 3. 550, 1. 552, 7. 627, 9, Wh. 116, 21. 306, 7. 307, 21; Parz. 79, 15. 490, 15). Die Reime *treit* : *menscheit* Parz. 477, 17, : *heilikeit* Wh. 193, 5; *geleit* : *rîcheit* Parz. 561, 25, : *wîsheit* Parz. 566, 25 sehe ich als litterarische an. Einer der vier findet sich richtig wieder in B. IX des Parz., éiner im Wh., die beiden restlichen stehen knapp neben einander, was auch charakteristisch ist (s. oben S. 457. 467). Auch das ganz vereinzelte *leiten* (= *legten*) : *arbeiten* in dem nach klingenden Reimen suchenden Tit. (56, 1) erkläre ich aus Reimzwang.[2]) Ein *dû seist, treist, leist* : *weist* (sowie bei Hartmann 1. Büchl. 483. 1199; 1413, a. Heinr. 1251, Iw. 5543) fehlt bei Wolfram, dagegen reimen *dû tregst* und *dû legst* untereinander Wh. 150, 9, und des öfteren *legte* auf *wegte* und *regte*.

Von den Partizipien der schwachen Verba auf *-ènden*

[1]) Fischers Angabe, dass sich bei Wolfram kein sicheres *ège* finde, ist unrichtig. Er übersah, dass in San-Martes Reimverzeichnis die Reime auf *èget* unter *ē* (hinter *degen*, *gelegen* u. s. w.) falsch eingeordnet sind. Seine Angaben über Wolfram sind also in der Tabelle S. 44 und dann bes. S. 68 zu verbessern. Auch das *leiten* im Tit. 56, 1 hat Fischer, wie es scheint, übersehen.

[2]) Bei Hartm.: *seite* : altem *-eite* Er. 3058. 3384. 3660. 4002. 7462. 7476. Iw. 6543, *seite* : *leite* (= *legte*) Greg. 2307, *leite* : altem *-eite* Er. 3054. Greg. 1637. 2155. Iw. 953. 1428.

scheinen die auf *-èndet* Wolfram die geläufigeren gewesen zu sein. Nur *gesant* findet sich neben 4maligem *gesendet* (Parz. 428, 23. 540, 23; Wh. 343, 13. 368, 29) 35mal im Parz. und 21mal im Wh., und auch *geschant* (*ungeschant*) ist häufiger (Parz. 284, 21. 314, 25. 412, 29; Wh. 106, 7. 121, 9. 182, 25. 201, 9. 256, 7. 288, 1. 321, 3) als *geschendet* (fehlt Parz.; Wh. 158, 15. 251, 15. 343, 13. 368, 29). Dagegen scheinen die Part. auf *-ant* von *enden, pfenden, wenden, swenden, lenden* Wolframs Dialekt ursprünglich fremd gewesen zu sein. Ich finde *geendet, unverendet* Parz. 133, 7. 428, 23, Wh. 10, 23. 37, 26; *verphendet* Parz. 307, 27. 769, 12. 827, 19; *ge-* (bezw. *er-*) *wendet* Parz. 133, 7, Wh. 158, 15. 251, 15; *geswendet* Parz. 769, 11; *gelendet* Parz. 307, 27, Wh. 10, 23. Dagegen fehlen *geant* und *verphant* gänzlich. *gewant* freilich (bezw. *bewant* und *erwant*) scheint auf den ersten Blick über *gewendet* das Uebergewicht zu haben: wir finden es im Parz. 8mal, im Wh. 3mal. Nun ist das noch immer herzlich wenig, wenn wir die vielen Reimgelegenheiten auf *-ant,* das Verhältnis von 4 : 56 für *gesendet* : *gesant* bei Wolfram selbst und die 48 *ge-* (*be-, er-*) *want* in den Reimen Hartmanns in Erwägung ziehen. Sehen wir uns aber noch ausserdem die Verteilung dieser wenigen *gewant* bei Wolfram an, so bemerken wir, dass 6 von den 8 Fällen des Parz. (11, 7. 12, 19. 42, 17. 65, 7. 66, 5. 78, 27) in das erste und zweite Buch fallen, das durch viele litterarische Reime gekennzeichnet wird, und dass ein weiteres Beispiel, das nächste zu 78, 27, sich 340, 27 findet, im Anfang des siebenten Buches, das bereits mehrere derartige Nachlässigkeiten beobachten liess (s. S. 468. 469 Anm. u. ö.), und das sich wohl erst nach längerer Ruhepause an das sechste Buch angeschlossen hat (s. S. 475). Endlich finden wir *erwant* noch Parz. 708, 13. Die drei Beispiele des Wh. (325, 3. 412, 27. 433, 25) nun sind Zeugen jener Art laxerer Technik, die schon öfter bemerkt wurde: eine Art souveränes Schalten des berühmten Dichters. Und nun ist es doch ganz charakteristisch, dass sich das einzige *gelant,* Parz. 41, 27, im ersten, und das einzige *verswant,* Parz. 384, 5, wieder im siebenten Buche findet! — Aehnlich findet sich *be-* (*ver-*) *spart* für *besperret* nur im ersten (30, 13. 50, 27) und neunten (450, 21. 466, 17. 488, 27) Buch des Parz., *besparte* nur Parz. 408, 11; *zerzart* nur Wh. 242, 25, *zarten* nur Parz. 71, 19 (B. II!); *verschart* für *verschertet* nur Parz. 3, 24 (B. I zu Anfang!).

Ich wende mich nun zur Betrachtung der konsonantisch ungenauen Reime in den Werken Wolframs, deren Verteilung schon Jänicke a. a. O. S. 32 und Bötticher, Germ. 21, 267 ins Treffen geführt haben. Unter éinen Gesichtspunkt gehören vor Allem die Bindungen zweier Medien, Tenues oder Nasalen verschiedener Qualität und die Bindung von *l* : *n*. Dergl. findet sich im Parz. B. I: *ougen* : *rouben* 10, 25; *gâben* : *lâgen* 17, 29; *Razalîc* : *wîp* 46, 1; *gâbe* : *mâge* 53, 19; in B. II: *gekemmet* : *getennet* 73, 5; *selbe* : *velde* 93, 23. Diesen 6 Beispielen des ersten und zweiten Buches, Zeugen einer noch unvollkommenen Technik, entsprechen im ganzen übrigen Parz., einer mehr als 7mal längeren Partie, nur 4 Beispiele, u. zw. eines im vierten Buche *gegeben* : *gepflegen* 211, 27, dann nach langer Pause je eines am Schlusse des siebenten und in der ersten Hälfte des achten Buches: *vil* : *hin* 397, 15; *ougen* : *gelouben* 417, 21 und endlich in der ganzen 2. Hälfte des Werkes das einzige *Affricke* : *Agrippe* 770, 13. Dieses in B. XV, begonnen 'nach einer Unterbrechung vielleicht von mehreren Jahren' (Haupt, s. oben S. 467)! Wie sind die 3 andern Fälle einzuordnen? Zunächst kann man *gegeben* : *gepflegen* B. IV durch *gesâhen* : *pflâgen* B. III (164, 7) (das ja eine sonst unerhörte Reimfreiheit bleibt, ob man es nun schlechtweg einen konsonantisch ungenauen oder einen dialektischen Reim nennt, oder es, was mir das Wahrscheinlichste bleibt, mit dem von Braune, ZfdPh. 16, 425 vermuteten *ungemach* : *naht* Parz. 35, 19 und dem viel umstrittenen *priester* : *meister* Wh. 464, 11 zusammenstellt und als litterarischen, bei Heinrich von Veldeke erborgten Reim auffasst) mit den Beispielen im ersten und zweiten Buche zu einer kontinuierlichen, immer schütterer werdenden Reihe verbinden, die erst vor dem fünften Buche Halt macht. Da sich aber die 3420 Verse des fünften und sechsten Buches von derartigen Reimungenauigkeiten frei halten, so sind die beiden Fälle, *l* : *n* 397, 15 und *g* : *b* 417, 21, reine 'Rückfälle'. Meiner Ansicht nach trat nicht nur zwischen dem achten und neunten Buch eine Arbeitspause ein, die uns den vielfach bemerklichen Umschwung der Technik in B. IX und die zahlreichen 'Rückfälle' desselben erklärt, sondern, und da stehe ich ja mit meiner Ansicht nicht allein, auch nach dem sechsten Buch. Wirnt kannte bloss die ersten 6 Bücher des Parz., noch nicht das siebente (s. Sprenger, Germ. 20, 437; Medem, Ueber das Abhängigkeitsverh. Wirnts u. s. w., 1881,

S. 24; anders, aber unrichtig Lachmann, Wolfram S. XIX), und die den Haupthss. der Gruppe G fehlenden Dreissigerabschnitte 336. 337 wurden von Wolfram erst eingeschoben,[1]) als bereits Hss. der sechs Bücher im Umlauf waren und er sich noch sträubte, die Erzählung fortzusetzen, 337, 23 ff. *Ze machen nem diz mære ein man* u. s. w., *Ich tæts iu gerne fürbaz kunt* u. s. w. vergleichen sich den ähnlichen Worten zu Anfang von B. XV: 734, 1 ff. *Vil liute des hât verdrozzen* u. s. w. Nun erscheinen auch die Reime *stât* : *rât* 417, 29 (B. VIII) und bes. das vereinzelte *verlie* : *hie* 392, 2 (B. VII) in greller Beleuchtung (s. S. 468. Vgl. ferner S. 469 Anm. und *gemeit* S. 457). Und wieder möchte ich auf die Verteilung von *sân* aufmerksam machen, von der ich ausgegangen bin. Zwar wird erst im neunten Buche mit diesem Reimwort energisch gebrochen, aber schon B. VII und VIII zeigt sich deutlich ein Zurücktreten des früher so beliebten Reimwortes. Der Durchschnitt des Vorkommens von *sân* ist für B. I—VIII: éin *sân* auf 150 Verse. Darüber erhebt sich das dritte Buch bis zu 1 auf 88, das fünfte zu 1 auf 120 und das erste zu 1 auf 124 Verse. Von den sechs ersten Büchern bleibt am stärksten das zweite zurück mit 1 : 207, aber dieses Verhältnis wird zu Ungunsten von *sân* nun von B. VII und VIII noch beträchtlich übertroffen: B. VII erscheint *sân* einmal in 300, B. VIII einmal in 262 Versen.

Zurück nun zu den konsonantisch ungenauen Reimen bei Wolfram. Der zweiten Hälfte des Parz. gegenüber bedeutet der Wh. hier eine viel laxere Technik, und das Verhältnis stellt sich ähnlich wie in Bezug auf die 'litterarischen' Reime. Dem einzigen Beispiele 770, 3 aus der zweiten Hälfte des Parz. entsprechen in dem nur wenig umfangreicheren Wh. 3 Fälle: *künec* : *frümec* 46, 5; *swiger* : *nider* 143, 11 und *schilt* : *sint* 241, 27.

Sonst ist bei Wolfr. an konsonantisch ungenauen Reimen ausser den dialektischen *vorhte* : *porte* Parz. 182, 5; *ort* : *unervorht* Parz. 222, 25 u. ä. nur *kêren* : *junchêrren* Parz. 35, 13 (B. I!) zu erwähnen. Wolfram sprach wohl *hêrre*, das er auf die Komparative *êrre* und *mêrre* (die nie auf *verre* und *werre* reimen!) auch Parz. 52, 1, Wh. 159, 13. 238, 13. 273, 27. 445, 23 reimt. Aber diese Reime boten sich nur selten. Daher gestattet sich Wolfram im Parz. (nur in diesem, nicht im Wh.!) vom fünften Buch an bis zum elften auch den Reim auf *verre* und *werren*:

[1]) S. auch Heinzel, WSB. 1893, SA. SS. 11 und 27.

273, 5. 291, 27. 456, 13. 477, 21. 486, 27. 543, 29. 563, 25. Dieser Reim entspricht nicht den anderen von lang *ê* zu kurz *e* vor *r*,[1]) denn dort reimt überall nur lang *ê* auf gedehntes Umlauts-*ė*,[2]) das auch in der Dehnung wohl die geschlossene Qualität hatte. *verre* und *werren* aber haben Brechungs-*ë* und Wolfram hält vor *r* beide *e* so ängstlich auseinander, wie Hartmann. Hartmann aber kürzt das lange *ê* vor Doppel-*r* zu *ë*, nicht nur in *herre*, sondern auch in *erre* und *merre* (es ist zu beachten, dass Wolfram letzteres nicht thut), vgl. *merre* im Reim Er. 4558. 5874. 8762. 8832, Greg. 1627. 2079. 3441, a. Heinr. 427. 1405, Iw. 7833, und die Bindung *herre* : *verre*, *herren* : *gewerren* ist eine der bei ihm beliebtesten und für ihn charakteristischen. Unter diesen Umständen halte ich dafür, dass die Reime von kurzem *herre* auf *verre* u. s. w. bei Wolfr. unter Hartmanns Einfluss stehen. Sie erscheinen zuerst im fünften Buch, das als das erste Bekanntschaft mit dem Iwein verrät (s. Lachmann, Wolfram S. XIX). Sollte es für Wolfram den Ausschlag gegeben haben, dass Hartmann sich auch noch im Iw., der wohl auch bei seinen Zeitgenossen für das Muster der Genauigkeit galt[3]), diese Bindung ohne Einschränkung gestattete?

Ich gebe nun, um vor den Ausnahmen die Regel nicht aus den Augen zu verlieren, einige Beispiele für Wandlungen in Wolframs Reimgebrauch, in denen der Wh. mit der zweiten Hälfte des Parz. zusammensteht. Dabei wähle ich einige aus, in denen die entscheidende Wendung gerade in die Mitte, habe ich Recht, so darf ich sagen, in die Pause vor dem neunten Buch fällt.

last in der sinnlichen Bedeutung, = 'Gewicht', lese ich im Reime: Parz. 15, 3. 70, 25. 506, 11. 602, 21 und auch Wh. 165, 5. 352, 4. 196, 27. Daneben wird *last* in übertragener Bedeutung mit Abstractis verbunden, so wie wir heute von 'Sündenlast' sprechen. So schon bei Hartmann, a. Heinr. 67 (*truoc*) *den arbeitsamen last Der êren über rücke* (*über rücke* wirkt noch recht

[1]) Hier allein sind sie zu finden, mit Ausnahme von *lêhen* : *zehen* Wh. 372, 7, was aber wohl als *lên* : *zên* zu fassen ist. Der Vers ist 4 hebig! Vgl. *vân* im Wh., oben S. 468.

[2]) Parz. 212, 17. 261, 11. 603, 11. 693, 11. Tit. 143. Wh. 82, 11. Man sieht also auch nicht dieselbe Beschränkung auf B. V—XI, wie für *hêrre* : *verre*.

[3]) Man kann nicht annehmen, dass Hartmann sich die vielen Beschränkungen, von denen einige im folgenden vorgeführt werden, zu eigenem Vergnügen auferlegt habe.

ursprünglich!) und Iw. 2635 *der schanden last.* Viel häufiger aber ist das bei Wolfram: *minnen last* Parz. 34, 15; *strîtes last* 42, 20; *freuden mangels last* 116, 29; *minne mangels nôt Lestet ûf mich söllen last* 219, 21; *zornes last* 229, 22; *der minne grôzen last* 290, 26; *Frou minne ... Wan liez in ... iwer strenge unsüezer last* 294, 29; *jâmers last* 316, 1; *schanden last* 412, 20; *sorgen last* 422, 22. Alle zehn Beispiele in B. I—VIII. Diesen zehn steht B. IX—XVI ein einziges gegenüber: *minnen last* 586, 8 (B. XII). Und dass das nicht Zufall ist, beweist der Wh., wo *last* in übertragener Bedeutung ganz fehlt, während es hier und in der zweiten Hälfte des Parz. in eigentlicher Bedeutung viel häufiger ist. — Parz. 742, 7 und sechsmal im Wh. finden wir dagegen *überlast* (bezw. *überleste*), das den ersten 13 Büchern des Parz. fehlt. Dieses hat aber nie die Bedeutung 'grosses Gewicht' sondern scheint direkt 'Uebermacht' zu bedeuten, und zwar Uebermacht im Kampfe. Deutlich zeigt sich dies darin, dass es fast jedesmal bei *last* (bildlich) heisst *den last tragen, mit dem last verladen sîn,* ihn *abe schüten,* auf sich *laden* u. s. w., nie aber *überlast tragen* u. s. w. Wir finden *strîtes überlast* Parz. 742, 7. Wh. 438, 3; *strîtes überleste* Wh. 391, 27; *starker vîende überlast* Wh. 264, 3; *von ir überlaste Wart der pûneiz sô vaste* Wh. 405, 3; endlich auch *Diu sorge mit ir überlast* Wh. 172, 19; *Âne jâmers überleste* Wh. 268, 11. *überlast* bedeutet dasselbe was *überkraft* und auch dieses findet sich, im Reime wenigstens, nur im Wh. (vgl. *starker vîende überkraft* Wh. 329, 5; ferner Wh. 243, 3. 458, 9). Der Stoff des Wh. mag an letzterem schuld sein.

Dass *dagen, verdagen* = 'schweigen' schon bei Hartmann auf Stellung im Reim beschränkt ist, ist bekannt. Auf die merkwürdige Verteilung der Reime mit *dagen, dagte* u. s. w. bei Hartmann komme ich noch zu sprechen. Jedesfalls war dieses Verb ein bereits veraltendes, durchaus nicht 'allgemeines' Wort, mag es auch die rohere Formelpoesie der folgenden Jahrhunderte noch mit sich fortgeschleppt, dann vielleicht gar auch ausser dem Reim verwendet haben, wobei, wie so oft, ein Reimbehelf älterer Poeten jüngeren Nachahmern zum Schmuck der Rede wurde (s. z. B. über *gemeit,* Steinmeyer, Epitheta, SS. 13 und 20). Dieses *dagen* fehlt nun der ganzen ersten Hälfte des Parz. bis auf 253, 17 (B. V), und geschwiegen wie gesprochen wird doch in allen Teilen des Gedichts. Erst von B. IX an erscheint das Wort öfter: 464, 5. 550, 15. 555, 5. 556, 27. 587, 9. 608, 3. 620, 11. 632, 13.

634, 27. 653, 5. 692, 15. 696, 29. 735, 13. 740, 1. Das Verhältnis zwischen erster und zweiter Hälfte des Parz. ist also 1 : 14! Auch der Wh. kennt das Wort: 144, 25. 153, 5. 284, 1. 299, 11. 372, 5. 399, 19. 428, 3.

Sehr interessant ist auch die Verteilung von *sît* und *sider* über Wolframs Gedichte. Das allmähliche Aufgeben des *sît* lässt sich mit dem Verschwinden des *sân* aus Wolframs Reimen am besten parallelisieren, denn beides sind ja überall verwendbare Formworte. Nur dass vom Dichter für *sît* Ersatz geschaffen wird, für *sân* nicht. Die Verhältnisse liegen so: Wolfram sagt im ersten und zweiten Buch nur *sît*, und zwar ziemlich oft[1]): 30, 17. 31, 9. 39, 23. 43, 5. 71, 7. 100, 23. Hier fällt ein Reim *sît* auf etwa 500 Verse, von da bis Schluss des Gedichtes fällt ein solcher Reim auf 5000 Verse. Wir finden *sît* nur: 336, 15 (einem der vom Dichter zu B. VI später hinzugefügten Dreissiger!). 464, 21 (B. IX!) und zweimal gegen Schluss: 702, 27. 807, 23. Dem ganzen Wh. fehlt das Wort im Reim. Dafür tritt mit B. III erst, also in dem Augenblick, wo Wolfram beginnt, sich des *sît* im Reim zu enthalten, *sider* (eine Form die Hartmann z. B. fehlt) ein und erhält sich von da an bis in den Wh. gleich häufig: Parz. 176, 27. 214, 25. 289, 7. 345, 17. 471, 25. 540, 21. 545, 9. 601, 17. 620, 19. 677, 25. 680, 21. 823, 5. Wh. 99, 3. 108, 23. 115, 15. 209, 29. 251, 5. 291, 3. 311, 19. 321, 11. 410, 29. 420, 21. 463, 3. Wo nun immer die Gründe für diese Erscheinung zu suchen sind, ob — ich sage zuerst, was mir am wahrscheinlichsten vorkommt — *sider* die Wolfram geläufige Form war, und er B. I und II nur irgend einer 'Regel', was ein Dichter reimen dürfe und nicht, folgend sich seines *sider* enthalten habe, dem *sît* eines anderen berühmten Dichters höfischer Kunst zuliebe, dann aber, als er sich immer mehr auf eigene Füsse stellte und selbst Autorität geworden war, den fremden Eindringling wieder entfernte und durch das heimatliche Wort ersetzte,[2]) oder ob er sich *sider* später für sein *sît* octroyieren liess, oder ob er beide Formen in seinem Dialekt hatte und die eine der andern opferte, — jedesfalls haben wir

[1]) Ich betrachte natürlich nur den Reim, im Innern konnte jeder Leser von Wolframs Werken lesen, wie er wollte.

[2]) Die späteren *sît* sind dann als litterarische Reime zu betrachten, wie wir deren bereits mehr für Wolfram konstatieren konnten. Auch sein (s. oben S. 440) *beguonden*, *kuonde* u. s. w. wagt er ja erst im vierten Buche, s. Behaghel, Germ. 34, 487.

hier wieder ein merkwürdiges Schwanken und entnehmen, wie unsicher der Reimgebrauch der mhd. Epiker herumtastet bei Worten, die erstens Doppelformen aufweisen, zweitens (etwa als Formworte, wie hier) vom Dichter notwendigerweise öfter gebraucht werden müssen. Noch darauf möchte ich dabei aufmerksam machen, dass ein Dialekt am andern zu allererst die auffälligen Unterschiede in der Form solcher jeden Augenblick gebrauchter Partikeln, Pronomina und Auxiliaria merkt (die Süddeutschen wissen, dass man im Norddeutschen 'dattet und wattet', dass man 'mich', d. h. 'mik (mi)', sagt für 'mir' u. s. w.), und dass hier auch die veränderte Form des so häufigen Wortes, sobald einmal der Dichter mit in betracht kommt, im Reime viel stärkere und häufigere Störungen verursachen würde als die seltener vorkommende Form eines dialektischen Nomens (s. auch oben S. 444). Aber wie dem auch sei, jedesfalls beweist uns auch hier wieder der Umstand, dass die Reimgelegenheiten auf *sider* sehr gering sind (*wider, nider*), die auf *sît* sehr gross (s. oben S. 470), dass Wolfram die Form *sît* von B. III ab bewusst, absichtlich und nicht ohne auf einige bequeme Reime zu verzichten, gemieden hat.

Die eben angestellten Betrachtungen sollen zugleich die Einleitung sein für die nun folgende Darlegung einiger Eigentümlichkeiten Hartmann'schen Reimgebrauchs. 'Resultate' zu formulieren, die ich aus den voranstehenden Beobachtungen über Wolframs Technik gewonnen zu haben glaube, unterlasse ich absichtlich. Das Interessanteste scheinen mir die Beobachtungen selbst.

Für unser 'warten, verweilen' gibt es im Mhd. eine ganze Reihe von Worten: *beiten, bîten, sich sûmen* u. s. w. Der am wenigsten 'allgemeine' unter ihnen ist *tweln* (*twellen*), *entweln*. Dieses Wort fehlt z. B. Wolfram gänzlich, der bloss *sunder twâl* (s. oben S. 469 Anm.) und *twâlen* (nur Wh. 395, 1) und des öfteren *vertwâlen* (= 'herabkommen') gebraucht. Doch wo Hartmann[1]) sagt: *Nu entwelte er niht mêre* Er. 5500; *Nu entwelt er dâ niht mê* Iw. 4357 und ganz ähnlich Er. 7262. Iw. 3467. 6763. 7509, sagt Wolfram nur *Nu ensûmet iuch niht mêre* Wh. 224, 23 u. dgl. Für das Hartmann'sche *Dâ was ir tweln alsô lanc* Er. 2944; *Dô was*

[1]) Hartmann sagt nur éinmal *âne twâle* im Reim, natürlich im Er. (9644).

sîn twelen unlanc Iw. 992; *Er gedâhte, daz twelen wære ze lanc* Iw. 3084 finden wir bei Wolfram *Si dûht ein beiten alze lanc* Parz. 65, 19; *Die frouwen dûhte gar ze lanc Sîns wesens* ... Parz. 132. 3; *Sîn halden was dâ niht ze lanc* Wh. 41, 1; *Sîn sitzen wart dâ niht ze lanc* Parz. 553, 9; *Ir sitzen dûht in gar ze lanc* Parz. 641, 13 oder *Bî den dûht in diu wîle lanc* Parz. 17, 25. *tweln* aber kennt der Baier nicht, weder in seinen Reimen noch im Innern der Verse. Hartmann nun gebraucht dieses 'dialektische' Wort in allen seinen Werken; im Iw. finden wir es z. B. als subst. Inf.: 992. 3084. 4830, im Ind. Praet. (*twelte, entwelte*): 3345. 3468. 3695. 3762. 4357. 5621. 6764. 6877. 7510. Aber niemals finden wir es im Iw. im Reim, während Formen des Verbs im Er. 22. 1402. 3914. 9324. Greg. 3751. a. Heinr. 351 (vgl. auch 1. Büchl. 401. 1577) im Reime stehen. An Reimmöglichkeiten hätte es dem Iw. nicht gefehlt: *helt* (2163. 2569. 2681. — Er. 1734. Greg. 699), *weln* 'wählen' (2681. — 1. Büchl. 1577. Er. 22. 1734. Greg. 699. 1353. 3761), *ir welt* 'wollt' (2163. 2569. — Er. 3914. 9324. Greg. 3751), wenn man auch mit *seln* (Er. 1402) und *queln* (1. Büchl. 401. a. Heinr. 351) für den Iw. nicht mehr rechnen darf, ebensowenig wie mit *verselt* Greg. 1353 und *geselt* Greg. 3761. Warum aber hat der Dichter *tweln*, das er im Innern der Zeile noch so häufig gebraucht, in seinem jüngsten Werke vom Reim ausgeschlossen, wo es doch in jedem, und sei es im kleinsten, seiner übrigen Gedichte zu belegen war? Sehen wir uns die Formen an, in denen *tweln* einerseits im Iw. sich findet, andererseits in den älteren Werken reimt, so kann uns eine Discrepanz nicht entgehen. Im Iw., also ohne Reimzwang, finden wir bloss den substantivierten Inf. und das Praet. des Wortes, im Reime aber neben dem Inf. nach Auxiliar (Er. 22. 1402. 1. Büchl. 401) auch *si twelent* 1. Büchl. 1577; *ir twelt* Er. 3914. Greg. 3751 und Imperativ *twelt* Er. 9324. Nur im a. Heinr., also in dem dem Iw. zunächst stehenden Gedichte, finden wir die Form des Versinnern gereimt: *getwelte* : *gequelte* a. Heinr. 351. Das legte uns die Vermutung nahe, dass der Iw. das Wort, das er als subst. Inf. und im Praet. nur schwer (höchstens auf *welte* 'wählte') reimen konnte, deshalb im Reim nicht aufweist, weil nur die auch im Innern geltenden Formen des Wortes die wirklich gebrauchten waren, die Reimformen des Er. Greg. u. s. w. aber unter Reimzwang stehen und damals schon ausser Uebung waren.

Aber es bietet sich noch eine andere Erklärung, die viel

mehr für sich hat. Sehen wir uns nämlich die Ueberlieferung des Iw. in Bezug auf dieses Wort an, so bemerken wir, dass immer einige alte Hss. *twalte* schreiben statt Hartmanns *twelte* und zwar AD: 3345. 3762. 5621. 6764; ADJ: 3468; ADJd: 3695; DJc: 6877 und D: 4357; also auch im Praes. wohl *twellen* sagten statt *tweln*. A ist hierin fast, D ganz konsequent. Wenn nun ein Schreiber, wie der von D, der ausschliesslich *twalte* sprach, auf ein *twelte* des Dichters traf, das im Reim stand, so musste er entweder die ihm und seinen Hörern ganz ungeläufige Form *twelte* in den Kauf nehmen — in seinem Munde und in den Ohren seines Publikums ein 'Reim dich oder ich fress dich' — oder er musste durch eine tiefer eingreifende und sich nicht immer leicht bietende Aenderung des ganzen Verses helfen. Im Innern, wir sehen es ja, da schrieb er sein *twalte* und hatte weder selbst Mühe noch that er dem Werke weh. Der Dichter des Iw. brauchte also dieses dialektische (s. oben S. 479) und der Form nach unsichere Wort bloss aus der Reimstellung ins Innere zu verweisen, um all diesen Uebelständen zu steuern. — Und Hartmann wusste, dass die schwachen Verba auf *-ëlen, -ëlte* Nebenformen zeigen auf *-ëllen, -alte*. Das geht aus folgender Betrachtung deutlich hervor. Hartmann kennt in der Bedeutung 'zählen, zuzählen, einem anrechnen, bezahlen' keine andere Form als *zaln* und das Part. *gezalt*: s. Inf. *zaln* 1. Büchl. 1449; 3. Pers. Ind. *zalt* Er. 1624; Part. *gezalt* 1. Büchl. 1833. Er. 1939. 2921. 8624 und im Iw. Part. *überzalt* 8007. Da sich *zaln* sowohl wie *gezalt* nie im Greg. und a. Heinr., sondern nur in den beiden ältesten Werken Hartmanns findet, und auch nicht im Iw. vor 8007, so halte ich dieses letztere Beispiel für eine jener zahlreichen Nachlässigkeiten, die gerade die letzten 500 Verse des Iw. auszeichnen, und von denen oben schon zu *begunde* (s. dort S. 465) die Rede war, und glaube, dass der Dichter auch dieses *zaln* nach dem Er. absichtlich im Reime[1]) mied, weil ihm die Form, neben der und statt der andere Dichter, z. B. Wolfram, andere Formen reimten, unsicher und zweifelhaft schien. Aber wie dem auch sei, sicher ist, dass er selbst für

[1]) Iw. 836 lesen wir *Und zelt mir halben schaden niht*, also 'rechnet mir nicht an'. Das Beispiel ist das einzige für *zeln* überhaupt im Iw. und doppelt auffällig, da wir nach dem übereinstimmenden Reimgebrauch zum mindesten *zalt* erwarten. Jedesfalls steht es im Innern und nicht im Reim, und ferner im ersten Verstausend des Iw. Was das für den Iw. bedeutet, wird sich unten bei Besprechung von *kam* und *dagen* im Reim klar erweisen.

'erzählen', das z. B. bei Wolfram im Reim nie vorkommt, denn *zeln, zelt, bezaln, bezalte,* Part. *gezalt, bezalt, ungezalt* (*zellen, zellet* fehlt Wolfram gänzlich) bedeuten bei diesem stets 'zählen, bezahlen, zurechnen, ungezählt' u. s. w., im Er. noch den Inf. *zellen* (2078. 2232. 2828. 7456) neben *zeln* (1402) gebraucht, ferner in den traditionellen Berufungen auf die Quelle auch die 3. Pers. Sing. Ind. *zalt* (743. 1942. 4629?.[1]) 5218), endlich im 1. Büchl. und Er. häufig und éinmal im Greg. das Part. *gezalt* (1. Büchl. 632. 1328. 1596. Er. 5654. 5704. 6126. 6767. 7339. 7429. 7461. 8376. Greg. 3505). Im Iw. aber lässt er keine der früher so schwankenden Formen mehr zu, weder in noch ausser dem Reim. Da das Part. nicht auf die Berufungen auf die Quelle eingeschränkt ist (s. die Beispiele des 1. Büchl., ferner Er. 5654. 5704. 8376), welche Berufungen ja im Iw., wie wir sehen werden, nicht häufig sind, so scheint es mir deutlich, dass Hartmann dieses Verb eben wegen des Schwankens seiner Formen später gemieden hat.[2]) Desgleichen finden wir im Iw. das Wort *queln* nicht mehr (*quellen*!), das im 1. Büchl. 401 und a. Heinr. 351 noch reimt. Nur *weln,* wo ja die Formen mit Doppelung überhaupt seltener sind, finden wir Iw. 2681 im Reim, 2188 im Innern. Bei *tweln* verfuhr der Dichter nicht ganz so radical, als bei *zeln.* Jenes Wort schien ihm vielleicht unentbehrlicher als dieses. Er beschränkte sich darauf, das Wort aus der Reimstellung zu verbannen, so wie er sich notgedrungen auch bei *hete — hâte* darauf beschränkte, 'um dem Leser die Wahl zu lassen' (Lachmann zu Iw. 42, s. oben S. 449).[3])

Um zu bekehren, wer noch zweifelt, schliesse ich einige ganz analoge Erscheinungen an.[4]) Die Praeterita von *nennen, kennen* und *rennen* heissen bei Hartmann ausschliesslich *nande, kande* und *rande,* und er reimt sie im Iw. so gut wie in den andern Werken teils unter einander, teils auf altes *d.* Wir finden *nande* : *erkande* Er. 4908. 6608. 6958. 7896. 10062. Greg. 3681. Iw. 5455. 5695. 7427; *nande* : *schande, lande, gewande, handen* (durchweg die Subst.) Er. 554. 1824. 2580. 4762. 5644. Greg. 1201. Iw. 405. Dazu kommt noch Er. 6666, wo die Hs. und Haupt *Swerz in ze laster wande* schreiben, im Reim auf *âne schande.*

[1]) S. oben S. 471 Anm.

[2]) S. auch Mhd. Wb. 3, 842[a].

[3]) Schliesslich bemerke ich noch, dass sich von den Präteritalformen weder *zelte* noch *zalte* bei Hartmann irgendwo im Reim findet.

[4]) Vgl. zum Folgenden zunächst Lachmann zu Iw. 7967.

Aber man wird bei Hartmann vergeblich nach einem zweiten Fall derartigen Gebrauchs und Konstruktion von *wenden* suchen, während wir Er. 2580 z. B. lesen *Daz man in* *nande* *Zem besten inme lande.* Ich halte die Konjektur *nande* für *wande* für ziemlich sicher. Ferner reimt *erkande* : *schande, lande* u. s. w. Er. 644. 2986. 8500. 10006. Greg. 559. a. Heinr. 265. 1347. 1379. Iw. 1913. 3375. 3489 und endlich *randen* : *enblanden* Er. 7162. Darnach ist *d* wohl auch sicher anzunehmen in *nande* : *sande* Er. 4920, umsomehr da wir im Er. *sqnde* auch auf sicheres *d* gereimt finden. Auch für die Praet. von *wenden* und *lenden* gebraucht Hartmann nur éine Form, da Er. 6666 nach der oben mitgeteilten Besserung wegfällt, nämlich nur *wante* und *lante*.[1]) Er reimt sie nie auf sicheres *d*. Die Reime sind nicht zahlreich, eben weil die Reimmöglichkeiten auf *-ande* zehnmal grössere sind, als die auf *-ante* (erwäge: *nande, erkande, lande, schande, gewande, handen, enblanden, randen*!). Es reimt *wanten* : *lanten* untereinander Greg. 1677; *erwante* : *sante* Er. 6116. 7566. Das Praet. von *senden* endlich ist bei Hartmann anceps. Er reimt es sowohl mit *t*, wofür nicht nur die eben genannten Reime auf *erwante* zeugen, sondern vor allem auch *ermante* : *sante* Greg. 2679, als auch mit *d*. Es reimt *sande* : *lande* (Subst.) Er. 1892. 3878. 10054. Greg. 25. 545. 765. 769. 2837, ferner : *nande* (nicht *nante* s. oben) Er. 4920. Hartmanns Sprache war wohl *sante* gemäss, nicht *sande*, das dürfen wir aus der Analogie zu *wante* und *lante* schliessen. Er hat *sande* aus der Tradition übernommen, und zwar mit der Formel *sande* : *ze lande* (Er. 3878. 10074. Greg. 545. 765. 2337, auch 25 und 769), sein *sande* reimt nur éinmal auf *nande*, sonst stets auf *lande*, nie auf die Substantiva *schande, gewande, handen.* Im Iw. aber duldete er nichts Schwankendes und Unsicheres mehr im Reime: dort warf er *sande* und *sante*, *wande* und *wante* über Bord. Wir finden im Iw. keines mehr im Reim. Wenn wir bedenken, wie oft Hartmann die Part. *gesant* und *gewant* reimt,[2]) ferner *wende*

[1]) Das Reimspiel im 1. Büchl. 1762 ff. lasse ich unberücksichtigt. Die Reime stehen hier unter Zwang. Wir finden hier das einzige *swande* (1783). Also mit *d*! Aber kein *wande*, trotz der Reimhäufung. Ich halte das Reimspiel für echt-hartmannisch und für so alt, als das 1. Büchl., dessen Schluss es bildet. Einige auffällige Reimworte und Formen erklären sich aus der Reimnot zur Genüge.

[2]) Neben *gesant* steht kein anderes *gesendet* als 1. Büchl. 857, neben *gewant* nur *bewendet* Er. 10110, also sporadische Fälle in seinen allerältesten Werken, während *sande* statt *sante* im Er. und Greg. nicht sporadisch genannt werden

(Iw. 2359), *wenden* (Iw. 4173. 4345) und *senden* (Iw. 1883. 2175. 7919), wie oft und wie leicht sich ferner Reimgelegenheiten für *-ande* einstellen mussten, wie oft endlich der Er. und Greg. *sande* wenigstens und *sante* reimten, so müssen wir zur Erkenntnis kommen, dass Hartmann die fraglichen Praeterita, von denen er Doppelformen kannte und z. T. einst selbst gebraucht hatte, im Iw. absichtlich mied. Aber nur im Reim; ganz entbehren konnte er im Epos das Praet. von *senden* doch nicht: er reserviert es für das Innere des Verses, 'um dem Leser die Wahl zu lassen' zwischen *sande* und *sante.*[1])

Lachmann rechnet zu Iw. 7967 *gesat, ersat* zu den Hartmann 'überall im Reim geläufigen' Formen. Das ist nicht ganz richtig. Im Er. ist das Part. *gesat* ungemein häufig, die sechs ersten Reimpaare des Typus *-at* im Er. zeigen z. B. alle ein *gesat* in der einen Zeile: Er. 188. 674. 838. 1004. 1200. 1246. Ferner findet sich *gesat* im Er. 3742. 4124. 6148. 6430. 7724. 7856. 8300. 9580, und *besat* Er. 8680, *ersat* Er. 10070. Von den 31 Reimpaaren des Typus *-at* ist also im Er. mehr als die Hälfte (16) mit dem Part. *gesat* gebildet, 3 solcher Reimpaare kommen auf je 2000 Verse. Ebenso zeigt das einzige Reimpaar auf *-at* im 1. Büchl. in einer der Reimzeilen *gesat* (1469) und findet sich *gesat* auch noch im Greg. 3327. 3619, *besat* Greg. 745. 1673, in 4 unter 15 Reimpaaren auf *-at.* Im Iw. aber findet sich nur éin *gesat* in 11 Reimpaaren auf *-at,* und dieses éine *gesat* steht 7819, also kurz vor Schluss des Gedichtes, in jener Partie, in der wir bereits zu wiederholten Malen Reime erscheinen sahen, die der Dichter sonst im Iw. mied. Es ist in der Bedeutung und Verwendung des Wortes *setzen* kein Grund ersichtlich für das Ausbleiben des Part. im Iw., ebensowenig kann man sagen, dass von den thatsächlich im Iw. gegebenen Reimworten eine Bindung mit *gesat, ersat* u. s. w. nicht zu erwarten wäre: das Praet. *bat* stellt sich leicht ein, und *stat, ze der stat* u. s. w. hat sogar formale Funktion. Aber der Er. schwankt zwischen *ersat* und *ersetzet* (6248. 9776), und im Greg. 17E finden wir das Part. *entsetzet* im Reim. Die wenigsten mit Hartmann gleich-

---

kann. *gesant* finde ich im Iw. im Reim: 1181. 1833. 2583. 3111. 3195. 3437. 3601. 3639. 5949. 6655. 7165. 7963; *besant* 2177. 2363; *gewant* 189. 1203. 1547. 1823. 2311. 3319. 3425. 3653. 4729, 6601. 6609; *erwant* 241. 7629. 7999; *bewant* 1583. 2437. 7875; *unbewant* 3245. 4251.

[1]) Auch *erwante* ausserhalb des Reimes: Iw. 1492. 3958.

zeitig oder vor ihm dichtenden höfischen Epiker kennen ferner die Form *gesat*: Wolfram weist sie, so bequem sie für Reimzwecke erscheinen muss, nie auf, sondern braucht nur Part. *gesetzet* Parz. 507, 3; *entsetzet* Parz. 379, 24. 350, 5; *versetzet* Parz. 614, 22. Es scheint mir klar, dass Hartmann auch hier eine Form, die in ihrer Lautung schwankte, im Iw. von seinen Reimen fern halten wollte. Er gebraucht im Iw. weder *gesetzet* noch (bis auf die éine besprochene Ausnahme) *gesat*, ebensowenig im a. Heinr. Ich sehe es desgleichen für keinen Zufall an, dass auch die Praet. *ergatzte* : *satzte* bei Hartmann nur éinmal, u. zw. im Er. (6010), reimen.

Lachmann hat a. a. O. richtig bemerkt, dass sich im Er. noch das Part. *gecleit* für *gecleidet* (: *-heit*, *gemeit* u. s. w.) findet (Er. 12. 1950. 1982. 8228. 8938. 9878), aber niemals mehr in den späteren Werken. Ich füge hinzu, dass in den späteren Werken auch die zweite Form, *gecleidet*, im Reime fehlt. Es konnte mit *leidet* oder *scheidet* (s. z. B. Er. 2210 und die vielen Inf. *leiden*, *scheiden*, Part. *gescheiden* im Reim) unschwer gebunden werden. Nur im Er. und Greg. findet sich *gespreit* für *gespreitet* (Er. 368. 8600. Greg. 537. 674. 827. 883), wieder nur im Er. *gebreit* und *zerbreit* (376. 2308. 7718. 7750. 7860. 8726), sowie *ungebeit* 1784. Dagegen reimt a. Heinr. 731 *gespreitet*. Dieses Schwanken der älteren Werke quittiert der Iw. damit, dass er weder *gespreitet* (könnte auf die Indicative *leitet*, *verleitet*, *breitet* und die entsprechenden Part. reimen, s. Greg. 93 E. a. Heinr. 731) noch, trotz seiner 168 Reimpaare auf *-eit*, *gespreit* in den Reim setzt. Die Praet. *cleite* (f. *cleidete*), *leite*, *bereite* finden sich aber auch im Iw. in beweisendem Reim (6431. 6847; s. ferner Er. 286. 1538. 1816. 2874. 3058. 3384. 4002. Greg. 21. 3203. a. Heinr. 1343 und *spreite* Greg. 3291). Hier war Wolfram genauer, ihm fehlen nicht nur die Part. *gecleit*, *gespreit* u. s. w. (bedenke die zahlreichen Reimmöglichkeiten auf *-eit*, s. oben S. 472), sondern es werden von ihm auch die Praet. der Verba *cleiden*, *arbeiten*, *leiten*, *breiten* u. s. w. im Reime streng geschieden von den übrigen Reimen auf *-eite* und *-eiten*.[1])

[1]) Es reimen die Subst. auf *-heite*, ferner *arbeite*, *geleite*, *gereite*, *breite*, *antreite*, die Adj. (bezw. Adv.) *bereite* und *ungereite* untereinander 21 mal (Parz. 92, 1. 257, 1. 312, 11. 385, 25. 513, 23. 542, 23. 568, 23. 654, 11. 721, 23. 654, 11. 721, 23. 763, 3. 792, 17. Wh. 1, 29. 79, 19. 84, 19. 103, 3. 128, 15. 257, 9. 372, 17. 418, 13. 428, 1. Tit. 51); Subst. *arbeiten*, *breiten* und die Inf. *arbeiten*, *beiten*, *bereiten*, *breiten*, *leiten*, *verleiten*, *feiten*, endlich einmal *leiten* = *legten* (s. oben S. 472) untereinander 19 mal (Parz. 77, 25. 146, 17. 149, 23. 183, 21. 202, 15. 371, 27. 513, 13. 578, 5. 702, 15. Wh. 16, 15. 68, 19. 139, 9. 211, 9. 345, 13.

Auch die Part. *bestat, erstat* von *bestaten* oder *bestetten* u. s. w. finden sich zwar im Er. 9580 und Greg. 2007, aber nie im Iw. im Reim. Doch sind die Beispiele im Er. und Greg. zu wenig zahlreich, als dass man Schlüsse wagen dürfte.

Der Gen. und Dat. der femininen *i*-Stämme zeigt bei Wolfram einen regellosen Wechsel zwischen der einsilbigen, endungslosen und der zweisilbigen, ev. umgelauteten Form. Bei Hartmann sind schon im Er. die einsilbigen Formen viel zahlreicher als die zweisilbigen, die im Iw. so ziemlich ganz verschwinden. Im Reime wenigstens, denn im Innern machen uns Vers und Ueberlieferung die zweisilbige Form hier und da wahrscheinlich (z. B. *ritterschefte* Iw. 3523. 3558. 7007 u. dgl. m.). Ausnahmslos einsilbig sind für Hartmann die Gen. und Dat. von ***maht*** (Dat. *maht* Er. 2369. 5286. 9186. Iw. 902. 7381. 7410, *unmaht* Er. 7039. Greg. 3081);[1] ***want*** (Dat. *want* Er. 6618. 7906. Iw. 6743; dagegen bei Wolfram Dat. *wende* Parz. 438, 9. 566, 5. Wh. 249, 27);[2] ***vart*** (Dat. *vart* Er. 3656. 4120. 4896. 6978. 7872. Iw. 5871. 6043; dagegen Wolfram Dat. *verte* Parz. 350, 11. 446, 13. Tit. 75, 1. 137, 1. 156, 4; Gen. *verte* Parz. 48, 16. 101, 24; *danverte* 820, 7); ***stat*** (nicht nur *dâ zestat* Iw. 2919. Er. 3902. Greg. 3659; *hie zestat* Er. 1004, sondern auch sonst Dat. stets *stat* Er. 3540. 3742. 5928. 6056. 8712. 10070. Iw. 2387. 7169; *stat* = 'urbi' Er. 8650. Greg. 1715. 1801. Auf *stete* fände sich bei Hartmann freilich auch kein Reimwort. Wolfram wagt *an der selben stete* : *bëte* Parz. 671, 23); ***nât*** (Dat. *nât* a. Heinr. 1193); ***tât*** (Dat. *tât* Iw. 1501; *getât* Er. 10042. Greg. 1087. Iw. 2475. 4377; *missetât* 1. Büchl. 891, Er. 5944. Greg. 311. 1347. 1611. 2509. Iw. 2897; *meintât* Greg. 3799; Gen. *missetât* Er. 5798. Greg. 13 E. 67 E. 521. 1617. 3351. 3495; dagegen Wolfram Dat. *tæte* Parz. 439, 25. Wh. 211, 27. 361, 18. 408, 10);

349, 17. Tit. 56. 72. Lied. 8, 6. 6, 6.); dagegen Prät. *beite* : Prät. *bereite* Parz. 537, 3. 143, 17. 818, 17, Prät. *arbeite* : Prät. *bereite* Parz. 237, 29, : Prät. *leite* (von *leiten*) Parz. 432, 15, Prät. *leite* : Prät. *breite* Wh. 237, 15, : Prät. *bereite* Wh. 369, 19. Also immer untereinander, und nie reimen diese Prät. auf die Subst. auf *-heite* etwa, oder auf *geleite* Subst. oder *bereite* Adv. u. s. w.!

[1]) *mahte, mähte* wäre, sobald einmal das Prät. von *megen* durch Hartmann aufgegeben war, für den Dichter, der dann auch kein *künne*, 'genus', mehr sprach, wohl ein hochwillkommener Reim zu *geslähte* geworden. Oder war es nicht nur Reimmangel, der Hartmann auch das letztgenannte Subst. im Iw. nicht gebrauchen liess?

[2]) Wenn nichts erwähnt wird, versteht es sich hier und in der folgenden Aufzählung stets von selbst, dass Wolfram neben den zweisilbigen auch, und zwar häufiger, die einsilbigen Gen. und Dat. kannte.

arbeit (Dat. *arbeit* Er. 1534. 3528. 5110. 5724. 5994. 6758. Greg. 1543. 2551. 3257. a. Heinr. 191. 767. Iw. 71. 3643. 4123. 4175. 5787. 6595. 7881, Gen. *arbeit* Er. 7048. 7464. a. Heinr. 19. Iw. 4663. 6383. 6753. 7965; dagegen Wolfram Dat. *arbeite* Parz. 312, 12. 792, 17. Wh. 79, 19. 84, 19); *genist* (Dat. *genist* a. Heinr. 239); *vrist* (Dat. *vrist* 1. Büchl. 355. 1539. Er. 128. 1522. 3154. 4974. 5164. 6454. a. Heinr. 1143. Iw. 563. 1167. 1627. 2129. 2517. 3549. 5951. 6477. 7971; dagegen bei Wolfram Dat. *vrist* Parz. 322, 27; Dat. *vriste* Parz. 425, 3. Wh. 33, 1); *diet* (Dat. *diet* Er. 822. 2184. 9976; *lantdiet* Er. 192; dagegen Wolfram Dat. *diete* Parz. 818, 27);[1]) *nôt* (Dat. *nôt* Er. 3164. 5375 u. ö. Greg. 649. 2469. 3085. 3181 u. ö. a. Heinr. 603. 1099. Iw. 655. 665. 1173. 1753. 3863. 3881. 4313 u. ö., Gen. *nôt* Greg. 3345. a. Heinr. 755. Iw. 2725; dagegen Wolfram Dat. *nœte* Parz. 373, 17. Wh. 188, 29. Tit. 110, 2), *suht* (Gen. *suht* Er. 6624. a. Heinr. 63);[2]) *jugent, tugent* (Dat. *jugent* : *tugent* Er. 5900. Greg. 693.[3]) 1005. 2249. a. Heinr. 33. Iw. 339. 2423. 6495. 6527; Gen. Er. 9936. a. Heinr. 33. Iw. 6527); *armuot, heimuot* (Dat. *armuot* Er. 3362. a. Heinr. 751. Iw. 6297; Gen. *armuot* Er. 1354. 6408. Iw. 6309; dagegen Wolfram Gen. *armüete* Parz. 269, 9).[4]) Bei folgenden Worten finden sich vereinzelt zweisilbige Gen. und Dat. neben den einsilbigen bei Hartmann: *kraft* (Dat. *kraft* 1. Büchl. 422. Er. 918. 1266. 2404. 2606. 2700. 4728. 5512. 8476. 9778. Greg. 1977. Iw. 1563. 3763. 6373. 7101. 7765; *überkraft* Er. 2678. Iw. 1539; Gen. *kraft* 1. Büchl. 1. Iw. 7255; Dat. *krefte* Er. 9086. 9114; bei Wolfram Dat. *krefte* Parz. 579, 21. 814, 21. Wh. 84, 5. 179, 27. 185, 9. 313, 9. Tit. 6, 2. 73, 2; Gen. *krefte* Parz. 678, 21); Subst. auf *-schaft* (Dat. *hêrschaft* Er. 1979; *meisterschaft* Er. 919. 7366. 7607. 9226. a. Heinr. 1127; *ritterschaft* Greg. 1468. 1822. 1615. Iw. 2100. 7004; *gesellenschaft* Iw. 5280; *vriuntschaft* 1. Büchl. 421; *wirtschaft* Er. 2126. 10076;

---

[1]) Reimmöglichkeiten: *biete, niete, riete!*

[2]) *suht* und *fluht* stehen bei Hartm. nie im Dat. Vgl. noch Dat. *kümfte* bei Wolfr. Wh. 397, 17.

[3]) Nicht *jugende* : *tugende*, s. Kraus, Das sog. 2. Büchl.

[4]) Dass sich unter den 10 Beispielen für *armuot* bei Wolfr. kein Gen. oder Dat. findet, wird Zufall sein. Ich zog 1. Büchl. 1785 ff.: *armuot-armüete, fluot-flüete, gluot-glüete* nicht mit in die Berechnung, denn diese Beispiele beweisen uns zwar, dass Hartmann Kenntnis von der Existenz der in Betracht kommenden zweisilbigen Formen hatte, aber ihre Anwendung steht unter dem Zwang des Reimspiels.

Gen. *meisterschaft* Iw. 4870; *vriuntschaft* Iw. 211; Dat. *ritterschefte* Er. 2334; bei Wolfram Dat. *botschefte* Tit. 6, 2; *heidenschefte* Wh. 179, 27. 185, 9.; *meisterschefte* Parz. 579, 21; *gesellescheffte* Wh. 84, 5; Gen. *ritterschefte* Parz. 678, 21; *gesellescheffte* Parz. 814, 21. Wh. 313, 9. Tit. 73, 1);[1]) *hant*[2]) (Dat. *hant* 1. Büchl. 845. Er. 498. 780 u. s. w., 31 mal ohne *zehant*, Greg. 135 E. 73 u. s. w., 15 mal, Iw. 265. 283 u. s. w., 18 mal; dagegen Dat. *hende* nur Er. 1554. 2196. Bei Wolfram ist *hende* im Dat. Sing. fast so häufig als *hant*: Parz. 40, 7. 57, 23. 153, 5. 225, 26. 320, 11. 361, 11. 412, 15. 422, 13. 484, 5. 487, 19. 515, 1. 539, 13. 560, 7. 566, 5. 744, 23. 771, 13. 780, 7. Wh. 2, 1. 59, 23. 249, 27. 282, 31. 331, 27. 359, 9. 363, 29. 371, 26. 354, 15. 400, 6. 414, 2. 432, 1. 452, 25. 455, 29. Tit. 2, 2. 136, 1. 148, 2); *wât* (Dat. *wât* Er. 648. 1588. 9960. 10030. Greg. 989. Iw. 4377. 6213; *beinwât* Greg. 3229; dagegen Dat. *wæte* Er. 358. 8072. Greg. 1769. 3213; *bettewæte* Er. 7200. 8594; *îsenwæte* Er. 4158; bei Wolfram Dat. *wæte* Parz. 167, 2. Wh. 408, 9); *geschiht* (Gen. *geschiht* Er. 4298. 6694. Greg. 3685. Iw. 1729; dagegen Dat. *von geschihte* Er. 5810); Subst. auf *-heit* und *-keit* (Dat.: *gedultikeit* a. Heinr. 137; *gotheit* Greg. 1017; *unhöfscheit* Iw. 1189; *kintheit* Er. 9282. 9462; *kündekheit* Iw. 2181. 3599; *manheit* Er. 2776. 4280. 4452. 4936. 8022. 8542. 9892. Greg. 1543. Iw. 71. 1041. 5681. 6943; *miltekeit* Iw. 4561; *unmüezekheit* a. Heinr. 357. Iw. 6889; *sælekeit* 1. Büchl. 1361. Er. 340. 6130.

---

[1]) Es ist charakteristisch, dass wohl Wolfram, nicht aber Hartmann die beiden Dat. (bezw. Gen.) *krefte* und *-schefte* untereinander reimt. Diese beiden konnte Hartmann auch einsilbig auf einander reimen, also auch ohne die ihm ungeläufige Form des Reimes halber hinzunehmen; auf den Plur. *schefte*, 'hastae', aber hatte er keinen andern Reim als *ze ritterschefte* u. dgl. und *krefte*. Daher bequemt er sich im Er. zu diesen, im Iw. verschmäht er solches Zugeständnis und reimt blos den Sing. von *schaft* 'hasta': 7102. 5031.

[2]) *hant* gehört inbezug auf die von mir hier untersuchten Formenverhältnisse in éine Kategorie mit den andern. Im Plur. kennt auch der Iw. hier Doppelformen. Zwar nicht so roh, wie der Er., wo 856 und 5522 reimt *Und gap ze beiden henden* und 9232 *Und gap ze beiden handen*, aber er reimt Iw. 6233 *in den henden*, 4981 aber *mînen handen* sowie 6391 *enblanden Den armen und den handen* (Formel! s. Er. 2688. 4394. 5766). Sonst finden wir *handen* Er. 2688. 4394. 5766. Greg. 51 (*bî handen*). 559 (*ze handen*), a. Heinr. 37 (*ze sînen handen*); *henden* (das im Parz. häufiger ist als *handen*, im Wh. aber fehlt) Er. 5590. Greg. 1443 (*ze beiden henden*). Nom. und Acc. Plur. natürlich anstandslos *hende* Er. 56. 5320. 5402. 6440. 6672. 9696. Greg. 1653. 1683. 2757 (dazu 1. Büchl. 1696 Reimspiel), Iw. 1329 (Wolfram: Parz. und Wh.); *aller hande* Er. 8366. Iw. 405; *welher hande* Er. 9344.

9590; *unbescheidenheit* 1. Büchl. 1597; *sicherheit* Er. 3894. Iw. 2755; *trügenheit* Er. 5034; *valscheit* Er. 3734. 4629[37]; *vrümekeit* 1. Büchl. 765. Er. 3234. 8394. 10094. Iw. 95. 1639. 2097. 3155; *wârheit* Iw. 4999. 6413. 6115. 8047. 8059. 8089; *gewarheit* Greg. 599; *werdekeit* Er. 376. 2068. 7860. a. Heinr. 89. 117; *ungewisheit* Er. 8524; *gewonheit* Er. 1114. 2722. 3872. 4596. 7398. Greg. 2299. 2881. a. Heinr. 515. Iw. 33. 147. 261; *zageheit* a. Heinr. 1119. — Gen. *erbarmekeit* Greg. 111E; *bôsheit* 1. Büchl. 809; *manheit* Er. 2850. 8864. Iw. 819; *sælekeit* Er. 2204; *unbescheidenheit* Er. 5918; *sicherheit* Iw. 4583; *siecheit* a. Heinr. 911; *stætekeit* Er. 8144; *tumpheit* Iw. 1507; *valscheit* Iw. 4123. 7913; *vrümekeit* Er. 1508. Iw. 1971; *wârheit* Greg. 2053; *gewarheit* Iw. 8115; *werdekeit* Er. 5084 (?); *unwerdekeit* Greg. 2653. 2711; *ungewizzenheit* Iw. 4971; *gewonheit* Greg. 1391. Diesen 65 Dativen und 21 Genetiven auf *-heit* stehen gegenüber die Dative: *siecheite* Greg. 21. Iw. 3607; *tôrheite* Er. 6518; *wârheite* Er. 7762; *wîsheite* Er. 7536 und der Gen. *rîcheite* Er. 286. Auch bei Wolfram sind die Dat. und Gen. auf *-heite* ziemlich selten: Dat. *kristenheite* Wh. 128, 15; *manheite* Wh. 428, 1; *werdekeite* Parz. 654, 11; *zageheite* Wh. 372, 17; Gen. *gesellekeite* Parz. 763, 3; *sicherheite* Parz. 385, 25. 543, 23. Auf die grosse Zahl der Reimpaare mit dem Typus *-eit* dürfen wir hier nicht viel Gewicht legen, denn diese Zahl wird ja hauptsächlich durch diese Subst. auf *-heit* und *arbeit*, s. oben, bestimmt, und Reimgelegenheiten auf *-eite* fehlen durchaus nicht); *zît* (Dat. *ze aller zît* u. s. w. 1. Büchl. 17. 1617. Er. 1802. 4472. 4830 u. ö. Greg. 1271. 2455. 3537. a. Heinr. 1023. Iw. 217. 1219. 2823 u. ö.; Gen. *zît* 1. Büchl. 1881 Reimspiel; dagegen Dat. *zuo der zîte* Er. 9400 : *strîte*!; *ze unzîte* Er. 8840 : *Enîte*. Bei Wolfram: Dat. *zîte* Parz. 793, 5. Wh. 18, 15. 22, 11. 170, 25. 215, 3. 362, 13; Gen. *zîte* Wh. 240, 3. Tit. 138, 4 und immer *bezîte*); *bluot* (Dat. *bluot* Er. 8730. 9548; dagegen Dat. *blüete* Er. 8722, ferner *bluot-blüete* 1. Büchl. 1790 Reimspiel, s. oben S. 487 Anm. — Bei Wolfram findet sich kein Dat. oder Gen. *bluot*, aber *blüete* Dat. Parz 96, 17; Gen. Tit. 96, 1. Ebenso *flüete* Wh. 96, 5. 375, 15. 399, 17; Dat. *fluot* nur Wh. 11, 7; Dat. *gluot* Parz. 614, 13, kein *glüete*); *geburt* : *antwurt* (Dat. *geburt* Greg. 2777; dagegen Dat. *gebürte* : *ze antwürte* Greg. 503?). Wir finden also bei 15 Worten gar keine zweisilbigen Dat. und Gen. bei Hartmann, bei 10 Worten aber solche Formen neben den einsilbigen, und zwar im Er. 8 Worte und 18 Beispiele, im Greg. 4 Worte und 5 Beispiele, darunter

2 unsichere und 2mal *wæte* (Stoff!), im Iw. 1 Wort éinmal:[1]) *siecheite* 3607, dasselbe Wort, das auch im Greg. 21 auffällt. Es ist klar, dass Hartmann im Iw. (und a. Heinr.) die Doppelformen des Dat. Gen. Sing. der Fem. von seinen Reimen fernhielt, obwohl für viele von ihnen Reimmöglichkeiten in Fülle vorhanden waren.[2])

Ich bin fest überzeugt, dass es die Doppelform war, die Hartmann mied, die ihm unsicher und nicht vertrauenswürdig schien für den Reim. Doppelform und dialektische Nebenform fiel eben häufig in eins (s. oben S. 448 f.), und im Reim strebte er nur nach sicheren, allgemein anerkannten Formen. Dass es bei dem Streben blieb, dass auch noch in den Reimen des Iw. ein paar Doppelformen mit unterlaufen, hie und da eine, die im Er. nicht zu belegen ist (so Conj. *müge* neben *mege,* Adj. *swâr* neben *swære, hôch* neben *hô*), darf uns darin nicht beirren, die herrschende Tendenz anzuerkennen. Menschenwerk ist Stückwerk, und eine gute That in der einen kann zur bösen That in der andern Richtung werden. Ich will hier nicht alle Doppelformen aufzählen, die der Iw. im Gegensatz zum Er. meidet — die meisten sind ja längst bekannt[3]) — nur auf zweierlei will ich ganz im allgemeinen hinweisen. Wir sehen schon bei oberflächlicher Betrachtung, dass der Dialekt, den Wolfram seiner Schriftsprache zugrunde legt, im Vergleich selbst zur Sprache des Er., viel grössere Schwankungen und Formunsicherheiten aufweist als Hartmanns Gebrauch. Bei Wolfram *sît* und *sider*, *erde* schw. und *erde* st., *strâze* schw. und *strâze* st., *ir welt* und *ir wellet,*

[1]) Ableitungssilben (*-schaft*, *-heit*, *-uot* u. s. w.) als éin Wort gezählt, ebenso Grundwort und Komposita.

[2]) Man denke an *tæte, wæte, hende, -heite, verte, vriste* u. s. w.

[3]) Z. B. *mahte mohte*, *wesse weste*, *wir birn* (Er. 4050) *wir sin*, *gar begarwe, menege menegîn, gebe* (Er. 4556. 9536. Greg. 3717) *gâbe, genâsen* (Er. 5144) *genâren* (Er. 4244. Iw. 2539; *genære* 1. Büchl. 1720 Reimspiel), *gewæte* (Er. 3056) *gewant, die* (*ir*) *drîe* (Er. 1176. 2664. 7854. 9916. Greg. 881) *die drî* (Er. 2670 u. ö. Greg. 303 u. ö. Iw. 4239. 5183 u. ö.). Iw. nur éinmal *Artûse* : *in ir hûse* 2759, sonst immer Dat. *hûs* (*ze hûs* 2653. 2695. 2969. 2975. 3531. 4165. 4543. 4639. 5659. 5717. 5757; sonst: 2573. 3065. 4555. 6595), im Er. findet sich Dat. *hûs* (*ze hûs* 4948; sonst: 1202. 1890. 2064. 2114. 4629°. 4782. 6654. 9910) und *hûse* (*ze hûse*! 2862. 4682. 9832. 9874. 9978; sonst: 1098. 1510. 7800) in buntestem Wechsel. — Aber die Doppelformen *hier* und *hie* (*hier* : *tier* Er. 5832) kann ich nicht glauben. Ich würde als Reim *teun* (d. i *töuwen*) : *leun* vermuten (s. *gedreun* : *leun* Iw. 5263 u. ö.; *gevreun* : *leun* Iw. 5501), dürfte man Hartmanns Heimat dieses Wort aus Wolframs Wh. zutrauen

leinen und *lenen*, *schemen* und *schamen*, *schilte* und *schilde*, *gezelte* und *gezelde* u. s. w., bei Hartmann nur *sît*, nur *erde* und *strâze* stark, nur *ir welt*, nur *leinen*, nur *schamen*, nur *schilte*, *gezelte* (dagegen nur *dulde*, s. Lachmann zu Iw. 1006; Haupt zu Er.[2] 10133) u. s. w. Ich läugne wieder nicht, dass Hartmann Doppelformen hat, die dem Baiern fehlen (vgl. *gesagt* und *geseit*, *hô* und *hôch*, *nâ* und *nâch* u. a. m.), aber die Schwankungen (ist es Reichtum?) Wolframs sind weit zahlreicher und beträchtlicher. Wir sahen oben auch Wolfram an der Arbeit, auszugleichen, was selbst ihm später misslich erschien: dem Ideal, dieser Seite des Ideals, kam Hartmann näher. Ferner: wenn wir sehen, wie Hartmann unter anderm in der Weise vorgeht, dass er von zwei verschiedenen Ableitungen die eine in einem früheren Werke, die andere in einem spätern, und zwar hier und dort ausschliesslich diese, gebraucht: *ungeval* im Er. (6034),[1]) *ungevelle* im Iw. (3029. 4707. 7633); *bejaget* im Er. (2710), *bejac* im Greg. (1036. 2688. 2880) und Iw. (3920. 6396); *trehtîn* im Er. (1262), *trehten* im Iw. (4773. 5013); *gebâre* im Er. (5862; 1804. 3128. 5280. 6598. 9800), *gebærde* im a. Heinr. (991) und Iw. (1321. 5417, s. Lachmann zu Iw. 1321) u. s. w., so macht das doch ganz den Eindruck des Bosselns und Besserns, des pedantischen Wählens der 'richtigen' Form. Ich zweifle, dass wir es hier je mit einer organischen Sprachentwicklung innerhalb éines Lebensalters zu thun haben:[2]) es ist alles Stil und Technik.

Das Prät. von *hân* muss für die Verwendung schwankender und dialektisch unsicherer Formen im Reim einen Prüfstein geben, denn bei keinem Worte wechselt der Sprach- und Reimgebrauch so wie bei diesem, s. Lachmann, Auswahl, S. IX Anm. = Kl. Schr. 1, 161; Grimm, Gr. 1[2], 966 (Abdr. 885).

Wir finden bei Wolfram den Indic. *hœte* Tit. 19, 1 gereimt, den Conj. *hœte* Parz. 703, 7 und den Plur. des Conj. *hêten* (: *planêten*) Parz. 518, 7.[3]) Das ist alles! Hat also Wolfram,

[1]) Lies aber im Reime dazu *diu werlt über al*, denn nirgends setzen, weder Hartmann noch Wolfram, ein unflektiertes *al* in dieser Weise in den Reim, dagegen *über al* in dieser Verwendung sehr häufig.

[2]) *trehtîn* noch Gottfried 4308. 7609. 10381 u. ö.; ebenso *gebâr* st. Masc. (4030. 8033. 10133. 14267. 15089. 15109. 15721 u. ö.) neben *gebærde* 14273.

[3]) Ich unterscheide nicht zwischen 3. Pers. und 1. Pers. Denn die hier von Lachmann u. a. gemachten Unterscheidungen scheinen mir hinfällig. Hauptsächlich glaubt Lachmann bei den einsilbigen, endungslosen Formen

im Sing. wenigstens, so gesprochen wie Gottfried von Strassburg, d. h. *hæte* für Ind. und Conj.? Wenn wir dies annähmen, und es steht kein Reim dagegen, so erhebt sich sofort die Frage: warum aber hat dann Wolfram dieses sein *hæte* so selten gereimt? Bei Wolfram finden wir als Reimworte die Conjunctive Prät. *bæte*, *træte* und vor Allem *tæte*, die schw. Prät. *wæte*, *erwæte*, *gesæte*, *kræte*, die Adj. und Adv. *dræte*, *spæte* und *stæte*, das Subst. *stæte*, die Neutra *gewæte* und *geræte*, die Dative *wæte* und *tæte*, welche bei ihm zusammen 58 Reimmöglichkeiten für *hæte* gegeben hätten. Und nur zweimal sollte er eine ihm geläufige Form des alle 10 Verse mindestens éinmal vorkommenden Auxiliars wirklich gereimt haben? Sehen wir uns doch Gottfried an! Bei diesem finden wir den Ind. *hæte* 30 mal im Reim (und der Umfang seines Trist. ist nicht halb so gross als der von Parz. + Wh.!) und den Conj. 31 mal![1]) Daraus schliesse ich, dass Wolfram die Form

---

zwischen 1. und 3. Pers. in der Weise unterscheiden zu müssen, dass die endungslose Form sich auf die 3. Pers. beschränkte. Er wurde dazu vor allem durch den Wigal. verleitet, wo er das einzige *ich hêt* : *Mahmêt* 7714 als *ich hëte* : *Mahmëte* fasste, dem dann geschlossen 11 *er* (*sî*) *hêt* : *gêt*, *stêt*, *glêt* u. s. w. gegenüber standen. Aber das durchgehende *er* (*sî*) *hêt* in den sicheren Reimen auf *-êt* beweist nichts, da die 3. Pers. in den Reimen des Sing. Prät. Ind. ungemein überwiegt. Das lässt sich ganz deutlich erweisen. Hartmann gebraucht im Er. Greg. und a. Heinr. *hâte*, also keine endungslose Form, und bietet es dort 17 mal im Reime; aber k e i n e s der 17 *hâte* ist erste, alle sind dritte Person; wir können also auch unter den 11 *hêt* des Wig. ein *ich hêt* nicht vermissen. Ich unterscheide demnach bei Wirnt nicht zwischen *ich hëte* und *er hêt*, sondern reime auch 7114 *hêt* : *Mahmêt* und vergleiche dem *Mahmêt* das *Iorêt* des Wigal. (6072) und erinnere an *Nazarêt* (z. B. Wh. 219, 17), *Kardefablêt* (Parz. 381, 11 u. ö.). Erst im Wh., den Wirnt nicht kannte, reimt Wolfram *Mahmete*. — Auch soll man nicht nach Reimen suchen, die endungsloses *hèt*, *tèt* mit Umlauts-*e* sicher stellen sollen, es existieren keine Reimworte, da der Umlaut des *a* eben durch eine darauf folgende Flexionssilbe bedingt wird. *hèt*, *tèt* sind also möglich, auch wenn sie nicht reimen.

[1]) Ind. *hæte* : *Flôræte* 5865. 18623. 18670; : *bæte* 2179; : *getræte* 2053*; : *tæte*, Verb, 721. 827. 1097. 1787. 7825. 9143. 10247. 12517.* 13619. 18989. 19095; : *missetæte* 17759; : *stæte*, Adj., 6717. 12941; : *stæte*, Subst., 1649. 5645.* 2155; : *geræte* 5113; : *mortræte* 14703; : *untæte*, Dat. Gen., 14231. 15245; : *wæte*, Dat., 603. 4063. 15565. 15649*; Conj. *hæte* : *Flôræte* 5249; : *bæte* 15577; : *tæte*, Verb, 3753. 5421. 5913. 7687. 7943. 9157. 11393. 12709. 13649. 13897. 13997. 14883. 15303. 15507. 17869. 17943. 18247. 18761; : *stæte*, Adj., 1941. 11379. 15528. 19137; : *stæte*, Adv., 6817; : *stæte*, Subst., 8439; : *geræte* 4601; : *nâchræte*, Adj., 18939; : *tæte*, Gen., 16085; : *untæte*, Dat., 13725; Plur.. 17669. Dazu kommen die Plurale: *hæten*, Ind., : *tæten* 657*. 3961*. 12861*. 17401; : *træten* 7373; : *mortræten* 8749; *hæten*, Conj., : *tæten* 3821. 18807 und *hætet*, Conj.,

hæte entweder nicht geläufig war und er sie sich nur sporadisch gestattete, sowie seine *quam, gân, lie,* von denen oben die Rede war, oder dass er die ihm geläufige Form mied, weil er wusste, dass sie anderen (vor Allem im Ind.) nicht geläufig war. So wie er später sein *sân* gemieden hat, wenn ich mit meiner Auffassung der Sachlage (oben S. 442 f.) Recht hatte. — Anders steht es mit *hêten*, da waren die *planêten* des Parz. 518, 7 nicht immer zur Stelle, um darauf zu reimen. Aber es fragt sich doch: hat Wolfram ein *hêten* gewagt, um einen sonst unfindbaren Reim auf *planêten* zu gewinnen, oder finden wir umgekehrt *hêten* nirgends als hier, weil nur hier dieses Reimwort zur Verfügung stand? — Kannte Wolfram *hêten* nur als Conj.? Und wie hiess der Sing. dieses Plurals? Bekanntlich stammt Wirnt höchst wahrscheinlicher Weise aus einer Gegend, die der Heimat Wolframs ziemlich nahe lag. Wirnt gebraucht nun als Ind. Prät. im Reim, trotzdem er doch bis etwa v. 6300 Hartmann nachahmt und dieser *hâte* reimt, ausschliesslich *hêt* und zwar : *stêt* 209. 1162. 2659. 3738. 6987; : *gêt* 3065. 3461. 8611; : *glêt* 5485. 5646. 5702; : *Mahmêt* (s. oben S. 492 Anm.) 7714. Vor die Stelle, an der Wirnt Wolframs gedenkt und von Hartmann zu Wolfram überläuft, fallen 9 der 12 *hêt*; hinter dieselbe bloss 3; keines hinter 8611. Es ist ja bekannt, dass erst in Vers 9000 — Schluss der Einfluss Wolframs bei Wirnt ganz zum Durchbruch gekommen ist und nun Stil und Sprache beherrscht: Wirnts *sân, sider, fier, âne twâl* (11180) u. s. w. finden sich erst nach 9000, oder werden, wie *nieht,* erst dort häufiger (s. S. 444). Wirnt hat also von Wolfram gelernt, sein *hêt* im Reim zu meiden, sowie er, wir werden davon noch hören, auch *kam* mit Hartmann nur bis 9053 reimt. War

: *tætet* 14799. Hier und da kann nicht mit Sicherheit entschieden werden, ob ein *hæte* und *hæten* Conj. oder Ind. ist. Ich habe diese Fälle unter den Ind. eingereiht und die Verszahl mit einem * bezeichnet. — Der Ind. *hæte* ist eine Analogie an den Ind. Prät. der Verba pura wie *næte* (Trist. 2632. 2872. 4990. 5006 u. s. w.); *sæte* (Trist. 15151); *wæte* (Trist. 6934); *dræte* (Conj. Trist. 10900), die Analogie ging vom Conj. *hæte* aus. Wir finden *hæte*, Ind., daher nur bei Dichtern, die die Prät. der Verba pura umlauteten. Gottfried, der *hæte* im Ind. durchführt, kennt nur umgelautetes *næte, müete* (19329) u. s. w., Wolfram, der *hæte* im Ind. nur sporadisch aufweist, wechselt zwischen *nâten* (Wh. 195, 5. 290, 3) und *wæte* (Parz. 155, 1. Wh. 222, 29); *gesæte* (Wh. 361, 17) u. s. w. Die Regel ist bei ihm Umlaut. Anders bei Hartmann, der in seinen späteren Werken diese Prät. nur ohne Umlaut gebraucht (s. Lachmann zu Iw. 749). Bei diesem auch kein Ind. *hæte*.

das bloss blinde Nachahmung der nackten Thatsache, dass Wolfram kein *hêt* reimt, sowie kein *kam*, oder war es die Nachahmung eines bestimmten Details der Technik des Vorbildes? Wirnt ahmt Hartmann im ersten Teile doch auch sklavisch nach, er reimt Hartmanns *kam*, obwohl er es kaum gesprochen haben dürfte, warum gestattet er sich dort sein *hêt*? War es das Entscheidende, dass er bei Hartmann eine Form des Prät. von *hân*, wenn auch *hâte*, nicht *hêt*, in den Reimen fand, dass also nach diesem Vorbild die Form, wie immer sie lautete, zu reimen gestattet war, nach jenem aber nicht? Vielleicht. Was aber Wolfram anlangt, so dürfen wir wohl, gestützt auf die Sprache des nachbarlichen Nachahmers, annehmen, dass Wolframs *hêten* der Plural zu einem Sing. Conj. *hête* und einem Sing. Ind. *hêt* war,[1]) und müssen fernerhin schliessen, dass er demnach auch die zweite der ihm bekannten Formen des Prät. von *hân* im Reim mit Absicht gemieden hat. Denn wie Wirnt, der sich *gât* und *stât* nur nebenbei von Hartmann ausleiht, standen auch Wolfram zu Ind. *hêt* die Reime *gêt*, *stêt* zur Verfügung, und sprach er *hêt*, so hat er diese Form im Reime, wo er *gêt*, *stêt* nur mit einander oder mit einigen Namen bindet, absichtlich gemieden. Er gestattete es sich im Reim auf *planêten*, hier musste er der Not gehorchen, zu *stêt* und *gêt* aber gab es immer den andern Reim (eben *gêt*, bezw. *stêt*), und hier war er nicht in der gleichen Lage. — Aber ich glaube, Wolfram sprach noch eine dritte Form des fraglichen Präteritums, nämlich das in Analogie zu *tete* gebildete *hëte* (s. E. Schröder, ZfdA. 38, 98), und auch diese Form meidet er im Reim und — darf ich sagen mit einer falschen Analogie der Dichtersprache? — meidet mit *hete* auch das so ziemlich allgemeine *tete*. Und eben dadurch, dass Wolfram *tete* im Reime nicht gebraucht, werden wir dazu gedrängt, ihm auch die Analogieformen *hete*, *hâten* zuzutrauen, Formen, die Lachmann ja in seinen Text, u. zw. nach den besten Hss., aufgenommen hat, obwohl sie im Reim fehlen. Zunächst *tete*! Wie soll denn Wolfram gesprochen haben, dass er es nicht hätte reimen können? *tëte*? Ei, das konnte er ja einige 30 Male auf *bete*, *trete*, *Gahmurete* reimen, und auf *Gringuljete*, *Mahmete* u. s. w.

---

[1]) Das flexionslose *hêt* ist mit seiner mangelnden Endung eine Analogie zu den starken Präteritis. Es ist klar, dass der Conj. dann *hête* lauten muss und der Plur. *hêten*. Dass diese zweisilbigen Formen bei Wirnt nicht reimen, kann niemanden verwundern: Wirnt spricht nirgends in seinem Gedicht von Planeten und Propheten.

(s. San-Marte, Reimreg. S. 48). Oder *tët*? Da ist wieder *Gahmuret*, *Kaylet*, *Iwânet* und vor allem *gebet*! Oder *têt*? Da ist *gêt* und *stêt*! Oder *tète*, sowie Gottfried? Da ist *stète*! Wie willkommen wäre ihm dieser Reim auf *stete* gewesen, der ihm so abgeht, dass er zweimal wider bessere Gewohnheit *stete* mit *bëte* paaren musste (Parz. 621, 23. 746, 5)! Endlich *tèt*! Da gäbe es allerdings keinen Reim (s. oben S. 492 Anm.). Oder doch? Bei Lachmann wenigstens lesen wir *gewet* : *getret* Parz. 133, 1. 704, 13 neben *getretet* : *gewetet* Parz. 387, 21; *getrett* : *gewett* Wh. 56, 13 u. ö. Und konnte er *stète* : *bëte* reimen, dann auch *tèt* : *Gahmuret* und *gebet*! Es scheint mir ganz klar, dass Wolfram es vermied, den Sing. Ind. Prät. von *tuon* zu reimen, obwohl er ihn der Reimform nach reimen konnte. Selbst die Möglichkeit, dass das alte Reduplikations-*e* von *tete* andere Lautung gehabt hätte als *ë* und als *è*,[1]) hätte das Wort vom Reim nicht ausschliessen können bei einem Dichter, der, wie wir gerade sahen, in der Not auch die *e* verschiedener Qualität vor *t* reimte. Sehr wichtig ist wieder Wirnt. Hartmann reimt *tëte* (freilich nur dieses, ebenso wie er nur *hâte*, nicht *hêt* reimt), also reimt auch Wirnt zunächst das Praet. von *tuon*: er reimt es zu *bëte*, so wie Hartmann, Wigal. 1787. 2071. 3223. 10338, zu *gebëte* 4822 (1. Pers.). 7337, aber seiner Sprache und Technik gemäss[2]) auch zu *gebët*, Acc., 1353. 8392 und zu *bret* 6976; ferner bindet er es im Dreireim mit *bëte* und *stete* 305. 2201, aber auch allein mit *stete* 4503. 4564. 4840. 5382 (1. Pers.). 5937. 6597. 6891. 6966. 6997. Da er auch anstandslos *stete* : *gebëte* reimt (4392. 4741.

---

[1]) Diese Möglichkeit ist zuzugeben. Ich weise darauf hin, dass Gottfried sowohl *tete* : *bëte*, *gebëte* reimt: Trist. 525. 4861*. 6251. 7671. 12465. 14189*. 19107; 6043 (* = 1. Pers.), als zu *stete* (Plur. und Dat. Sing.): Trist. 358. 369. 6277; 695. 2277. 3455. 3949. 4543. 5045. 5845. 7427. 7529. 8049. 8165. 14339. 19117; 13203. 14019. 18165; 1681. 3507; 19273; 11233*; 7837. 8119; 14685. 15189. Nie aber reimt er *bëte* und *stète* untereinander! Es liegt nahe, anzunehmen, dass die Qualität des alten Reduplikations-*e* von *tete* in der Mitte zwischen *ë* und *è* stand und auf beide gereimt werden konnte, während sonst die beiden *e* noch streng auseinander gehalten wurden. Für eine ältere Zeit werden wir ja doch derartiges annehmen müssen, selbst wenn wir die Beobachtung für Gottfried so formulieren, dass er *stète* nur mit *è*, *bëte* nur mit *ë*, *tete* aber bald mit *è*, bald mit *ë* spreche.

[2]) Wirnt reimt auch *stete* (*slâfstete*) : *gebet*, Acc., 3498. 8284; *bat* : *state* 11560; *got* : *gebote* 6879. 6574 (im Dreireim), *got* : *bote* 5079, *gote* : *gebot* 8332. 9394; *bercfrit* : *mite* 10500. Er apokopiert also das *e* nach dem *t* kurzer Stammsilben ungescheut und überall im Reim.

5307; 3498. 8284) und *stete* : *bëte* (1594. 1806. 8367. 9422. 10425),[1] so ist es immerhin möglich, dass Wirnt nur éine Form gekannt hat: *tëte* oder *tète*, wahrscheinlicher *tëte*, da sich seine Reime auf *stete* ausser den Dreireimen in nicht mehr als 2500 zusammenhängenden Versen (4503—6997) konzentrieren. Eine derartige Verteilung ist meist ein Zeichen, dass der Dichter ungewohnten Formen und Lauten einen Einfluss lässt, der ihm früher oder später unerträglich schien.[2] Wirnt hört nun etwa Vers 8600 auf, *hêt* zu reimen, das er früher 12 mal gereimt hatte, er hört ebenda, unter Einfluss Wolframs, auch auf, *tete* zu reimen, sei es zu *ė*, sei es zu *ë*, das er bis dahin 19 mal gereimt hatte. Nur 10338 ist ein Rückfall. Aber während er dieses überall mögliche Reimwort in den letzten 3000 Versen nur dieses éine Mal gebraucht, finden wir es in den ersten 3000 Versen 5 mal, und in den zweiten 7 mal, und in den dritten 7 mal: kann diese Regelmässigkeit der Verteilung hier und dieses plötzliche Einschrumpfen dort Zufall sein? Es könnte wohl, aber es wird wohl nicht. Halten wir es doch zusammen mit der gleichen Erscheinung bezüglich des *hêt* und des *kam*, s. oben S. 493! Wirnt (er wird da unter seinen Zeitgenossen wohl nicht allein gestanden haben) merkte es also, dass Wolfram es verschmähte ein reimbares *tete* wirklich zu reimen, so wie auch *hete*, bezw. *hêt* und *hæte*, und er ahmte das nach.

Auf die Frage nun, warum Wolfram so verfuhr, könnte man antworten, er habe eine Form gemieden, von der er nicht wusste, sollte er sie, wie die einen als *tète* oder wie die andern als *tëte* reimen, und bei der er, wenn er nur die eine sprach und dann reimte, fürchten musste, von anders Sprechenden gescholten zu werden. Er hätte dann hier bloss das 'Unsichere und Zweifelhafte' im Reime gemieden. Aber es scheint mir dies für die Frage *tëte* oder *tète* bei Wolfram, der ja *stete* : *bëte* nicht scheut, nicht so wahrscheinlich,[3] als die Annahme, dass er *tete* mit seiner Analogieform *hete*, die ja nur die Wenigsten sich schon zu reimen getrauten und gewiss auch nicht alle sprachen, in éinen Topf warf und für ebenso unsicher und schwankend hielt, wie diese. Man darf nicht einwenden, dass er ja dann die beiden Formen

[1]) Auch *slegen* : *wëgen* 10967, öfter zu *degen* 7500 u. s. w.

[2]) Ausgenommen natürlich, wo der Inhalt das Vorkommen eines der Reimworte bedingt, aber *stete* und *tete* haben formale Funktion.

[3]) Möglich bleibt es aber trotzdem, weil wir doch nicht gezwungen sind, Wolfram für in allem und jedem konsequent zu halten.

tete und *hete* wenigstens auf einander hätte reimen müssen. Das konnte er ja eben nicht, ohne das formell schwankende und bei den Dichtern verpönte *hete* in einer bestimmten Form dem Leser zu octroyieren. Ich meine also: Wolfram sprach *hete* im Sing. und *hâten* im Plur., daneben *hêt* und *hêten* und wusste auch von der Form *hæte* für Ind. und Conj. Gereimt aber hat er keine dieser Formen, ausser ausnahmsweise wider besseres Wollen und Pflegen, weil er so Schwankendes nach damaliger Dichtergepflogenheit für den Reim nicht brauchen konnte. Mit *hete* hielt er zugleich auch *tete* fern, *tâten* und *tæte* blieb ihm unanstössig.

Die Form *hâte* scheint Wolfram nicht gekannt zu haben. *hâte* ist Hartmanns Form. Bedenken wir nur, dass Wolfram z. B. und seine Landsleute beim Anhören des Erec, und Wolfram hat ihn angehört, jeder Reim von *hâte* auf *drâte*, *râte* u. s. w. stören musste, und wir werden begreifen, warum Hartmann diesen Reim später mied. Lachmann bemerkt zu Iw. 602: 'Es ist zwar ganz sicher, dass Hartmann ausser dem Reim sich der Formen *hete* und *heten* bedient, aber ebenso sicher, dass er *hâte* und *hâten* auch noch sprach, nachdem er sie im Reim aufgegeben hatte.' Bei Hartmann sehen wir also viel deutlicher, was wir oben für Wolfram ausführten. Die grosse Zahl der Reime mit *hâte* und *hâten* in Er., Greg. und a. Heinr. machen es hier sicher, dass der Dichter diese Formen kennt und auch zu reimen Gelegenheit hat, das Fehlen von *hâte* und *hâten* im Iw. beweist wiederum, dass er solche ihm geläufige und im Reime verwendbare Formen unter Umständen zu reimen meidet. Darnach hat Henrici z. B. Unrecht, wenn er daraus, dass die im Innern des Verses von den ältesten Hss. für Hartmann bezeugte Form *het* im Reime gänzlich fehlt, den Schluss zieht, wir müssten es hier mit einer bei Hartmann für den Reim unmöglichen Form zu thun haben, und das durchgehende *het* der Hs. B des Iw. für *hêt*, die Form des Wigalois, hält.[1]) Auf *hêt* stand Hartmann, der nie *gêt* und *stêt* reimt, ja thatsächlich kein Reim zur Verfügung; aber selbst die Hs. B meinte wol nicht *hêt* sondern *hete*, da sie ja das *e* im Auslaut nach dem *t* kurzer Stammsilben hier stets unterdrückt und z. B. ausnahmslos auch *bet, tet* und *Lunet* schreibt, s. Lachmann zu Iw. 350 und AfdA. 22, 190, und *hêt* bei einem Schwaben

[1]) s. Henrici zu Iw. 31 seiner Ausgabe, S. 392.

oder Alemannen ist m. W. unerhört. Der Unterschied zwischen *hete* und *hâte* bei Hartmann ist nur der, dass er für *hete* schon im Er. auf dem Standpunkt stand, den er im Iw. auch für *hâte* einnahm: dem Standpunkt nämlich, unsichere und zweifelhafte Formen, Formen, von denen er wusste, dass ihre Geltung dialektisch begrenzt war, im Reime zu meiden. Welchem Deutschen, der damals über die Grenzen auch nur seiner engsten Heimat hinauskam, welchem Dichter, der damals die Werke anderer las und seine eigenen im Munde anderer hörte, konnte es verborgen bleiben, dass hier seine Formen nicht die Formen aller waren, seine Reime nicht die Reime der andern, dass sie fremden Ohren wild und unrichtig erscheinen mussten, hier, bei einem Wort, das in der gesprochenen Rede in jedem Satz und im Gedicht in jedem Vers wiederkehrt. Ich halte also Lachmann's Ansicht im ganzen für richtig: Hartmann sprach allzeit *hete* und *hâte*. Schon zur Zeit, als er den Er. schrieb, enthielt er sich der Form *hete* im Reime, weil er diese Form für nicht 'richtig' oder sagen wir für nicht 'acceptiert' hielt — das war sein ganz persönliches Urteil, wir brauchen nicht zu fragen: vor welchem Forum nicht 'acceptiert'? —, im Iw. warf er dem *hete* auch die Form *hâte* nach, die er bis dahin aus nicht zu kontrollierenden Gründen für 'richtiger', allgemeiner, für 'anerkannt' gehalten hatte. Das eine sehen wir doch deutlich geschehen: dass er *hâte,* eine Form, die er kennt, die er reimt und die er immer zu reimen Gelegenheit hat, in einem Gedicht von mehr als 8000 Versen plötzlich nicht mehr reimt. Eine Form des Praet. von *hân* musste er aber gebrauchen, er konnte keine 50 Verse machen ohne sie, und so ist die Vermeidung von *hete* sowohl als *hâte* in den Reimen des Iw. ein schlagendes Beispiel dafür, dass der Dichter zweifelhafte, aber unentbehrliche Formen aus der Reimstellung verbannte, sie für das Innere des Verses reservierte und es dem Leser überliess, die Form zu sprechen, dem Schreiber, die Form zu schreiben, die ihm genehm war. Sowohl *hete* als *hâte* hatten bei Hartmann zahlreiche Reimgelegenheiten. Sprach er *hëte,* was, da er *tëte* reimt, für diese Analogieform wohl das wahrscheinlichste ist, so bot sich ihm *bete* (thatsächlich von Hartmann gereimt: Er. 990. 1062. 3574. 5016. 5562. 5700. 5908. 9908. Greg. 721. 733. 995. 2055. 2667. 3161. 3473. a. Heinr. 275. 487. 1307. 1333. Iw. 1449. 2019. 2403. 2739. 3085. 3113. 3151. 3201. 3821. 4129. 4775. 5385. 5689. 5811. 6661. 7895. 8033); *gebete* (Greg. 721. 1747. 2149. 2991

Iw. 1409. 5157. 5885. 8023); *mete* (Er. 426); *tete* (Er. 426. 990. 1062. 3574. 5016. 5262. 5700. 5908. 9908. Greg. 721. 733. 995. 1747. 2055. 2149. 2667. 2991. 3161. 3473. a. Heinr. 275. 487. 1307. 1333. Iw. 1409. 1449. 1463. 2019. 2403. 2717. 3085. 3151. 3201. 3821. 4129. 4209. 4275. 4703. 4775. 5215. 5453. 5551. 5561. 5689. 5811. 5893. 6661. 7825. 7939. 8009. 8037. 8137) und im Iw. auch *Lunete* (2717. 2739. 3113. 3201. 4209. 4275. 5157. 5215. 5385. 5453. 5551. 5561. 5885. 5893. 7825. 7895. 7939. 8009. 8023. 8037. 8043. 8137) und *Henete* (4703), also 6 Wörter, die bei Hartmann ohnedies 118 mal im Reime stehen. Und sprach er *hète*, dann nicht Analogieform zu *tete*[1]), sondern erklärbar, wie Ehrismann, Beitr. 22, 299 Anm. vorschlägt, so konnte er es auf *stete*, den Plural ('urbes'), im Er. (s. S. 486) auch auf den Dat. Gen. Sing. reimen, die bei ihm ja nur deshalb gänzlich im Reime fehlen, weil sonst kein darauf reimendes Wort existiert. Für *hâte, hâten* und den entsprechenden Conj. *hæte, hæten* liegen die Verhältnisse folgendermassen[2]): *hâte* und *hâten* reimt im Er. 15 mal (154. 1498. 2546. 2686. 4320. 4724. 4892. 6744. 6852. 7438; 366. 914. 3948. 5252. 7040), im Greg. 7 mal (1927. 2285. 2323. 3135. 3241; 2081. 3025), im a. Heinr. 3 mal (1237. 1345; 1401), im Iw. nie; *hæte* und *hætet* (*hæten* fehlt wohl nur zufällig) im 1. Büchl. 6 mal (405. 529. 879. 1311. 1449. 1854 Reimsp.), im Er. 14 mal (358. 926. 1472. 2062. 3056. 3254. 4142. 6014. 6788. 7378. 8072. 8802. 8990; 4524), im Greg. 7 mal (1109. 1327. 1339. 1731. 2407. 3519. 3741), im a. Heinr. fehlt es, im Iw. 2 mal (4081. 7885). Dass zu *hâte* und *hâten* im Iw. die Reimwörter nicht gefehlt hätten, bemerkten schon Henrici und Vos: wir finden *drâte* (2131. 3431. 5605. 5805. 7075. 7827); *kemenâte* (5605); *kemenâten* (5211); *râte* (2131. 2153. 3431. 6155. 7827); *hûsrâte* (6541); *spâte* (2153. 5805. 6155. 6541. 7075); *bâten* (6859. 7323); *tâten* (2399. 4135. 4591. 6859. 7125); *trâten* (7125); Inf. *gerâten* (2399. 5211. 7323); Part. *verrâten* (4135. 4591); *unberâten*[3]) (6205). Ferner wurde

[1]) Natürlich kann auch *hète* unter Umständen Analogieform zu *tete* sein, aber doch nur bei Dichtern, die nicht *tëte*, sondern *tète* sprechen.

[2]) S. auch Henrici a. a. O., Vos a. a. O. S. 50. Aber ich bin neugierig auf die 22 *hete*, die uns Vos für sein Reimwb. von Gottfried verspricht: im Trist. wenigstens findet sich kein einziges.

[3]) Positives *berâten* fehlt bekanntlich im Iw. — Er. 366. 3020. 7040. 7156. 8206. 8592. 9926. Greg. 1569. 2081. 2203. a. Heinr. 1187. 1401. — Aehnlich fehlt im Iw. *werdekeit* (Er. 376. 2068. 2438. 4628. 5084. 7860. a. Heinr. 89. 117); aber *unwerdekeit* steht Iw. 5511 (ebenso Greg. 2653. 2711, nie im Er.); der Iw.

von ihnen konstatiert, dass auch *hæte,* für welches uns der Iw. zwei Beispiele liefert, vom Dichter im Iw. gemieden und nicht etwa im Gegensatz zu *hâte* anstandslos gebraucht wurde, da dann die Reime zahlreicher sein müssten. Das ist leicht zu exemplifizieren. Im Er. sind unter 27 Reimpaaren auf *-æte* 13 mit *hæte* gebildet, im Greg. unter 17 deren 7, also immer nahezu die Hälfte, im 1. Büchl. gar 6 unter 8, im Iw. aber nur 2 unter 12! Die beiden *hæte* sind also als Rückfälle in die alte Manier zu betrachten, einer davon fällt auf Vers 7885, also in die Schlusspartie des Gedichtes! S. darüber oben S. 481 u. ö. Wir sehen Hartmann also vor unsern Augen eine Form im Reime aufgeben, die die seine war.[1] Die 'seine', was auch Henrici einwenden mag; denn 54 'litterarische' Reime auf *hâte,* dem kein einziger unlitterarischer gegenüber stünde, möge Hartmann zutrauen, wer Lust dazu hat. Ich nicht.

Die Formen *kam, kâmen, kæme, kæmen* waren Wolframs Dialekt fremd, er reimt sie nicht auf die entsprechenden Formen von *nemen, vernemen* und *zemen.* Sporadische Ausnahmen bestätigen bei ihm die Regel, s. oben S. 466 f. Anders Hartmann. Wer ihm hier nicht gar 116 Reime wider seinen Dialekt zutrauen will, muss zugeben, dass *kam, kâmen* u. s. w. als Hartmanns Formen gut und klar bezeugt sind.[2] Aber E. Schröder hat zuerst darauf

---

sagt nicht *sælekheit* neben *sælde*, er hasst alle Doppelformen, aber Iw. 4201 steht *unsælekheit* (dagegen *sælekheit* im Reim: Er. 340. 2204. 4242. 6130. 6712. 9590. Greg. 1063. 1. Büchl. 1219. 1343. 1361, s. auch Vos S. 28. — Wolfram nur Wh. 109, 5! Im Er., Greg., 1. Büchl. fehlt widerum *unsælekheit*). Der Iw. sagt zwar *ein stæter man* 7916 u. ä. ö.; *einem wîbe stæte werden* 6809; *Ich solte stæte sîn dar an* 3978; ferner attrib. *stætiu güete*; *stæter muot*; *stætiu rede*; *stætiu sicherheit* (s. Benecke s. v.); aber nie prädik. *Ditz beleip lange stæte* Er. 926; *Des ist sîn lop noch stæte* Er. 2728; *Ir klage was harte stæte* Er. 6442; *Daz ez belîbe stæte* Er. 7378; *Des êre wurde stæte* Er. 8802; *Der (wint) beleip in stæte* Greg. 1665; *Des ist sîn êre stæte* a. Heinr. 1435; dagegen wohl *Sîn êre sîn unstæte* Iw. 4564. Der Iw. kennt kein *mære* wie Er. *ze ihte mære* 708. 6678. 8472, wohl aber noch *unmære* Iw. 1733. 2687. 3117. 3173 u. s. w. (auch Er. 4456. Greg. 797. 1741. 2771. 2865. a. Heinr. 125). Ueber *gewin* und *ungewin* s. oben S. 460 Anm.

[1]) Damit scheint mir auch die Priorität des a. Heinr. vor dem Iw. bewiesen. Die, die den a. Heinr. aus irgend welchen ästhetischen Gründen (er mag ihnen immerhin besser gefallen!) für jünger halten als den Iw., müssten sich noch mit vielen anderen ähnlichen Erscheinungen, als diesen, abfinden. Schliesslich wären ein Fünftel aller Reime des a. Heinr. nur 'Rückfälle'. S. allein oben S. 499 in der Anm. *berâten, werdekeit, stæte*!

[2]) Wirnt kann man Aehnliches schon eher zutrauen. Er reimt häufig genug *kam* (316. 451. 1435. 2306. 2485. 4495. 5796. 6139. 7656. 9053); *kâmen*

aufmerksam gemacht, dass *kam* und *kâmen* in Hartmanns Werken nicht gleichmässig verteilt ist, indem er in seiner Ausgabe der Kaiserchronik, Hannover 1892, MG. Deutsche Chroniken I, 1, 53 bemerkt, Hartmann habe ebenso viel Reime auf *kam* gebraucht als Gottfried 'wenigstens noch in seinem Erec'. Schröder, der an dieser Stelle auch als der erste auf den durchgreifenden Unterschied bairisch-österreichischer einerseits und alemannischer und mitteldeutscher Dichter andererseits in Bezug auf die Verwendung von *kam* im Reime energisch hinwies, hat also schon richtig bemerkt, dass Er. und Iw. sich in bezug auf den Gebrauch dieser Praeteritalform im Reime von einander unterscheiden. Wir finden im Er. *kam* im Reime[1]): 74. 180. 270. 470. 810. 1164. 1506. 1610. 1840. 1904. 2166. 2412. 2476. 2506. 2538. 2566. 2618. 2682. 2774. 2826. 2890. 3000. 3216. 3312. 3502. 3608. 3648. 3722. 3762. 4044. 4240. 4312. 4324. 4629[29]. 5030. 5102. 5316. 5510. 5612. 5736. 6142. 6378. 6602. 6728. 7112. 7404. 7556. 7700. 8064. 8212. 8496. 8636, 8716. 9820. 9968. 10034; im Greg. 193. 653. 937. 1115. 1123. 1173. 1197. 2157. 2367. 2389. 2885. 3229; a. Heinr. 1037; Iw. 349. 421. 471. 607. 975. 999. 3143. Ferner steht *kâmen* im Reim: Er. 662. 7712. Greg. 457. 1807. 3023. 3205. 3581 und *kæme, kæmen* 1. Büchl. 1017. Er. 156. 198. 206. 678. 1166. 1330. 1470. 1772. 1896. 2250. 2418. 2926. 3090. 3100. 3676. 3804. 3964. 5154. 5620. 5858. 5860. 6372. 7450. 8040. 9810. 9830. 9884. Greg. 509. 1051. 1915. 2077.

(2642. 4842. 5488. 8730); *kæme* (3099. 6218), aber lange noch nicht oft genug für einen Dichter, dem diese bequeme Reimform geläufig wäre. 16 mal im Wigal. und 86 mal im Er., der um mehr als 1500 Verse kürzer ist, das ist kein natürliches Verhältnis. Bei Gottfried finde ich *kam, kâmen* u. s. w. 148 mal gereimt in 19552 Versen. Der Reim *kam* verdankt seine Existenz bei Wirnt also wohl nur dem Einfluss Hartmanns, und wir sehen, er nimmt mit diesem Einfluss auch ab. Bis zur Erwähnung Wolframs 6343 findet er sich 13 mal und in den 5365 noch folgenden Versen nur 3 mal, das letzte Mal 9053. Ich habe schon oben S. 493 erwähnt, dass Wolframs Einfluss erst von 9000 ab ganz dominierend wird. In derartigen Erscheinungen zeigt sich doch klar, welche Bedeutung die Dichter der Zeit, und mit ihnen doch wohl auch ihr Publikum, solchen Fragen, wie *kam* oder *kom*, beigelegt haben. Mit Hartmanns Autorität entscheidet sich Wirnt für *kam*, mit Wolframs Autorität giebt er es dann wieder auf. Aber dass er trotzdem im ersten Teile seines Wigal. seiner Sprache nur 14 *kam* und *kâmen* abringen kann, in einer Partie, in der der Er. *kam* u. s. w. 63 mal reimt, ist charakteristisch. Es zeigt uns, wie ein Dichter verfährt, der *kam* nur aus der Tradition holt, und zugleich, dass Hartmann nicht in diesem Falle war.

[1]) S. auch Vos, a. a. O. SS. 47. 49. 50.

Fassen wir alles zusammen, so findet sich *kam, kâmen* u. s. w. bei Hartmann 116 mal im Reime: 86 mal im Er.,[1]) also mehr als 8 aufs Tausend, 21 mal im Greg., also nur mehr 5 aufs Tausend, 1 mal in den ca. 1500 Versen des a. Heinr. und 7 mal im Iw.: nicht einmal 1 aufs Tausend. Und sehen wir uns jetzt die Verteilung von *kam* (*kâmen* und *kæme* fehlt im Iw. und a. Heinr. gänzlich) innerhalb des Iw. an! 6 von den 7 relativ so spärlichen Beispielen fallen vor Vers 1000! Das siebente auf 3143. Die Reime *nam, vernam, gezam, nâmen, vernâmen, gezâmen* u. s. w. sind überall zur Hand[2]): *genomen* (*vernomen*) reimt z. B. auf *komen* (Inf. oder Part.)[3]) im Er. 48, im Greg. 13, im a. Heinr. 7, im Iw. 46 mal, genau so oft fast, wie im Er. Da kann von Zufall nicht die Rede sein weder für die Abnahme der Beispiele für *kam* u. s. w. im Iw. um beinahe das zehnfache gegenüber dem Er., noch dafür, dass sich fast alle Fälle, die uns der Iw. noch bietet, in den ersten 1000 Versen zusammendrängen. Um das sonderbare Missverhältnis der Verteilung so recht vor Augen zu führen und jedermann den letzten Rest von Zweifel zu benehmen, gebe ich die Verteilung von *kam* im Reim im Er., Greg. und Iw. von tausend zu tausend Versen an, wobei die Ziffer das jedesmalige Vorkommen von *kam, kâmen* und *kæme(n)* in sich begreift. Die Nullen im Iw. werden wohl ohne Kommentar ihre Wirkung thun. Er. 1—1000 : 10, 1—2000 : 10, 2—3000 : 14, 3—4000 : 14, 4—5000 : 5, 5—6000 : 10, 6—7000 : 5, 7—8000 : 6, 8—9000 : 6, 9000 bis Schluss : 6. Greg. 1—1000 : 5, 1—2000 : 7, 2—3000 : 5, 3000 bis Schluss : 4. Iw. 1—1000 : 6, 1—2000 : 0 (die erste Null! Aber nun folgen sie alle), 2—3000 : 0, 3—4000 : 1, 4—5000 : 0, 5—6000 : 0, 6—7000 : 0, 7000 bis Schluss : 0. Wird diesen Zahlen gegenüber irgend jemand von Zufall reden wollen? Nirgends sinkt die Zahl in tausend Versen unter 5, meist hält sie sich über 6, noch im Iw. 1—1000 haben wir 6, und von da an Null und Null und Null! Die ersten tausend Verse des Iw. stehen also in bezug auf die Verwendung des *kam* im Reim noch

[1]) Das 1. Büchl. kann nicht in die Berechnung gezogen werden, denn dem lyrisch-didaktischen Gedicht fehlen natürlich die Beispiele für 3. Pers. Sing. Prät.

[2]) Dass *nam, vernam* im Iw. nur 9 mal, *nâmen* u. s. w. nie, und *næme* nur éinmal reimt, hat natürlich nur darin seinen Grund, dass hier *kam* als Reimwort fehlt.

[3]) *willekomen* und *volkomen* sind nicht eingerechnet.

ganz auf der Stufe des Er. und Greg., erst Vers 1000 (gerade dort!) setzt die neue Technik ein: Hartmann meidet fortan das Praet. von *komen* zu reimen! Es kann für mich kein Zweifel sein, dass er es deshalb plötzlich meidet, weil er Kenntnis davon erhalten hatte, dass *kam* : *nam* im Nachbarlande nicht reimte. Es muss doch seinen Grund haben, dass wir Hartmann hier und immer nur solche Formen und Worte im Reime meiden sehen, die andere Dichter anders reimen, andere Dialekte anders sprechen, neben denen andere Formen Geltung haben, mit einem Wort, die 'unsicher und zweifelhaft' sind. Dass Hartmann *kam* gesprochen hat und nicht *kom*, scheint mir durch die 116 Reime, wo er es mit *nam* und *zam* bindet, bewiesen; dass aber das Alemannische zwischen Vers 999 und 1000 des Iw. plötzlich sein *kam* in *kom* geändert habe, wird man wohl auch nicht annehmen wollen. Schliesslich erwähne ich noch, dass Vers 1—1000 des Iw. gegenüber dem a. Heinr. mit ihren sechs *kam* vielleicht einen Rückfall bedeuten, wenn es nicht Zufall ist, dass wir in den 1500 Versen des a. Heinr. bloss éin *kam* gereimt finden. Solche 'Rückfälle' zu Anfang neuer, sonst sorgfältiger gereimter Gedichte sind uns ja nun schon etwas altbekanntes, s. oben S. 455 und passim.

Aber es wird vielleicht solche geben, die es misslich finden, 1000 Verse eines ohnehin nicht allzu langen Gedichtes abzutrennen und für eine ältere Technik in Anspruch zu nehmen. Jedoch kann ich in einem zweiten Fall ganz die gleiche Erscheinung nachweisen. Es ist ja bekannt, dass sich *dagen* und *verdagen* bei Hartmann und Wolfram[1]) nur im Reime finden. Heute ist das Wort aus unserem Wortschatz verloren, und es verdankt wohl auch bei den genannten Dichtern seine Existenz nur dem Zwange der Tradition und des Reimes. Dass sich Hartmanns Diktion schliesslich dieses Zwangs entäussert, wäre a priori mit Sicherheit zu erwarten. Wir finden nun die verschiedenen Formen von *dagen* und *verdagen* (*dage, dagen, dagest, daget, gedaget, unverdaget, gedagte, gedagtest*) für die immer die aller bequemsten Reimworte zur Hand sind: *sagen* und *klagen, erslagen, maget* u. s. w., bei Hartmann 47 mal im Reim und zwar 6 mal im 1. Büchl.: 322. 485. 491. 507. 1281. 1593, 26 mal im Er.: 44. 576. 1448. 3034. 3147. 3185. 3374. 3420. 4300. 4836. 5163. 5467. 6458. 6508.

[1]) Ueber die auffällige Verteilung des Wortes bei Wolfram s. oben S. 477.

6554. 7007. 7054. 7455. 7501. 7518. 7593. 7830. 7992. 8306. 8465. 9736, 5 mal im Greg.: 1255. 1587. 2169. 2183. 2415, 1 mal auch noch im a. Heinr.: 502. Im Iw. lesen wir es 9 mal.[1]) Das bedeutete zwar eine starke Abnahme gegenüber dem Gebrauch im Er. — im Er. fast 3 in je tausend Versen, im Iw. nicht viel mehr als eines —, würde aber mit Rücksicht auf den Greg. kaum zu irgendwelchen Schlüssen berechtigen. Nun stehen aber alle 9 Beispiele, hier ganz ohne Ausnahme, vor Vers 1000. Es sind: 182. 188. 250. 257. 797. 839. 861. 954. 959. Und wenn auch das starke Plus dieser Verse sich aus dem Inhalt erklärt, wird doch zu Anfang des Iw. lang und breit darüber verhandelt, ob Kalogreant schweigen oder weiter erzählen soll, so erklärt uns das noch nicht das gänzliche Fehlen des Wortes in den übrigen 7000 Versen des Gedichtes, wo wir es nach Massgabe der Verteilung im Er. 17 oder 18, nach der im Greg. 8 oder 9 mal finden sollten. Aber Hartmann hat es eben später verschmäht, ein Wort zu reimen, das er nicht auch sprach. Vielleicht war gerade der überhäufige Gebrauch des Wortes zu Anfang des Iw. der Ausgangspunkt besserer Erkenntnis, vielleicht wurde er dadurch auf das Unlebendige des traditionell nun schon so lange mitgeschleppten Reimwortes erst aufmerksam.[2]) Das Wort *swigen, verswigen* findet sich im Iw. 2249. 3473. 4447. 7935. 7433[3]) im Reime.

Andere, mehr vereinzelte Reime, in denen sich die ersten tausend Verse des Iw. mit dem übrigen Gedicht im Widerspruch befinden und der Technik der älteren Werke folgen, erwähne ich noch, kann aber hier keine weiteren Belege und Begründungen hinzufügen. Wir finden das Praet. *vleiz* Iw. 61; *Ze Brezìljâne in den walt* Iw. 263, *Ze Britanje in daz lant* Iw. 1181;[4])

---

[1]) S. auch Vos, a. a. O. S. 12.

[2]) Der Form nach aber widersprach es Hartmanns Dialekt nicht. Es beweist also nichts dafür, dass auch die von Hartmann bis zum Iw. gereimten *hâte* und *kam* ihm fremde, von ihm nicht gesprochene Formen sein könnten.

[3]) Die Zahlen bei Vos sind hier zu berichtigen.

[4]) Sowie das nachgestellte Attribut (s. ZfdA. 40, 237 f.) sucht Hartmann nämlich auch die Verwendung der bloss ein Epitheton ornans vertretenden Apposition zum Namen, vor allem zum Namen des Helden, möglichst einzuschränken. Wir finden im Iw. ausser den oben genannten zwei Beispielen nur noch: *Künec Artûs, der guote* Iw. 5; *Her Gâwein, der guote* 5687; *Her Gâwein, der bescheiden man* 2715; *Her Gâwein, der getriuwe man* 2767. Man sieht nie für den Helden! Dem steht im Er. gegenüber: *Ze Britanje in daz lant* Er. 2030. 5650. 5680. 7798; *Ze B. in ir lant* 2228. 2346. 7814; *Er sprach*

îsengewant Iw. 965; *bî sînen zîten* Iw. 7; *ze wâre sagen* Iw. 849; *eine wîle : mîle* Iw. 277.

Das Wort *bejac* heisst 'Beschäftigung, Erwerb', und in dieser prosaischen Bedeutung finden wir es Greg. 1036. 2688. 2880. Iw. 3920. 6396; der Er. sagt *bejaget*, so Er. 2710 (s. oben S. 491). Und das davon abgeleitete Verb erscheint im Iw. in eben dieser Bedeutung: *sich bejagen* 'seinen Unterhalt finden' 7179. Im Greg. heisst es einmal *sælde bejagen* 1873, aber die sinnliche Vorstellung des 'Erjagens' herrscht hier vor, wie die Beziehung auf Greg. 1531 erweist. Anders heisst es im Er. *prîs, êre, lop, âventiure, bezzer wort bejagen* und zwar nicht weniger als 12 mal[1]): 831.

Britanje daz lant Er. 7906; [*In Equitanjam daz lant* Greg. 3033]; *Erec, der muotveste* Er. 8118; *Erec, der êren holde* 9962; *Erec, der degen* 8320; *Gâwein, der guote kneht* 1628; *Erecke, dem guoten knehte* 3344; *Erecke, dem jungelinge* 756; *Her Gâwein, der edel man* 2666; *Erec, der ellende man* 4023; *Erec, der junge man* 18; *Dar zuo Erec, der junge man* 2324; *Unz daz Erec, der junge man* 931; *Wie der herre Eneas, Der vil listige man* 7554; *Keiîn, der schalkhafte man* 4737; *Erec, der tugenthafte man* 2811; *Gâwein, der tugenthafte man* 5026; [*Gregorium, den reinen man* Greg. 3101]; *Erec, der herre* 1368. 2572; *'E daz Erec, der herre* 4250; *Sô bat se Erec, der herre* 9870; *Artûs, der herre* 2268; *Der künec Artûs, mîn herre* 4629[38]; *Guivreiz, der herre* 7032. 8762; *Ginovêr, diu künegîn* Er. 5100. Ebenso Erec 4 mal im Reim '*der guote*' genannt (1056. 4744. 5586. 9366), nie so der Held des Iw.! [Greg. 1919. 2643. 2773, hier aber wohl so viel als 'der Heilige', ebenso *Jôb, der guote* a. Heinr. 139]. Etwas anderes ist natürlich *Jâ herre got, der guote* Iw. 1609; *got, der guote* Greg. 747. 2643, *herre got, der guote* Er. 4232. Greg. 757; *Rîcher got, der guote* Er. 3148. 8294. Iw. 5971; *Rîcher got vil guoter* Er. 1460. Greg. 2441; *got, der süeze* Iw. 6409; *got, unser herre* Greg. 3441. Iw. 4853, vgl. 5205. — '*diu süeze*' Er. 9704, und öfter im a. Heinr. von dem Kinde: 461. 479. 553; '*diu guote*' dagegen findet sich auch im Iw. 1681 (von Laudine, aber in einer Rede Iweins!); *Diu süeze, diu guote, Diu suoze gemuote* 7299 (nicht ohne Stilabsicht, die jüngere, sanfte Schwester im Gegensatz zu '*diu unguote*' 5663!); *diu guote Mit einvaltigem muote* 7691 (von derselben); *diu guote Mit vrœlîchem muote* 7941 (von Lunete. Schlusspartie!). Viel häufiger im Er., stets von Enite (*diu vil guote* 3278; *diu guote* 3972. 4140. 4424. 4506. 5372. 5604. 5742. 6282. 6522. 7220), im Greg. 1919 *diu guote* von der Mutter, ebenso 2063. Umgekehrte Apposition: *Der vil wênige man, Guivreiz ir wirt* ... Er. 7114; *Ouch schiet der wênige man, der künec Guivreiz* ... 9990, vgl. auch 7467. Nie im Iw. — Ganz anderer Beurteilung unterliegen natürlich spezialisierte, nicht episch formelhafte Appositionen, wie etwa *dem hern Iwein, sînem gesellen* Iw. 2701, mit bezug auf Gawein, vgl. 3029; *Von Erecke, ir gesellen* Er. 2828, mit bezug auf Enite. Ferner *Sîn wîp, diu küneginne* Iw. 4587; *mîn frouwe, diu künegîn* Er. 1024. 1526. — Mit Wolfram verglichen erscheint auch die Diktion des Er. sehr sparsam in aller Art Appositionen.

[1]) Ich betrachte hier nur das Vorkommen im Reime.

1381. 2486. 2622. 2813. 4307. 4346. 5683. 8015. 8024. 10038. 10086. Nie findet sich korrelates im Greg. und a. Heinr., nie, selbst nicht ausser dem Reim, im Iw., nur 3523—25 lesen wir *prîs bejagen.* Knapp 400 Verse früher, 3143, lasen wir das einzige *quam* des Iw. ab Vers 1000, und 3391 *began* (s. oben S. 465), 3028. 3249 *helt* und *degen.* Nach einem unzweifelhaft richtigen Resultat von Pauls Aufsatz über das Hss.-verhältnis im Iw. im ersten Band der Beitr. beginnt mit etwa 3200 eine vom früheren Verhältnis verschiedene Gruppierung der Hss. Sollte mit V. 3059 etwa oder etwas später Hartmanns Thätigkeit einst neu eingesetzt haben, was uns die 'Rückfälle' und vielleicht auch den Wendepunkt in der Gruppierung mehrerer Hss. erklärte? Doch hier breche ich ab.

Ich gebe nur noch eine Zusammenstellung aller jener Stellen, an denen sich Hartmann für die Wahrheit des Erzählten beteuernd auf seine Quelle beruft oder auf schon Erzähltes zurückweist. Natürlich wurden dabei die Stellen übergangen oder kenntlich gemacht, an denen er sich des längeren über seinen Gewährsmann auslässt, also vor allem Iw. 8159 bis Schluss, oder längere Ausführungen und Auseinandersetzungen mit dem Leser über Wahr und Unwahr, wie etwa in der Partie über Enitens Pferd und Sattel Er. 7263 ff., ferner Iw. 6939 ff. 1029 ff. Greg. 51 ff. Es handelt sich mir nicht um eine Untersuchung von Hartmanns Verhältnis zur Quelle, sondern ich will das Augenmerk hauptsächlich auf die kurzen Verweise Hartmanns lenken, die mehr Reimbedürfnissen als der Wahrheitsliebe gelten. Sie dürften wohl niemandem als ein besonderer Schmuck der Rede erscheinen, oder ihr Häufigerwerden als ein Fortschritt der Technik, so dass ich glaube, dass die Erkenntnis, um wie viel sparsamer als Er. und Greg. der Iw. solche Einschübe zu Reimzwecken verwendet, dazu beitragen wird, die Chronologie der Hartmann'schen Epen festzustellen. Dabei erhalten wir ein hübsches Bild davon, wie sehr Hartmann an der Ausbildung seiner Technik arbeitet und sich von starrer Formel und Reimflickerei zu befreien sucht.[1])

Wir finden: *Und als ich* (!) *ez vernomen hân* Er. 1604. 3304; *Als wirz mit wârheit haben vernomen* Er. 2742; aber auch im Iw. 1113: *Ez sluoc, als ich vernomen habe.* Die Berufung erstreckt

[1]) Vgl. zu diesen Zusammenstellungen die ähnlichen über Wolfram bei Förster S. 27 f.

sich hier nicht über den ganzen Vers! — Nur im Erec findet sich: *Als mans von im vernomen hât* 1984.

Als ich iu nû sagen wil Er. 916. 7664; *Als ich iu sagen sol* Er. 2018. Greg. 2125; *Rehte als ich iu sagen sol* Er. 7122; *Als ich iu nû sage* Greg. 2943; *Mit einem, als ich iu sagen wil* Er. 7276; *Dâ widr, und ich iu sagen wil* Er. 5224; *Ze glîcher wîs, als ich iu sage* Er. 1716. Auch im Iw., aber nie über den ganzen Vers: *Ein want, als ich iu sagen wil* 7047; *Und genas, als ich iu sage* 1107.

Sô wil ich iu von Erecke sagen Er. 9181; *Dâ von wil ich iu sagen* Er. 5133; *Dâ von ich iu kurze wil Gesagen von der wirtschaft* Er. 2134; *Von einen gnâden ich iu sage* Greg. 3583. Auch im Iw.: *Ich wil iu von dem hûse sagen* Iw. 1135; *Wan ein dinc ich iu wol sage* Iw. 1045; *Ouch sage ich iu ein mære* Iw. 2565.

Wande ich sage iu rehte wie Er. 2362; *Und sage iu rehte wie* Er. 2362 (= 7440, dort aber in der Rede einer handelnden Person, wo ähnliches auch sonst noch öfter vorkommt); *Er phlac ir sô, ich sage iu wie* Greg. 111. Auch im Iw., aber nicht über den ganzen Vers: *Ez geschach doch im, und sag iu wie* Iw. 3035 (vgl. auch 3031, übrigens in längerer Auseinandersetzung des Dichters, s. oben).

Von des selben manheit Ist uns wunder geseit Er. 4280. Aehnliches öfter noch im Iw.: *Wande iu ist ê sô vil geseit Von ietweders manheit* Iw. 6943; *Nû ist uns ein dinc geseit Vil dicke für die wârheit* Iw. 1355 (längere Moralisationen!), aber vor allem: *ein maget, Diu vil wol, ist mir gesaget* Iw. 6455, was vereinzelt bleibt.

Im Iw. fehlt aber gänzlich: *Als ich iu ze sagen weiz* Er. 7138; ferner *Er selbe rôt, als ich ez las* Er. 9018; *Ouch wârn sî beide, als ich ez las* Er. 9722; *Gezieret wol, als ich ez las* Greg. 549; *Dô starp, als ich ez las* Greg. 2971; ferner *Als ich des gewis bin* Er. 1996; *Als ichs bewîset bin* Er. 8240. Greg. 541.

Im Iw. fehlt gänzlich: *Daz sol iu werden gezalt* Er. 7339; *Der alter hœret zellen* Er. 2078; *Der namen hœret zellen* Er. 2232; *Nu mugt ir hœren mære* Er. 396; *Daz vernemet an dem mære.* Er. 7832.

Ich wil ouch iu ze wâre sagen Er. 2623;[1]) *Daz ich iu wil ze wâre sagen* Er. 5682; *Ze wâre ich iu daz sagen wil* Er. 1856; *Ze wâre sage ich iu daz* Er. 7446; *Daz sî iu vür wâr geseit* Greg.

[1]) Hartmann sagt immer *ze wâre*, nie *zwâre*.

1961. Im Iw. nur *Ouch si iu daz vür wâr geseit* Iw. 6997, in längerer Auseinandersetzung. — . . . *des wil ich iu verpflegen* Greg. 3365.

Diu was, so man (!) *sagt* Er. 1417; *In swachen kleidern, sô man sagt* Er. 1586; *Diu ie, sô man sagt* Er. 1609; *Alsô karc, sô man sagt* Greg. 2124; *Unde hete, sô man sagt* a. Heinr. 301; *Die jungen wâren, sô man seit* Er. 1950; *Diu was, sô man seit* Er. 2722; *Ze Engellande, sô man seit* Er. 9282; *Ir wâren zehen, sô man zalt* Er. 1942. Niemals etwas dergl. im Iw.![1])

Als uns diu wârheit von im sagt Er. 10039; *Als uns Crestiens saget* Er. 4629[11]; *Als uns der meister seite* Er. 7462; *Als uns diu schrift hât geseit* a. Heinr. 89; *Als uns diu âventiure zalt* Er. 743; *Als uns der âventiure sage Von den tugende rîchen zalt* Er. 4629[7] (so zu ergänzen!); *Als uns der âventiure zal Urkünde dâ von gît* Er. 7835; *Von der uns Lûcânus zalt* Er. 5218; *Von dem man solhe kraft seit* Er. 8428; *Sagt diu âventiure wâr* Er. 184 (vgl. Parz. 201, 27). Niemals etwas dergl. im Iw.! Nur 3025 finden wir, aber in längererer Auseinandersetzung zwischen Dichter, Minne und Leser: *Ich weiz ir zweier wehsel niht, Wan als diu âventiure giht, Sô* . . . Das ist natürlich ein Anderes!

Nâch der âventiure sage Er. 2238. 2896;[2]) *Nâch der âventiure zal* Er. 281. Nur hier, auch im Er. fehlt das später.

Als man ez von der wârheit weiz Er. 1926.

Auch als Figur der Praeteritio gibt der Er. wesentlich mehr und manigfaltigeres als der Iw. Im Iw. finde ich nur: *Waz sol der rede mêre* Iw. 2415 (s. *Waz mac ich dâ von sprechen mêre* a. Heinr. 1429) und *Ich machte des strîtes harte vil Mit worten, wan daz ich enwil* Iw. 1029 (es folgt eine längere Ausführung dessen). Dazu kämen dann noch die Schlussworte des Iw. 8159 ff.

Aus dem Er. führe ich an: *Wir müezen sîner geschiht Ein michel teil verdagen, Man möhte vil dâ von gesagen* Er. 4301.

[1]) Ausserdem bei Moralisationen und Einschüben des Dichters: *Ez ist et, als man dâ seit* Er. 1228; *Ez ist et wâr, daz man mir seit* 1. Büchl. 495. Ferner: *Ouch ist im ofte vor geseit* Greg. 305 (auch *Nû ist uns ein dinc geseit Vil dicke für die wârheit* Iw. 1355, aber in längerer Ausführung s. oben). Ebenso steht *Als ich iu nû bescheide* Er. 4502. Iw. 1031. 4502 (vgl. 3031) nur in längeren Moralisationen und Gedankenspielen.

[2]) *sage*, Subst., ausserdem: *Nâch der küneginne sage* Er. 1500; *nâch sage* Er. 1622, a. Heinr. 266; *von sage* a. Heinr. 595; *Sî engeloubeten niemens sage* a. Heinr. 1392. Der a. Heinr. nimmt hier ein Wort wieder auf, das Hartmann ab Er. 2896 sonst nicht mehr gebraucht hat.

Dazu gesellen sich zahlreiche Beispiele in der Beschreibung von Enitens Pferd: *Man mac diu wunder niht gesagen Von ir, man muoz ir mê verdagen* Er. 7743; *Wan daz ez missezæme Von einem phärde alsô vil Ze sprechen ... Sô möhte ich wunder von im sagen* Er. 7454; *Dâ von wirt iu niht mêre gezalt, Daz ich die rede iht lenge* Er. 7429; *Daz wær ze sagenne ze lanc* Er. 7484. 7572; *Waz sol iu mê dâ von gezalt?* Er. 7461. Ferner *Waz solte daz lange mære Wie daz geworht wære* Er. 1446 und die bekannte Stelle des Greg.: *Ich wæn ez unnütze wære, Ob ich daz vorder mære* u. s. w. 3159 ff. — Endlich einige Iw. 1029 ff. entsprechende Stellen: *Sô würde der rede ze vil. Den lop ich iu enden wil* Er. 1450; *Wan daz der rede dâ wær ze vil: Dâ von ich iu sî kürzen wil* Er. 4302; *Von der ich iu hie zestunt Nû niht mêre sagen wil, Wande es würde ze vil* Er. 5224 und oben über Enitens Pferd 7452. — Nichts entsprechendes in den späteren Gedichten finden wir für Wendungen, wie: *Nâch wiu, des ist mir niht gezalt* Er. 6126; *wem ditz wære gesant, Desn ist mir niht geseit* Er. 3498; *'Nû sage von wiu?' Daz weiz ich wol Und sagez sô ichz sagen sol* Er. 7826.

Am stärksten aber ist das Zurücktreten des Iw. vor dem Er. bei den Berufungen auf das, was der Dichter selbst schon erzählt habe. Und hier tritt der Greg. ganz zum Er. und steht im Verein mit diesem dem Iw. gegenüber. Das allein schiene mir zum Beweis genügend, dass der Greg. älter ist als der Iw. In den 1500 Versen des a. Heinr. können wir derartiger Verweisungen auf früher Berichtetes nicht viel erwarten. Umsomehr wiegt das wenige, das sich findet.

Im Iw. finden wir nur: *Als ir ê habt vernomen* 7727 (Schlusspartie!); *Als ich iu hân verjehen* 3927; *Als ich iu hân gesaget* 5700. Das ist alles.

Dem steht im Er. und Greg. gegenüber: *Als ir ê* (oder *ê wol*) *habt vernomen* Er. 8662. Greg. 1055. 3321; *Als ir dâ vor habt vernomen* Er. 1294; *Daz habt ir ê wol vernomen* Er. 1754; *Mit êren, als ir habt vernomen* Er. 3310; *Wan als ir dâ habt vernomen* Er. 8752.[1]) — *Als ich iu nû hân verjehen* Greg. 3307. — *Ich habe iu ê von im gesaget* Er. 6820, *Von der ich iu ê hân gesaget* a. Heinr. 356; *Als iu ê ist gesaget* Er. 1103; *Als ich iu gesaget*

[1]) Bei Gelegenheit der Mitteilung einer allgemeinen Wahrheit (s. auch oben S. 598 Anm.): *Wande wir haben vernomen* Er. 3684.

hân Er. 452; *Als ich iu ê (dâ vor) gesaget hân* Er. 240. 3966. 8460. Greg. 1671; *Ir vinde, als ich gesaget hân* Er. 2764; *Von der ich iu gesaget hân* Er. 5230; *Da von ich ê gesaget hân* Er. 7226; *Von den ich iu vor gesaget hân* Er. 3304; *Als man iu ê gesaget hât* Greg. 2321; *Als man iu an dem mære Ouch dâ vor seite* Greg. 2305; *Und sagten im, als ich iu ê* Greg. 855; *Saz, dâ von ich iu sagte ê* Greg. 3067; *Als ich iu ê habe geseit* Er. 460; *Als ich ê hân geseit* Er. 2354; *Als ich iu dâ hân geseit* Er. 3944; *Als iu dâ vor was gezalt* Greg. 3505; *Den ich iu geslagen hân gezalt* Er. 6766; *Von der ich iu nû dâ las* Er. 7304 (Enitens Pferd!). — *Als ir ê hôrtent sagen* Er. 7178; *Als ir ê wol hôrtent sagen* Er. 7268; *Diu houbet, als ir hôrtent sagen* Er. 9746; *Von dem ir ê hôrtet sagen* Greg. 3142.

Es war meine Absicht, noch die Frage zu behandeln, inwieweit Hartmann und Wolfram in ihren Reimen das Flexions-*e* nach Liquiden und Nasalen am Schlusse kurzer Stammsilben apokopiert haben. Aber mir fehlt hier zu den, wie mir scheint, nicht ganz unwichtigen Ausführungen nun doch der Raum. Das Zitat bei Kraus (Das sog. zweite Büchlein) möge man also auf einen Aufsatz beziehen, der in einem der nächsten Hefte der ZfdA. folgen wird.

Ich habe Wolfram natürlich in Lachmanns, den Erec in Haupts Ausgabe[2] zitiert. Ebenso Büchlein und a. Heinr. nach Haupt[2]. Den Iwein nach Henrici, wobei ich mich jedoch nicht überwinden konnte, die Sprünge der Orthographie dieser Ausgabe wider besseres Wissen mitzumachen. Der Greg. ist nach Pauls grosser Ausgabe zitiert, wobei ich die Laa. der kleinen Ausgabe und meine Textbesserungen (ZfdA. 37, 412 ff.) immer mit berücksichtigte, die Einleitung zähle ich nach ZfdA. 37, 407 ff. als 1^{E}—170^{E}. Für den Wigal. gebrauchte ich Beneckes, für den Trist. Bechsteins Edition (letztere in 3. Auflage), hauptsächlich weil bei statistischen Zusammenstellungen die Zählung nach Versen viel bequemer und übersichtlicher ist, als die nach Seiten.

Zum Schluss benutze ich noch die Gelegenheit einen bösen Irrtum meines Aufsatzes, ZfdA. 40, 232 f., zu korrigieren. Durch einen Druckfehler in Henricis Ausgabe verleitet, behauptete ich dort, dass v. 297 f. des Iw. in der Quelle, trotz gegenteiliger Versicherung mehrerer Gelehrter, keine Entsprechung haben.

Das Reimpaar aber geht thatsächlich auf eine Stelle Chrestiens zurück, nur nicht auf v. 213, sondern auf v. 203 f., worauf mich Heinzel aufmerksam machte. Die Verse sind also echt, was für die Beurteilung des Hss.-verhältnisses im Iw. von Wichtigkeit werden kann. Die theoretischen Ausführungen, die ich a. a. O. an meine irrige Behauptung knüpfte, bleiben natürlich trotzdem zu recht bestehen.

Register.

c und *ch* (ausser in griechischen Wörtern) stehen unter *k*; *ð* folgt nach *d*; *v* (ausser wo es = *w* ist) steht unter *f*; *ǫ* folgt nach *o*; *þ* nach *t*; *æ* und *ø* in aisl. Wörtern steht am Schlusse.

A.

B.

C.

D.

E.

F. V.

G.

H.

I. J.

C. K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

Þ.

U.

V. W.

Y.

Z.

